UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT
9000000341

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

redigirt von

J. Kuranda.

Fünfter Jahrgang.

II. Semester. IV. Band.

Leipzig,
Friedrich Ludwig Herbig.
1846.

434

Digitized by Google

BIBLIOTHÈQUE
DE L'UNIVERSITÉ
DE GAND.

Digitized by Google

Inhalt.

Nr. 40. Ziska. — Von A. Meißner. S. 1. — Ein kurzer Feldzug. Aus dem Tagebuche eines Offiziers. S. 9. — Ein Maestro. S. 16. — Zur Göthe-Literatur. S. 31. — Tagebuch: Aus Berlin. S. 36. — Herren und Bauern in Böhmen. S. 38. — Die Germanisten und die Feste in Frankfurt a. M. S. 40. — Aus Innsbruck. S. 42. — Notizen. S. 43.

Nr. 41. Oesterreichische Grenzjäger. S. 45. — Ziska. — Von A. Meißner. S. 59. — Tagebuch: Reisenotizen aus Belgien. S. 69. — Kunstzustände in Dresden. S. 72. — Aus Prag. 1 und 2. S. 76. — Aus Berlin. S. 79. — Aus Wien. S. 81. — Notizen. S. 83.

Nr. 42. Die Philologenversammlung in Jena. S. 85. — Aus den Tagebüchern von Gentz. S. 93. — Ein Mittag in Genf. S. 109. — Tagebuch: Aus Leipzig. S. 113. — Aus Wien 1 und 2. S. 115. — Aus Frankfurt a. M. S. 120. — Aus Berlin 1 und 2. S. 123. — Zwölf Sonette von Emanuel Geibel. S. 125. — Hebbel's Maria Magdalena auf der Bühne. S. 126.

Nr. 43. Gießen und seine Universität. S. 129. — Leipziger Briefe. S. 143. — Fürstenjagd. Eine Novelle. S. 155. — Tagebuch: Cornelius und seine neuesten Cartons. S. 169. — Die Reformen des Gerichtswesens in Oesterreich. S. 171. — Jordan's Geschichte der Insel Hayti. S. 173. — Gutzkow als Dramaturg. S. 175.

Nr. 44. Wiens poetische Federn und Schwingen. Franz Grillparzer. S. 177. — Die Oktober-Verhandlungen der böhmischen Stände. S. 191. — Die Gymnasien-Reform. S. 196. — Neue Gedichte von Alfred Meißner. S. 200. — Bischoff's Erläuterungen Goethescher Gedichte. S. 206. — Tagebuch: Ein Wort über den Gebrauch der Fremdwörter im Deutschen. S. 210. — Aus Wien. S. 213. — Aus Dresden. S. 217. — Die Singakademie in Berlin. S. 219. — F. L. Schlesser's „Weltgeschichte für das deutsche Volk." S. 220. — Die österreichischen Schriftsteller im „Auslande." S. 222.

Nr. 45. Die bairische und badische zweite Kammer. S. 225. — Oesterreichische Regierungspläne in Galizien. S. 236. — Eine deutsch-französische Allianz. S. 245. — Tagebuch: Aus Düsseldorf. S. 258. — Aus Berlin. S. 260. — Aus Prag 1 und 2. S. 262. — Literarische Notizen. S. 267.

Digitized by Google

Nr. 46. Die öffentlichen Schulen und die Sittlichkeit. S. 269. — Ungarische Zustände. S. 279. — Venedey und Schuselka über die deutschen Juden. S. 284. — Tagebuch: Aus Wien. S. 294. — Aus Berlin. S. 298. — Aus Prag. S. 300. — Heinrich Laube's „Karlsschüler." S. 303. — Waiblinger's Grab. S. 307.

Nr. 47. Studentenbilder. S. 309. — Censoren und Censur in Wien. S. 337. — Leipziger Briefe. S. 341. — Tagebuch: Oesterreichs Stellung in der Krakauer Frage. S. 350. — Aus Hamburg. S. 355. — Aus Prag. S. 357. — Notizen. S. 359.

Nr. 48. Die Gespenster-Symphonie. S. 361. — Geburtswehen der Wiener Akademie der Wissenschaften. S. 374. — Gedichte von Eduard Mautner. S. 379. — Schlosser über Napoleon von 1798—1806. S. 382. — Briefe vom Rhein. S. 387. — Tagebuch: Professor Jordan's Leidensgefährten. S. 393. — Aus Berlin 1 und 2. S. 396. — Aus Cöln. S. 399. — Der Schleichhandel an der Krakauer Grenze. S. 402. — Aus Wien. S. 405.

Nr. 49. L. Steub's drei Sommer in Tyrol. S. 409. — Erzählungen eines Schauspielers. I. S. 414. — Zur statistischen Literatur. S. 432. — Tagebuch: Friedrich List. S. 437. — Aus Berlin. S. 441. — Der Oldenburgische Verfassungsstreit. S. 443. — Die Hosen des Herrn von Bredow. S. 445. — Notizen. S. 447.

Nr. 50. Die Verfolgung Friedrich List's im Jahre 1821. S. 449. — Erzählungen eines Schauspielers. II. S. 454. — Tagebuch: Gutzkow's „Uriel Acosta" auf der Bühne 1 und 2. S. 475. — Aus Wien 1 und 2. S. 480. — Aus Berlin. S. 485. — Aus Leipzig. S. 487. — St. Petersburg im kranken Leben. S. 490.

Nr. 51. Die zweite Stände-Kammer im Großherzogthum Hessen. S. 493. — Eine Ferienliebschaft. S. 503. — Tagebuch: Neueste Touristenliteratur. S. 523. — Aus Berlin. S. 525. — Aus Wien. S. 528. — Notizen. S. 531.

Nr. 52. Das Studententhum der Gegenwart. S. 533. — Das Herzogthum Westphalen. S. 541. — Fragmente und Aphorismen von Ludwig Börne. S. 545. — Tagebuch: Aus Mainz. S. 556. — Aus Prag. S. 559. — Aus Berlin. S. 562. — Notizen. S. 563.

Digitized by Google

Ziska.*)

Von Alfred Meißner.

1.

Des Ziska Schloß steht öde und verfallen
Im Thal von Trocnow ganz im Wald verloren,
Der Zugwind geht durch die verlaßnen Hallen,
Der Epheu rankt an den verschloßnen Thoren.
Kein Gast betritt die hohe Marmorschwelle,
Kein Waidmann kommt gezogen mit den Hunden,
Die Orgel schweigt in heiliger Kapelle,
Die alte Pracht ist immerdar verschwunden.
Im Ahnensaal wird nie ein Fest mehr funkeln,
Drin hauf't der Wind, der Bote der Verwüstung,
Die Schwerter fallen und die Bilder dunkeln,
Und schnöder Rost zehrt an der Ahnen Rüstung.
Der Garten ist verwaist und ohne Wärtner,
Drin wuchert wildes Unkraut ohne Namen,
Der Herbstwind sä't, ein sinnverwirrter Gärtner,
Bei Ros' und Lilie Lolch und Schierlingssamen.
Nur eine Säule trotzt den Winterwettern,
Der Springbrunn ist versandet und verdorben,
Die Sonnenuhr umwölbt ein Dach von Blättern,
Der Zeiger spricht: Hier ist die Zeit gestorben.
Das Leben wich dem Walten der Gespenster —
In stiller Nacht, vor'm ersten Hahnenkrähen
Kann man im Schloß die lange Reih' der Fenster
Im geisterhaften Lichte funkeln sehen.
Das ist das arme Fräulein, das dort harret,
Das todte Opfer der verrathnen Ehre,
Und vom Altan in Schmerzen niederstarret,
Ob der verlorne Bruder wiederkehre?

*) Aus einer unter der Presse sich befindenden größern Dichtung.

Der aber ist schon lange weggeblieben,
Er kämpft in Ungarn und im fernen Polen,
Wie eine düstre Wolke, sturmgetrieben
Und kann sich nicht der Seele Ruhe holen.
Wie ein Asket im Beten und im Fasten
Trägt er um Christum Mühsal und Gefahren
Allein und heimathlos und kann nicht rasten —
Sein Gott ist nur der Gott der Heeresschaaren.

. . . . . .

Zuweilen tönt zur Heimath eine Sage
Von seinem Heldenarm, dem Schreckenvollen —
Daß man ihn sah, wie ein Gestirn der Plage —
Und wieder ist er ohne Spur verschollen. — — —
Die Moldau schlägt im Nachtsturm ihre Wellen,
Empört vom Andrang der geschwollnen Bäche,
Am Ufer brennen Klöster und erhellen
Der dunkeln Wasser ungeheure Fläche.
Es rauscht der Wald mit seinen schwarzen Föhren,
Das Frühlingseis zerbricht mit lautem Krachen,
Da dröhnt die Bucht — und wie des Teufels Lachen
Ist es noch fern im Felsgeklüft zu hören.

Ein Kahn durchschwimmt die Oede, schwarz, tiefnächtig.
Es sitzen drin zwei trotzige Gesellen,
Zwei starke Schiffer, und sie kämpfen mächtig,
Hier mit dem Eis, und hier mit Wind und Wellen.
Im Kriegerkoller steht im Kahn ein Dritter
Aufrecht, und hält sein treues Roß am Strange,
Bäumt sich das Thier — so ballt die Faust der Ritter
Und niederfällt der Rapp' und wiehert bange.
Des Kriegers Haar und Bart ist im Ergreisen,
Es hängt um's hag're Antlitz starr und beinern,
Ein einzig Aug' flammt unter'm Helmeseisen,
Allein ein Auge furchtbar — zum Versteinern.

Die Schiffer sehn vor sich den Strand sich breiten,
Die Fähre fliegt hinan: „Wir sind zur Stelle,
Seht ihr, o Herr, am Himmelssaum die Helle?
Sie wird nach Melnik sicher euch geleiten."
Der Ritter hat den Rappen losgebunden,
Nun sitzt er schon und gibt die scharfen Sporen,
Und eh' der Schiffer noch ein Wort verloren,
Ist er schon sausend in der Nacht verschwunden.

Was wühlt zutiefst in einer Männerseele?
Was macht noch mehr als Gift die Wange hager?

Digitized by Google

Was scheucht den Schlummer auch vom weichsten Lager
Und wacht nur auf, daß es von Neuem quäle?
S'ist nicht um Freundes Treubruch bittres Grämen,
Nicht bei verlorner Lieb' die Todtenwache,
Der heiße Ehrgeiz nicht, das wilde Schemen,
Das Wurmen ist's, um ungenomm'ne Rache!

Hat Einer, wer's auch sei, im Licht der Sonne,
Geschändet deine Ehre ohne Scheuen,
Und mußt du denken, daß er einer Wonne
Noch leben kann, und eines Tags sich freuen —
Dann möchtest du mit deinen eignen Händen
Die scharfe Wehr, der er sich konnt' entwinden
Im wilden Gram auf's eigne Herze wenden,
Sprach' nicht das Herz: Wirst ihn vielleicht noch finden!
Und heimathlos, ein sturmverschlagnes Wesen
Durchschweifst du mit den Winden alle Lande
Und bangst und zagst, daß alle Menschen lesen
Auf deiner Stirn die ungerochne Schande.

Unsel'ger Žiška, solch ein tiefes Elend
Wühlt unablässig dir im wilden Herzen,
Den Brand der Schmach in deiner Brust verhehlend,
Ziehst du umher, ein starrer Mann der Schmerzen.
Ein Pfaffe hat die Schwester dir geschändet,
Den reinen Engel — dir zum Heil gegeben,
Sie, ihre Schande nicht zu überleben —
Hat — gräßlich — durch freiwill'gen Tod geendet. —
Noch lebt der Unschuld teuflischer Verführer,
Die Klerisei beschützt ihren Trabanten,
Er steht beim Erzbischof als Flammenschürer
Der Scheiterhaufen, die in Constanz brannten.

Er lebt! o Žiška sporne den Polaken
Und laß ihn Blitze aus den Kieseln stäuben,
Sonst wird der Wahnsinn noch im Flug dich packen,
Der Sturm kann deinen Schmerz nicht übertäuben.

Was hebt sich dort im Schatten dunkler Weiden
Fern aus des Sees überbuschtem Rande?
Es kommt heran mit wehendem Gewande,
Es ringt die Hände wie in tiefen Leiden!
Es naht, es naht, es geht auf dem Gewässer
Ob dem das Mondlicht wölbte eine Brücke,
Es hebt sich — immer höher — immer blässer
Und Roß und Reiter prallen wild zurücke.

Digitized by Google

Der Ziška zerrt am Zügel fest und fester —
Was nahst du, ruft er, mir in dieser Stunde,
Unsel'ger Schatten meiner armen Schwester
Und zeigst am Herzen mir die blut'ge Wunde?
Hast keine Ruh in deiner kühlen Erden? —
Trotz Priestersegens und gesungner Messen
Steigst du herauf und rufst mit Schmerzgeberden
Den Bruder an, daß er nicht soll vergessen!

Es hat nicht Noth, o Schwester! Rächen, rächen
Will ich dich, Arme, dich und Böhmens Sache,
Daß noch die Welt in tausend Jahren sprechen
Mit Schaudern soll von meiner großen Rache.
Ich will dir eine Todtenfackel zünden,
Daß sie das kalte Aug' des Weltalls blendet,
An dir, du bleiches Opfer, will ich binden
Die Ehr' des Landes, das wie du geschändet! —
Er ruft's. Der Rappe hat sich aufgebäumet,
Als wollt' er aufrecht klettern in die Lüfte,
Die Nüstern offen, und den Zaum beschäumet —
Er wie sein Reiter sieht das Kind der Grüfte.
Nun, da das Scheuen in der Luft zerflossen,
Schießt er davon — vier Blitze an den Hufen —
Ein Pfeil des Unheils durch die Luft geschossen,
Und wirkungslos vertönt des Reiters Rufen.
Sie sind in Melnik. Doch in Melnik brennen
Die Klöster auf mit Kirche, Thurm und Zelle,
Hin durch die Stadt die bleichen Pfaffen rennen,
Und Schwert und Keule treffen sie zur Stelle.

Der Ziška sprengt zu der Hussitenrotte,
Die dort die Rache übt mit Schwert und Flammen,
Sein wildes Donnerwort ruft sie zusammen,
In Flammen gleicht er einem zorn'gen Gotte.

Er ruft: Was, Brüder, bohrt ihr eure Wehre
In's Eingeweid den eignen Vaterlanden,
Indeß der Erbfeind eurer heil'gen Ehre
Schon an der Grenze steht mit Kett' und Banden?
Wenzel ist todt! wollt ihr in Treu euch beugen
Dem Sigismund, dem tückischen Verräther,
Der Huß und Hieronym, des Glaubens Zeugen,
Geliefert hat der Mordlust heil'ger Väter?
Ihm, der dies Reich verlassen und geschändet,
Und Zwietracht stets geschürt im Bruderlande.
Dem Kaiser, der gen euch den Kreuzzug wendet,
Brüder des Kelchs! er bringt euch Mord und Bande.

Bei Kuttenberg ſteht er mit Feuerbränden,
Um Böhmens Krone ſich auf's Haupt zu ſetzen
Und läßt die Prieſter, die den Kelch euch ſpenden,
In Flammen werfen und mit Hunden hetzen.

Er ſpricht's, da geht ein Wehruf durch die Schaaren,
Bis an die Wolken dröhnt es tauſendtönig:
Führ' du uns an, um Böhmens Ehr' zu wahren,
Sei, ſtarker Ziska, unſer Herr und König!

Sie heben ihn vom Pferd in ihrer Mitten,
Doch Ziska überſchreit ihr Waffentoſen:
„Der Huſſinetz mit ſeinen Taboriten
Steht bei Kolin. Zu dieſem laßt uns ſtoßen.“

Sie ſchlagen an ihr Schild mit Schwert und Beilen,
Sie eilen fort, ihr blutig Werk zu ſchaffen —
Die Sonne ſelbſt iſt wie ein Held in Waffen
Und ſteigt empor mit rothen Strahlenpfeilen.

2.

Auf dem Markte von Budweis wühlet
Laut und lärmend ein Menſchenheer,
Daß erſchrocken der Wanderer fühlet
Sich wie ein Schwimmer im ſtürmiſchen Meer.

Kirchweih war's, wie goldne Glocken
Mild und golden war der Tag,
Wein und Fidel mit lautem Locken
Rief zum Tanze und zum Gelag.
In der Schenke tobten die Zecher,
Roſenbergs Krieger, buntes Gemiſch,
Laut und lieblich klirrten die Becher,
Klirrten die Säbel unter dem Tiſch.
Luſtig klang das goldige Becken,
Luſtig knurrte der Dudelſack
Und die Dirnen mit bauſchigen Röcken
Lehrten die Fremden den Reydowack.
Lehrten die Fremden den Tanz der Tänze,
Jenen Tanz von ſlaviſcher Glut,
Der wie jähriger Wein im Lenze
Brauſen macht im Leibe das Blut!

Digitized by Google

Und der Zavoi, der Fürſt der Sänge,
Dem am Hradſchin ſie gaben die Kron',
Der da lebt in dem Herzen der Menge,
Wie in dem Herzen der Glocken der Ton,
Zavoi war da, um die herrliche Stirne
Leuchtend von Jugend, den friſchgrünen Kranz,
Sprach mit den Alten und ſchwenkte die Dirne
Raſch wie ein Andrer im leuchtenden Tanz.

Draußen im Schatten, fern von der Jugend
Saß der fremde, ſeltſame Greis,
Wild aus fanatiſchen Augen lugend,
Wühlend im Barte lang und weiß,
Sprach von des Tabors neuer Lehre,
Wie dort die Güter der Erde gemein,
Wie dort verbannt der Armuth Zähre,
„Bruder, was mein iſt, ſei auch dein!"
Und er rief es mit wilder Geberde,
Daß es die Herzen wonnig durchquoll:
„Nah iſt die Zeit, wo der Sohn der Erde
Bruder dem Bruder werden ſoll!"
Grinſend ein Kriegsknecht ſprach zu dem Alten:
„Bruder, was dein iſt, ſei auch mein!"
Aufſtand der Greis mit mildem Walten,
Ließ ihm ſein Mahl und ging hinein.
Ging hinein, um wieder zu lehren
Freudig wie ſonſt, und glaubensvoll,
Was von der Welt der Armuth Zähren
Wie einen Traum verbannen ſoll.

Plötzlich erſcholl es von wildem Lärmen,
Näher und näher kam es heran,
Volk vom Lande in braunen Schwärmen,
Buntes Getümmel von Weib und Mann.
Knarren die Karren mit Päcken und Bündeln,
Habe der Armen, kärglichem Gut;
Weiber in Lumpen, Kinder in Windeln
Kommen des Weges in wilder Flut.
Alle verzagend, jammernd und klagend
Wie auf der Wallfahrt mit Sang und Geheul,
Ihre gerettete Armuth tragend
Wie ſchiffbrüchig, ein wirrer Knäul.
Und ſie rufen: „O laßt euch's erbarmen,
Gebt uns ein Obdach, reicht uns die Hand;
Ziška, der Schreckliche, hat uns Armen
Alles genommen, verheert, verbrannt.
Mit ihm zu ziehen wollt' er uns zwingen,

Digitized by Google

Ja zu vergießen der Herren Blut;
Da wir uns weigerten, ihm es zu bringen,
Nahm er uns Alles, Hab' und Gut.
Hütte und Habe, Alles verloren,
Ach in der Armuth ſind wir nun gleich —
Schicket was wehrhaft zu Wällen und Thoren,
Morgen, morgen iſt Ziska bei euch."
Hört der Greis das Jammern der Menge,
Rafft er ſich hoch und herrlich hinan,
Wie ein Gewitter ſchickt in's Gedränge
Donner der Rede der ſeltſame Mann.

„Seid ihr denn," ruft er, „im Frohndienſt des Lebens
Alle verfallen ſtumpfſinnigem Tod,
Daß nun der Brand der Freiheit vergebens
Eueres Kerkers Fenſter durchloht?

Seht, jener Blitz in die Hallen der Stolzen,
Der euer faulendes Lager verbrannt,
Hat auch die eiſerne Kette geſchmolzen,
Die eure nervigten Arme umwand.
Zagt nicht und klagt nicht und ſteht nicht betroffen,
Trauert nicht um das zerfallende Haus,
Seht, eures Kerkers Thore ſind offen!
Sucht euch den Weg in die Freiheit hinaus.
Feuer verzehre die ärmliche Hütte,
Wo euch nur Thränen geſalzen das Brod,
Schutt und fallende Aſche verſchütte
Jede Erinn'rung an Knechtſchaft und Noth.

Iſt es ſo ſchwer, dem Frieden entſagen,
Der nur des Sumpflichts zuckender Schein,
Iſt es ſo ſchwer, mit dem Tod es zu wagen,
Wo alles Leben nur Jammer und Pein?
Ziska iſt unter die Völker getreten —
Ihn bedeutet am Himmel der Stern —
Will eure heilige Sache vertreten
Vor euren Pfaffen, vor euren Herrn.
All' die Tyrannen, tauſend und tauſend,
Die da walten nach Luſt und Begehr —
Trinkend und ſchmauſend, ſchaltend und hauſend
In den Klöſtern und Burgen umher —
Die euer Frohnen mäkelnd euch lohnen,
Die euch verkaufen, verwürfeln am Brett,
Die eure Weiber, Seelen und Leiber
Vor eurer Brautnacht nehmen in's Bett,
Alle die Schlächter und Menſchenverächter,

Menſchliche Tiger und Beſtienbrut,
Die euch achten wie Laſtvieh und ſchlechter,
Selber ſich dünkend ein beſſeres Blut —
All' die Tyrannen — ein göttlicher Schrecken —
Ruft er nun auf zum großen Gericht —
Aber ihr, ihr ſeid nicht zu wecken,
Sehet den Richter, begreifet ihn nicht! —

Spricht's der Greis, zum Schreck dem Getümmel —
Und es naht eine dunkle Geſtalt,
Schwarzgepanzert auf ſtattlichem Schimmel,
Hoch in die Luft der Helmbuſch wallt.
Schüttelt ein Haupt, ein graubereiftes,
Winkt einem Schergen in dumpfer Wuth,
Von einer Armbruſtſehne pfeift es -
Und der Alte taumelt im Blut.

Voll Entſetzen weicht in der Runde
Um den Getroff'nen die Menge zurück,
Doch der dämmt die quellende Wunde,
Hebt ſich und ſpricht mit rollendem Blick:

„Dank, o Herre! dein Wille ladet
Mich noch heute in's Paradies,
Dir lobſing' ich, der hochbegnadet
Mich als Märtyrer fallen ließ!
Du aber dauerſt mich, Mann der Schande,
Ulrich von Roſenberg, Renegat,
Bettlerarm im Fürſtengewande
Säeſt du Verachtung mit jeder That!
Wirſt die Roſſe der Zeit nicht halten,
Hemmſt nicht die rollenden Speichen im Lauf,
Und das Blut eines elenden Alten
Schießt dir in trotzigen Kämpfern auf!

Ruft's der Alte, die Krieger ſchauern,
Doch im Volke erwacht die Wuth,
Werfen den Roſenberg aus den Mauern,
Düngen das Pflaſter mit Leichen und Blut.
Ziſka naht mit dem Morgenrothe,
Findet die Thore der Stadt ohne Wacht;
Den er vorausgeſchickt, der Todte,
Hat ſie erobert, und ſonder Schlacht.

Digitized by Google

Ein kurzer Feldzug.

(18. Februar — 3. März 1846.)

Aus dem Tagebuche eines Offiziers.

Man hatte ſich im ganzen vorigen Winter mit Gerüchten getragen, welche den Ausbruch einer Revolution in den ehemals polniſchen Ländern verkündeten. Ungeachtet offenkundiger Ereigniſſe in dem preußiſchen Antheile glaubte Niemand an eine weſentliche Ruheſtörung in Galizien; keine ſichtbaren Vorſichtsmaßregeln von Seiten der Regierung liehen den vielverbreiteten und oft widerſprechenden Gerüchten einige Wahrſcheinlichkeit, ſelbſt dann noch nicht, als ſchon Jedermann von thätigen Umtrieben, Emiſſären, ja ſogar vom Ausbruche einer Revolution in Krakau wiſſen wollte.

Dieſes letztere Gerücht veranlaßte den in Podgorze commandirenden Brigade-General von Colin, ſeine kleine Garniſon vom 16. Febr. an in Bereitſchaft zu ſetzen; am 17. Mittags ſchon erhielt er die dringende Aufforderung der Reſidenten und des Senats von Krakau, mit den beihabenden Truppen ſchleunigſt in Krakau einzurücken.

Am 18. früh brach General v. Colin im ſtärkſten Schneegeſtöber auf. Seine Macht beſtand aus 8 ſchwachen Füſilier-Compagnien, 1½ Schwadron leichter Reiterei und 3 Feldgeſchützen, im Ganzen nahe bei 1000 Mann. In Krakau angelangt, ſtellten ſich die Truppen auf dem Hauptplatze auf, während man für ſie mit äußerſter Schonung der Stadt Quartiere ermittelte, in welchen ſie in ſtrenger Bereitſchaft verbleiben mußten. Für Soldaten und Pferde mangelte Alles; die Mannſchaft, in enge und unreine Stuben gepfercht, erhielt erſt Abends etwas an Fleiſch und Grütze, wozu nun das Kochgeſchirr fehlte; die Pferde, unter durchlöcherten Dächern, ermangelten der Streu. Der Wacht- und Patrouillendienſt wurde gemeinſchaftlich mit der Stadtmiliz und Gensd'armerie gegeben. Mit zu großer Nachgiebigkeit gegen

Digitized by Google

die Civilbehörden, welche ihren Agenten überall Sauvegarden zu schicken vermeinten, denen aber zu widerstreben nach den österreichischen Dienstvorschriften alle Verantwortung auf die Militärbehörde fällt, entsendete General von Colin den Lieutenant von Begg mit 25 Reitern in das 5 Meilen entfernte Krzanov, den Lieutenant Berndt mit 15 Reitern 3 Meilen weit nach Krzessovize und einen Lieutenant mit 25 Infanteristen auf Wagen nach dem 7 Meilen entfernten Zaverz.

Bis zum 20. wurde die Ruhe in Krakau nicht gestört, aber die Ermüdung der in steter Bereitschaft gehaltenen Truppen nahm immer zu; von den Oberbehörden waren noch keine Weisungen angelangt und General von Colin somit genöthigt, alle Verpflegsbedürfnisse von Podgorze durch die Truppen selbst holen zu lassen. In Krakau wollte Niemand den Grund dieser militärischen Occupation einsehen; Viele ließen ihre Bagage herüberbringen, und unter bewaffneter Bedeckung trugen Soldaten Lebensmittel für Mann und Pferd, Kochgeschirre, Betten, wie die Schnecke ihr Haus.

Am 20. um 9½ Uhr Abends wurde Generalmarsch geschlagen und die Truppen eilten auf den Hauptplatz, dessen Zugänge Infanteriepelotons besetzten, während Reiterei und Geschütze im Rückhalt blieben. General von Colin, ein würdiger und allgemein geliebter Veteran, hielt in der Mitte seiner Truppen und entsendete zahlreiche Patrouillen durch die ganze Stadt. Die Nacht war finster, der Boden glatt gefroren. Um Mitternacht langte plötzlich Lieutenant Berndt, von zwei Reitern seiner Abtheilung begleitet an. Ohne auf dem Marsche auf etwas Verdächtiges zu stoßen, langte er am 20. früh in Krzessovize an, wurde daselbst in einen Theil des gräflich Potockischen Schlosses verlegt, wo er 5 Mann bei den Pferden im Stalle ließ und den übrigen 10 Mann um so eher in einer Stube zu ruhen gestattete, als er von dem Polizei-Commissair die wiederholte Versicherung erhielt, daß keinerlei Gefahr zu besorgen sei. Um 10 Uhr Nachts drangen plötzlich Insurgenten in das Zimmer der schlafenden Soldaten, feuerten gegen sie und suchten in den Stall zu dringen, wohin ihnen Lieutenant Berndt zuvorgekommen war. Die anwesenden Soldaten sattelten ihre Pferde, Corporal Auer vertheidigte allein die Stallthüre mit Erfolg. Lieutenant Berndt stieg zu Pferde, sprengte aus dem Stall und hieb sich durch; ihm folgten Corporal Auer und zwei Reiter; die übrigen scheugewordenen Pferde konnten nicht aus dem Stalle gebracht werden. Von der übrigen Mannschaft blieben zwei Todte, die Verwundeten wurden von den Insurgenten in's Spital gegeben, die übrigen unbewaffnet

Digitized by Google

entlassen. Lieutenant Berndt hatte einen Schuß durch den Leib erhalten, sein Pferd war leicht blessirt — doch ritt er mit dieser lebensgefährlichen Wunde 3 Meilen weit nach Krakau zurück. — Die Nacht verging ruhig; die Patrouillen konnten nichts Verdachterregendes entdecken.

Gegen Morgen des 21. waren die spärlichen Straßenlaternen erloschen; Stille und Finsterniß lag über der Stadt. Da schlug es vom Marienthurme 5 Uhr und mit dem letzten Glockenschlage ertönte ein tausendstimmiges Hurrah! von Flintenschüssen begleitet. In fünf gegen den Platz mündenden Straßen griffen die Rebellen an, Dechargen folgten, die Angriffe wurden mit leichter Mühe abgewiesen, aber mehrmals wiederholt. Während des Straßengefechts wurde aus einem Hause des Platzes auf die Hauptwache geschossen; das Haus wurde von der Stadtmiliz gestürmt und zehn Individuen mit den Waffen in der Hand darin gefangen. Im Morgengrauen geschah der letzte Angriff, dem man Cavallerie entgegensandte, worauf die Masse der Rebellen zerstob. Um 7 Uhr Morgens konnten die Patrouillen selbst in den Vorstädten nichts Verdächtiges mehr entdecken. — Die Rebellen anscheinend aus der Hefe des Volks, hatten sich muthlos benommen; sie beschränkten sich auf häufiges ungezieltes Schießen und liefen vor jedem Gegenangriffe davon. Die österreichischen Truppen hatten fünf Todte und zwölf Verwundete. Den Tag über blieben die Truppen ohne zu essen auf dem Platze; die Pferde wurden abtheilungsweise gefüttert. Noch während des Straßengefechtes waren einzelne Reiter von Lieutenant Begg's Abtheilung aus Krzanov angelangt. Dieser Offizier war am 19. Mittags daselbst angelangt und bezog, da keinerlei Gefahr drohte, Quartiere. Am 20. Mittags rief er seine Truppe unter die Waffen, stellte Posten aus und schickte Patrouillen. Die Abtheilung blieb bis 11 Uhr Nachts zu Pferde. Als sich bis dahin nichts Verdachterregendes zeigte, zog Begg den Haupttrupp in den geräumigen Hof des mit zwei Thorwegen versehenen Wirthshauses. Der Allarmschuß einer Vedette brachte die Abtheilung schnell in den Sattel, und wenige Augenblicke darnach stürmte zu beiden Thorwegen ein berittener Insurgententrupp in den Hof. Begg chargirte seinerseits den Feind, aber von Kugeln getroffen stürzte er und der Unteroffizier der Abtheilung von den Pferden, der Ueberrest hieb sich muthvoll durch und langte versprengt in Krakau an. Außer von Begg blieben der Unteroffizier und ein Reiter todt; ein schwerverwundeter Reiter gerieth in Gefangenschaft. Später erfuhr man, daß die nach Zaverz

Digitized by Google

entsendete Infanterie-Abtheilung faſt gleichzeitig ähnliches Schickſal erlitten hatte.

Einige blinde Allarmirungen abgerechnet verging der 21. in Krakau ruhig; es geſchahen zahlreiche Arretirungen, ſo daß die Stadtbehörden eine, neben der Hauptwache gelegene Kapelle zur Unterbringung der Gefangenen öffnen mußten. Nachmittags wurde Standrecht gegen Jene verkündet, welche man im bewaffneten Widerſtande ergreifen würde; auch war eine allgemeine Waffenablieferung und die nächtliche Beleuchtung aller Fenſter angeordnet. Zur Ausübung des Standrechts ergab ſich keine Gelegenheit, die Waffenablieferung geſchah nur ſparſam. Die Nacht wurde unter den Waffen zugebracht. Der greiſe General hielt zu Pferde unter ſeinen Truppen und theilte alle Entbehrungen mit ihnen; ſein Beiſpiel potenzirte die Kräfte, und nur dadurch war es möglich, die allgemeine Ermattung zu bekämpfen. Seit ſechs Tagen hatten die Truppen, bei dem Mangel an geordneter Verpflegung auch die Nachtruhe gänzlich entbehrt; gegen Morgen wurde die Erſchöpfung ſo groß, daß ganze Glieder wankten und einzelne Reiter von den Pferden ſanken.

Am 22. um 8 Uhr früh verließen die Truppen die Gefechtsaufſtellung und durften auf dem gefrornen Boden ruhen. Vormittags zeigte der ruſſiſche Reſident das nahebevorſtehende Einrücken ruſſiſcher Verſtärkungen an; ſie trafen nicht ein, und über ihr Geſchick herrſchte Dunkel. Nachmittags verbreiteten ſich Gerüchte von Volksaufſtänden im Krakauer und ruſſiſchen Gebiete; Patrouillen ſtießen eine Viertelmeile außer der Stadt auf bewaffnete Inſurgententrupps; auch in den Vorſtädten herrſchte unverkennbare Bewegung. Um 4 Uhr Nachmittags erfuhr man die Flucht des Senats und der Reſidenten. General von Colin ſtand ohne Inſtructionen in der von ihren Behörden verlaſſenen Stadt; mit 1600 Mann erſchöpften Truppen, ohne Proviant und Munitionsvorräthe, in genauer Kenntniß von der Entfernung jedes möglichen Succurſes und in gerechter Beſorgniß bezüglich des Zuſtandes im eigenen Lande, blieb nichts — gar nichts als der Rückzug, der in voller Ordnung ungeſtört angetreten wurde. Die nach Krakau gebrachten Offiziersbagagen und ein unbeſpannter Munitionskarren blieben zurück. In Podgorze angelangt, wurde die Schiffbrücke über die Weichſel ausgehängt; dann entſendete der General von Colin Infanterie-Abtheilungen zur Beobachtung des zum Theil noch mit einer gangbaren Eisdecke belegenen Fluſſes, an welche ſich freiwillige Abtheilungen berittener Grenzjäger anſchloſſen. Kurz nach dem Abrücken

Digitized by Google

der österreichischen Truppen rückten zahlreiche Insurgentenhaufen in Krakau ein, besetzten das linke Weichselufer und eröffneten ein lebhaftes Flintenfeuer, unter welchem sie, wiewohl vergeblich, den stehengebliebenen Brückentheil anzuzünden versuchten.

Auch in Podgorze blieben die erschöpften Truppen fortwährend unter Waffen.

Ueber den Stand der Dinge verbreiteten sich die beunruhigendsten Gerüchte; hingegen erfuhr man, daß Generallieutenant v. Gorczkowski aus Schlesien Truppen auf Wagen herbeisende, von denen Abends auch zwei schwache Compagnien des Regimentes von Schmeling, zusammen 120 Mann anlangten. Leider wurde man bald über das Eintreffen weitern Succurses enttäuscht; bei der Entlegenheit der schlesischen Militärstationen konnten vor drei Tagen keine neuen Verstärkungen erwartet werden. Hierzu kam noch die Meldung eines Grenzbeamten, daß starke Insurgentenhaufen stromaufwärts die Stellung durch einen Flußübergang in der linken Flanke bedrohen. Unter diesen bedenklichen Umständen versammelte General von Colin die Stabsoffiziere zu einem Kriegsrathe, in welchem die dermalige Aufstellung rücksichtlich der Erschöpfung der Truppe unhaltbar erkannt und der weitere Rückzug beschlossen wurde. Um 11½ Uhr Nachts brach das Corps, einschlüssig der Krakauer Miliz bei 1500 Mann stark, auf, und verließ Podgorze in aller Stille. So war der 23. vergangen.

Am 24. mit Tagesanbruch langte das Corps in Isdebnik an, Mittags rastete es in Kalwaria, wo abermals zwei schwache Compagnien des Regiments von Schmeling, von Teschen kommend, einrückten. Diese geleiteten mit einer halben Escadron Reiter die Geschütze, welchen nur einige Schußladungen geblieben waren, nach Wadowize zurück, wohin auch General von Colin eilte, um Verstärkung und Proviant herbeizuschaffen und über den Bestand angeblicher Insurrectionsversuche im Rücken Gewißheit zu erlangen. Die Truppen bivouakirten auf den Höhen von Kalwaria unter den Befehlen des Obersten Baron Zschock, und wurden wiederholt von Insurgententrupps beunruhigt, welche sich aber immer nach einigen Schüssen in die Schluchten der Wälder zurückzogen.

Am 25. erreichte das Corps unter fortwährendem Geplänkel gegen Abend Wadowize. Hier ruhte die Truppe endlich, und erhielt seit sieben Tagen wieder gekochte Speisen. General-Lieutenant Graf Castiglione, mittler Weile eingetroffen, übernahm den Oberbefehl.

Am 26. Vormittags geschahen neue Naturalfassungen; Nachmit-

Digitized by Google

tags rückte General Colin mit 10 Compagnien Infanterie, die bisher noch in Wadowize gestanden, der halben Batterie und einer Escadron leichter Reiter wieder vor. Hatte die Contrerevolution der Bauern im Wadowizer Kreise bisher wenig Eingang gefunden, so brach sie nun, auf die Nachricht vom Wiedervorrücken der Truppen lebhaft aus. Bauernabtheilungen brachten Aufwiegler gefänglich ein. Um 11 Uhr Nachts langte das Corps in Isdebnik an, wo es übernachtete; man war auf keinen Feind gestoßen.

Am 27. früh rückte das Corps bis Mogilany, wo es zwei Stunden rastete, denn der dreitägige Regen hatte die Straße so erweicht, daß die Infanterie nur mit großer Mühe fortkam. Ein berittener Insurgententrupp zog sich in großer Entfernung eilig zurück; von dem Stande der Dinge in Podgorze konnte man keine Nachricht erlangen. In allen Ortschaften der Umgegend war die Revolution proclamirt worden, konnte aber trotz Bitten und Drohungen nur geringen Anhang gewinnen. Endlich erhielt man die zuverlässige Kunde, daß eine in Podgorze bei einer kirchlichen Procession versammelt gewesene Insurgentenmasse sich theils verlaufen, theils zur Vertheidigung in die Gebäude geworfen habe, als die Nachricht vom Anrücken der Truppen verlautbarte. General von Colin, der mittler Weile immer vorgerückt war, schritt zum Angriffe. Mit dem linken Flügel an die Weichsel gelehnt, rückten 3 Compagnien in aufgelöster Ordnung vor, denen das Gros folgte; der Feind eröffnete das Feuer aus den Fenstern der Infanteriekaserne, die sogleich mit Sturm genommen wurde. Die Insurgenten flohen über die, von ihnen wiederhergestellte Weichselbrücke, Kartätschenschüsse geleiteten sie. Es war inzwischen Abend geworden; die Truppen waren auf dem Platze, Fronte gegen die Weichsel, aufgestellt; Reiterpatrouillen wurden in allen Richtungen entsendet. Gegen eine derselben fielen aus den im Rücken der Aufstellung um die Kirche gelegenen Häusern Flintenschüsse, und gleichzeitig versuchten die Insurgenten wieder über die Brücke vorzudringen. Dies wurde durch einige Kartätschenschüsse verhindert, während drei Compagnien Infanterie nach hartnäckigem Widerstande die Rebellen in den Häusern gefangen nahmen. Die eingetretene Dunkelheit begünstigte übrigens die Flucht vieler Insurgenten. Von den Truppen blieben nur 2 Todte, Adjutant v. Zabranski und einige Mann wurden verwundet. In den Häusern fanden sich bei 30 Todte; über 70 Insurgenten wurden gefangen. In der Kirche fand sich eine Revolutionsfahne mit dem weißen Adler. Nach Vertreibung des Feindes wurden

Digitized by Google

rings Vorposten aufgestellt; das Geplänker dauerte über der Weichsel fort, und unter dem Schutze der Finsterniß trugen die Insurgenten ein Glied der Weichselbrücke nahe am linken Ufer ab.

Am 28. nahm das feindliche Feuer ab, und verstummte gegen Abend gänzlich.

Der 1. März brachte keine Veränderung.

Mittags des 2. meldeten sich Parlamentärs in blauen Blousen und rothen Mützen; sie wurden ungehört abgewiesen. Zwei später erscheinenden, anständig gekleideten Ausländern widerfuhr Gleiches. Erst um 4 Uhr Nachmittags erschien der Senator von Wodzicki mit drei Notablen, von welchen man unbedingte Unterwerfung forderte.

Am 3. um 11 Uhr Vormittags überbrachten diese Abgesandten die Unterwerfungsacte, man legte allsogleich Hand an die Wiederherstellung des Brückentheiles, von welchem das Gehölz weggeschwommen war. Um 2 Uhr Nachmittags überschiffte ein russischer Stabsoffizier, der das Einrücken von 300 Mann russischer Cavallerie in Krakau meldete. Um 4 Uhr Nachmittags rückten die österreichischen Truppen wieder in Krakau ein. Die Insurgenten hatten sich noch bei 900 Mann stark in das Gebiet gezogen, wo sie theils russischen Truppen in die Hände fielen, theils sich verliefen. Aus Krakau entsendete österreichische Streifcorps stießen nirgends auf Widerstand, sondern trafen auf nun erst heranrückende preußische Truppen.

Dieser kurze Feldzug war für die Truppen an Mühen und Entbehrungen überreich; die meist jungen und zum Theil nicht ausexercirten Soldaten ertrugen sie musterhaft. Die Leitung der Operationen, obschon den Umständen völlig angemessen, wurde aber Gegenstand des Tadels vieler Unkundigen, die schwerlich aus ähnlicher Lage mit demselben Bewußtsein, wie General von Colin, hervorgehen dürften.

Se. Majestät der Kaiser bezeugten dem Generale, sowie den Truppen, die Allerhöchste Zufriedenheit.

Digitized by Google

Ein Maestro.

Das prächtige Dampfschiff „der Ercolano" lag im Hafen von Neapel zur Abfahrt bereit. Die Glocke war schon zum zweiten Male gezogen worden, und immer mehr füllte sich das breite Verdeck, welches die Masse kaum noch zu fassen vermochte; bei der großen Hitze eine wenig erfreuliche Aussicht. — Bald beruhigte uns indeß ein Blick auf den ansehnlichen Kreis der uns das Abschiedsgeleit gebenden Landsleute, welcher uns hoffen ließ, daß noch viele in ähnlicher Absicht zugegen sein möchten. — Der bewegliche Italiener ist bei solchen Gelegenheiten besonders auf den Beinen. Sich im Wirthshaus, beim Glase Wein zu treffen, um Abschied zu nehmen, ist ihm unbekannt. Wo können wir uns morgen sprechen? — Im Theater heißt es, auf der Promenade, höchstens im Café, und auf ähnliche Weise wird das Dampfschiff ein Ort des allgemeinen rendez-vous. Sie sprudeln überall, zu jeder Zeit, auch ohne Wein- und Speise-Karte. — Wir sahen voll Wehmuth hinüber nach der im Osten dämmernden Küste von Sorrent. Warum denn verließen wir die Villa mit der Veranda von Weinlaub und blühendem Oleander? Warum den Orangenhain, durch dessen Stämme der selig ruhige, blaue Meeresspiegel erglänzte? — Ach man kann noch so sehr Kosmopolit sein, man fährt nicht aus der Haut, in der man geboren ist. Die geschichtliche Aufgabe eines Volkes ist jedes Einzelnen Bedürfniß, mag der Theil, den er daran nimmt, noch so unmerkbar, ja unbewußt sein. Erst wenn die Entwicklung der Menschheit so weit vorangeschritten sein wird, daß sie der Abtrennung ihrer Phasen in einzelne Völkerschaften nicht mehr bedarf, kann man überall derselbe Mensch sein. —

In dem Gedränge ließen sich bald außer der unsrigen noch zwei Hauptgruppen unterscheiden. — Die eine bestand aus sehr eleganten, zum Theil sehr schönen Damen, und ebenso eleganten Herren. —

Digitized by Google

Sie gehörten, wie wir von einem deutschen, in Neapel ansässigen Musiker erfuhren, zu den vornehmsten Familien, und gaben einer Marchesa, die mit ihrem Manne nach Paris reiste, das Geleit. Das Vornehmthun gelingt dem Italiener sehr schlecht, er ist dazu viel zu lebhaft, neugierig und harmlos, und dann stehen alle Klassen der Gesellschaft, vom König bis zum Bettler mit geringer Nüancirung auf demselben Niveau körperlicher und geistiger Ausbildung. — Dieselbe Unwissenheit, aber auch dieselbe Lebhaftigkeit des Geistes und Schönheit des Körpers findet sich etwa mit Ausnahme der Frauen in Neapel überall, und dürfte im Gegentheil an Witz und Auffassungsgabe das gemeine Volk den Reichen und Vornehmen noch überlegen sein. — Die vornehmen Herrschaften auf dem Schiffe hatten Bediente in reicher Livrée bei sich, die man aber schwerlich für solche gehalten hätte ohne die Livrée, so vertraulich ging man mit ihnen um. — Ein Berliner Gardelieutenant würde dies für sehr unanständig halten, in Italien ist aber der Bediente meistens der Vertraute seines Herrn, und das mit Recht, denn einer ist so gebildet wie der andere.

Die zweite Gruppe bestand aus Musikern und Mitgliedern der Oper in San Carlo zu Neapel, die um einen jungen Mann Cirkel bildeten, dem sie ihre Huldigung und ihr Lebewohl darzubringen schienen. — Dies ist Verdi, sagte unser deutscher Musiker, der seine Oper Alsira, die das San Carlo bei ihm bestellt hatte, hier dirigirte und nun nach seiner Vaterstadt Mailand zurückkehrt. — Der musikalische Tagesheld von ganz Italien sollte also mit uns die Reise machen. — Seine Opern i Lombardi, Ernani und due Foscari beherrschten seit mehrern Jahren die italienischen Bühnen und hatten Donizetti fast gänzlich verdrängt. Augenblicklich waren es die due Foscari, welche überall und an jedem Abend gegeben wurden; auch in Neapel, wo die andern Opern von Verdi verboten waren, und zwar mit solcher Strenge, daß in einem Concerte ein Chor aus den Lombardi aus dem Programm gestrichen wurde und untersagt blieb, sogar nach dem Anerbieten der Concertgeber, einen andern Text unterzulegen. — Dies Censurwesen in Neapel ist überhaupt die Blüthe dieses edlen Instituts für ganz Europa. Was in Mailand und Rom erlaubt, ist hier verboten. Als ich vor acht Jahren hier war, hatte man ein Ballet „Faust" nach Goethe's Tragödie bearbeitet, auf San Carlo gegeben. Der Erzbischof von Neapel erfährt dies und eilt sofort zum König: „Sire! Staat und Religion sind in Gefahr, denn der Teufel spaziert über die Bühne! Man kann unmöglich dulden, daß das Heiligste so profanirt

Digitized by Google

werde!" — Der König läßt das Stück verbieten, und die Censurcommission, welche aus sehr vornehmen Staatsbeamten zusammengesetzt ist, absetzen. — Barbaja, der Theaterdirector, will aber bei aller Rücksicht für das ewige Heil der Seelen doch auch sein zeitliches Heil nicht verlieren. Er fährt also zum König: „Sire, Ihre Censurcommission hat das Stück genehmigt, ich habe darauf 50,000 Ducati verwandt, die mir nach Recht und Billigkeit ersetzt werden müssen." — „50,000 Ducati zahlen?" rief der König, „mein Lieber, geben Sie Ihr Stück so lange Sie wollen!" Das Ballet ward wieder gegeben, die Censurcommission blieb aber abgesetzt. — Die Censur schien damals einen Ansatz zu ungewohnter Kühnheit genommen zu haben. So hatte man nach langen Kämpfen den Wilhelm Tell von Rossini auf San Carlo zugelassen. — Es war großer Gallaabend, als wir hingingen. Wahrlich ein glänzender Anblick, dieses Meer von Licht und Gold in den glänzendsten Toiletten und Uniformen der Welt. Auf der Bühne und im Theater vertheilt standen aber verdoppelte Posten der Schweizertruppen mit geladenen Flinten, um gleich bereit zu sein, wenn ihr Ahnherr auf der Bühne bei den lebhaften Italienern etwa einen zu großen Eindruck machen sollte. — Das Stück verschwand auch bald wieder vom Repertoir.

Auf unserm Schiffe war auch ein Haufen dieser elenden Söldner, deren Capitulation abgelaufen war, und die nun nach Hause geschickt wurden. — Wie stachen diese brutalen, von Wein und Ausschweifung ebenso sehr, als von der Mißgunst der Natur entstellten Gesichter gegen die edlen Formen der Italiener ab. — Ein deutscher Freund meinte, die Schweizer seien dem lieben Gott offenbar bei der Schöpfung schlecht gelungen, und deshalb habe er in übler Laune darüber sie nicht einmal ganz fertig gemacht. —

Es läutete zum dritten Male, man nahm Abschied, die Masse lichtete sich auf eine sehr erfreuliche Weise, und endlich brausten wir fort, durch den Golf von Neapel, an dem mit Villa's bedeckten Posilipp vorbei nach Civitavechia, Livorno und Genua hin.

O du gesegneter Golf, an dem die Menschheit seit Jahrtausenden nicht zur Arbeit, sondern zum Vergnügen zusammenkommt, an dem die Helden der Geschichte, müde ihres Treibens, sich niederließen ihres geretteten Theiles ungetrübter Menschlichkeit sich zu erfreuen, oder in entarteter Gier die Beute zu verzehren, ebenso unmenschlich in der Arbeit, wie im Genusse. — Welche Denkmäler des Genusses sind diese riesenhaften Trümmer der alten Landhäuser, Theater, Bäder ꝛc., diese

Digitized by Google

heitern Häuser in Pompeji nur zur Freude eingerichtet, diese Malereien mit Darstellungen üppigster Lebensluſt. — Und noch heute ertönt der weite Golf von Neapel von Jubel und Geſang. — Jeden Morgen hört Ihr Böller und Kanonen erſchallen. „Was gibts?“ fragt Ihr den Marinaro: Oggi e festa a Resina oder Torre del Annunciata, oder anderswo, oder an drei, vier Orten zugleich: „Sempre festa!“ fügt er lachend hinzu. — Der gemeine Neapolitaner iſt ein wahrer Virtuose des Genuſſes, er trinkt und ſingt bis zum frühen Morgen, welcher ihn ebenſo heiter findet, als er am Abend war. Kein Katzenjammer, keine Ermüdung, kaum daß er einiger Stunden Schlafes in der Sonnenhitze auf einer ſteinernen Bank, einer Baluſtrade, oder ähnlichem Orte bedarf. — Ja hier kann man eine Ahnung davon bekommen, wie ſelig das Leben der Menſchen ſein könnte, wenn einſtens Arbeit und Genuß zuſammenfallen, und nicht mehr eins das andere aufhebt und tödtet. — Je complicirter die ſociale Maſchine, deſto ſpecieller wird die Arbeit der Menſchen. Der ganze Menſch wird eingeſetzt und eine Specialität dafür gewonnen, die ihren Werth verliert, ſobald der Menſch aufhören will oder muß ſein beſonderes Rädchen an der großen Maſchine zu drehen. — Was hilft der vom ewigen Hauen ſtark gewordene Arm dem Bergmann, ſobald er nicht mehr Bergmann iſt? Er hat für eine Stärke, die ihm nichts nütze iſt, einen ſiechen Körper mit dem Keim des Todes eingetauſcht. Erſt wenn die Maſchine an ihrer eigenen Ueberkünſtelung zerbricht, wenn die Geſchichte an den von ihr geſchaffenen Gegenſätzen und Hebeln zu Grunde geht, kann der ganze Menſch ſowohl in Arbeit wie im Genuß zur Geltung kommen. Die angſtvolle Aufgabe der geſchichtlichen Völker, die bewußt oder unbewußt unſer aller Bruſt bewegt, iſt das Ausbilden, das Fortentwickeln der Gegenſätze, darum Ade du ſchöner Golf, mit deiner menſchenfreundlichen Natur, möge es unſern Nachkommen vergönnt ſein, mit ruhiger Seele ſich an dir niederlaſſen zu können. „Aber,“ ſagte mein Reiſegefährte, dem ich dieſe Bemerkungen mitgetheilt hatte, „wie kann man arbeiten in der Ausbildung einer Sache, deren Unwerth man erkannt hat? Wie kann man etwas aufbauen, damit es zuſammenfalle? — Was in der Geſchichte gethan iſt, das wurde es im guten Glauben an die Sache und ihren eignen Werth. — Jede Arbeit, die ohne dieſen Glauben geſchieht, muß eben ſowohl für den Arbeitenden als für die Menſchheit unfruchtbar bleiben.“ — „Es fällt mir auch nicht ein, mein Freund, mir oder Andern zuzumuthen, ſich als Handlanger an die materielle Arbeit einer oder der andern Seite zu geben,

wer den Gegensatz und seine Auflösung erkannt hat, dessen natürlicher Trieb und Beruf ist, dies bekannt und klar zu machen. Angst und Hoffnung, Haß und Liebe entstehen sofort instinctmäßig, widerstreitende und gemeinsame Interessen werden offenbar, trennen die Gegensätze und consolidiren jede Seite in sich. — In Deutschland befreien sich so immer nur einzelne theoretisch von den herrschenden Gegensätzen, dann freilich sehr gründlich, allein die Franzosen, überhaupt das heißere romanische Blut reagirt praktisch gegen die enge Specialität, in die das Leben den Einzelnen hineindrängt. — Der Deutsche ist im Allgemeinen der gewissenhafteste Arbeiter. Er dreht an den ihm zugewiesenen Rade, ohne sich umzusehen, weshalb man ihm seinen Beruf auf hundert Schritte ansehen kann. — Die romanischen Völker mit ihrer lebhafteren Menschennatur empören sich weit leichter gegen die unmenschliche Beschränkung des Lebens. — Die Deutschen lieben, ihnen deshalb den Vorwurf des Leichtsinns und der Frivolität zu machen, allein dafür machen die Franzosen die Geschichte und genießen das Leben, so gut es eben möglich ist. — Die Italiener haben dieselbe Natur, in noch höherem Grade, und wenn sie in neuerer Zeit keine Geschichte machten, so lag dies nur daran, weil das eigentliche Volk unter dem gesegneten Himmel nie zu dem Grade der Verzweiflung kommen kann, um sich für fremde Interessen zur Schlachtbank führen zu lassen.

Schon hatten wir den Golf von Bajä, die trümmervolle Freudenstätte des alten Römerreiches und das Cap Misenum hinter uns gelassen, schon begann der Abend zu dämmern, als die Glocke zum Mittagessen rief. — Wahrlich, wir saßen im glänzendsten Speisesaale der Welt, die untergehende Sonne, das in großen, ruhigen, tiefdunkeln Wogen sich ausbreitende Meer und darüber der ewigblaue Himmel, an dem nach und nach die Sterne sich entzündeten. „Wenn ich den Golf von Bajä betrachte," sagte mein Reisegefährte, „wird mir die große Wohlthat der Erfindung des Pulvers klar. — In meinen romantischen Jahren fluchte ich mit Ariost auf sie, als die Ursache des untergegangenen Ritterthums und der persönlichen Tapferkeit; allein heute belehren mich die Ruinen dieses Ufers eines Besseren. — Das glänzende Landhausleben der Römer war der Anfang ihres Untergangs. So lange die Stärke und Abhärtung des Körpers den Ausschlag des Kampfes bedingte, war die Epoche, wo ein Volk sich der Philosophie, den Künsten, dem Genusse zuwandte, das Signal für fremde Barbaren, über sie herzufallen. So unterlagen die Athenienser den rohen Fechtmeistern aus Sparta, so die Römer den Germanen. —

Digitized by Google

So lesen wir im Sismondi, daß die italienischen Städte zuletzt das Feld nicht mehr halten konnten gegen den Adel, als dieser anfing, in schwerem, eisernen Harnisch zu Pferde zu kämpfen. — Es gehörte dazu eine von Kindesbeinen an täglich fortgesetzte Uebung, und diese Lastträger-Kunst überwand die Städter, die ihre Zeit zu andern Dingen nöthig hatten. — Das Pulver hat die Vertheidigungsmittel statt in die Stärke des Körpers, in die Erfindungskraft des Geistes gelegt, und heut zu Tage geht kein Volk mehr unter, weil es der Cultur seines Geistes zu sehr obgelegen. — Wenn die alten Philosophen und Denker die Leichenraben ihrer Völker waren, so sind die unseren die Sturmvögel der Kämpfe, in denen wir uns verjüngen und entwickeln. „Und doch," erwiderte ich, „muß jedes Volk zu Grunde gehen, da jede Persönlichkeit ihrem Begriffe nach endlich ist. — Wenn die alten Völker unterjocht oder geschlachtet wurden, so werden die modernen, geschichtlichen Völker sich auflösen und ineinander verschmelzen. Doch was sagst Du, Maria, zu unserer Sicherheit in der Civilisation? Du sitzest so sinnend mit gekreuzten Armen, und der Abendwind bewegt deine dunkeln Locken so geheimnißvoll, als wenn Geister dir die Weisheit des ewigen Meeres in die Ohren raunten." — „Mich kümmert die Geschichte sehr wenig," sagte sie mit herausforderndem Blicke, „und noch weniger der Grad, um den ihr cultivirter sein wollt, als die Alten. Nur so viel weiß ich, daß die Welt noch unendlich roh und langweilig ist, so daß es kaum der Mühe sich verlohnt, in ihr zu leben. — Was ist leben und genießen, wenn man nicht für sich und mit sich gänzlich frei und allein sein darf, so frei und so einsam, wie dort das Meer? — Seht die großen, ruhigen Wogen, immer gleich folgen sie aufeinander, wie der Pulsschlag eines mächtigen, in sich beruhigten Lebens. — Nur wer so schrankenlos sich selbst besitzt, der kann auch schrankenlos sich geben, das heißt lieben und leben." — „Aber um Gotteswillen," sagte Fernand, „wo sollte das hinaus? nur durch die Gemeinsamkeit der Menschen ist alles Große geschehen; wollten wir uns isoliren, würden wir zur Barbarei zurückkehren. — Dies Leben in der Geschichte ist unser Ersatz für die mangelnde Freiheit." — „Für Euch vielleicht," sagte sie, „für mich nicht. Willst Du mir im Ernste zumuthen, Interesse zu finden an dieser Geschichte, in der man nur als wildes Thier, als Betrüger oder beschränkter Enthusiast eine Rolle spielen kann, und niemals der Mensch in Betracht kommt? — Bringt mir sie her, eure Helden des Tages, und die Frau wird Euch sagen, ob ihre Natur eine gemeine oder edle sei, was menschlich, was

Digitized by Google

unmenſchlich an dem Menſchen iſt. Aber freilich, auf ſolche Kleinigkeiten kommt es in Eurer Geſchichte nicht an. So lange aber das nicht iſt, ſeid Ihr Barbaren, und Eure Geſchichte nicht werth, daß man ſich darum bekümmere. — Daß man ſich nur in der Maſſe, in der Gemeinſchaftlichkeit fortbewegen kann, zeugt eben davon, daß der Einzelne für ſich noch nichts iſt. — Mir kommt es aber nur auf das einzelne Menſchenantlitz an, darin leſe und begreife ich meine Geſchichte. Ach, eine traurige Geſchichte, beſonders hier, wo der Himmel ſo menſchlich milde, das Meer ſo menſchlich ruhig und groß iſt. Wie paßt zu dieſen großen, in ſich geſättigten und beruhigten Linien die Verzerrung jener Züge. — Seht das Geſicht jenes Kaufmanns, es hat nicht mehr oder nicht weniger Ausdruck wie eine Zahl, er hat zeitlebens gerechnet, nicht gelebt. — Dort der Marquis aus Neapel braucht ſeine Uniform nicht anzuziehen, er iſt Soldat, der geht und ſteht auf Commando. Wie würde ihn eine Welt erſchrecken, in der er aus eigner Beſtimmung ſich bewegen ſollte, wo er nicht mehr befehlen wird! Der Schweizer iſt ſchon gefährlicher, er hat die Augen des Raubthiers. In den nachſichtigen Momenten Eurer Civiliſation, wo ſie ihren Beſtien die Freiheit gönnt, wird ihn die Geſchichte vielleicht als Helden preiſen. Mir iſt ein Hund lieber als ſolch ein Menſch. — Den öſterreichiſchen Fürſten da, verräth ihn nicht ſofort ſein Cacadu-Geſicht? Man hat ihm einige Redensarten gelehrt und dann als Diplomaten ausgeſandt. Grandville und andere franzöſiſche Zeichner haben die Menſchen am beſten begriffen, indem ſie ihnen Thierköpfe gaben, ihre Sachen ſind von ſchlagender Wahrheit. — Ach, und wie ſchön iſt das Angeſicht des Menſchen in ſeiner Reinheit!"

„Nun," ſagte ich, „die Italiener ſind doch ſchön genug? dies hier ſind zwar meiſtens Fremde, aber in Neapel und Sorrent haſt du doch oft genug die ſchöne Geſtalt und die edlen griechiſchen Naſen der Landleute und Schiffer bewundert." — „Ja wohl," antwortete ſie, „aber es iſt zu wenig dahinter; man hat ſie im Nu durchgeſehen. Sie ſind wie ein Buch, deſſen Inhalt man aus der Vorrede, oder wie ein Schauſpiel, deſſen Entwickelung man im erſten Act erräth. Sie ſind wie die ſchönen Frauen und Mädchen bei uns. Auch dieſe hat die Geſchichte nicht ſo verzerrt wie unſere Männer, aber ſie haben ſo wenig Inhalt wie die Italiener, weil ihnen die Freiheit denſelben noch nicht gegeben hat — und weil es auch nirgend einen für ſie gibt. Erſt müſſen die Männer von der Geſchichte emancipirt, von ihrer Sclavenarbeit, die ſtets etwas Anderes, als ſie ſelbſt bezweckt, befreit

ſein, ehe es den Frauen beſſer gehen kann. — Welch ein gedankenloſe Unſinn iſt alſo die ſogenannte Emancipation der Frauen, welche ihnen die barbariſche Beſchäftigung der Männer aufdrängen will, da doch grade ihre Aufgabe darin beſteht, dieſe zuweilen an ſich ſelbſt zu erinnern, wenn die Geſchichte ſie ſich ganz entfremdet hat.

Die Tafel war beendet und unterdeſſen es vollſtändig Nacht geworden. Der Mond bildete ſeine ſilberne Straße auf dem Meere, geheimnißvoll winkend nach der fernen Dämmerung am Horizont, welche unbekannte, ſelige Gefilde zu bergen ſchien. — Das Meer unter uns ſprühte und kniſterte, von den Rädern des Dampfſchiffes aufgewühlt, und zuweilen huſchten unter dem Giſchte große Feuerkugeln daher, die uns plötzlich ſo lebend anſahen, als hätte das Meer ein menſchliches Auge bekommen. — So ſtanden wir lange über die Brüſtung des Schiffes gelehnt, verſunken in die Wunder der italieniſchen Sommernacht. — Nicht ferne von uns ſaß ein junger Mann in ziemlich gefährlicher Stellung auf der Lehne der Bank, der mit einer Hand die eiſerne Zeltſtange feſthielt und weit ſich vorbeugend in das Meer ſtarrte. Der Mondſchein fiel auf das ſchöne Menſchen-Antlitz. Des Südens edle Linien hatten ſich darin vereinigt. Ein üppiger Haarwuchs umgab die hohe Stirne, eine edle Naſe, ein ernſter ſelbſtgewiſſer Mund, und dabei Augen groß und dunkel wie das Meer und umzogen von jenen geheimnißvoll ſchattigen Kreiſen, die bei edlen Geſichtern die Weihe des Schmerzes, bei gemeinen das Brandmal erſtorbener Luſt bedeuten. — „Sieh', Maria," ſagte ich, nach ihm hindeutend mit den Augen, „hier haſt Du Deinen Wunſch erfüllt. Ein Meiſterſtück der Natur, ohne Verzerrung." — „Ja wohl," ſagte ſie, dies Geſicht iſt ſchön und leidenſchaftlich wie der Süden, mit einem Anflug nordiſcher Tiefe; aber ſieht ihr denn dem Mann nicht an, daß er zu den Privilegirteſten der Erde gehört. Es iſt ja Verdi, der Componiſt, der gefeierte Maeſtro des Tages durch ganz Italien. — Seine eigenſte Leidenſchaft iſt auch ſeine Arbeit, in der ihn Niemand hindert und beſchränkt, er beherrſcht mit ihr vielmehr das ſchönſte Land der Erde, er beherrſcht es mehr als die durch öſterreichiſche Bayonette mühſam erhaltenen Fürſten deſſelben. — Er hat weder die Cenſur des Staates, noch die weit ſchlimmere eines dummen und rohen Publicums zu fürchten, denn die Muſik ſtellt nur die Stimmung, ich möchte ſagen, das Landſchaftliche des Menſchen dar, und dies begreift nur derjenige, der ihrer fähig iſt. Bei den Andern kann ſie höchſtens dunkle Ahnungen erwecken, ferne Alphornklänge,

Digitized by Google

die dem entarteten Söldling die längſt verlorenen Herrlichkeiten der Heimath vorüberführen. Wollte man der Stimmung Worte und Thaten verleihen, der Landſchaft ihre Staffage geben, wir würden bald den Enthuſiasmus in Haß und Empörung ſich verwandeln ſehen." — „Du ſcheinſt alſo", ſagte Fernand, „auch eine Anhängerin der in Deutſchland von der Kritik verpönten, vom Publicum aber nichts deſto weniger ſehr goutirten Muſik der neueren Italiener zu ſein?" — „Ich bin", antwortete ſie, „nicht Kennerin genug, um mich als Anhängerin dieſer oder jener Muſik zu erklären, finde es aber freilich unbegreiflich, wie man ſein Ohr den himmliſchen Melodien von Bellini, Donizetti und Verdi verſchließen kann. Es geht mir übrigens ganz eigen mit dieſer Muſik: So lange ich in Italien bin, wo der menſchenfreundliche Himmel alle Pforten der Seele öffnet und jede Leidenſchaft frei ausſtrömen mag, da langweilt es mich auf der Bühne immer daſſelbe zu hören, was ſchon in der Luft liegt, was Meer, Himmel und Erde hier ausſprechen, was Jeder im täglichen Leben ſogar bei Handel und Wandel bethätigt, und ich fange an, mich nach nordiſcher Individualität zu ſehnen. Allein zurückgekehrt zum Norden, und zwar zum deutſchen Norden, wo Himmel und Erde, die Poren der Seele ſchließend, jeden auf ſich zurückdrängen, wo die Menſchen nur nach vorgeſchriebenen Regeln denken, handeln und lieben, und was ſie Eignes für ſich haben, in ſich verſchließen; wenn ich da einmal von italieniſchen Sängern, denn die Deutſchen vermögen mit ſehr ſeltenen Ausnahmen dieſe Muſik nicht zu ſingen, jene glühenden Arien höre, dann jauchzt mein ganzes Weſen, wie ein Gefangener, der auf ſchnellem Roſſe ſeinem dunklen Kerker entflieht. — „Du ſprichſt," ſagte Fernand, „einmal von nordiſcher Individualität und das andere Mal klagſt du darüber, daß dort Alles nach vorgeſchriebenen Regeln geſchehe, das iſt doch offenbar ein Widerſpruch, über den ſo ohne Weiteres hinüberzuhüpfen ich dir nicht erlauben kann." — „Wozu wären denn die Männer da," antwortete ſie, „wenn ſie die Beobachtungen, welche die Frauen vermöge ihrer feineren Fühlfäden überall machen, nicht mit Hilfe ihrer Wiſſenſchaft und Logik zu begründen wüßten." — „Nun mein Freund," ſagte ſie zu mir ſich wendend, ich hoffe, du wirſt mich nicht ſitzen laſſen und dieſem Ungläubigen beweiſen, daß ich recht habe; was mich betrifft, ich bedarf eurer Beweiſe nicht; meine Nerven, Augen und Ohren ſind mir ſtärkere Zeugen, als eure Wiſſenſchaft." — „Dieſe Zeugen," ſagte ich, „fangen erſt in neuerer Zeit wieder an, etwas Credit zu bekommen. Seitdem Sokrates ſie ſo verdächtigt hat, daß er behauptete, ſie ſeien nur Schattenbilder des Wirklichen, iſt's ih-

Digitized by Google

nen sehr übel ergangen, und jedem blinden Visionair ward mehr geglaubt, als dem nüchternsten Beobachter. — Doch zurück zu unserm Widerspruch, den ich gleich als nur scheinbar annehme, gewohnt, wie ich bin, deine Beobachtungen, Maria, als Orakel anzunehmen. — Ich halte also die Deutschen, insbesondere die des Nordens, für weit individueller als alle andern Nationen, und weit entfernt, dies für einen Mangel zu halten, sehe ich vielmehr darin zur Zeit ihren einzigen Vorzug vor den Franzosen und Engländern. — Die Natur ist zu reich, als daß nicht jede ihrer Schöpfungen verschieden sein sollte von der andern, je unorganischer, lebensloser diese werden, je mehr gleichen sie sich, und die größte Verschiedenheit findet sich in der Spitze der Natur, im einzelnen Menschen. Je reicher also die einzelne Menschennatur, desto verschiedener ist auch sie von der andern. Solchen Naturen widerstrebt es aber, sich unter ein gemeinsames Gesetz zu stellen, welches den Individualitäten die Spitze abbricht, daher kommt es denn auch, daß die Deutschen in der Geschichte nur zu der Zeit bedeutend waren, als jede Faust souverain war. Der Staat hat aber bei ihnen nie zu der Concentrirung gelangen können, wie in Frankreich und England, und wird es auch niemals, mögen die Liberalen auch noch so viel von der Einheit Deutschlands reden. Die eigentliche Wirksamkeit und Bedeutung eines solchen Volkes kann erst dann hervortreten, wenn es der Concentrirung in eine große Staatsgewalt zur Sicherstellung des Einzelnen nicht mehr bedarf. Bei den romanischen Völkern ist die Herrschaft eines allgemeinen auch außerhalb des Staates gewöhnlich und leicht. Religion, Philosophie, Dichtkunst, Musik ꝛc. sind für alle in denselben Formen gültig, die großen Männer in den verschiedenen Zweigen beherrschen meistens das ganze Volk. Bei den Deutschen hingegen kommt höchstens einmal ein Goethe und Schiller zu einigermaßen allgemeiner Anerkennung, sonst hat jedes Land, oft jede Stadt ihre Besonderheit in allen diesen Dingen. Vor der Hand drückt diese Besonderheit sehr auf der Entwickelung des deutschen Charakters, weil die socialen Verhältnisse, der rohe Kampf um das tägliche Brod, die demoralisirende, alle höhern Geistesfähigkeiten abstumpfende Concurrenz die freie Entwickelung des Einzelnen nicht gestatten. Unter solchen Umständen ist die Concentration in eine große, mächtige Staatsgewalt das einzige Mittel, dem Volke Selbstbewußtsein, und den Schein eines höhern Lebens zu geben, freilich in der Form der Entäußerung vom einzelnen Individuum. Dieser Mangel und eine dem germanischen Charakter angeborene Zaghaftigkeit machen es, daß der Deutsche

bei reicherer Individualität, nicht so frei hervorzutreten wagt und sein Wesen geltend zu machen, wie die romanischen Völker, besonders Franzosen und Engländer, — denn bei letztern, die ein Mischlingsvolk sind, hat das germanische Element nur dazu gedient, dem romanischen mehr Zähigkeit zu geben. Am kühnsten ist daher der Deutsche auf der Studirstube, wenn ihn keine Außenwelt stört. Hier erntet er die Vortheile seiner Zerrissenheit, weil kein allgemein anerkanntes Gesetz ihn fesselt und in unwillkürlichen Banden hält. Deshalb ist Deutschland das Vaterland der kühnsten Denker und wird es, wenn auch in ferner Zukunft, das der freiesten, weit individuellsten und verschiedensten Menschen sein. Du hast daher ganz recht, Maria, in Italien den Mangel innern Reichthums, in Deutschland den des Selbstvertrauens und der Selbstständigkeit empfunden, denn sogar der politisch so sehr geknechtete Italiener steht doch im Leben auf weit festern Füßen wie der Deutsche. Dank seinem romanischen Blute." — „Du hast vergessen", sagte Fernand, „daß Deutschland nicht allein die größten Denker, sondern noch weit mehr die größten Musiker producirt. Und es ist auch natürlich, daß die reiche Natur des Germanen, trotz aller Unterdrückung, zuerst in der Empfindung sich bekundet. Wenn die sehr sinnlich, aber auch sehr einseitig ausgedrückte Leidenschaft in der Musik der neuern Italiener und nach der weichlichen Sentimentalität Weber's, Spohr's und dieser Schule als ein wahres Labsal erscheint, so hat doch Meyerbeer wieder die Suprematie der Deutschen gerettet durch die Hugenotten, in denen die neuere italienische Musik als Element aufgenommen ist, und die Leidenschaft vom bloßen Naturlaute, zur höchsten Kraftäußerung reich gegliederter Organisationen veredelt wird. — Unser Gespräch ward unterbrochen durch wohlbekannte Melodien, welche unten in der Kajüte Jemand auf dem Claviere vortrug. Es war die Hauptmotive aus den due Foscari, eine Oper, die bei gleichem Melodienreichthum, wie Donizetti, schon die Charaktere mehr zu scheiden beginnt, als es die bloße Verschiedenheit der Stimmlage thut. Der alte Foscari ist eine der glänzendsten Baritonpartien, die ich kenne, und das Herz erbebte einem vor Lust und Schmerz, wenn Coletti in San Carlo in mächtigen, silberreinen Tönen die Klagen des alten Dogen um den gemordeten Sohn und die ihm vom Haupt gerissene Krone dahinbrausen ließ.

Wir gingen herunter in die Kajüte und hörten dem Spiele Verdi's zu. Auf unsere Bitten trug er noch einiges aus Ernani und den Lombardi vor, die wir sonst nicht zu hören bekommen konnten,

Digitized by Google

weil in Italien die unangenehme Sitte herrſcht, durch's ganze Land hin in derſelben Saiſon ein und dieſelbe Oper fortwährend zu geben. Die Sänger und Sängerinnen müſſen gegen die unſrigen ein ſehr bequemes Leben haben. — Ich glaube Verdi verdankt einen Theil ſeines Ruhmes den meiſtens der italieniſchen Geſchichte entnommenen Texten. — Niemand iſt politiſch erregbarer, als die beſitzenden Klaſſen in Italien, beſonders die Lombarden. — Sie ſehen, ganz verſchieden von den gutmüthigen Neapolitanern, finſter und gefährlich aus. — Sogar der Adel lebt meiſtens für ſich, verſchmäht es, Dienſte zu nehmen, und hält ſich jeden Deutſchen ſo fern wie möglich vom Leibe, daher es für Letztern in geſellſchaftlicher Beziehung nichts weniger wie angenehm in Mailand ſein ſoll. In Neapel erklärte ich einem Advocaten, ich ſei ein prussiano, und die prussiani hätten 7 Jahre lang Krieg mit den Oeſterreichern geführt und ihnen bedeutende Länder abgenommen, worauf er ganz gerührt und erfreut mir die Hand drückte und zutraulich zu werden anfing. — Verdi's Melodien gingen an mir vorüber wie eine lange Klage Italiens, ich ſah die Brüder Bandiera ſterben, hörte die Opfer ſeufzen in der Engelsburg und auf dem Spielberg, und es war nicht mehr der alte Foscari, dem die Glocke, welche die Ernennung ſeines Nachfolgers verkündete, zur Sterbeglocke wurde, ſondern Italien ſelbſt, welchem der Purpurmantel von den Schultern fiel. — Leider verſtand Verdi weder Deutſch noch Franzöſiſch, und wir wußten zu wenig Italieniſch, als daß die Converſation ſich weiter, als über das Dürftigſte hinaus hätte ausdehnen können. —

„Mich," ſagte Maria auf meine Frage, wie ihr das Spiel gefallen, „hat am meiſten ſein ſchönes Geſicht gefeſſelt, obſchon es auch nicht mehr ganz rein iſt, wie der krampfhaft geſchloſſene Mund mir bezeugt. — Der hat manchen impertinenten Impreſſario ſchmeicheln, manche Dummheit, manche Gemeinheit belächeln müſſen, bis er endlich frei geworden iſt. Aber ſolche Gefangenſchaft läßt doch immer ihre Spuren zurück. — Am andern Morgen kamen wir nach Civitavecchia. Bekanntlich darf Niemand an's Land, bis Polizei, Sanitäts- und Zollbehörden das Schiff und ſeine Papiere gehörig viſitirt haben. Ein eleganter junger Mann, wie es ſchien der erſte der Beamten, der Cavaliere titulirt wurde, ſah nicht ſobald Verdi, als er auf ihn losſtürzte, ihn umſchlang, als wollte er ihn erdrücken, herzte, küßte und mit ihm forteilte. — Wie muß der Mann, dachte ich, erſt bei ſeiner Geliebten ſein; — wahrlich die italieniſche Muſik übertreibt nicht. —

Digitized by Google

Gesegnetes Volk mit solchem Himmel, und so lebhaften Gefühlen, du kannst nicht unglücklich werden. —

Unterdessen hatten sich mehrere Barken mit Herren und Damen um das Schiff versammelt, welches noch Niemand betreten durfte, um den gefeierten Verdi zu sehen, der bald darauf von seinen Freunden nach der Stadt geführt wurde. — Später fuhr auch ich dahin mit einem Pariser Architekten und einigen Schweizersoldaten, die unter ihren Capoten Krüge verborgen hielten, in denen sie Wein in das Schiff schmuggeln wollten, welches ihnen verboten war. Der wohlfeile italienische Wein ist der einzige Gott dieser widrigen Race, und vor den Thoren Neapels kann man sie täglich massenweise umhertaumeln sehn. Der höchst sobre Italiener, der zwar viel trinkt, aber nie zuviel, und eine große Verachtung für den ebriaco hat, sieht darum mit Entsetzen herab auf diese Vereinigung des Schweines und Bluthundes in Menschenleibern. Wir knüpften ein Gespräch mit ihnen an, und suchten ihnen auch das Unwürdige ihres Dienstes vorzustellen, allein dies rührte sie nicht im Geringsten, sie klagten nur über schlechten Sold und schlechte Behandlung, besonders auf dem Schiffe würden sie von dem italienischen Capitain maltraitirt, unter dessen Befehl sie bis Genua ständen, was ich dem Italiener gar nicht verdenken kann. — Der Pariser würdigte sowohl hier, wie auf der ganzen Fahrt weder Schweizer noch Italiener eines Wortes, er begriff sie in derselben namenlosen Verachtung. Ich fand überhaupt, außer den Engländern, die gar nicht urtheilen, die Franzosen überall am ungerechtesten gegen die ihnen blutsverwandten Italiener. Dem Menschen ist nichts verhaßter, als eine verwandte Natur, in der die Fehler, welche auch er in der Anlage mit bekommen hat, zu größerer Ausbildung gekommen sind.

In der kleinen Stadt fiel mir als merkwürdig nur die Schönheit der Bauern auf, denen ihre nach Art der homerischen Helden umschienten Beine ein sehr reisiges Ansehen gaben. — Gegen Abend schiffte sich Alles wieder ein. — Das Schiff brauste fort durch das bezauberte Meer, die Sterne entzündeten sich über unserm Diner, Verdi phantasirte nachher wieder Italien und seine Klagen vor uns vorüber und die Schweizer brüllten bei ihrem geschmuggelten Wein. — Zu diesen war ein Sergeant der päpstlichen Schweizer aus Bologna gestoßen, der auf Werbung nach der Schweiz ging. Er erzählte mir, er habe vor Kurzem einen jungen Cölner angeworben, dessen Namen

Digitized by Google

ich wieder vergessen habe, einen süperben Burschen, wie er sagte; er selbst war ein Darmstädter. Ich erkundigte mich nach den letzten Gefechten mit den Insurgenten der Legationen. — In der Hauptaffaire hatten die Schweizer 100 Gefangene gemacht; „zehn," sagte er, „schossen wir gleich nieder; vierzig wurden in Bologna in der Nacht von der dortigen Commission abgemacht, der Rest nach Rom transportirt. — Ja, ja, da wird ein kurzer Proceß gemacht. Das Otterngezüchte," sagte er, mein Entsetzen bemerkend, „verdient es nicht besser." — Hinter uns erhob sich Lärmen. Ein betrunkener Schweizer-Unteroffizier bramarbasirte gegen den italienischen Küchenjungen, der, listig und gewandt wie eine Katze, ihm allerhand in den Weg legte, daß er stolpern mußte, ihm Zöpfe anhing und andern Schabernack spielte, zum großen Jubel der Matrosen. Endlich erschien der Oekonom des Schiffes, der mit der befehlshaberischen Miene eines Generals dem Sergeanten mit strenger Strafe drohte, wenn er sich nicht zur Ruhe verfüge, und dem Küchenjungen es als seiner unwürdig verwies, sich mit einem solchen Menschen abzugeben.

In Livorno ward Verdi noch mehr fetirt wie in Civitavecchia und im Triumph abgeholt und zurückgebracht. Mehrere sehr elegante junge Leute begleiteten ihn sogar bis Genua. Unter ihnen war der Fürst Poniatowsky, der erste musikalische Dilettant Italiens, der selbst eine Oper geschrieben und mit seiner Familie in Lucca aufgeführt hat. Unser Abendconcert ward dadurch sehr glänzend, denn Verdi spielte und Poniatowsky sang, und zwar mit der ganzen Vollendung italienischer Schule. In Deutschland nimmt meines Wissens die jennesse dorée nirgend einen solchen Antheil an Kunst und Künstlern, höchstens an Künstlerinnen, aus Motiven, die der Kunst sehr fremd sind. Diese Einheit des Italieners, dies Verschmelzen von Kunst und Leben, von Genuß und Arbeit ist sein Hauptreiz, besonders für uns Deutsche, die wir aus unserer Zerrissenheit und Zerklüftung uns gar nicht wiederzufinden vermögen, und wo ein Mann der Arbeit, und selbst der Kunst, und ein Mann des Lebens sich so unähnlich sehen, als wenn sie verschiedenen Racen und Jahrhunderten angehörten.

In Mailand sah ich Verdi zum letzten Mal unter einem glänzenden Kreise junger Leute, er selbst der schönste von allen, was in dieser Stadt, ausgezeichnet durch die Schönheit und Eleganz ihrer Männer, sehr viel sagen will.

Digitized by Google

Ein halbes Jahr darauf saßen wir drei Reisegefährten an einem Winterabende im kalten Deutschland wieder zusammen. — Fernand hatte die Zeitung in der Hand und trug hier und da einmal mit gleichgültiger Stimme etwas daraus vor. Auf einmal stockte er, sein Blick starrte auf eine Stelle und endlich las er langsam und bewegt: „Der jugendliche, talentvolle Componist Verdi ist in Bologna gestorben.“ — Wie Schade um die schöne Menschenblüthe!

Digitized by Google

Zur Goethe-Literatur.

Es kann immerhin als ein Beweis von unſers größten Dichters fortdauernder und zunehmender Bedeutung für ſein Volk angeſehen werden, daß dieſes mit gerechtem Danke aufnimmt, was aus den verſchiedenen Lebensaltern Goethe's die Gunſt des Zufalles von ſeiner Hand aufbewahrt hat und was man mit dankenswerther Aufmerkſamkeit der erkenntlichen Nachwelt als glücklichen Fund darbietet. Scheint doch für Goethe die Zeit der ächten Verehrung endlich auch gekommen zu ſein, welche weder die eigne Abgeſchmacktheit auf ihn überträgt und ihn dann gebraucht, um Götzendienſt mit ſich ſelbſt zu treiben, noch die Maßſtäbe einer neuen Epoche an ihn legt und ihn nun haßt, weil dieſe Maßſtäbe nicht zu ihm paſſen und er etwas Feſtes und Eignes und nur aus ſich und aus der Zeit, worin er geworden, zu verſtehen iſt.

Iſt auch nicht Alles, was uns an aufgefundenen Briefen und dergleichen in den letzten Jahren geboten wurde, ſo werthvoll als die „Briefe und Aufſätze", welche Hr. Schöll kürzlich veröffentlichte, ſo trägt doch faſt Alles dazu bei, den großen Mann dem großen Publicum menſchlich näher zu bringen, denn dieſes will ſich einmal ſchwarz auf weiß überzeugen, ob der Seher, welcher alle Zuſtände der menſchlichen Seele ſo wahr und ergreifend zu ſchildern wußte, auch ſelbſt menſchlich empfunden habe. Für dieſes Publicum, nicht für Diejenigen, welche ohnedies wiſſen, daß ein Goethe nicht möglich geweſen wäre, wenn er nicht auch das Herz auf dem rechten Fleck gehabt hätte, ſind daher die von Schöll mitgetheilten Briefe an Kraft von unſchätzbarem Werthe, und ſie und Aehnliches wird ebenſo gewiß einmal zu Goethe's Werken hinzugefügt, als Anderes von ihnen hinweggenommen werden. In der alten Zeit verſetzte man Diejenigen, welche das gewöhnliche Maß menſchlicher Begabung hoch überragten,

Digitized by Google

unter die Götter und fand ſich ſo mit dem Räthſelhaften und Ueberwältigenden in ihrer Erſcheinung ab; unſere Zeit iſt von keinem ſchlechtern Sinne beſeelt, indem ſie die Heroen des Geiſtes nicht weniger verehren, aber ſich ihnen menſchlich nahe und verwandt fühlen will.

Wir bedauern, daß uns die Weismann'ſche Schrift zu den vorſtehenden Bemerkungen nicht veranlaßt hat, und daß ſie uns im Gegentheil zu der Warnung zwingt, die oben bezeichnete falſche Verehrung nicht durch die Oeffnung der Nachträge wieder hereinbrechen zu laſſen*).

Hr. Weismann theilt uns nämlich „Exercitien", ſage Exercitien Goethe's aus ſeinem achten, neunten und zehnten Jahre mit und iſt der Meinung, weil Goethe in ſeinem Leben ſo ausführlich von ſeinen Kinderjahren ſpreche, ſo bleibe er als Autor unvollſtändig, ſo lange wir ſeinen Werken nicht auch Arbeiten aus ſeiner Kinderzeit hinzugefügt hätten. Er behauptet alles Ernſtes, daß Goethe ſchon in dem erſten Jahrzehend ſeines Lebens ein ſelbſtbewußtes Genie geweſen ſei und treibt es alſo noch lange nicht ſo arg, wie die griechiſche Mythologie, welche den Herkules ſchon in der Wiege zum Helden macht.

Wir glauben nicht ſchonender mit Hrn. W. verfahren zu können, als wenn wir das Geſagte nicht mit ſeinen eignen Worten anführen. Gewinnen wir dadurch doch auch Raum für einige ernſthafte Bemerkungen. Wenn nämlich Goethe als Mann ausführlich von ſeiner Kinderzeit ſpricht, ſo hatte er, ſollte gleich wahr ſein, was David Hume ſagt: It is difficult for a man to speak long of himself without vanity, doch dabei keine andere Abſicht, als etwa zu zeigen, welcher Art die Eindrücke geweſen, die er zuerſt empfangen, als ein Bild der Zeit, der Umgebungen und Verhältniſſe zu entwerfen, in denen er aufwuchs. Wenn er z. B. erzählt, wie er zum Ergötzen einiger Nachbarn allerlei irdenes Geſchirr auf die Gaſſe warf, ſo will er damit nichts Geniales gethan haben und iſt gar nicht der Meinung, daß die ſo entſtandenen Scherben beſſer geweſen ſeien, als die Scherben von andern Kindern. Aehnliches, als Hr. W. von dem Kinde Goethe mittheilt und welches in dieſer Geſtalt, wie er ſelbſt zugibt, gar nicht einmal von Goethe ſein kann, machen viele Kinder von demſelben Alter und derjenige ſcheint mir daher viel verſtändiger gehandelt zu haben,

*) Aus Goethe's Knabenzeit, 1757—1759. Mittheilungen aus einem Original-Manuſcript der Frankfurter Stadtbibliothek. Erläutert und herausgegeben von Dr. H. Weismann. Mit ſechs Seiten Facſimile. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag, 1846.

der dasselbe Original-Manuscript in Händen hatte, wie Hr. W., und vor einigen Jahren daraus eine, und zwar die einzige wirklich artige Probe im Morgenblatt (1838, Nr. 200) mittheilte. Hr. W. fand dies nicht genügend, er schreibt Vorwort, Einleitung und Anmerkungen, der unternehmende Verleger wendet sechs Seiten Facsimile daran, und ein Lump, dem ein solches Buch nicht Einen Gulden weniger sechs Kreuzer werth ist.

Es versteht sich, daß ich den Leser so wenig mit dem Inhalt „des höchst interessanten, authentischen Manuscripts, dieses bedeutsamen Fundes," als mit Hrn. W.'s Erläuterungen beschweren will. Nur folgende zwei Weismanniana theile ich mit, das erste, weil es uns etwas lehrt, das zweite, weil es Hrn. W. etwas lehren kann. Zuerst sagt er S. 60: „Sind diese Exercitien mehr der Zeit und Lehrmethode wegen von einigem Werthe, so finden wir dagegen auf den nächsten Blättern wieder den rastlos an seiner Entwicklung arbeitenden Knaben. Es folgen nämlich auf vier Seiten Glückwünsche, die der liebevolle Sohn zum Beginn seines Tagewerkes lateinisch ausdachte, um sie dem theuren Vater als Morgengrüße darzubringen. Besonders schön und beachtenswerth erscheint es mir, daß diese Uebungen, an der Herz und Kopf gleichmäßig Theil nahmen, grade in seinen Geburtsmonat fallen, wo er sein neuntes Jahr vollendet hatte. Gewiß geben sie ein schönes Zeugniß von der Gemüthstiefe des Knaben; aber sie beleuchten auch den harmonischen Frieden, der um ihn im Hause waltete, und das ernst-innige Verhältniß zwischen Vater und Sohn. Sei nun der Anstoß zu einer solchen Uebung von ihm selbst gekommen oder möge der Vater ihm einen Wink gegeben haben, — immer bleibt die Energie, mit der der Knabe die Aufgabe löste, bewundernswerth; wir freuen uns, hier und in den früher angeführten ähnlichen Arbeiten die kräftigen Keime zu erblicken, aus denen des Meisters Goethe nicht erreichte Sprachgewandtheit, die krystallhelle Klarheit, das herrliche Maß und der unwiderstehliche Reiz in seiner Diction wie ein Wunderbaum emporgewachsen ist. — Und sehen wir, wie schwerfällig, reizlos damals noch unsere Sprache war, wie sie noch die Fesseln man könnte sagen fast aller lebenden und todten Sprachen nachschleppte, so wird es uns fühlbar, welche Riesenarbeit es war, diesen Augiasstall zu säubern, und wie alle Mühe ihn nicht zum Ziele geführt hätte, wäre nicht der gewaltige Strom des Genies eingedrungen und all' der fremdartige Wust mit fortgeschwemmt worden. Wie G. sich hier als Knabe mühte, sich frei in der Sprache bewegen zu können, so wandte er bis in's späteste

Alter den anhaltendsten Fleiß auf eine immer höhere Vollendung seiner Sprache."

Da Hr. W., wenn ich nicht irre, an der Frankfurter Schule den Unterricht im Deutschen ertheilt und den Damen Vorlesungen über deutsche Literatur hält, auch Mitglied der alle witzigen und geistreichen Köpfe Frankfurts in sich vereinigenden Gelehrtengesellschaft „Ganges" ist, so wird er ohne unser Zuthun die sprachliche Unverständlichkeit des Satzes verstehen, wie Goethe den Augiasstall der deutschen Sprache nicht ohne den mit eingedrungenen gewaltigen Strom des Genies gereinigt haben würde. Dagegen erfahren wir aus der angeführten Stelle nicht nur, daß G. in seinem Alter besser schrieb als früher, daß also im zweiten Theil des Faust und den Wanderjahren eine höhere Vollendung der Sprache zu finden sei, als im ersten Theil und den Lehrjahren, sondern Hr. W. belehrt uns auch, daß nach den Klopstock, den Lessing, daß, nachdem die Wielande, die Herder u. s. f. lange vor Goethe mit Ruhm und Erfolg gewirkt hatten, doch noch so gut wie nichts geschehen war, und daß sein mythologischer Hercules nach dem Auftreten jener „schwerfälligen, reizlosen" Schriftsteller den Augiasstall des Hrn. W. noch erst zu reinigen gehabt. Wie haben sich also diejenigen geirrt, welche bisher der Meinung waren, daß G. den Acker vorbereitet fand und finden mußte, welchen er befruchten sollte!

Die zweite Stelle, die wir anführen wollten, findet sich in der Vorrede, wo Hr. W. u. a. sagt: „— — Und indem ich nun zu dem aus seiner Selbstbiographie wie aus dem unendlichen Reichthum seiner Geistes:werke hinreichend Bekannten noch Einiges aus einer Zeit hinzufüge, von der außer der vortrefflichen Schilderung, die er uns aus den ersten Büchern aus seinem Leben vor Augen geführt" (eine Schilderung vor Augen führen; aus den ersten Büchern aus seinem Leben!), „durchaus keine Belege bis jetzt vorhanden sind, so hoffe ich dadurch beweisen zu können, daß schon der Knabe diesen Spruch (Gebraucht die Zeit, sie geht so schnell von hinnen, doch Ordnung lehrt euch Zeit gewinnen) beständig vor Augen hatte. — — Jeder, der mit Liebe der großen Geister seines Volkes gedenkt und sinnig und ernst dem Gang ihrer Entwicklung folgte, — — wird gern mit mir zurückgehen in die Knabenjahre unsers größten Dichters und mit freudigem Erstaunen erkennen, wie er in den Jahren, wo gewöhnlich kaum noch die ersten Kinderschuhe ausgetreten sind, in regster Selbstthätigkeit sich schon einen eignen Weg anbahnte und im Drange des Genies das tausendgestaltige Leben zu erfassen versuchte. — — Und ist es erfreulich, recht oft

Digitized by Google

und klar zur eignen Spiegelung sowohl, als zur Erhebung den Gang des Genies sich vorzustellen, so dürfen wohl auch diese Blätter freundlich willkommen geheißen werden. Sie sollen den Mann als Knaben vorstellen, dessen Leben und Wirken wie ein langer, schimmernder Streif durch die Glanzperiode unserer Literatur hindurchleuchtete, an dessen unerschöpflicher Geistesfülle wir in einer minderreichen Zeit volle Genüge haben."

Wäre Goethe ein frühreifes und altkluges Kind oder als Kind ein Mann gewesen, so wäre er schwerlich Goethe geworden, aber in solchem Fall würde sich nur ein kindischer Mann in Goethe's Kinderjahren spiegeln und daran erheben können. Eine andere „eigne Spiegelung" in Goethe kann nur zur eignen Selbstüberschätzung und zur Geringschätzung Anderer führen. Die volle Genüge an Goethe ist dann nichts als die volle Genüge an sich selbst, und eine überschwängliche Verehrung Goethe's, bei der man ihn nicht versteht, ist gewiß schädlicher als eine Börne'sche Ungerechtigkeit und Verkennung, bei der man wenigstens auf dem beschränkteren Standpunkte Vieles findet, wodurch man genährt und gefördert werde. Goethe selbst würde gewiß lieber nicht dagewesen, als Schuld sein wollen, daß durch ihn und um seinetwillen der poetische Geist des Volkes brach läge, sich nicht in neuen Thaten versuchte, nicht für diese Ermunterung fände. Es ist eines jener unvorsichtigen Urtheile von Gervinus, welche auf Hrn. W. schädlich gewirkt zu haben scheinen. Hr. W. hat selbst dann und wann Gedichte drucken lassen, würde er sein Talent nicht besser ausgebildet haben, wenn er sich, statt an Goethe, an den dichterischen Erzeugnissen „einer minder reichen Zeit" erwärmt hätte? und würde er, da man zu dem Schweren nur mit Mühe, nur stufenweise gelangt, es so nicht vielleicht zu einem Verständniß „des Größten aus der Glanzperiode unserer Literatur" gebracht haben?

Wir bitten Hrn. W. dies zu beherzigen, da wir es gewiß besser mit ihm meinen, als jene Schriftsteller, welche das Buch, wäre es auch nur auf Bestellung des Verlegers, bereits gelebt haben.

Frankfurt a. M.

Aug. Boden.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Berlin, October.

Die Romantiker und Theremin. — Ein Brief von Zach. Werner. — Kunstausstellung, Akademie und Kritik. — Die „Zeitungshalle" und ihre reichen Colleginnen.

Theremin ist todt. Einer der letzten jener Männer, die in dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts den Romantikern enge verbunden waren. Seitdem sind vierzig Jahre entschwunden. Damals schrieb Schleiermacher über Schlegel's Lucinde, Theremin übersetzte die hebräischen Gesänge Lord Byron's, und Beide glaubten ihrer kirchlichen Stellung und ernsten christlichen Studien nichts zu vergeben, wenn sie zu gleicher Zeit ihre Hände nach den goldenen Früchten der Romantik ausstreckten. Ob dergleichen im Jahre 1846 möglich wäre? Theremin jedoch scheint einer der Ersten gewesen zu sein, der sich von dem weltlichen Elemente zurückzog und dem Dienste der Kirche ausschließlich widmete. Wenigstens däucht uns, aus einem Briefe des Zacharias Werner an Adalbert Chamisso (1808) hervorzugehen, daß dem Geiste Theremin's schon damals nicht mehr jener Hang beiwohnte, der die endliche Zersprengung der romantischen Schule bewirkt hat. „Den Theremin liebe ich sehr", schreibt Werner, „er ist gesund und schuldlos. Ich wünsche sehnlichst, ihn bald verheirathet zu sehen mit einem gesunden Mädchen, es wäre die einzige Heirath, die ich, wenn ich's könnte, aus allen Kräften beschleunigen würde. Sie, mein theurer Adalbert, können füglich noch nicht heirathen. Zur Heirath nämlich gehört hauptsächlich, daß man dem Götzendienste nicht anhängt, und dem sind Sie noch sehr ergeben. Jede reine Seele durchlebt die Periode der Ideale, indessen behält dennoch Gottes Gebot: Du sollst keine andere Götter haben neben mir, seine unumstößliche Kraft. Auch mit Ihrem Stande scheinen Sie nicht zufrieden, das thut mir leid, da Sie religiös sind, und es zum priesterlichen Stande keine bessere Vorbereitung gibt, als den Soldatenstand, wiewohl sie sich nicht vereinbaren lassen, da bekanntlich der Priester sich nicht mit Blut beflecken darf." Wie doch diese Gedanken Werner's mit gewissen heutigen Ansichten zusammenfallen. Berlin verliert übrigens an Theremin einen je-

Digitized by Google

ner Redner, der in kräftigeren Jahren wesentlich auf ein großes Auditorium der gebildeten Stände einwirkte. Seine in altfranzösischer Schule gebildete Kanzelberedtsamkeit, seine durch ästhetische Studien erzogene künstlerische Redeweise machten aus jedem seiner Vorträge ein Meisterwerk, zu dessen Conception und gewissenhafter Ausführung er jedoch stets einen Zeitraum von drei bis vier Wochen in Anspruch nahm.

Die künstlerische Seite des hiesigen Lebens tritt in Folge des langen und für die Vergnüglinge freilich schönen Sommers noch nicht in dem Grade hervor, wie es um diese Zeit gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. Die Kunstausstellung ist in ihrer ganzen Ausdehnung dem Publicum noch immer nicht geöffnet. Säle, die den Beschauern schon für einige Tage offen standen, sind wieder geschlossen; Bilder, die zu ihrem wesentlichen Nachtheil sehr im Hellen hingen, wandern zu großer Beruhigung des Publicums und der Kritiker allmälig in das Reich der Schatten, und ein Bild von Ph. Hopoll, Genre- und Portraitmaler in Breslau, Nr. 378, die letzte Hilfe in der Noth, ist ganz verschwunden. Bis jetzt hat die Akademie auch nicht für gut befunden, die Motive zu dieser schon beinahe vier Wochen dauernden Verbannung eines vom Maler als verkäuflich bezeichneten Werkes, zu veröffentlichen, obwohl die Akademie selbst im Katalog das Gesetz gegeben hat: Keins der ausgestellten Kunstwerke darf vor dem Schluß der Ausstellung von derselben entfernt werden. Nun erklärt mir, Derindur, diesen Zwiespalt der Natur. So viele Rückhalte sich die Berliner Kritik auch in andern Gebieten gewöhnlich zu reserviren pflegt, kann ihr doch in Betreff der Malerei nicht der Vorwurf gemacht werden, sie halte hinter dem Berge. Es ist im Gegentheil erfreulich zu bemerken, welch ein reiner Wein den Hierophanten der Kunst eingeschenkt und mit welcher Skepsis auf den Berlin-Düsseldorfer Autoritätsglauben in Sachen der Malerei losgestürmt wird. Die Vossische Zeitung, sonst eben nicht das Organ einer wissenschaftlichen und zeitgemäßen Kritik, sendet Artikel in die Welt, die wahren Kriegsmanifesten gleichen. Die mit dem gestrigen Tage erscheinende „Berliner Zeitungshalle" scheint ihr an kritischem Freimuth nicht nachstehen zu wollen, denn in zwei viel versprechenden Artikeln (in der zweiten Probenummer aus dem Abendblatt vom 1. Oct.) eröffnet der ungenannte Kritiker einen Reigentanz mit den Werken gewisser Akademiker, die aus dieser Theilnahme der Kritik an ihren Leistungen das stolze Bewußtsein gewinnen werden, ihre Werke seien nicht ganz unter aller Kritik. Wenn demnach so die politischen Organe über Kunstwerke sprechen, veranlassen sie zu gleicher Zeit, im Sinne ächter Productivität, einander zu eigenen selbstständigen Kunstschöpfungen und Ausstellungen. Seit gestern Nachmittag nämlich prangt an allen Straßenecken ein auf elegantes buntfarbiges Papier gedruckter Anschlagzettel, ein Meisterstück der Berliner Typographie, worin die neue „Berliner Zeitungshalle" dem Publicum bekannt macht, daß die Vossische und Spenersche Zeitung die Anzeige der Distributionslokale in Berlin als bezahltes Inserat verweigert und so die Redaction gezwungen haben, zu diesem Mittel der Publication zu schreiten.

Digitized by Google

Diese Weigerung zweier Zeitungen, die einen jährlichen bedeutenden Gewinn von bezahlten Inseraten beziehen, erscheint um so wunderbarer, da sie, namentlich die Vossischen Erben, sobald sie Moses und die Propheten sehen, ihre Spalten bereitwillig selbst dem Stadtklatsch und Journalkehricht zu öffnen, aber mit Consequenz unbezahlten, wenn noch so gemeinnützigen Artikeln, die Aufnahme zu verweigern pflegen. „Es ist etwas faul im Staate Dänemark", sagt Hamlet, und Lady Macbeth dürfte ihm erwidern: Alle Wohlgerüche Arabiens versüßen diesen kleinen Fleck nicht mehr!" Wie können zwei so bejahrte Damen, die jede zwölf- bis funfzehntausend Anbeter besitzen, noch so eifersüchtig sein auf ein neugeborenes Kind, das wir philosophischer und christlicher Weise nur mit frommen Wünschen für sein ferneres Wohl begleiten sollen, ohne ihm seine ersten Athemzüge mörderisch zu erschweren. Athemzüge, die ihm durch Censurbeklemmungen im Verlauf der Zeit sauer genug gemacht werden dürften. Sonst sind ja die Basen in Berlin so bereit, Alles auszuklatschen, was irgend geschieht, und nun sind ihnen die Zungen gelähmt. Kaum glaublich, aber wahr. Noch müssen die Zettel an den Ecken kleben, wenn nicht die Thränen des Himmels, die in dieser Nacht seit Wochen endlich reichlich geflossen sind, sie abgespült haben!

Z. Z.

II.

Herren und Bauern in Böhmen.

Prag, den 30. September.

Der stylistische Wohlgeruch des polemischen Beiblattes der Grenzboten Nr. 37 läßt uns deutlich die Blume der Ritterschaft erkennen, deren Heft Nr. 30 so rühmlich erwähnt. Eine an sich verlorne schlechte Sache zu vertheidigen, um mindestens den Schein zu retten, erfordert Talent, billig also hätte der hohe Klerus und die böhmische Ritterschaft jene Vertheidigung in Nr. 37 abwehren mögen.

Ein verweigerndes Votum, wo es sich um Erleichterung des armen Bauers handelte, zu einer Zeit, wie die heutige, ist inhuman und unklug zugleich, an sich also nicht defensibel, am wenigsten aber durch jenes Verschanzen hinter angebliche Formen des Hauses, nachdem eine feste Norm, ein festes Geschäftsordnung-Reglement für die ständischen Verhandlungen gar nicht besteht; ist doch das ganze Ständewesen an sich eine Deformität, verglichen mit den Verhältnissen, den Bedürfnissen unserer Tage, sein heutiges Sichgeltendmachen ist eben deshalb nur geeignet, dieses bloße Schattenleben, das nicht mehr paßt in die Wirklichkeiten, uns recht klar erkennen zu lassen.

Als bloße Form, wie ehedem, ließ man's noch gelten, gleichsam als Cabinetsstück aus der Rococoperiode, als Komödie in Puder — sobald man die alte Form will beleben, in Bewegung setzen, zerfällt sie, denn das Ständewesen wie es ist, repräsentirt Stände von ehemals, nicht

Digitized by Google

die heutigen; ist doch der heutige wichtigste, der kräftig auflebende bürgerliche Mittelstand so ganz vergessen, als existirte nur Adel und niederer Plebs. Man gestehe es nur, jene Minorität, welche die Beilage Nr. 37 so warm vertheidigt, verschanzte sich hinter der Formaleinwendung, hoffend damit die Sache selbst zu Grabe zu tragen, spricht doch jene Beilage diese Tendenz gar deutlich aus. Auch ist inzwischen die von der Defension gehegte Hoffnung, die stets gerechte Majestät werde jenen formalungiltigen (?) Beschluß nicht genehmigen, in Nebel aufgegangen, denn Majestät hat den Beschluß genehmigt, überdies noch mit dem Beisatze — man genehmige mit um so minderem Bedenken, da man die gleichmäßige Steuerrepartition ohnehin habe anbefehlen wollen — ein Beisatz, welchen die Majorität gar unliebsam aufnahm. Das System des Steuerwesens in Böhmen chaotisch und zerfahren, wie kaum ein zweites, läßt sich bündig und kurz gar nicht darstellen; es ist ein Conglomerat von Winkelzügen der seltensten Sorte, hat aber ein Herr Defensor in No. 37 den Einsender der „Beurtheilung" in No. 28 an Gründlichkeit gemahnen wollen, so hätte der Herr Defensor selbst nicht falsch angeben sollen, ursprünglich sei die Grundsteuer auf Dominical- wie Rustical-Besitz ganz gleichmäßig umgelegt gewesen — das ist die munterste Lüge, die je gelogen worden, denn ursprünglich hatte der Bauer allein das Steuervergnügen zu genießen, der adelige Gutsherr steuerte gar nicht, nur zeitweilig forderten die Stände freiwillige Subsidien; erst unter Maria Theresia fatirten dieselben ihre Grundeinkünfte, übernahmen es, diesen von ihnen selbst einbekannten Ertrag zu versteuern, und nannten diese Steuer das dominicale Extraordinarium! Wir begnügen uns mit dieser Anführung, ohne den Herrn Defensor besonders an Gründlichkeit zu mahnen, doch möge der Herr Defensor minorum uns die Frage beantworten, wie es gekommen, daß bei allen bisherigen Repartitionen, von dem steuerbaren Erträgnisse so ungleich Abschläge stattgefunden haben, daß man von dem dominicalen Erträgnisse volle neunzehn Procent, von dem Rusticalen aber nur drei Procent in Abschlag und außer Versteuerung brachte, und schon dadurch allein drückende Ungleichheit der Besteuerung begründete, ohne daß heute hat ermittelt werden können, wienach dieser ungleiche Abschlag sich rechtfertige, so daß derselbe als offenbarer Abusus dies Jahr abgestellt worden ist.

Wir zweifeln bedeutend, daß der ritterliche Defensor uns hierüber genügenden Aufschluß wird geben, daß er uns wird überzeugen können, daß ihn irgend andere Regung, als bitterer Verdruß, jenes bejammernswerthe Minoritätsvotum der Oeffentlichkeit verfallen zu sehen, zu jener mißglückten Defension bestimmt habe, welche sich sogar zu der pyramidalen Behauptung verirrte, der Tagelöhner, Handwerker und derlei Menschen — die Proletarier also — sei bei der Grundsteuerbemessung — und von dieser ist überall die Rede — gedrückt, keineswegs aber der grundbesitzende Bauer!

Daß der Nichtbesitzende durch die directe Grundsteuer nicht direct gedrückt sein mag, räumen wir dem defendirenden Doctor der Staats-

Digitized by Google

wirthschaft billig ein, um so lebhafter aber müssen wir uns gegen die behauptete Prosperität des böhmischen Bauern aussprechen; kaum läßt sich wohl dieser arme Prospero in seiner Kümmerlichkeit davon träumen, daß man den Grenzboten die hämische Fabel von seiner Behaglichkeit aufzubinden versucht.

Wir wollen versuchen, diese Bauernprosperität in wenige Sätze zu fassen:

Der böhmische Bauer, der sogenannte ganze, im Besitze von 60 Morgen, der Morgen zu 800 Quadrat-Klafter, stehende — zahlte bisher an directer Grundsteuer im Verhältnisse mehr als sein Grundherr; er zahlt Gebäude- und Verzehrungs-Steuer wie sein ritterlicher Grundherr; er liefert seine Söhne dem Staate als Futter für Pulver, nicht so der ritterliche Grundherr, denn dieser ist nicht wehrpflichtig, wenn er auch seine Prärogativen sämmtlich dem Schwerte verdankt; der Bauer ist vorspannpflichtig, zu jeder Zeit, gegen Entgeld von wenigen Jammerkreuzern per Meile, nicht so der Grundherr; der Bauer wird zum Straßenbau gepreßt, nicht aber der Grundherr; der Bauer ist mit Militäreinquartierung belastet, der Grundherr nicht; der Bauer ist seinem Seelenhirten zehntpflichtig, der Grundherr nicht; der Bauer muß in Kriegeszeiten Naturallieferungen leisten, wie der Grundherr; der Bauer muß seinem Grundherrn des Jahres 156 Frohntage mit zwei Pferden leisten, durch 52 Sonntage und 14 Feiertage des Jahres ist ihm die Arbeit kirchlich verwehrt, und bleiben ihm 143 Tage des Jahres zu seines Feldes Bestellung! Schlägt man all' die Plackereien hinzu, welchen der Bauer von seinem Amtmann und Schreiber per nefas unterworfen wird, so stellt sich ein Sümmchen Hoch- und Niederdruck heraus, das ein endliches Platzen der Bauernlocomotive wohl erklären könnte, eine Masse von Druck, welche dem Herrn Defensor aus activer Praxis wohl bekannt sein dürfte, und wir wundern uns billig, wie die prätendirte Bauernglückseligkeit als Argument zur Vertheidigung jenes Minoritätsvotums hat gewählt werden können; doch um Gründe war es dem Defensor minder zu thun, außerdem hätte auch die sublime Reflexion nicht losgelassen werden können, die klericalen Ständeglieder seien als bloße Nutznießer ihres Besitzthums, um so berechtigter, jeder Schmälerung ihrer Nutznießung — wenn auch inhuman und unkirchlich? — entgegen zu sein!!

Wir hoffen zur Ehre des ständischen Klerus, daß dieser über seines unberufenen Defensors Argumentation erröthet. —w.—

III.

Die Germanisten und die Feste in Frankfurt a. M.

Die Anwesenheit der Germanisten und was sich daran knüpfte, hat das Fest der Enthüllung des Goethe-Denkmals tief in Schatten gestellt. Sie erinnern sich des Streites, der über dieses in der Allgem. Zeitung entstand. Dingelstedt hatte darin Unrecht, daß er das Verunglücken jenes

Digitized by Google

Festes den Frankfurtern im Allgemeinen und nicht dem Comité vorwarf, welches doch allein die Schuld trug und nirgends heftiger getadelt wurde, als eben hier. Das Goethefest begann sogleich unter Mißvergnügen des Publicums, und der Festzug war so klein, weil die Mitglieder des Comité's außer den Wenigen, welche zu den Kosten des Denkmals beigetragen, nur ihren Verwandten und guten Kameraden Karten zum Einlaß in den um das Denkmal gebauten Circus ertheilten, und hieran mit solcher Einfältigkeit festhielten, daß der sehr geräumige Circus fast ganz leer blieb und selbst das gebildete Publicum der Enthüllung nur von ferne zusehen konnte. Auch dies Mal soll man auf die unpassendste Weise Karten zum Zutritt zu den Germanisten-Versammlungen verweigert haben, aber das Publicum setzte der Tyrannei des zum Dienen, nicht zum Herrschen, bestimmten Comité's Schranken, und die Portiers waren so gescheidt, sich von keinem anständig gekleideten Manne die Karte vorweisen zu lassen. Die Wuth, in einem Comité zu sitzen, ist in Frankfurt ungemein groß.

Gegenwärtig sind die den Germanisten gegebenen Feste von noch größerer Wichtigkeit, als ihre wissenschaftlichen Zusammenkünfte. Zu jenen war der Weidenbuschsaal der Ort. Vorgestern sang dort der Liederkranz, und die Gesänge waren untermischt mit Reden der Frankfurter, wie der berühmten fremden Gäste. Uhland sprach mehrmals und erfreute das Publicum durch die humoristischen und körnigen Wendungen seiner Rede. Nicht minder ließen sich die gemüthlichen beiden Grimm und viele Andere vernehmen. Am meisten riß aber Professor Wurm aus Hamburg hin. Er sprach über Lübeck, welches für das nächste Jahr als Versammlungsort gewählt ist, und fand darin einen Beweis des freien Geistes unter den Germanisten, daß sie sich gleich die beiden ersten Male in freien Städten zusammenfänden. Gestern war das große Fest-Mittagsessen im Weidenbuschsaale, es währte von 3 bis 10 Uhr und stach durch seine Dauer, wie durch die Herzlichkeit und den Frohsinn, die dabei herrschten, sehr von dem kalten und frostigen Essen bei Gelegenheit des Goethefestes ab. Es waren so viel Theilnehmer da, als das Local nur fassen konnte, und das Eß-Comité, welches doch einmal gut gewählt war, hatte die vortrefflichsten Anordnungen getroffen. Es sprachen Dahlmann, Mittermaier, die Grimm, Ranke, Beseler, der Bremer Bürgermeister Smidt und viele Andere. Dahlmann bedauerte, daß E. M. Arndt wegen Kränklichkeit nicht mit ihm gekommen sei, und feierte den Abwesenden in Worten der Verehrung. Mittermaier, welcher der juristischen Section der Germanisten auf vortreffliche Weise präsidirt hatte, that gestern in dem, was er über die Frankfurter und zu ihnen sprach, des Guten doch gar zu viel, und Welcker hatte nicht Unrecht, wenn er dies in einer auf seine Art zornigen, aber dabei gemüthlichen Rede tadelte und meinte, daß man sich doch nicht so gar viel schöne Sachen in's Gesicht sagen und dadurch in den Traum einlullen solle, als wäre man schon, was man mit Gottes Hilfe zu werden habe. Von den Frankfurtern, welche sich vernehmen ließen, nenne ich den Dr. Spieß, Braunfels, Gutzkow und Theod. Creizenach. Hr. Spieß sprach als „Naturforscher" und hatte die Entdeckung gemacht, daß man die Wissenschaften einzutheilen habe in Naturwissen-

Digitized by Google

ſchaften und geſchichtliche. Jene ſollten die Dinge vorſtellen, wie ſie ſeien, dieſe, wie ſie geworden ſeien. Da aber alle Dinge geworden ſind, auch die Natur noch täglich wird, ſo bleiben uns bei ſolcher Eintheilung gar keine Naturwiſſenſchaften, um nicht davon zu reden, daß man nicht ſieht, wo die Philoſophie hinkommen ſoll. Gutzkow knüpfte ſeine Rede an Lübeck und wußte die Reformationsgeſchichte gewandt und geiſtreich zu entwickeln. Theodor Creizenach kann, ſo oft er ſpricht, des Beifalles gewiß ſein und von Braunfels brauche ich nicht erſt zu ſagen, daß er ein gewandter Redner iſt. Sonſt habe ich von Frankfurter Literaten Niemanden bemerkt, als den thätigen und vielgefälligen Hrn. Ebner, den Herausgeber des neuen Blattes: „Der Frankfurter Beobachter." 7λ.

IV.

Aus Innsbruck.

Wallfahrten. — Cochem's Wiederauferſtehung. — Das Decret gegen Andersgläubige. — Ein Muſiklehrer.

Einige Stunden von hier, zu Waldraſt oberhalb Matrei, befand ſich in früherer Zeit ein Bild der Gottesmutter, dem man viele Wunder nachrühmt. Nach der Aufhebung des dabei erbauten Hoſpizes der Serviten durch Kaiſer Joſeph II. wurde es, wie man erzählt, nach Mieders verſetzt, wiewohl es auch an Ausſagen nicht fehlt, die das Original in die Hände einer andern Gemeinde legen. Als nun die Serviten wieder mit ihrem einſtigen Sitze betraut wurden, forderten ſie auch das Bild, worauf ſie ein altes Recht zu haben glaubten; allein beide Gemeinden verweigerten die Herausgabe, ja zwiſchen ihnen ſelbſt erhob ſich jetzt Zank und Hader, wer von ihnen das wahre Wunderbild beſitze. Endlich erhielt jenes von Mieders den Preis und der Orden den Sieg über ſeine beiden Gegner; mit großer Feier ward es wieder an eben den Platz geſtellt, wo nach des frommen Brandis*) Bericht eine engliſche Stimme einſt ſeine Entſtehung verkündete. Scheint es doch, als ob man das Volk im Glauben beſtärken wollte, daß eine Wunderkraft an Holz und Stein gebunden ſei. Man lenkt unverkennbar wieder in P. Cochem's Lehrſätze ein, und in der That kam es ſchon dahin, daß ihn hier ein Vater ſelbſt hinter dem Rücken des Lehrers ſeinen Kindern in die Hände ſpielte. — Das nennen nun unſere Jeſuiten und ihre eifrigen Jünger „Reinbewahrung des Glaubens."

Begreiflicher Weiſe konnte den Leuten dieſer Fahne nichts Widerlicheres vorkommen, als eine Anſiedelung von Proteſtanten. Zwei Preußinnen hatten jüngſt das alte Schloß Kropfsberg gekauft, um ſich, von der anmuthigen Gegend angezogen, daſelbſt anzuſiedeln. Sogleich witterten die geiſtlichen Herren der Nachbarſchaft Gefahr für das glaubensſchwache Zillerthal; der Vorfall kam zur Kenntniß der Landesſtelle, die den Kauf wegen Mangels der kreisämtlichen Bewilligung für nichtig er-

*) Des tiroliſchen Adlers immergrünendes Ehrenkränzel, Innsbruck 1678.

klärte, und jenes von der „Zeitungshalle" in Berlin veröffentlichte Decret erließ, das den wohlthätigen Schutz des Toleranzpatents für die Ansiedelungen der Akatholiken in Strenge gegen sie verwandelt und sich Rechte zuschreibt, die ihr das Gesetz nicht vorbehält. Die Beschwerten legten ihre Berufung an die Hofkanzlei ein, welche die Bewilligung zum Kaufe ohne Anstand ertheilte, allein die Landesstelle konnte sich dabei nicht beruhigen. Man hielt die Entscheidung zurück und brachte den Fall vor Se. Majestät zur allerhöchsten Schlußfassung, die noch gewärtigt wird. Ob man auch in Wien zu allen diesen Ergebnissen und Maßnahmen gute Miene machen wird? Gewiß kennt man sie dort kaum zur Hälfte. Die Fremden sind, wie Sie merken, bei uns nicht gern gesehen; hier gleich ein zweiter Fall. Vor ein paar Jahren kam ein Baier zu uns, der sich als Violoncellspieler beliebt machte und vom Ertrage seiner Musikstunden lebte. Die Polizei fand Gründe, ihn abzuschaffen, eine Berufung an die Landesstelle half seinen Aufenthalt einstweilen verlängern. Nach einiger Zeit wurde der polizeiliche Befehl erneuert, der Betroffene nahm seine Zuflucht wieder zur Landesstelle, diese fand die Gründe seiner Ausweisung gehoben und entsprach seiner Bitte durch günstigen Bescheid. Dessen achtete man aber keineswegs von Polizeiwegen. Der arme Mann, der sich ruhig und anspruchslos sein tägliches Brod mühsam durch die Kunst erwarb und beim hiesigen Musikverein als Lehrer angestellt war, mußte trotz der von der administrativen Behörde ertheilten Aufenthaltsbewilligung stehenden Fußes aus dem Lande fort. Die Grenzen der verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung scheinen also selbst unter denen, die ihnen vorstehen, streitig, und der böse Humor davon trifft den wehrlosen „Ausländer," der auf fremde Erde keinen Anspruch hat. Wie lange es wohl noch eine hochgewichtige Frage sein wird, ob einem der stammverwandten Söhne deutscher Länder, die sich die Großmächte zu einigen berufen finden, auch außer den Planken seiner Heimath Luft zum Athmen und ein Bischen Licht vergönnt ist? ⊙

V.

Notizen.

Dahlmann's Erklärung. — An die Mitarbeiter der Grenzboten. — Druckfehler.

— Dies ist das Wort so vom Herrn geschah zu Dahlmann, zur Zeit da sie zu ihm sandten den Prof. Lohbauer und ihm ließen sagen: zu streiten mit ihnen in der Geheimenrathszeitung gegen Nebucadnezar und die gesammte Opposition, die gegen Israel und die gesalbten Beamten kämpfet mit gefährlicher Macht. Dahlmann aber sprach zu den Abgesandten wie folgt: Verkünde den geheimen Räthen so dich geschickt, so spricht der Herr durch mich: Siehe, ich will die Waffen zurückwenden, die ihr in euren Händen habt, zu streiten wider die Chaldäer, welche euch draußen belagert haben. Ich will wider euch streiten mit großem Zorn, Grimm und Unbarmherzigkeit. Denn so ward des Herrn Wort zu mir: Wehe den tollen Propheten, die ihrem eigenen Geiste folgen und haben doch nicht Gesichte. O Israel, deine Propheten sind wie die Füchse in

Digitized by Google

den Wüsten. Sie treten nicht vor die Lücken und machen sich nicht zur Hürde um das Haus Israel. Sie sprechen, der Herr hat's gesagt, so sie doch der Herr nicht gesandt hat, und mühen sich, daß sie ihre Dinge erhalten; erhalten das Bestehende. Unter Bestehendem wird aber sicherlich nicht verstanden, was am 27. d. J., wo ihr das Zeitungsprogramm gegen die Chaldäer unterschrieben, bestand, sondern Alles, was, wenn Recht und Treue und die wesentliche Wohlfahrt des Ganzen gefördert werden soll, bei uns genesen, oder wenn unterdrückt, zum Wiederaufstehen gerufen werden muß. Und weiter sprach der Herr zu Dahlmann: Du Menschenkind, sage den Aeltesten Israels und sprich zu ihnen: Was treibt ihr unter euch im Lande dies Sprichwort: die Väter haben Herlinge gegessen und den Kindern sind die Zähne davon stumpf geworden? Was sprechen sie in ihrem Dünkel: fortan sollen die letzten und höchsten Fragen des menschlichen Gemüths nach Gott und göttlichen Dingen nicht mehr theoretisch durch die Philosophie, vielmehr durch die lebendige Theologie entschieden werden? So wahr als ich lebe, spricht der Herr Herr, solch Sprichwort soll nicht mehr unter euch gehen in Israel. Wenn nur Einer fromm ist, der recht und wohl thut, der seine Augen nicht aufhebt zu den Götzen, und seines Nächsten Weib nicht befleckt; der Niemand beschädigt, der dem Schuldner sein Pfand wiedergibt, der Niemand etwas mit Gewalt wegnimmt, der nicht wuchert, der Niemanden übersetzt (mit Ausnahme Eugene Sue's und Alexander Dumas), der zwischen den Leuten Recht urtheilt, der dem Hungrigen sein Brod mittheilt und den Nackenden kleidet, der ist ein frommer Mann, spricht der Herr. Allein in einem völligen Gegensatze zu dieser Innerlichkeit sehe ich die Kirchlichen des neuen Stempels auftreten; ihnen kann es nirgends zu bewegt und unruhig sein, kein noch so hoher, gebietender Stand in dieser rauschenden Wirklichkeit, den sie nicht einzunehmen willig und beeifert wären. Ich fürchte, daß das letzte Menschenalter die lange Liste der Gebrechen unserer bürgerlichen Gesellschaft mit zwei Lastern der schlimmsten Art vermehrt hat: mit Heuchelei und Leichtfertigkeit in Glaubenssachen. — So sprach der Prophet Dahlmann in der Stadt Bonn am linken Rheinufer. Und alles Volk horcht der Worte des Propheten und glaubet an ihn.

Unsere Mitarbeiter und Freunde werden ersucht, Briefe und sonstige Einsendungen nach wie vor an die Verlagshandlung F. L. Herbig oder an die Redaction der Grenzboten **nach Leipzig** zu adressiren.

Druckfehler. Durch einen unangenehmen Zufall sind im vorigen Hefte die letzten anderthalb Seiten nicht zur zweiten Correctur gekommen, wodurch mehrere sinnentstellende Druckfehler sich einschlichen: Freunde statt Feinde, Declamation statt Reclamation, Guhnauer statt Gubrauer u. s. w.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich André.

Digitized by Google

Oesterreichische Grenzjäger.

Sauer war schon seit acht Tagen die Arbeit gewesen; Tag und Nacht ward uns keine Ruhe vergönnt. Bald gab es Dieses, bald Jenes. Der Posten war vielleicht einer der strengsten, aber eben dadurch einer der ausgezeichnetsten und angenehmsten im ganzen Gebirge. Er stand unter der Leitung des Oberjägers und Vicesührers Häder, eines Mannes, der ganz für sein Fach geboren zu sein schien. „Macht Euch's bequem", sprach er, „nach der Arbeit ist gut ruhen; morgen hoffentlich geht es wieder von Neuem an." Wir ließen uns dies nicht zweimal sagen. Fast Jeder entkleidete sich bis auf Unterhose und Hemd, wie es in Ungarn Sitte ist, und ging seinem eigenen Willen nach. Es war grade ein angenehmer Sommerabend. Die ganze Gegend, von einem Zauberschleier umflossen, athmete Wonne. Dies erquickte selbst die rohesten Seelen. Jeder hoffte und wünschte, es möchte ungestört und ungetrübt der köstliche Abend und die noch köstlichere Nacht vorübergehen; denn Ruhe und Schlaf gehörig zu würdigen, vermag nur Jener, welcher beide so vielfach und auf so mühsame Weise entbehren muß. Deshalb sehnten wir uns auch nach einiger unschuldigen Erholung oder Beschäftigung, die gern an die Stelle der erstern tritt. Wer ein Liebchen hatte, besuchte es; wer den Anblick der untergehenden Sonne genießen wollte, erstieg den nächsten Hügel; wer das Gasthaus liebte, begab sich dort hin. Der Eine fischte, der Andere arbeitete, und die Mehrzahl streckte ihre matten Glieder vor der Kaserne im weichen grünen Rasen. So verfolgte ein Jeder die Freude seines Herzens.

Der Ort, wo unsere Kaserne stand, liegt am Ausgange der steirischen und österreichischen Alpen, gegen das ungarische Flachland zu.

Digitized by Google

Der sogenannte Scheeberg, ein imposanter Anblick von nah und fern, bildet völlig die letzte Alpenspitze. Von dort an, gegen Osten, verliert sich immer mehr und mehr die Bergeshöhe. Die Gebirge werden zu Hügeln, und diese endlich zur völligen Fläche. Kreuz und quer ziehen sich die Krümmungen der mannichfaltigsten Thäler. Letztere sind sehr enge und häufig mit Waldungen bekleidet. Die Anhöhen werden am meisten bebaut und sind gewöhnlich mit Dörfern, selbst mit Märkten besetzt, aber auch die Thäler nicht unbewohnt. Es gibt deren besonders zwei, welche die Hauptthäler bilden und von Heerstraßen durchzogen werden, deren die eine nach Steiermark, die andere nach Güns in Ungarn führt. An der letztern, zwei Stunden von der Grenze, lag Sch..., und eben daselbst, außerhalb des Dorfes, unsere Kaserne. Ein Wildbach, über den ein Steg führte, trennte sie von der Straße.

Leidenfroh war eben ausgegangen, in diesem Wasser mit der Angel Forellen zu fischen, — eine Beschäftigung, die seine Freude ausmachte. Er hatte darin viele Gewandtheit und Kenntniß; sein unermüdlicher Fleiß wurde aber auch jederzeit durch reichlichen Fang belohnt. Uebrigens war er ein seltsamer Kauz; ich ehrte ihn lange als meinen Liebling, bis sich endlich, einige Tage bevor ich von diesem Grenzwachleben auf immer Abschied nahm, durch eine seltsame Begebenheit meine Zuneigung zu ihm sehr verminderte.

Wir saßen nämlich, es war Ende Januars, in der Kaserne; der Oberjäger Kranowetter hatte sich auf ein Bett gelagert und warf sein Feuerzeug und einige Scheidemünzen, die ihn in der Tasche genirten, in eine über seinem Kopfe hängende Guitarre. Nachdem er ausgeruht hatte, wollte er diese Habseligkeiten aus dem Instrument herausnehmen; es gelang ihm jedoch nicht sogleich und ich bot mich an, es zu versuchen. Ich that es und siehe! drei Fünfgulden-Banknoten fielen heraus. Nun wollte Niemand Besitzer dieses Reichthums sein. Die Guitarre hatte Leidenfroh von einem Einnehmer entlehnt; aber auch dieser sagte, ihm gehöre das Geld nicht. Nun gerieth Leidenfroh's Seele in Empörung. Ich machte den Vorschlag, wir sollten den gefundenen Schatz gleichmäßig unter uns Drei vertheilen, aber Leidenfroh sagte: „Nein!" Das Geld, behauptete er, sei ein Geschenk von Schwärzern; ihn habe man dadurch bestechen oder gar dadurch verdächtig machen wollen. Ich oder Kranowetter hätten es heimlich in sein Instrument gelegt, um ihn öffentlich anzuklagen und zu stürzen; dieser gehässige Vorwurf ärgerte auch mich. Mochte Kranowetter in einer oder der andern Beziehung sich manches Verdachtes schuldig gemacht ha-

Digitized by Google

ben, ſo war ich doch rein und beſchloß, nach Leidenfroh's Willen, die Sache höhern Orts anzuzeigen. Dies geſchah; kein Menſch konnte daraus klug werden. Leidenfroh gerieth in Wuth, ſchmähte und ſchimpfte ohne Maß und Ziel und ſagte mir die Freundſchaft auf ewig auf. Das that mir wehe, um ſo mehr, da ich ihn als einen ehrlichen Kerl in manchen Stücken ſchon längſt liebgewonnen hatte und er mir erſt jüngſt ein Stammblatt ſchrieb, worin es hieß: die Flüſſe müßten eher rückwärts gehen und Wölfe ſich mit Lämmern gatten, als daß meine Freundſchaft zu dir ſich ändert.

So war dieſer Mann beſchaffen. Seine Liebe und ſein Haß waren gewöhnlich grenzenlos; von einem Aeußerſten konnte er auf das Andere leichter Dinge überſpringen; von Schonung, Achtung und Ehrfurcht wußte er dann nichts und wollte auch, trotz aller Zureden, nichts wiſſen. Seinen Feind ganz vernichten, mit Verluſt alles eignen Glückes, und ſeinen Freund rückſichtslos gegen alle Anfechtungen vertheidigen, mochte es billig ſein oder nicht, dies war des Mannes trotziger Sinn. Bedeutende Talente und Seelenkraft, im Großen zu wirken, hatte an ihm die Natur nutzlos verſchwendet. Er war ſchon Vieles geweſen, aber nie lange.

Während dieſer Kamerad fiſchte und allmälig aus unſern Augen in der Tiefe des Thales verſchwand, ließ ſich Toni am Hügel, der Kaſerne gegenüber, auf der Flöte hören. Dieſer, der Sohn eines Schullehrers, hatte ſich ſelbſt ſchon dieſem Fache gewidmet; er kam ſpäter zur Grenzwache, machte aber keine Fortſchritte. Declamiren war ſeine Leidenſchaft, aber ſo gut er ſein Gedächtniß geübt hatte, ſo ſchlecht war der Vortrag; die Flöte ſpielte er hübſch, doch nur wenige Stücke. Ihn ein oder das andere Mal in müßigen Stunden, wenn eine lang verhaltene Sehnſucht die Seele überſchlich, zu hören, war ſehr angenehm; ſein Spiel, einfach, ohne Künſtelei, ergriff das Gemüth, beſonders aus der Ferne vernommen, wo die ſchmelzenden Töne, vom ſanften Rauſchen des Baches nicht übertäubt, herüberklangen.

Die Mehrzahl, wie geſagt, hatte ſich vor der Kaſerne gelagert, ſchmauchte ruhig ihr Pfeifchen, dachte wenig oder gar nichts und drehte ſich bald auf dieſe, bald auf jene Seite, je nachdem es die Umſtände und die Bequemlichkeit erforderten. Frau Häder ging mit der Schnapsflaſche herum und credenzte Jedem ſein Gläschen. Dieſes wurde entweder auf den Tiſch, der im Freien angebracht war, oder in das Gras, wo man ſich gelagert hatte, hingeſtellt.

In beſonderer Weiſe waren in der Geſellſchaft nur Wenige be-

schäftigt, darunter Janke und Hans. Ersterer, gewöhnlich Powidal oder Schnapsbruder genannt, hatte noch für zwei Seidel seines Lieblingsgetränks zwei Gewehre zu putzen übernommen. Das war sein gewöhnlicher Nebenverdienst. Er hatte früher bei dem Raketencorps gedient und wußte mit der Armatur trefflich umzugehen. So kläglich auch seine Beine aussahen, hatte er doch Kraft und Behendigkeit in den Armen. Er bewegte sich nur langsam von einer Stelle zur andern und hatte den ganzen Tag für sich zu brummen; doch laut sprach er wenig und dieses in einem gebrochenen böhmisch-deutschen Dialekte, den ich seit Jahren fast wieder vergessen habe und nachzuahmen nicht im Stande bin. Bevor er zur Arbeit ging, setzte er sich jedesmal auf eine Bank, rollte einen großen, schmuzigen Leinwandfleck auseinander, der sein Tabaksbehälter war, suchte sich die größten und schönsten Stücke, die sehr fest und zollbreit geschnitten waren, heraus, drehte eines derselben fünf bis zehn Mal zwischen den Fingern herum und steckte es endlich, mit einer ganz eignen Bewegung der Hände, in den Mund, wo er es zwischen Zähnen und Backen sehr niedlich anbrachte. Es schien jederzeit, als trüge er auf der einen Seite des Gesichts nicht eine geschwollene Wange, nein! sondern einen tüchtigen Sack mit Zwanzigern, deren Gewicht allmälig das Fleisch schlaff machte und herabzog. War dies geschehen, so packte er seine sieben Sachen wieder zusammen, trug sie langsam in eine wohlverriegelte Kiste, schob dieselbe unter das Bett und schickte sich an, seine Aufgabe zu lösen. Er ergriff das bestimmte Gewehr, und kaum hatte er die Capuzinerschraube oder den Ladestock aus demselben herausgezogen, so rief er auch schon dem betreffenden Besitzer des Gewehres zu, daß er beginne. „Fangte ich jetzt an, Herr Oberjägerin", sagte er immer sehr langsam und mit milder Stimme, „wo iste mein Glas?" Er meinte den versprochenen Schnaps und wurde öfters allsogleich grob, wenn das Glas nicht schon gefüllt dastand. So war er denn auch jetzt eben damit beschäftigt, einen Lauf glühend zu reiben, um das geringste Fleckchen zu vertilgen und Spiegelglanz am Stahle hervorzubringen. Er hatte aber den Lohn seiner Arbeit bereits gut aufgehoben und dachte wieder daran, wie es nicht mehr lange währen werde, daß er auch die andere Hälfte für das zweite Gewehr zu sich nehmen könne. Da schielte er denn ziemlich oft, mit einer Art Wollust, nach der gefüllten großen Flasche, die auf dem Tische stand, konnte das sehnsüchtige Auge, wie verzaubert, vom geliebten Gegenstande kaum abwenden und leckte mit der Zunge die Lippen, nicht unähnlich einem Alpenstiere, welchem ein

Digitized by Google

junges, schönes Mutterkalb entgegen gesprungen kommt. „O wollte ich," brummte er dann, „wäre ich die Flasche Schnaps, könnte trinken immer viel und satt."

Ihm gegenüber beschäftigte sich Hans Ehrlich, ein Tischler seines Handwerks, mit dem Zusammenflicken eines alten Schreines für die Frau Oberjägerin. Auch dieser freute sich im Voraus auf ihre freundschaftliche Erkenntlichkeit, welche in Schnaps und Brod, mit Schweinefett beschmiert und je nach Verdienst, aus größern oder geringern Portionen bestand. Hans ist mir einer der liebsten Jäger; er ist von mittlerm, untersetztem, starknochigem Wuchs. Sein kleines Auge blickte ehrlich und treuherzig aus dem Vollmondsgesichte. Zimmerte er, sang er ein Liedchen, um sich zur Arbeit aufzumuntern; Stimme und Vortrag waren nicht die schönsten, desto hübscher aber der Inhalt. Er spiegelte des Mannes Herz und Seele ab; übrigens bestand das Lied nur aus Knittelversen, doch aus guter, alter deutscher Zeit und mit Zunftgeist verfaßt.

Eine andere Gruppe bildete der Commandant mit dem jungen Tyroler, unter diesem Namen war ich allenthalben bekannt; wir saßen auf einer hölzernen Bank, lehnten uns an die Mauer der Kaserne und hatten das kleine Tischchen vor uns. Wie die Mehrzahl, schmauchten auch wir, das war unsere größte Leidenschaft; Tag und Nacht wurde diese Unterhaltung fortgesetzt und mit der großen, hölzernen, tüchtig mit Messing beschlagenen Pfeife schliefen wir selbst ein. Gefahr war nicht zu fürchten, denn diese Dampfkessel waren wohlverschlossen, und weil mit etwas längern Röhren versehen, die über das Bett hinausreichten, fielen sie gewöhnlich, sobald wir eingeschlafen waren, auf den Boden hinab. Unsere mit köstlichem Militairtabak vollgepfropften ungarischen Bocksbeutel lagen auf dem Tisch, sammt einigen Manuskriften, die wir eben durchgegangen, aber bei Seite gelegt hatten, weil wir im Verlaufe des Gesprächs auf die Kriegsbegebenheiten aus den letzten Zeiten des französischen Kaiserreichs zu reden gekommen waren. Dergleichen Unterhaltungen gingen mir über Alles. Leider hatte ich nicht Muße, die Aussagen dieser alten Krieger aufzuzeichnen und das Meiste entschwand mir aus dem Gedächtnisse. Allein an Manches erinnere ich mich noch gar wohl und immer mit Freude, denn untergeordnete Soldaten haben ihre ganz eigenthümlichen Ansichten von Krieg und Schlachten; vor ihrer Seele schwebt nur das Einzelne. Dieses haben sie selbst erlebt, vom großen Ganzen aber besitzen sie nur dunkle oder fast gar keine Ideen; sie loben häufig, wo der Geschichtschreiber

Digitized by Google

tadelt, und tadeln, wo jener entſchuldigt oder gar lobt. Warum aber Krieg geführt wird, das wiſſen die Wenigſten; ihr Wunſch iſt nur Krieg und abermals Krieg, und ſelbſt in den älteſten Tagen, mag es ihnen auch nicht gar unangenehm ergehen, erhält ſich in ihnen ein ewiges Sehnen nach der Blüthezeit der Jugend und Mannheit, wo ſie die Freuden des gefährlichen Lebens in vollen Zügen genoſſen hatten.

Ein ſolcher Mann war Häder. Er konnte ſein Regiment und ſein Leben daſelbſt nie vergeſſen; Küraſſier-Wachtmeiſter war er geweſen, hatte die deutſchen Freiheitskriege mitgemacht und wurde ſpäter Tabakaufſeher, weil er in der unbehaglichen Zeit des Friedens wenig Ausſicht auf Beförderung, in dieſer neuen Sphäre aber durch die Gunſt eines nahen Verwandten für ſich und ſeine Familie mehr Hoffnungen emporzukommen hatte. Zum Theil wurde er nicht getäuſcht; er bekleidet jetzt mit Anſehn und allgemein geachtet ein höheres Amt.

Häder war eine große rüſtige Figur; in ſeiner erſten Jugend ſchon Soldat, hatte er die verſchiedenſten Heereszüge mitgemacht; überall hin ward er von ſeiner Gattin begleitet. Sie lebte als Marketenderin im Heere, ritt ihr Roß wie ein Huſar, und ſo ſehr ſie ſchon das Alter überfiel, glich ihr doch nicht ſobald eine Zweite an Lebendigkeit, Arbeitsluſt und friſchem Lebensſinn.

So beſchäftigten wir uns, ein Jeder auf ſeine Weiſe. Häder's Töchterchen ſaß zu den Füßen des Vaters, reinigte und bereitete Waldſchwämme, aus denen die Mutter für die Mannſchaft eine köſtliche Abendſuppe zu kochen Willens war. Die liebe Kleine blickte alle Augenblicke mit ihren Taubenäuglein bald zum Vater, bald zu mir hinauf und fragte um den Namen jedes dieſer Gewächſe; denn allerlei Arten, wie ſie Janko auf der Patrouille unter die Hände gekommen waren, lagen übereinander geſchichtet. Netti, ſo hieß die Kleine, war ſchmächtig, wie ihre Mutter. Ihr Geſichtchen glich dem eines Engels, wenn Engel Sommerſproſſen hätten. Ich hatte das zehnjährige Mädchen außerordentlich lieb, denn es ſchmiegte ſich und ſchmeichelte wie ein Kätzchen.

Plötzlich rief Netti: „Vater, wer iſt das?“ Wir drehten uns und ſahen eine fremde Patrouille, die auf uns zu kam. Ein ſchöner junger Mann, mit römiſcher Imperatoren-Miene, ging raſchen Schrittes der Kaſerne zu und zwar mit einem Anſtand, wie man ihn beim beſchwerlichen Grenzwachleben, wenn es Einer erſt länger mitgemacht, ſelten findet. Hinter ihm hinkte ein älterer Mann, etwas gemächlich, aber auch Schritt haltend, an einem Haſelſtocke, ähnlich einem Bilde

Digitized by Google

des heiligen Alfons von Liguori, wie ich es einmal sah, ließ er, den Rücken, wie eine Katze auf der Lauer, emporgehoben, ziemlich falsche Blicke, so schien es mir, rechts und links sehr schlau herumspielen. Er brauchte nur einen Moment, und hatte Alles übersehen. Dann schloß er gewöhnlich die Augen, runzelte die Stirn und spähte von Neuem. Dieser Mann hatte schon seit Jahren, als Halbinvalide eines Regiments, an der Grenze beim Aufseherpersonale, als ein militairischer Gehülfe gedient, war bei Errichtung des Corps zur Grenzwache übergetreten und galt für einen im Dienste allenthalben verschmitzten und verschlagenen Kopf. Ich und überhaupt Niemand, der ihn zum ersten Male sah, konnte ihn liebgewinnen.

Nachdem der junge schöne Mann, er hieß Camill, Rapport abgelegt und seine Papiere überreicht hatte, machten sich's Beide, Jeder auf seine Weise, bequem. Camill entledigte sich der Waffen und sandte nach einem guten Glas Wein und Schinken in das nächste Gasthaus des Dorfes.

Czernek, so hieß der Andere, setzte sich in seinem ganzen Schmuck, das Gewehr beim Fuß, an den Eingang der Kaserne, trocknete den Schweiß vom Angesicht, blickte rings um sich und lächelte, ich kann nicht sagen in den Bart, denn er hatte keinen, aber er lächelte denn doch auf ähnliche Weise. Lange schwieg er; endlich löste sich die Zunge, und er sprach mit rascher Stimme, aber sich fortwährend durch längere Pausen unterbrechend: „Da geht es ja ganz wohlgemuth zu! — Immer Geld und Schnaps vollauf! — Unsereinem trägt's der Beutel nicht! — Angenehm ist's auf dem Rasen zu liegen!“ — — Dann schwieg er gänzlich, zog endlich ein kleines Säckchen von Linnen, in dem ein paar Zwanziger und einige Scheidemünzen lagen, hervor, suchte nach langer Auswahl ein Groschenstück heraus, legte es vor sich hin, schob das fest zugebundene Säckchen wieder ein, stand auf, holte sich Wasser, nahm ein Stück altgebackenes Schwarzbrod aus der Tasche und schickte sich an, es mit Muße zu verzehren. So saß er einige Zeit, beobachtete sämmtliche Gesellschaft, rief der Frau und ließ sich ein Gläschen geben, mit der Bemerkung: „Geht das Wirthsgeschäfte gut?“ Drauf verkostete er das Getränk und sagte: „Ich habe zu Haus 'nen bessern.“ „Du bist der ewige alte Brummbär“, erwiderte Frau Häder. „Thut Noth“, war seine Antwort.

Der Commandant hatte sich unterdessen in sein Bureau, das auch zugleich Wohn-, Gesellschafts- und Schlafstube war, zurückgezogen, um einige amtliche Schreibereien abzuthun; Camill aber sich mit mir

Digitized by Google

in lateinischer Sprache zu unterhalten begonnen, denn er hatte erfahren, daß ich Studio gewesen. Nach kurzen Complimenten kamen wir alsbald auf die Literatur. Mir war dergleichen Unterhaltung sehr unlieb; denn da mir früher stets die Gelegenheit zu mündlichen Sprachübungen im Latein gemangelt hatte, ging ich zuerst nur zaghaft an das Werk, während es ihm, wie ich gleich bemerkt hatte, ein Leichtes war; doch bald war auch bei mir die Scheu überwunden. Geraume Zeit spann sich das Gespräch fort und größtentheils fiel mir nur die Rolle des Zuhörers zu, was mich vollends aus aller Verlegenheit riß. Camill war ein leidenschaftlicher Verehrer des Demosthenes und seiner Kunstgenossen aus Hellas; weniger achtete er die Lateiner, obwohl er den Cicero beinahe auch als tägliches Gebetbuch benutzte; indessen war er ihm nichts mehr, als Gebetbuch, die Griechen aber seine Bibel. Das Gespräch drehte sich, wie natürlich, um diese seine Lieblingslectüre. Mich dauerte der Mann. Mit einer hohen Idee von der eigenen Persönlichkeit, hatte er zur Grenzwache geschworen, und sich in dem Wahn gewiegt, als müßte er in wenigen Monaten Commissär werden. Darin täuschte er sich sehr. Er brachte es leider nie weiter, als zu einem Oberjäger, welches glückliche Loos auch ein Schusterlehrjunge mit nicht großer Beschwerde, wenn er nur einige Fähigkeiten und unverdrossenen Diensteifer zeigt, gar bald erringen kann, und nicht selten schon, ja noch mehr, errungen hat. Gelehrte und Gebildete besitzen die dazu erforderlichen Eigenschaften entweder nur im geringen Grade, oder, was meistens der Fall ist, gar nicht. Camill würde ein tüchtiger Professor an einer höhern Lehranstalt geworden sein. Ich erinnerte ihn daran. „Ach Gott!" gab er zur Antwort, „es sind keine Aussichten; da muß man Empfehlungen von hohen Herrn haben und den Damen in Wien die niedlichen Hände zu küssen verstehen. Das kann ich nicht, und lerne es nie. Hier sagt es mir zu."

Die Unterhaltung wendete sich und wir kamen auf die Poesie. Darin war ich bewanderter als er, selbst was die Alten betraf. Es kam bald zum Declamiren. Da erschien Häder, und weil er nicht Latein verstand, so wurde ich von ihm aufgefordert, aus der Urania eine Stelle zum Besten zu geben. Das geschah. Ich holte das Buch, nahm noch ein Glas Wein zu mir, wählte ein glückliches Thema, sammelte mich und begann mit einer Begeisterung, wie sie nur der Jugend eigen ist, bei der das erste Denken noch mehr Poesie ist. Längst ist diese Periode der Entwicklung vorübergegangen und die vie-

Digitized by Google

ten Jahre, welche zwiſchen Einſt und Jetzt liegen, haben mannichfaltige Veränderungen herbeigeführt und die Stufenfolgen höherer Bildung erklimmen laſſen, aber ich denke nur immer mit Wonne an die Tage jenes geflügelten Lebens.

Es wohnten damals unſer zwanzig Jäger in dieſer Kaſerne; die Mehrzahl befand ſich daheim, nur ein Paar waren im Dienſte beſchäftigt. Der größte Theil beſtand aus Naturmenſchen, die nicht den geringſten Anſtrich von Bildung je bekommen hatten. Lauter Soldaten und Handwerker, wenige verunglückte Studenten oder Beamte ausgenommen, waren meine Schlafgenoſſen, und doch, ſo oft ich ein Gedicht vortrug, es geſchah ſelten, ſammelten ſich dieſe Barbaren um mich und lauſchten auf jedes meiner Worte in heiliger Stille. Dergleichen Vorträge mußten ihnen, wie mich dünkt, für Predigten gelten; denn der Gottesdienſt wurde wohl höchſt ſelten und das nur von Einzelnen, wenn ſie übermüßige Stunden hatten, beſucht. Trug ich aber aus der Urania, beſonders dem Zweifler, eine Stelle vor, ſo war ihnen ſeltſam wohl zu Muthe. Ich weiß, ſie verſtanden das Meiſte nicht, dennoch wurde ich von ihnen öfters aufgefordert, mein Amt als Acteur zu verrichten. War dies vorüber, ſo nahten ſich gewöhnlich die Meiſten mit einem Glas Schnaps, blickten mich freundlich und wohlwollend an und ich mußte einem Jeden, nach ſeinem Verlangen, Beſcheid thun.

Während ich vorgeleſen hatte, kam Leidenfroh daher, ein kurzer, ſtämmiger Mann, mit ſchwarzem Schnurrbart und Augen, aus denen Pfeile ſchoſſen, die Mütze ſchief auf den Kopf gedrückt, mit einem kurzen Röckchen angethan, die Angelruthe und einen kleinen Fiſchbehälter in der Rechten, die Tabakspfeife in der Linken haltend, ſchrie er ſchon von Ferne mit volltönender Stimme, auf jedes Wort den gehörigen Nachdruck legend, denn er war einſt auch Schauſpieler geweſen: „Grüß dich Gott, Camill! Was Teufel, wie kommſt du in das Gebirge? Hat dich der Vitzliputzli auch zu den Rabenäſern in die gottesläſterlichen Keuſchen verzaubert? Was Teufel! du haſt ja Geld aus der Ebene mitgebracht? Ich bin immer der Alte, hab' heute nichts, hab' morgen nichts. Stoß einmal an, Bruder! Biſt du bei uns poſtirt? — Alſo nicht? Mußt du ſchnell wieder fort? Ich habe da ſo kleine Teufel die ſchwere Menge, die müſſen noch heute verſchnabulirt werden. Biſt eingeladen; Tyroler, du auch. Frau Oberjägerin, Feuer auf den Herd und Waſſer in das Kaſtrol, ich habe der kleinen Spitzbuben die Menge. Hat mir manche Angel gekoſtet! Wie die Patrone

gezappelt und gearbeitet haben, als tanzten ſie am Galgen in der Luft zwiſchen Himmel und Erde. Habe meine Freude daran, ihnen die Köpfe zu zerſchlagen; das iſt unſer Exercitium, wenn's nicht auf die Rabenäſer losgeht. Auf unſerer Station ſollteſt du ſtehen, da würdeſt du den Dienſt kennen lernen; hier bekommt man erſt einen Begriff davon. Kreuzſchwere Noth, habe ſchon manchen Strauß in den böhmiſchen Wäldern mitgemacht, aber Alles war nur Bubenſpiel im Vergleich mit dem Mordio der Gegenwart."

Camill mußte ihm einige Neuigkeiten erzählen, wie es nämlich in der Ebene zugehe, denn er war erſt aus dem Flachlande angekommen. Da erkundigte er ſich unter Anderm, ob Glimm ſchon eingerückt ſei? „Was Teufel und alle Mordio!" ſchrie Leidenfroh, drehte den Schnurbart und ſtellte ſich in Poſition. „He, Jäger, habt ihr's gehört? Der Polak! Hol' mich der Kukuk, heute noch bringe ich von dem Markt eine Guitarre, der ſoll uns vorſingen und vorſpielen, daß alle Dirnen in der ganzen Gegend verrückt werden. Das Aas hat gewiß einen Höllenrauſch, wenn er einrückt. Ich ſtelle mir das ganze Tableau vor, wenn wir ihn werden, wie einen todten Hund, auf's Bett ſchleppen müſſen. Hat es immer ſo gemacht; kann's nicht laſſen; iſt ſonſt ein braver, tüchtiger Kerl; hab' ihn lieb, wie mein Auge; er läßt die Zwanziger fliegen und genirt ſich nicht und knickert nicht."

Kaum hatte er dies geſagt, ſo erklang auch ſchon aus der Ferne Jauchzen und Freudengeſchrei und immer näher rollte ein Wagen mit Jägern beſetzt. Am Steg hielten ſie ſtill, ſprangen Alle herab und unter Gelächter, Fluchen und Wirrwarr hoben ſie endlich eine, in einen grünen Rock gehüllte, mit einem Czako bedeckte kleine menſchliche Figur hervor, die ſo dick als lang war, ſtellten ſie auf die Füße und brachten ſie über den Steg bis vor die Kaſerne, wo der Commandant ihnen entgegentrat. „Kreuzſapperment!" ſchrie einer von dieſer ſaubern Geſellſchaft, Namens Jenner, der wackelnden Statue in das Ohr; „Glimm, nimm dich zuſammen; das iſt der Herr Commandant, melde dich; ſtehe feſt! ſei ein Mann!" „Werft die Beſtie in's Waſſer, daß ſie zur Vernunft kommt," ſagte Camill's Begleiter; „das ſind mir Dienſtmänner; auf dieſe kann man Hoffnungen bauen." „Hatte halt 'nen Rauſch," erwiderte Janko kaltblütig; „wollte ich ſein Geld haben; kannte ſchon Glimm, haben mitſammen Bruderſchaften getrunken." Mit dieſen Worten ging er auf Glimm zu, griff nach ſeiner Hand, ſetzte den Mund an deſſen Ohr und rief ihm hinein: „Polak, kennte mich? — alten Janko? Soll ich laſſen bringen Schnaps?"

Digitized by Google

Aber Glimm gab wenig Zeichen von Leben und Vernunft. Aus dem kugelrunden, aufgedunsenen Geſicht, das ein kohlrabenſchwarzer dichter Schnurbart auszeichnete, ſtierte gläſern das Auge den Commandanten an; Hände und Füße ließ er ſinken und die Lippen machten einige Male eine Bewegung, als wollte er, wie Einer, der vom Schlage getroffen worden, Worte ſtammeln.

Der Commandant erkundigte ſich, nachdem er die werthe Perſönlichkeit des Ankömmlings ſattſam betrachtet hatte, wer er ſei, wohin er poſtirt werde und anderes mehr. Jenner gab Auskunft, ſchrie den Betrunkenen noch ein Mal mit den Worten an: „He, Kreuzkopf, „wo haſt du deine Empfehlungsſchreiben?“ aber Niemand erhielt Antwort. Von ſeinen Kameraden unterſtützt ſchwebte er noch immer, wie der hölzerne Hanswurſt einer Marionettenbude, in der alten Stellung, gleichſam über der Erde. Jenner öffnete nun Glimm's Bruſttaſche, zog das Portefeuille heraus und aus dieſem das fragliche Schreiben. Der liebe Junge wurde expedirt, um ſich auszuſchlafen, und Häder eröffnete den wohlverſiegelten Brief des Herrn Obercommiſſärs, deſſen Inhalt kurz, aber deſto gehaltvoller war. Der Ueberbringer ſei aus gutem Hauſe, hieß es darin, beſitze nicht unanſehnliches Vermögen und viele Bildung, ſei Pharmacent, aber dem Trunke äußerſt ergeben. Er ſtehe unter ſtrengſter Aufſicht und müſſe gebeſſert oder ausgeſtoßen werden.

Camill, der an dem Spiele ſich überſatt geſehen hatte und deſſen Ruhezeit ſchon abgelaufen war, trat mit Czernek wieder den Rückweg an. Ich begleitete ihn, überließ die Geſellſchaft ſich ſelbſt und war froh, den Rücken gewendet zu haben. Wäre Glimm ein Barbar, wie Viele bei der Grenzwache, ich würde gleichgiltiger geblieben ſein; ſo aber ging es mir und jedem Edelgeſinnten tief zu Herzen.

Wir hatten grade den Hügel erſtiegen, wo ich von Camill ſcheiden mußte, und bald war dieſer im dunkeln Walde verſchwunden. — Es war ſchon Nacht, wenige Sterne ließen ſich blicken, der Himmel war heiter, hell die Abendſeite. — Da rauſchte plötzlich das Lied: „Lützow's wilde Jagd“ aus der Kaſerne. Ein Grenzjäger hatte den Text für unſer Corps umgemodelt oder vielmehr traveſtirt. Ich ſprang die Anhöhe hinunter und im Nu war ich bei der luſtigen Geſellſchaft. Da ging es ganz fidel zu und auf dem Fuße der Ehre, was dieſe Halbwilden darunter verſtehen. Ich miſchte mich alſo unter die luſtigen Käuze und fand, daß die ganze Reiſegeſellſchaft Glimm's ſich hier einquartiert hatte, um morgen von da, ein Jeder nach ſeiner neuen

Digitized by Google

Station, abgehen zu können. Kaum war ich eingetreten, so erklang auch schon ein Lebehoch und die Schnapsgläser zum Zutrinken glänzten mir entgegen. Ich that Bescheid und nahm Platz.

Unsere Gaststube war zugleich unser Schlafgemach. Gewöhnlich sah jede Kaserne anders aus; man adoptirte das nächste beste Gebäude, welches eine Gemeinde gegen gute Bezahlung losschlagen konnte und wollte. Wo weniger Mannschaft postirt war, wurden größtentheils alte Haufhechelkammern dazu verwendet, denn etwas Anderes können diese „Keuschen" wohl nicht vorgestellt haben; wo aber viele Jäger standen, besonders an Reserveposten, ein paar Stunden von der Grenze, dort gab es auch herrlichere und bequemere Locale, ja sogar Schlösser standen uns zu Gebot. Hier aber war es anders; man hatte ein eigenes Gebäude, das blos aus einem Erdgeschoß bestand, erbaut. Rechts am Eingang war das Wohnzimmer für den Commandanten, links für die Oberjäger und Gemeinen. Letzteres war von ungeheurer Größe, auf allen drei Seiten die Fenster angebracht und längs derselben standen die Betten, ein langer Tisch aber in der Mitte. Die Höhe des Zimmers betrug wenig mehr als die eines Mannes. Nun denke man sich den Qualm von Rauchtabak, wenn man zur Winterszeit hineintrat. Zum Glück hatten wir jetzt Hochsommer, aber dennoch wogte der Nebel hin und her, daß es fast den Augen wehe that.

Der Tisch war mit Gläsern, Brod, Speck, Schweinschmalz und Tabaksbeuteln zum Ueberfluß bedeckt. Die Augen der Mehrzahl glänzten oder glotzten, Glimm schnarchte auf dem Bette und Sipperl, vulgo das Fräulein, saß auf einem Bette und lächelte, indem er von Zeit zu Zeit bald den rechten, bald den linken Fuß übereinanderschlug, oder sich gar in einer Stellung, die man bei uns das Bockspannen heißt, auf seinem niedlichen Bettchen wiegte. Wir andern lagen auf kaiserlichem Grund und Boden, d. h. auf einem tüchtigen Strohsack; er aber hatte ein Federbett ererbt und dieses überall mit sich herumgeschleppt, um die zarten Gliedmaßen darauf ausruhen lassen zu können. —

Mich interessirte eine Guitarre, die unter der Zerstörung Jerusalems da lag. Ich erkundigte mich, wer spiele, und da hieß es, der Werner. Er wurde alsogleich aufgefordert und ließ es sich nicht zwei Mal sagen. Aber kaum hatte er die erste Sylbe eines Liedes ausgesprochen, so fielen alle, welche gegenwärtig waren, ein, und zwar mit einer solchen Gewalt, daß ich fürchtete, die Decke müsse herabstürzen. Werner verlangte allein zu singen, die Andern wollten ihn durchaus

Digitized by Google

begleiten. „Kreuzelement," brach er jetzt los, „schweigt oder ich werfe euch die Schnapsflasche in's Gesicht." „Wer will das thun?" schrie Jenner. „Sing' oder laß bleiben. Frisch auf, Jäger," fügte er dann hinzu, „ich will den Ton angeben: Ein freies Leben führen wir ꝛc." Nun schien guter Rath theuer zu sein; sobald die Räuber auf's Tapet kamen, war es gewöhnlich nicht mehr weit zu ähnlichen Auftritten. Der Anblick war beinahe räubermäßig. Der Eine halbentkleidet, den Andere fast ganz, die Mehrzahl mit einem Antlitz, aus welchem Trotz und Lebensverachtung sprach, saßen sie da in der Gluth halber oder gänzlicher Berauschung, doch keiner so, daß er nicht der Sinne, soviel möglich, noch mächtig gewesen wäre. Diesen Vortheil haben die Grenzjäger, wenige ausgenommen, fast durchgängig. Die Gefahr des Lebens und die Nothwendigkeit, jederzeit bereit zu sein, macht ihnen diese Vorsicht zur andern Natur. Man gewöhnt sich etwas Nüchternheit im Rausche, so wie das Wachen im Schlafe an.

Die Zänkerei war mittlerweile eifriger geworden, Jeder hatte Recht und Keiner wußte, was der Andere sprach. Ich griff nach der Guitarre und versuchte einige Accorde, als plötzlich über meinem Kopf mit der lieblichen Begrüßung: „Hol' mich der Teufel, wenn ich dir nicht den Schädel spalte," ein Säbel sauste, Jenner von der Bank aufsprang, mit der Linken Gläser und Leuchter vom Tisch hinunterstieß und auf Werner losging. „Reißt der Canaille den Säbel aus der Hand," schrie Leidenfroh. Kaum gesagt, war's auch schon geschehen. „Jenner, setze dich," befahl er weiter; „wo nicht, Patrouille heraus!" Jenner gehorchte, blitzte den Werner an und schrie mit halbunterdrückter Wuth: „Das verdammte Hundsgesicht! Quake zu deiner Zither, wenn du allein quaken willst, wo es dir beliebt; hier nicht." „Bravo, Jenner," sagte Leidenfroh; „Gehorsam ist das Erste; solche Jäger liebe ich. Hans, gieb ihm den Säbel zurück."

„O Jemine!" brummte Janko, „hatte das Waffen Rost. Zahlte ein Halbs Schnaps, will ich morgen putzen."

In diesem Augenblicke trat eine fremde Patrouille in das Zimmer, darunter war ein junges Bürschchen, ein Schneider seines Handwerks, Rudolph mit Namen. Er war, wie die Männer sagen, ein fideler Kamerad, schmächtig, klein, von schwarzen Haaren und Augen, mit schwarzem Schnurbärtchen, die Gesichtsfarbe ziemlich gelb. Tanzend kam er in das Zimmer gesprungen, warf das Gewehr bei Seite, drehte die Kappe und griff nach einem Glas. „Wer Courage hat, lade scharf, heute gilt's!" Dabei zog er einen Brief aus der Tasche

Digitized by Google

und fuhr fort: „Hier steht's schwarz auf weiß, unter kaiserlichem Siegel. Auf gut Glück!“ Jetzt setzte er wieder ein Glas an. „Hol' mich der Teufel, wenn's mich heute nicht wirft!“

„Gilt's den Rabenäsern?“ fragte Leidenfroh.

„Ja wohl! so viel ich weiß, um drei Uhr Morgens oder etwas später. Sollen Holzknechte sein, durch welche jüngst die Steiermärker Jäger entmannt und gehenkt worden sind. War auch ein Schneider dabei und der Tapferste von Allen; haben ihn nicht dran kriegen können. Die Andern sind in Abrahams Schooß, der Schneider noch beim Schnapsglas.“ Bei diesen Worten stülpte er den Schild der Kappe in die Höhe und ließ sich's wieder munden.

„Tyroler, das geht dich an!“ sagte Leidenfroh, „du hast die Schüsse fallen hören.“

„Allerdings! doch du weißt, daß ich durch Fluß und Fels getrennt war und vom Unglück keine Ahnung hatte. Es freut mich, wenn die Stunde der Vergeltung kommen sollte. Ist es wahr?“

„Schwarz auf weiß!“ bestätigte Rudolph.

Ich begab mich mit dem Brief zum Commandanten, und es verhielt sich wirklich so. Auf Holzknechte sollten wir Jagd machen. Ein gefährlich Spiel, denn gewöhnlich waren diese Leute Wilddiebe oder Deserteurs, und wenn sie ihren Tabak aus Ungarn brachten, mit Stutzern oder Aexten mörderisch bewaffnet.

Ich theilte nun, im Auftrage des Commandanten, den Jägern die Befehle mit, und neues Leben kam in die Gesellschaft. Keine Seele dachte an Schlaf, Jeder kleidete sich an und rüstete die Waffen. In kurzer Zeit stand Alles schmuck und blank da. Die Frau Oberjägerin erschien und vertheilte Proviant und Labsal für den Weg; denn bei dergleichen Gelegenheiten kehrten wir oft erst nach vierundzwanzig oder sechsunddreißig Stunden zurück.

Kein Einziger war zu treffen, der nicht sein Gewehr genau untersuchte und von Neuem lud. Die Freude funkelte auf Aller Antlitz, und wie durch elektrischen Schlag schien plötzlich die nüchternste Nüchternheit eingetreten zu sein. Es war, als sei gar nie getrunken und gezecht worden. Es währte nicht lange, so erschienen noch andere Jäger von fremden Posten in unserer Kaserne; die Zahl wurde endlich voll und unter Anführung des Commandanten und Bezirksleiters Häder zogen wir still und ernst aus, um unentdeckt und sobald als möglich unser Ziel zu erreichen.

Digitized by Google

Ziska.*)

Der Pfeil.

Nach Raby zieht der wilde Heeresbann,
Procop und Ziska reiten ihm voran,
Der Tag ist hell, es funkelt in den Bäumen,
Und Ziska hebt an still vor sich zu träumen.

Er spricht: seh' ich den Tag so friedenmild,
Den Wald so grün, so golden das Gefild,
Und hör' den Vogelsang im Waldgewirre,
So werd' ich fast an meiner Sendung irre.

Zu schön scheint mir dies grüne Böhmerland,
Daß ich es decken soll mit Mord und Brand,
Die Wahrheit, der wir dienen, nicht so theuer,
Daß ich sie bringen soll mit Schwert und Feuer.

Die Hinde, die aus ihrem Dickicht tritt,
Das Schlänglein unter meines Rosses Schritt,
Der Fruchtbaum in den kriegverheerten Oeden,
Zu sprechen scheinen sie: „Du sollst nicht tödten."

Und dennoch weiter treibt mich stets der Geist,
Der starke Gott, den Sturm und Wetter preis't,
Was unrein, ist zu tilgen von der Erde —
Den faulen Ast verzehr' die Glut am Heerde. —

*) Aus: Ziska, Gesänge von Alfred Meißner, welche in den nächsten Wochen bei F. L. Herbig in Leipzig erscheint.

Digitized by Google

Mit bunten Lumpen um den braunen Leib
Liegt an der Straße ein Zigeunerweib,
Sie springt heran und kreischet: laß dich bitten,
Zieh' nicht nach Raby, Herr der Taboriten!

Warum nicht, Weib, fragt Ziska's wilder Blick,
„Weil du nicht finden wirst den Weg zurück!"
Der Ziska drauf: daß wir den Rückzug wahren,
Laß meine Sorge sein und meiner Schaaren.

Vor Raby steht die Taboritenmacht,
Belagert Raby's Mauern Tag und Nacht,
Auf wergumflochtnen Pfeilen schickt der Rächer
Des heil'gen Huß den Brand auf hundert Dächer.

Die Kaiserlichen drinnen kämpfen gut,
Die Stürmer müssen weichen ihrer Wuth,
Da sprengt der Ziska an — wie eine rothe
Brandfackel führt er Tausende zum Tode.

Da plötzlich laut aufschreit der starke Held,
Er taumelt auf dem Sattel — nein er fällt
Und ruft den Treuen zu: reißt mich vom Pferde,
Nacht ist's um mich für immer auf der Erde.

Da durch das Heer der Kelchner geht ein Schrei
Von wild'stem Schmerz und wild'ster Raserei:
Der Vater blind! Wer wird die Kinder leiten,
Des Kelches heil'ge Sache auszustreiten?

In allen Herzen kocht das wilde Blut,
Die Pfeile prasseln und es steigt die Glut,
Der Procop führt das Heer — wie eine rothe
Brandfackel führt er Tausende zum Tode.

Kaum ist der Blinde auf dem Weg nach Prag,
Kaum blitzt in die Natur ein neuer Tag,
Ist Ziska's Unglück tausendfach gerochen,
Viel tausend Augen sind für Ein's gebrochen.

Digitized by Google

Der Winzerzug.

Es war ein ſeltner, wunderbarer Zug,
Wie hin er ſchritt durch Mährens grüne Gaun
Und ſeltſam war die Abſicht, die ihn trug
In's Land, wo hell der Donau Wellen blau'n.
Nicht dir, der ſelbſt den Himmel blutig färbſt,
Dir Kriegsrecht, galt der Einfall in das Land,
Mit Waffen iſt das Heer hinausgeſandt
Die Beute dir zu rauben, ſtiller Herbſt.
Du aber reichſt, o liebende Natur,
Dein Füllhorn Gaben Jedem, der da naht,
Weh, wenn ein Fuß auf deiner grünen Flur
Sie zu erringen, einen Wurm zertrat!

Der Kelch braucht Wein, und alſo glüht der Brand
Der Glaubensſonne ob dem Böhmerland,
Daß er im Kelch verſickert alſo ſchnell,
Als wie am heißen Tag der Silberquell.
Was aber ſoll der Pfaff dem Gläub'gen reichen,
Wenn nach dem Schlachttag er den Kelch begehrt?
Die letzten Kloſterkeller ſind geleert,
Und Melnik iſt verheert von Wetterſtreichen.

Nach Oeſtreich denn! In's ſchöne Land der Reben
In's Land der blauen Trauben, blauen Seen,
Ein Einbruch nur! Holdſel'ger Herbſt iſt's eben,
Der blinde Held will ſelber winzern gehn,
Er ſonſt ein Winzer, der am Winzerfeſt
Der Schlacht ſo oft das Blut wie Wein gepreßt.

Das iſt kein Zug, wie ſonſt mit Schreck und Graun
Das arme Böhmen war gewohnt zu ſchaun,
Der Thaja Ufer ſchallt von Sang ringsum,
Denn Winzer ſind ja niemals liederſtumm!
Dem waffenleichten, treuen Heeresbann
Zieht froh die Fraun- und Kinderſchaar voran —
Es iſt kein Zug, wie ſonſt mit Raub und Glut,
Ein frommes Wallfahr'n iſt's nach Gottes Blut.

Und durch die Wälder Böhmens wild und rauh,
Wo in den Klüften hängt das Nebelgrau,
Wo durch die ew'gen Felſen ſtarrgezackt
Mit Donnerſängen geht der Katarakt,
Hinzieht das Heer; der Strom auf ſeiner Flucht
Zeigt ihm den Weg nach Süden, den es ſucht.

Und mälig wird die Landschaft mild und still,
Der Wasser Toben ist nicht mehr zu hören,
Frischgrüne Buchen rings statt schwarzer Föhren —
Die weite Flur ist schön wie ein Idyll.
Dem Herzen ist's, als sei's, vom Sturm verheert
Allmäl'gen Schritt's zum Frieden rückgekehrt.

Hier hat noch nicht getobt die wilde Schlacht
Auf unzertretner Flur der Fruchtbaum lacht,
Die Donau geht durch Thäler ihre Bahn,
Auf Höh'n erzählen Burgen graue Chronik,
Die Seele denkt an's Land von Milch und Honig —
Es ist ein Winzerland, wie Canaan!

Die Rebengärten stehn mit fahlem Laube
Am Uferabhang, wo ihr klares Gold
Im Morgenlicht die breite Donau rollt,
Und üppig hängt in dem Gehäg die Traube.
O Donauthal, du selbst bist wie ein Becher,
Darein die Sonne schaut, ein durst'ger Zecher,
Der sich erfreut an Glanz und Duft und Schimmer,
Stilllächelnd träumt und säumt und satt wird nimmer.

Ein seltnes Bild voll ungewohntem Leben
Sieht nun der Tag in seinem Glanz beginnen,
Statt buntberockter deutscher Winzerinnen
Wildbärtige Hussiten unter Reben!
Da klingen Lieder, schauriger und härter
Als jemals sie vernahm die deutsche Flut,
Und statt der Winzermesser schneiden Schwerter
Vom Rebenholz das süße Rebenblut.

Die Schilder aber sind in's Grün gesunken · ·
So tief in's frische Grün, man sieht sie kaum.
Sind's Krieger? sind es Kinder, die hier trunken
Aus ihren Helmen zechen auf dem Raum?

O alter Ziska, Herr ob Tod und Leben
Der Kön'ge Schreck, der Völker Graun und Pein
O säh'st du unter deinem Dach von Reben
Nur heut dies Bild voll Glanz und Sonnenschein.
Du hörst den Winzerchor, die frohen Sänge,
Was, siehst du nicht das Festgesicht der Menge!
Wie starr dein Herz, ob nimmermehr hienieden,
Du schlössest heute mit der Menschheit Frieden!

Digitized by Google

Auf Erden ſein und nicht die Erde ſehn
In Nacht ſtets pochen an verſchloßnen Thüren
Blind ſein und leben — hin und wieder gehn
Und zweifeln müſſen, daß ſie recht uns führen.
In Nacht entſchlummern und zu Nacht erwachen
Kein Kindeslächeln ſehn, kein Flurenlachen —
Ein Unglück iſt es, über jede Klage,
Doch zwiefach Unglück iſt's an ſolchem Tage.

O blinder Mann, du ſetzeſt nicht die Lippen
An deines irdnen Bechers goldne Flut,
Du magſt, ein Menſch, von edlem Wein nur nippen
Wenn Prieſterzauber ihn verkehrt zu Blut.
Du ſiehſt nicht, wie ein Rudel holder Kinder
Dir deinen Helm umflicht mit einem Kranz,
Wie arm du biſt, wie elend, alter Blinder,
Zum erſten Male heut' begreif' ich's ganz!

Das Tagwerk iſt gethan. Am blauen Strom,
Kahl ſteht der Berg — ein ausgeraubter Dom!
Es war ein blüh'nder Tag, was hilft's zu weilen?
Der Sigismund iſt nah, das Heer muß eilen.

Hinrollen ſtill die ſchlachtberühmten Wagen,
Mit Keltern, die die ſüße Beute tragen,
Die Fraun und Kinder folgen luſtberauſcht
Und ihrem fremden Lied die Donau lauſcht.
Wie einſt der Indus zwiſchen Lenzgeſtaden
Dem Zug gehorcht von Satyrn und Mänaden.

So zieht das Heer: Auf jedem Eiſenhut
Verwelkt, vergilbt der Kranz von Weinlaub ruht
Und jedes Schwert, das Schreck und Tod geſandt,
Lacht wie ein Thyrſusſtab in Kriegershand.

O ſtiller Zug zum heimathlichen Heerd
Wo Böhmens Tanne ihre Arme reckt,
Du biſt der Einz'ge, aus dem unbefleckt
Von Blut die Kinder Tabor's heimgekehrt.

Digitized by Google

Die Adamiten.

Sommernacht auf wald'ger Inſel,
mitten in der Luſchnitz Fluthen
Sprühen Fackeln düſter lohend,
irre Lichter, irre Gluten.
Und der Himmel, der verſtohlen
durch der Bäume Dickicht blaut,
Lauſcht dem ſchaurigſten Geheimniß,
das er jemals noch geſchaut.

Auf dem Anger, auf dem Raſen,
vor der epheudunk'len Grotte
Schlingen tanzend, Hand in Hand, ſich
eine wunderliche Rotte.
Nackte Männer, nackte Weiber,
überſprüht von Fackelglanz,
Schlingen ſich mit wildem Jauchzen
im bachantiſch wilden Tanz.

Ihre Glieder flechten tanzend
in einander feſt die Paare;
Um der Weiber weiße Brüſte
flattern die gelöſten Haare.
Lautes Singen, Beckenklingen,
zwiſchendrein die Pfeife ruft,
Und die ſtarken Männer werfen
hoch die Weiber in die Luft.

Abſeits von dem Tanzplatz liegen
Zelte, Fäſſer, Waffenbündel,
Um die aufgeſchürten Feuer
lagert tobendes Geſindel.
Mann und Weib in wüſtem Knäuel,
jauchzend Bruſt an Bruſt gepreßt,
Dieſes Bild voll Grau'n und Wolluſt
iſt ein Adamitenfeſt!

Donner rollen in den Lüften
fort und fort, die Tänzer jagen.
Nacktes Liebchen! horch! im Himmel
wie die Engel Pauken ſchlagen!
Götter zechen ſie dort droben
in der Sterne Luſtrevier,
Götter ſind ſie auf den Sternen,
Götter ſind auf Erden wir.

Digitized by Google

Mitten in den Kreis der Tänzer
ſpringt ein Weib ohn' Kleid und Hülle,
Wie die Heidengöttin Venus
ſchön in ihrer weißen Fülle;
Roth in Feuer ſchwimmt ihr Auge,
himmelan den Blick gewandt,
Ruft ſie laut, ein Buch, wie trunken
ſchwenkend in verzückter Hand:

Seht dies Buch! Es heißt die Bibel,
aller Menſchheit werth und theuer,
Ich mit einem kühnen Wurfe
ſchleudr' es in dies Freudenfeuer!
Künden mag die Schrift, die heil'ge,
wenn ſie hier verkohlt, verraucht,
Daß der Menſch zum Seligwerden
Gottes Worte nicht mehr braucht!

Alle Menſchheit war bis heute
im Geſetz erſtarrt, verloren;
In uns wird, als erſten Menſchen,
nun die Menſchheit neu geboren.
Ob dem Strom, der uns von Eden
ſcheidet, ſetzet kühn den Fuß —
Sünde iſt nur Wahn der Thoren,
Gottesdienſt iſt der Genuß.

Daß ſie an die Sünde glaubte,
hat der Welt den Tod gegeben;
Ihr, die wandelt ohne Sünde,
werdet fürder ewig leben.
Ja, unſterblich, unverderblich!
Tod und Sünde iſt nur Spott,
Wenn ihr waget ſie zu läugnen!
freut euch Alle! Wir ſind Gott!

In Verzückung fällt die Nackte,
da der Geiſt aus ihr geſprochen,
Streckt ſich nieder, reckt die Glieder,
Stimm' und Auge iſt gebrochen.
Aber um ſie ſchließt ſich dichter,
bei der Fackeln düſt'rem Glanz,
Bei des Cymbals wilden Tönen,
nun der Adamitentanz.

Digitized by Google

Wie die weißen Machtgestalten
halbverrückt vorüberfliegen,
Scheinen sie wie Heidengötter
vom Olymp herabgestiegen.
Doch der Lärm der Korybanten,
wie er vom Olymp erscholl,
Wie sie selber sich entmannten,
Raste nicht so wild, so toll!

Du, der wie ein alter Satyr
grinzend springt mit wildem Satze,
Warst dereinst ein röm'scher Pfaffe,
dich verräth am Haupt die Glatze.
Du, die dir die Brust zerklatschest
und die Glieder reckst im Tanz,
Warst einst Nonne! Das verkündet
noch am Hals der Rosenkranz!

Ferne tönt's wie dumpfer Donner,
wilder stets die Tänzer jagen:
Nacktes Liebchen! horch! im Himmel
wie die Engel Pauken schlagen.
Nein, das ist nicht Donnerrollen,
nah und näher dröhnt's herbei;
Donner ist's von Kriegeswagen,
Waffentosen, Feldgeschrei!

Zizka ist's! Er kommt zu richten!
was die Sage ihm gekündet
Von der Schwärmer Greu'l — die Seele
hat's ihm fürchterlich entzündet.
Freiheit, ruft er, heil'ge Freiheit,
die ich nur mit Zagen nenne,
Laß vom Unrath solcher Tollsaat
Rein mich fegen deine Tenne!

Zu den Waffen, nacktes Kriegsvolk!
vor den Männern zieh'n die Weiber,
Zeigen auf dem Wall dem Feinde
schamlos ihre bloßen Leiber;
Und sie singen: Taboriten,
euren Waffen Hohn und Spott!
Uns vermögt ihr nicht zu schaden,
wir sind Götter, wir sind Gott.

Digitized by Google

Flammen, die ihr uns bereitet,
sind für uns wie Palmenfächeln.
Wahnbethörte! eure Horden
seh'n wir nah'n mit freud'gem Lächeln.
Wir zerbrechen eure Schwerter,
singen euren Martern Spott;
Blickt auf uns: wir alle, alle
sind unsterblich! Wir sind Gott!

Bei der Weiber lautem Singen,
Hohngelächter und Geheule
Springen auf dem Wall die Männer,
furchtlos schwingend ihre Keule.
Gräßlich metzeln ihre Waffen,
wie gefeit ist ihre Kraft,
Hundert Taboriten fallen,
in den Strom hinabgerafft.

Und so geht die Nacht vorüber,
blutroth will der Morgen tagen,
All' die starken Hünen liegen
auf der Insel Rund erschlagen.
All' die Tänzer, wild, unsterblich,
hat der schnelle Tod geholt,
All' der Götter Leichen liegen,
liegen da entstellt, verkohlt.

Ein gewalt'ger Greis von Allen,
weiß von Haaren, weiß an Bart,
Wurde, auf Geheiß des Ziška,
vom Gemetzel aufgespart.
Künden soll er als der Aelt'ste,
als der Schwärmer bestes Haupt,
Hier dem Feldherrn der Hussiten,
was die Frevlerschaar geglaubt.

Ferne steht das Kriegsvolk schauernd,
keiner darf sich nah'n zu stören
Das Geheimniß solchen Credo's,
keine Seele darf es hören.
Leisen Lauts wird es geflüstert
in das Ohr; und also sitzt
Ziška lange, sein bebartet
Kinn auf's breite Schwert gestützt.

Digitized by Google

Was der Alte da gebeichtet —
keine Seele hat's vernommen
Außer Ziška; in die Nachwelt
ist die Kunde nicht gekommen.
Aber schaurig und entsetzlich
mußte wohl das Credo sein,
Das den wilden Ziška selber
schauern macht bis in's Gebein.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Reiſenotizen aus Belgien.

1.

Die Grenze.

Hier iſt Herbesthal, die belgiſch-preußiſche Grenze, hier wird gehalten. Manchem Wanderer iſt es wohl ein herbes Thal geweſen, von Aachen bis hierher. Ich dachte an Heinzen, den wilden Mann, und an den armen frommen Freiligrath. Wer ſcheidet gern vom Vaterland auf Nimmerwiederſehen! Und wer kann ohne Herzklopfen an das Thor der Fremde pochen! Wird ſie ihn nicht zurückweiſen? Belgien iſt durch kein Geſetz verbunden, jedem Fremdling ſeine Thür zu öffnen. Freilich hat man noch kein Beiſpiel, daß die Landesſitte eine Ausnahme gemacht hätte, aber kann nicht eine diplomatiſche Note über Nacht . . . mein Gott, ein Deutſcher muß Alles für möglich halten! . . . Ich bin überzeugt, mehr als ein Flüchtling hatte ſolche Gedanken an der Grenze. Der arme Deutſche! die Polizei iſt ſeine Amme, ſeine Gouvernante, ſeine Xantippe. Darum ſieht er überall Polizeigeſpenſter, und in den Urwäldern Amerika's greift er noch ängſtlich an die Bruſttaſche, ob er nicht den Heimathſchein verloren.

Meine Wenigkeit iſt nun zwar kein Flüchtling, vielmehr ein Luſtreiſender, der durchaus keinen Grund hat, Preußen zu fürchten. Aber ganz rein war ich nicht. Meinem Paß fehlten ein paar kleine Viſa's, weil er abgelaufen war, und in der frommen Stadt Cöln hatte man mir deshalb die Hölle nicht wenig heiß gemacht. Geben Sie Acht, Sie werden Belgien ſehen, aber von der Grenze, wie Moſes das gelobte Land; hinein kommen Sie nicht. So hieß es. Ich trat alſo doch mit einer gewiſſen Spannung in die Herbesthaler Station. Mehrere Paſſagiere tranken Bier; um meine Verlegenheit zu verbergen, ließ ich mir ebenfalls ein Glas geben, nippte fortwährend und machte mir am Schenktiſch zu thun. Beſonders genirte mich ein dicker Mann in Uniform, der mich fixirte, wie ein Daguerreotyp, und um mich herumging, wie ein Diplomat um die orientaliſche Frage. Ich machte es wie Vogel Strauß und kehrte ihm muthig den Rücken. Allein plötz-

lich fühlte ich seine Hand auf meiner Schulter. Nach Lüttich, mein Herr? — Ja, sagte ich. — Haben Sie . . . Ihr Billet? — Da. — Allons fort! Und mit freundlicher Gewalt schob er mich in den Wagen. Bon voyage! rief die Polizei ihre Mützen schwenkend, und lustig flogen wir weiter. Aber, wie ist das? fragte ich meinen Nachbar, mit schlechtverhehlter Freude und in übermüthigem Mißmuth. Werden hier nicht die Pässe verificirt? — Wozu, mein Herr? Wir fahren ja nach Belgien. Nur wenn man hinaus, nach Preußen, will, wird gefragt. Uebrigens, fuhr er fort, um mich gleichsam zu beruhigen, wenn Sie es „verlangen," so kann es auch in Verviers geschehen. Sie dürfen es nur dem Commissär sagen. Unsere Polizei ist sehr exact. —

Wir waren von Aachen um sechs Uhr aufgebrochen. Gelbliche, gezackte Wetterwolken standen am Himmel, und in der Ferne posaunte der Donner. Dennoch hatten Viele den offenen Waggon bestiegen, der pittoresken Aussicht wegen. Ich stand aufrecht und hielt das brennende Gesicht dem frischen Wind entgegen; gierig schlürfte ich die balsamische Abendluft, sie schien mir purer Sauerstoff, denn es war Luft der Freiheit. Man mag mich auslachen, aber ich muß gestehen, der Gedanke, zum ersten Mal im freiesten Land Europa's zu sein, versetzte mich in eine Art Champagnerrausch. Wie muß erst Dir zu Muthe sein, armer Teufel! dachte ich mit einem Blick auf mein Vis-à-vis, einen kleinen Mann in grauem Paletot und mit einem kläglichen Mopsgesicht, es war ein russischer Arzt, der direct von Moskau kam. Wie finden Sie die freie Luft hier zu Lande? fragte ich mit innerem Jubel. — Passabel, ich habe den Schnupfen, sagte er, und das Mopsgesicht blinzelte wieder gefühllos vor sich hin. Du hast nicht nur den Schnupfen, dacht' ich, Dir sind alle Poren verstopft an Leib und Seele.

Man sieht, ich war im Rausch. Selbst das Pfeifen der Locomotive klang mir melodischer als auf den deutschen Bahnen; die Wagen rüttelten nicht, sondern trugen uns, sanftwiegend, wie Schlitten dahin. Dies mag Sinnentäuschung gewesen sein. Aber gewiß keine Täuschung war die fidele Freundlichkeit unserer Conducteurs; und ich möchte sie allen deutschen Post- und Eisenbahnbeamten zur Nachahmung empfehlen. Die Grobheit des Deutschen entspringt freilich aus einer ehrwürdigen Quelle. Er nimmt das Leben viel tiefer; er will seinen Nebenmenschen erinnern, daß die Erde ein Jammerthal und das Leben eine harte Schule ist. Diesem frommen Grundzug des deutschen Charakters ist es wohl zuzuschreiben, daß bei uns sogar Conducteure und Nachtwächter sich häufig als Schul- und Kerkermeister des Publicums geberden. Auf dem linken Rheinufer wird dieses patriarchalische Verhältniß schon um Vieles schlaffer. Hier aber herrscht ganz der französische Ton. Dieses gottlose Volk denkt nur daran, sich und Andern das Leben leicht zu machen. So bemerkte ich, daß unsern Conducteurs alle bureaukratische Würde fehlte; sie hatten keine Spur von einem Bewußtsein ihrer Stellung, sondern thaten, als wären sie nur da, uns zu dienen und zu amüsiren, und nicht, um uns zu beaufsichtigen. Sie sangen und scherzten, schlu-

Digitized by Google

gen uns Feuer zur Cigarre, und wiesen auf die schönsten Punkte der Umgegend hin. Mit einem Wort, sie machten die Honneurs von Belgien.

Ich weiß nicht, wie oft das Posthorn klang, eh' wir nach Lüttich kamen. Dieser Posthornklang ist buchstäblich zu nehmen. Nach jedem Halt auf einer Station wird den Dampfrossen das Zeichen zur Weiterfahrt mit einer Trompete gegeben, was lieblich im Vesderthal widerhallte und wunderlich zum Kreischen der Maschine klang. Unsere Fahrt glich unter den Blitzen am fernen Horizont, dem Rauschen des Abendwinds, dem Gesang und Lachen der wallonischen Frauen und Mädchen, die jetzt häufig aus- und einstiegen, den staunenden Ausrufungen der Fremden, einem Fest- und Freudenzug. Grad nach der deutschen Seite zu hat Belgien seine wallonischen Thore zu einer Triumphpforte gemacht, die den überraschten Wanderer in ein Feenland zu führen scheint; allein auch hier hat es alle Zauber seiner wunderbaren Industrie erschöpft zwischen Aachen und Lüttich, wo die Eisenbahn ihre romantischen Momente hat. Wer des Abends im Vesderthale stünde und sähe hoch oben den Dampfwagen vorüberbrausen, müßte ihn einer Schlange mit feurigem Bauch vergleichen, die bald unter, bald über der Erde und bald durch die Luft dahin schießt; bald verschwindet sie im Felsen des Gebirges und kommt nach sechs Minuten in einer Entfernung von dreiviertel Stunden weiter heraus, um über die schlanken Pfeiler eines Viaducts, hoch über den Dächern eines friedlichen Dörfchens, dahinzugleiten. Die zahllosen Tunnels, die Viadücte und Brücken können sich den kühnsten Römerwerken an die Seite stellen. Der Dampfwagen selbst bemerkt nur manchmal, auf welch schwindelnden Stegen sein Fuhrwerk mit ihm forteilt; sein Blick wird abgezogen durch das bunte Gemisch niedlicher Landhäuser, idyllischer Dörflein in grünen Thalwinkeln, einsamer Hütten und blitzender Flußkrümmungen, die tief unter ihm vorbeifliegen, während die bewaldeten Bergspitzen mit ihren Schlössern, Kirchen oder Thurmtrümmern ihm länger im Auge bleiben.

Wir kamen so spät nach Lüttich, daß wir von dem imposanten Anblick, den die alterthümliche Stadt von Guillemins aus gewährt, nur eine dämmernde Erinnerung geblieben ist. Nur im Wetterleuchten wurden auf einen Augenblick dann und wann die Thürme von Lüttich sichtbar, jene finsteren Thürme, von denen so oft die Sturmglocke scholl in den Kriegen zwischen den Bürgern und ihren souveränen Bischöfen. Die guten Lütticher scheinen auch keine Sehnsucht nach solch geistlichem Hofstaat zu empfinden. Vielmehr sind es die entschiedenen Kämpfer gegen die „katholische Partei." Ob diese Stimmung in ihrer fürstbischöflichen Vorzeit wurzelt?! Wer kann dies sagen? Auch Cöln war einst fürstbischöflich und ist doch immer noch strengkatholisch.

J...

Digitized by Google

II.

Kunstzustände in Dresden.

Im Herbst 1846.

Die Erscheinungen in der Natur sind eine fortlaufende Symbolik, in ihr findet Alles ein Sinnbild, ein Gegenbild; der Herbst, die Zeit des Sammelns gereifter Früchte steht dem Vollbringen menschlicher Strebungen gegenüber, und so sei uns gegenwärtig diese Jahreszeit Veranlassung zu einem achtsamen Rückſehen auf die Werke, welche die bildende Kunst in jüngſter Zeit unter uns, theils durch die hier vorhandenen künſtleriſchen Kräfte erſtehen ließ, theils bei der letzten öffentlichen Ausſtellung von Kunſtwerken heimiſcher und auswärtiger Künſtler zur Anſchauung führte.

Gedenken wir zunächſt zweier plaſtiſchen Werke, welche die neuere Kunst zu ihren edelſten Schöpfungen zählen wird; zuerſt einer vom Bildhauer Julius Hänel ausgeführten Statue Kaiſer Karl's IV., welches Denkmal Böhmen in dankbarer Pietät dieſem verdienſtvollen Herrſcher in Prag errichten läßt. Auf reichem, ſinnvoll decorirtem Piedeſtal ſteht die 14 Fuß hohe Statue, auf dem Haupte die Krone, unter welcher das ernſte ausdrucksvolle Antlitz des Kaiſers — der Künſtler modellirte es nach einem auf dem Carlſtein bewahrten Portrait — gebietend umſchaut; der Kaiſermantel wallt in herrlichen Faltengebungen über die Schultern herab, das Schwert iſt in die Seite geborgen, die Hand, die es ſonſt führte, iſt zu einem Friedensact erhoben, ſie hält die Stiftungsurkunde der Univerſität Prag, welche der Kaiſer 1348 ſtiftete. Die Statue, deren Modell 40 Centner wiegt, iſt gegenwärtig in Burgſchmiets Atelier in Nürnberg; der Guß, in Bronze ausgeführt, ſoll bei Gelegenheit der 500jährigen Stiftungsfeier der Gründung der Univerſität Prag, 1848 auf dem Kreuzherrenplatz daſelbſt aufgerichtet werden.

Das zweite dieſer Werke iſt eine Arbeit des Profeſſors Rietſchel; es iſt das Modell zu der neun Fuß hohen Statue Thaers, welche der Künſtler im Auftrage deutſcher Landwirthe ausführte und deren bronzener Abguß, welcher in Lauchhammer vollendet wird, eine Zierde Leipzigs werden wird. Die Statue iſt aufrecht, vorwärts ſchreitend dargeſtellt, die Fußbekleidung die des Landmanns; in der linken Hand hält er ein Buch: „Grundzüge der rationellen Landwirthſchaft von Thaer", in der rechten Hand, welche emporgehoben, iſt der Ausdruck des Belehrens, Erklärens, vollkommen ausgeſprochen; der Kopf iſt nach einer Büſte Wichmann's modellirt, in dem bedeutenden Geſicht ſind edle, wohlwollende Züge der vorherrſchende Ausdruck. Die meiſterliche Ausführung in beiden Statuen, die Klarheit ihrer Auffaſſung, ſichern ihnen einen unbeſtrittenen Werth unter den jetztzeitigen Kunſtſchöpfungen.

Von Werken der Malerkunſt erwähnen wir diejenigen, welche während der Kunſtausſtellung einer allgemeinern Theilnahme ſich erfreuten. Im Gebiet des Portraits, für die Mehrzahl Beſuchender der Ausſtellungen ein anziehendes Feld, waren nur wenige, aber treffliche Bildniſſe vorhanden; unter den männlichen Portraits gedenken wir zweier Bildniſſe

Digitized by Google

von Hrn. Vogel von Vogelstein, eines vom Professor Hübner und eines von Hildebrand in Düsseldorf, in welchen gleiche Vollendung wahrzunehmen, und welche durch meistervolle Ausführung und die ausgesprochenste Aehnlichkeit allen Anforderungen genügten; nächst diesen boten auch A. Grahl, Röting und Bary tüchtige männliche Portraits. Von Winterhalter in Paris sahen wir ein ausgezeichnet weibliches Bildniß ausgestellt, darin die Aufgabe, Natur und Ideal zu verschmelzen, auf das vollendetste gelöst war.

Im Fach der Historie bot die Ausstellung manches Bedeutende; Theobald von Oer gibt in Darstellung einer Scene aus dem sächsischen Prinzenraub, wo der aus Kunz von Kaufungens Händen durch die Köhler gerettete Prinz in die Heimathburg zurückgeführt wird, ein Bild deutscher Geschichte, deutscher Gesinnung und deutscher Empfindung. Das Princip des Vorwärts Strebenden scheint der Grundgedanke, welchen der Künstler in seinem Werke zur Anschauung führen wollte; das gerettete Fürstenkind sitzt gesichert auf dem vorschreitenden Pferde und blickt lächelnd nach dem Kloster hin, nach welchem der neben ihm wandelnde Abt Liborius hinzeigt und ihm ein Asyl bietet; alle Umgebende, die Freien wie die Gefangenen, richten sich vorwärts, selbst der gefesselte Prinzenräuber scheint in den festen, fast zu redlichen Zügen seines Angesichts der Welt zuzurufen: Nur „Vorwärts, der Deutsche weiß sein gut Recht zu gewinnen." Die verschiedenen Gruppen sind harmonisch zusammengestellt, in jedem Einzelnen der Dargestellten der entsprechende Charakter ausgedrückt, und wie verschieden auch diese Charaktere sein mögen, so ist das edel Nationelle des Deutschen in einem Jeden sprechend ausgeprägt. Professor Peschels Gemälde: „Jakob begegnet auf seiner Reise dem Zuge der Engel" ist vom Minister Lindenau käuflich erworben worden und wird dem in Altenburg von Lindenau gegründeten Museum ein reicher Schmuck werden. Ein Werk voll tiefem Ernst und überwältigender Wahrheit bietet Ihlée in Frankfurt in dem großen Gemälde: die Gründung des Hospitals in Compiegne durch Ludwig den Heiligen; der fromme König trägt mit Hilfe des Königs von Navarra einen Kranken die Stufen zum Hospital hinan, es ist der erste Kranke, der in das neu erbaute Asyl gebracht wird; mit gleicher Menschenfreundlichkeit sind mehrere Große des Reichs beschäftigt, Kranke in die bestimmten Räume zu bringen; Mönche, Reisige, Frauen, sind in ansprechenden Gruppen in dem künstlerisch reich componirten Bilde vertheilt. Ein Eigenthum des Halleschen Kunstvereins: die lustigen Bauern von Brackelaer in Antwerpen, sind würdige Verwandte der in diesem Genre ausgeführten Werke älterer niederländischer Meister.

Professor Bendemann's „Hirt und Hirtin" ist ein von dem Zauber tief empfundener Poesie durchdrungenes Werk. Eine gleiche dichterische Aufgabe löste befriedigend Prof. Hübner in dem heitern Cyklus „Amor in verschiedener Gestalt." Loths in München „Hirtin mit der weidenden Heerde" ist ein liebliches Idyll. „Der Violinunterricht" von Eppelin, „Die Fischerfamilie am Strande" von Ludwig Most, „Der ehr-

Digitized by Google

liche Schornsteinfegerknabe" von Niemann, „Die Spinnerin" von Geutner, sind hübschausgeführte Genrebilder; höher stehen Lorenz Fröhlich's Arbeiten. „Amor und Wassernixe" ist ein Bild voll Liebreiz; die Färbung und Formen der Gestalten erinnern an die besten ältern Meister; ein kleineres Bildchen desselben Künstlers „Die fischenden Kinder" bieten eine Fülle von Lieblichkeit und frischem Humor. Wenden wir uns von diesen heitern Gaben wieder in das ernstere Gebiet der Historie. Zwei größere Gemälde, beide Christus den Herrn darstellend, das eine vom Prof. Bär, das andere vom Prof. Hübner, sind mit großem Fleiße behandelt, führten aber unsern Erinnerungen folgende Anekdote aus Dannecker's Leben zurück: Der göttliche Meister war Dannecker im Traume erschienen, er trägt die Idee einer Ausführung lange mit sich herum, schafft nach besten Kräften, ohne sich zu genügen. Nach langer Zeit ist das Bildwerk fertig, von Niemand noch gesehen in seiner Werkstatt aufgestellt, doch dünkt es dem Künstler noch sehr unvollkommen. Da führt der Zufall ein neunjähriges Mädchen in seine Werkstätte; das unschuldige Kind mit den hellen geistvollen Augen soll entscheiden. „Wer ist dies wohl?" — „O, unser Heiland!" — „Woher weißt du das?" — „Ei, so sieht sonst Keiner, der ist einzig!" war die Antwort der Kleinen und der Künstler getröstet. — Ob das Kind bei ähnlicher Frage über die erwähnten Christusbilder gleiche Antwort gegeben hätte, wagen wir nicht zu entscheiden.

Arichs in Braunschweig gibt in einem größern Bilde die Scene, wo Kaiser Karl V. vor Luthers Grabe steht und Alba, der dessen Gebeine ausgraben lassen will, gebietet, den Todten in Frieden ruhen zu lassen; die Gestalt des Kaisers, der Ausdruck seines Gesichts, entspricht seinem Charakter, ebenso charakteristisch ist der böswillige Alba dargestellt; die Träger der allein seligmachenden Kirche, Cardinäle, Bischöfe, hat der Künstler mit zu grellen Farben überladen, desto anziehender die lutherischen Kirchendiener, die gramerfüllt nach dem frevelnden Vorhaben hinschauen; der Ingrimm des Todtengräbers, welcher das Grab öffnen soll, ist trefflich ausgedrückt. Eine Composition versöhnender Art ist das Bild von Borkmann „Der blinde Milton im Lehnsessel", vor ihm seine schönen Töchter, welchen er seine Dichtungen dictirt. „Der Vater und sein Sohn" von Vogel von Vogelstein ist ein edles, schönes, durchgehend ansprechendes Gemälde; noch zwei andere Werke desselben Meisters „Die christliche Märtyrerin" und „Franzesca di Rimini mit Paolo Malatesta in der Hölle", eine Scene aus der Divina Comedia des Dante, sind des Meisters Ruf vollkommen würdig. „Jakob wirbt um Rachel" von Bary, ist eine sinnvoll durchgeführte Composition. „Das Wiedersehen Josephs und Jakobs" von Prof. Hennig in Leipzig, „Luther wird von verkappten Rittern nach der Wartburg entführt", von M. Mühlig, „Die bei einem üppigen Gelag gestörten Mönche" von Sauppe, „Die erschreckliche Neuigkeit von Wendler Trarbach an der Mosel" sind insgesammt würdige Arbeiten.

Das Feld der Landschaftmalerei sehen wir in immer erweiterten Kreisen gepflegt; ist es doch, als ob die Natur, welche bei allen Stürmen

Digitized by Google

und Erregungen der Zeit, der Weltereignisse, in unverrückter Herrlichkeit ihre siegende Macht bewährt, der Kunst in bewegtern Zeitepochen am nächsten stehe. Auch in unserer diesjährigen Ausstellung bilden die Landschaften eine große Ueberzahl, und es ist in diesem Gebiet eine fortwachsende Veredlung wahrzunehmen. Unser Chorage der Landschaften, Prof. Dahl, bietet in einer Gegend aus Norwegen, seinem Vaterlande, ein romantisch-reiches Landschaftbild; die Ansicht des Hafens von Kopenhagen von demselben Meister, ist ein großartiges, allen künstlerischen Forderungen genügendes Werk. Der Waldbrand in einem Urwalde Amerikas und die Flucht der wilden Thiere aus demselben, war eine Aufgabe, welche der Künstler, F. W. Wagner, staunenswerth gelöst hat. Die drei Landschaften vom Hofmaler E. Oehme: Die Erntegegend am Reinstein im Harz und die Villa d'Este in Tivoli, sind eine Dreieinigkeit von Schönheit, Naturtreue und Einfachheit. Der Sonnenuntergang von Zimmermann in München ist ein wirklich prachtvolles Bild, so glänzend und leuchtend und doch voll tiefster Wahrheit; neben dieser darf eine andere Abendlandschaft von Kummer „Erinnerung an Sirmien" genannt werden; die wohlige Abendkühle nach einem heißen Tage, der Friede in der Natur, ist auf diesem Bilde in der weichen Färbung des Himmels, der Luft, der grünen Matten, trefflich ausgedrückt. Eine Waldlandschaft von Nitschke möchten wir als eine Waldherrlichkeit bezeichnen. Eine Eichengruppe aus Slawonien, eine Gegend bei Kufstein im Innthale, der wilde Kaiser, eine andere in Tyrol, von Robert Kummer, sind von Werth. Abend auf der Alm, Feuerbeleuchtung, von M. Müller, ein Bild voll bewundernswerther Lichteffecte. Burkner und Leypold bieten schöne Winterlandschaften. „Der Gebirgssee nach dem Regen" von Kummer, ist ein überaus anziehendes Bild. Eine schöne Ansicht vom gastlichen Schloß des Major Serre, Maxen bei Dresden, hat Lichtenstein ausgeführt. Gauermann in Wien, Preller und Hummel in Weimar und die hiesigen Künstler Spaarmann, Einbiger, Papperitz, Woldemar Herrmann, Goldstein, Reinhardt, Boll und mancher Andere haben dieser Ausstellung landschaftliche Gemälde geboten, welche sich über das Mittelmäßige erheben. Unter Blumen, nach der Natur gemalt, verdient Elise Wagner in dem dargebotenen Frühlingsstrauß den ersten Preis.

Im Thronsaal des königlichen Schlosses, welchen Prof. Bendemann im vorigen Jahre mit Frescogemälden schmückte, wurden im Laufe des Sommers die noch leer gebliebenen Felder unter den vier Hauptgemälden und den 15 Gesetzgebern noch ausgefüllt. Es sind diese, immer dem Bilde, unter welchem sie ausgeführt, entsprechenden, sinnvollen Compositionen auf Holz, braun in braun, gemalt; sie erinnern an die Arbeiten des Grabstichels der besten alten Meister.

Unter den Copien, welche während dieses Sommers auf unserer Galerie vollendet wurden, verdient der rühmlichsten Erwähnung die Copie der Madonna di San Sisto, welche Fräulein Sophie Adlerfparre aus

Digitized by Google

Schweden ausführte. Je öfterer wir auch in den drei letzten Decennien Gelegenheit hatten, von Raphaels höchstem und edelstem Werke Copien zu sehen und diese zum großen Theile bemitleiden mußten, um so mehr bietet die Arbeit von Fräul. Adlerſparre eine wohlthuende Befriedigung. Die volle Wiedergabe dieses ewigen Werkes wird immer unerreichbar bleiben, aber die Näherung, welche durch Copiren möglich, hat die junge vielbegabte Künſtlerin erreicht. Sie führte ihre Arbeit in gleichen Dimenſionen mit dem des Urbildes aus, und es iſt dieſe Copie die erſte, durch welche ihr kunſtſinniges Vaterland mit Raphaels edelſter Schöpfung bekannt wird. Fräul. Adlerſparre, aus einem der edelſten Geſchlechter Schwedens, übt die Kunſt nicht als Erwerb, der angeborene Genius und reine Begeiſterung haben die anſpruchloſe, tief beſcheidene junge Künſtlerin Bahnen zugeführt, auf welchen ſie der Kunſt lohnende Kränze gewinnen wird.

Die Gewißheit, daß unſerm Kunſtleben ein immer friſcheres Gedeihen erblühen werde, dafür bürgt die Ueberſiedelung Julius Schnorr's nach Dresden, wohin er von München als Director an unſere Kunſtakademie berufen wurde und zugleich eine Profeſſur an der Akademie der bildenden Künſte übernommen hat. Schnorr's anerkannte Meiſterſchaft, ſeine liebenswürdige Perſönlichkeit, ſein ehrenwerther Charakter können auf unſere Kunſtzuſtände nur eine belebende und ſegenwirkende Macht üben. Dieſe allgemeine Ueberzeugung hat dem verehrten Mann eine warme ungetheilte Theilnahme bei ſeiner Ankunft in der neuen Heimath bereitet, welche in vielfacher Weiſe auf das ſinnvollſte und herzlichſte ſich kundgab.

F.

III.

Aus Prag.

1.

Temperaturwechſel ſtändiſcher Großmuth.

Den fünften und ſechſten October haben ſich böhmiſche Stände in Fortſetzung des Poſtulatenlandtages vom 25. Mai 1846 verſammelt, um den Landtagsſchluß „pro forma“ zu votiren und leider iſt der Welt nicht viel Erbauliches von dieſer Verſammlung zu verkünden.

Das am 25. Mai zu Stande gekommene Großmuthsvotum der gleichen Steuerumlage auf Bauer und Herr, hat im Steuerſcheine in Ziffern umgeſetzt, die ſtändiſche Großmuthsregung mächtig gekühlet, viele der Herren, welche am 25. Mai zum Landtage ſich nicht eingefunden hatten, wurden durch den Steuerſchein mächtig beſtimmt, im October zum fortgeſetzten Landtage zu eilen, nicht um zu berathen des Landes Wohl, nur des eigenen wegen, um zu reclamiren im Sinne jener Minorität, welche ſich in No. 37 der Grenzboten hat vernehmen laſſen, um jenen Großmuthsbeſchluß zu erſticken, wenn möglich.

Man dürfte fragen, wie das wohl ſtimme, wie die Steuerſcheine ſchon ausgegeben, die Steuern zum Theil ſchon eingehoben ſein konnten,

Digitized by Google

während die Herren Stände noch über den Landtagsschluß, über das epinöse an und das quomodo verhandeln sollen — und dennoch ist es so, denn die hohe Hofkanzlei hat verordnet, der Landtagsschluß sei nicht abzuwarten, sondern es sei die Steuer nach dem Postulate stets vor dem Monat October auszuschreiben.

Der permanente ständische Ausschuß, der Form nach ein dienendes und besoldetes Organ der Stände, ist aber zugleich Diener seines Vorstandes des Regierungspräsidenten, wie Trafaldino der Armeman läßt sich von dem Dilemma der Stellung nicht schrecken, man befolgt die Befehle der Hofkanzlei, gibt dem Kaiser was des Kaisers ist und läßt hinterdrein die Stände donnern; fehlen doch dieser Wolke die Blitze. Hat man tüchtig gedonnert, so fährt man zur Tafel, hat besten Appetit, und der Himmel klärt sich freundlich auf. Das liegt so in der böhmischen Verfassung. Gedonnert ohne Blitz wurde diesmal bedeutend, zunächst richtete die Minorität vom 25. Mai, heute zu überwiegender Majorität aufgedunsen, ihre Donner gegen den Antragsteller jenes Großmuthsvotums, man hatte eine bisher im Landtag nie erschienene Persönlichkeit zum Vorkämpfer gewählet, welcher sein Maiden speech-ablas in unerquicklicher Länge gestützt auf die schalen Motive des Protestes in der Beilage No. 37. Der Ausschuß machte dagegen etwas scheu bemerklich, die Reclamation komme zu spät, die Repartition sei höchsten Ortes genehmigt und vollzogen, die Steuer bereits ausgeschrieben, es gebe kein Rückwärts mehr, da wandte die ganze Donnerwuth sich gegen den ersten Antragsteller, der im Mai die Majorität angeblich inducirt, — gegen den Ausschuß, der die Steuer vor dem Landtagsschlusse ausgeschrieben, Präsidium rief vergebens mit Nachdruck zur Ordnung, und wurde abermals hart und bitter angegriffen, doch was erträgt man nicht für Gott, König und Vaterland!

Der Antragsteller wies in unwiderleglicher Rede nach, wie die von früherer Minorität behauptete scheinbare Ungleichheit eine gar sehr wirkliche gewesen, wie noch heute, ungeachtet jenes Votums, noch immer reichliche Ungleichheit bestehe, zum Nachtheil des Bauers — daß es nicht in der Ordnung des Hauses gelegen, die Anträge für den Postulatenlandtag früher anzukündigen, diese Formaleinwendung also ganz unhaltbar sei, doch auch dies überzeugte nicht die im Innersten — in der Casse — verletzte Menge, man tobte und brauste, vergaß auch seinerseits die Formen des Hauses bedeutend, und lieh kein Ohr der klaren Rede des Antragstellers, dieses einzigen parlamentarischen Charakters der Versammlung, der Consequenz, Kenntniß der Verhältnisse mit Redegabe verbindet — und endlich im Tosen des armseligen Sturmes, welcher die Guldenfrage beregt, ward beschlossen — mit Scham nnd Zagen berichtʼ ichʼs — „Jene Steuergleichheit habe nur für das Steuerjahr 1847 zu gelten, in Hinkunft wolle man beim Alten verbleiben.“ Verstummt Lobgesänge! wir begießen das Rauchfaß mit kühlem Wasser, schnell zu löschen, zu ersticken die glimmende Ruhmeswürze, wir räuchern hinfüro nur mit Knoblauch und Zwiebel der ständischen Großmuth, und hoffen fest,

Digitized by Google

die Regierung werde den im blüthereichen Mai unbedingt gefaßten, auch unbedingt genehmigten Beschluß, für alle Zukunft aufrecht zu halten wissen.

Aus so schöner Maiblüthe reiften so herbe Früchte heran im October 1846. Ständische Großmuth wurde von der Kartoffelfäule befallen.

—w—

2.

Theaterwesen.*)

Die schönen Tage sind längst vorüber, wo deutsche Journale in holder Friedseligkeit nichts zu besprechen wußten, als ihr Theater, das einzige der freien, wenn auch censirten, Besprechung anheim gegebenes Object. Sie waren idyllisch diese Tage, wenn auch langweilig wie schwacher Thee, doch saßen damals weniger Literaten ihren Humor auf der Festung ab, auch hatten weniger Literaten nachher ex portu zu schreiben und dennoch müssen Sie eine Theaternotiz hinnehmen aus dem historischen Prag, dem historischen, was so viel bedeutet als ehemaligen, heute mausetodten.

Ihr Journal hat jüngsthin eine Beurtheilung unseres Theaterwesens gebracht, welche wenn auch lückenhaft, doch Wahrheit, wiewohl bittere aussprach, suum cuique ist pflichtmäßiger Wahlspruch eines ehrlichen Correspondenten, drum sei Ihnen auch berichtet, daß die Theaterverhältnisse sich im Ganzen etwas gebessert, das Publicum wenn auch nur oberflächlich, versöhnlich gestimmt haben.

Man hat eine ziemlich gute Schauspielerin, Mad. Pollert aus Breslau, gewonnen, welche das Publicum ansprach, und jene frühere Dame endlich verdrängte, die uns unerträglich geworden, mag sein, daß der Contrast bedeutend ‚beitrug, Madame Pollert auf jene Folie glänzend zu machen. Legt Mad. Pollert übermäßiges Minaudiren ab, und eine bisweilen ermüdende Manierheit, so kann sie sich halten, wenn auch der Kothurn ihr nimmer paßt, so wenig als das Elfengewand, denn so wohlgenährte Elfen tragen die Lüfte kaum.

Man hat unter Mitwirkung eines Oberregisseurs Rottmeyer, ditto aus Breslau, den artesischen Brunnen recht stattlich, den Sommernachtstraum gar lieblich und nett in Scene gesetzt, und mit letzterem besonders volle Häuser gemacht, was der Regie wie dem Publicum gleiche Ehre machen dürfte.

Hätten wir die Beruhigung, Herrn Rottmeyer nur als Arrangeur in Dienste genommen zu wissen, manch' nettem Theaterabende wäre unbefangen entgegenzusehen, doch leider hat Herr Rottmeyer noch eine fatale Nebeneigenschaft, er ist nämlich Schauspieler, und spielt Schau mit unermüdlicher Passion, in wenigen Tagen schauspielte er sehr Vieles, und weit mehr als uns lieb war. Mephisto — Shylok — Don Philipp, ich lasse ab, im Zeitungsblatt zu melden, was wir schaudernd selbst erlebt. — Denken sie sich Hanswurst als Mephisto, Mephisto als Shilok

*) Der Herr Einsender dieser Corresp. wird ersucht, uns gefälligst eine zuverlässige Adresse angeben zu wollen, unter der wir ihm schreiben könnten.

D. R.

Digitized by Google

und Don Philipp als Herrn Rottmeyer, und Sie haben ein ohngefähres Bild der Qualen, welche Herr Rottmeyer uns bereitet.

Herr Rottmeyer auf der Scene iſt ſchrecklich, hinter der Scene unſichtbar als Commandant der Comparſen wirkend, ganz aimable, wenn auch nicht dieſen ſelbſt; drum wünſchen wir, Herr Rottmeyer möge ſtets im lieblichen Gewande der Unſichtbarkeit gekleidet bleiben.

Die Direction beginnt des Publicums Urtheil und Wünſche zu beherzigen. Schon wird mehrern jenen zuſammengerafften Dorfhiſtrionen gekündet, der eckige Herr Paetſch iſt im Abgehen, Tüchtiges wird gewonnen, die übernommenen Mitglieder, offenbar die beſten, werden wieder beſchäftigt, das Publicum findet ſich allmälig wieder ein, das „Ruſſenthum" beginnt ſich zu acclimatiſiren, und läßt die Krücke ruhen, die Intendanz wie die gedruckte Kritik hat ſich ſelber wieder gefunden ſeit einiger Zeit. Es iſt immerhin eine gute Sache um „pressure from without", ihr widerſteht endlich doch nichts, nur Geduld muß man haben, viel Geduld! Zum Glück iſt dies eben ein Artikel, an dem wir Ueberfluß haben, wir könnten bedeutendes Exportgeſchäft damit treiben.

Ppp.

IV.

Aus Berlin.

Meyerbeer. — Schüchterne Dirigenten. — Die Garcia und die italieniſche Oper. — Zeitungshalle. — Ulrich.

Wir haben mit den Meiſtern der Tonkunſt entſchieden Unglück. In den letzten ſechs Jahren iſt ſeit Spontini und Felix Mendelsſohn, Meyerbeer nun ſchon der Dritte, deſſen muſikaliſchem Genie die Berliner Atmoſphäre nicht zuſagt. Wenn ich Ihnen aus ſicherer Quelle melden kann, beabſichtigt nämlich Letzterer ſeinen hieſigen Wohnort aufzugeben und ſich mit ſeiner Familie nach Wien überzuſiedeln. (*) Welche Urſachen zu dieſem Entſchluſſe hingewirkt haben, ob ſie in der Vergangenheit oder in der Zukunft liegen, kann ich Ihnen nicht mittheilen. Wenn wir gewiſſe Reibungen zwiſchen den Oberhäuptern unſeres Theaterinſtituts mit Stillſchweigen übergehen, kann es doch auch in rein künſtleriſcher Hinſicht einem Componiſten wie Meyerbeer nicht verargt werden, wenn er für ſeine nun ſchon ſo lange im Pulte ruhenden Werke: der Prophet und die Afrikanerin, endlich eine Bühne zu finden trachtet, die nicht durch ein mangelhaftes und ungenügendes Perſonal den Erfolg ſo gigantiſcher Werke auf's Spiel ſetzt. Weder in Paris noch in Berlin aber ſind, nach Meyerbeer's Zurückhaltung mit den bewußten beiden Partituren zu urtheilen, bis jetzt die Kräfte der Opernperſonale für ſeine Intentionen hinreichend geweſen. Das kunſtſinnige Publicum verliert übrigens durch den Abgang Meyerbeer's weniger, als durch die frühern Verluſte Spontini's und Mendelsſohn's. Namentlich zeichnete ſich dieſer durch ſein feuriges und hohes Beſtreben aus, die Leiſtungen der königlichen Kapelle und Singakademie auf den Gipfelpunkt zu bringen, der durch den inneren Gehalt dieſer beiden Inſtitute möglich ge-

macht wird. Meyerbeer hingegen zog sich nicht allein von diesem Gebiete möglichst zurück, sondern schwächte selbst den Eindruck seines Auftretens als Dirigent durch eine Schüchternheit, die bei einer solchen Autorität unerklärlich bleiben muß. Uns thut aber vor Allem ein Dirigent noth, der die sich auflösenden Bande der musikalischen Disciplin mit mächtiger Hand zusammenhält. Wir brauchen einen Musiktyrannen, denn so sehr wir auf allen Gebieten des Lebens für freisinnige Institutionen sind, glauben wir doch in der musikalischen Verfassung der Oper und des Orchesters weder an Aristokratie noch an Demokratie und Ochlokratie.

Signora Viardot Garcia ist nun endlich als Amine in Bellini's Sonnambula aufgetreten. Von dem Triumph, den das Genie dieser Künstlerin feierte, brauche ich Ihnen kein Wort zu sagen, ich erspare mir eine Charakteristik ihrer Leistungen bis auf einen späteren Zeitpunkt. Schweigen kann ich jedoch nicht von dem unglücklichen Personal, mit dem Sgra. Garcia zu singen gezwungen ist. Der Graf Gritti, der Impressario dieser Truppe ist es, der uns mit diesem Häuflein beschenkt hat. Gritti, von der Königstädtischen Bühne beauftragt, keine Kosten zu sparen, um ein Berlin würdiges Personal zu engagiren, scheint uns für Tölpel genug gehalten zu haben, um mit seinem Rudel zufrieden zu sein. Diese Leute können nichts. Sie verletzen durch ihr abscheuliches Detoniren die erste Grundregel, die Sirach Cap. 32. V. 5 den Sängern gibt: „Irret die Spielleute nicht!" Sie zählen nicht; zählen sie aber, so verzählen sie sich. Sie spielen auch nicht, obwohl Sgra. Garcia sie mit großem Fleiße darin unterrichtet hatte. Wie wir hören, sollen jetzt Alle fort und mit großen Kosten andere Sänger aus Italien verschrieben werden.

Das großartige, mit dem neuen politischen Organe verknüpfte Leseinstitut, genannt: Zeitungshalle, ist bis jetzt noch nicht eröffnet worden. Die Unzuverlässigkeit und Saumseligkeit der hiesigen Arbeiter, die mit der Ablieferung der Möbel und Instandsetzung der Draperien nicht pünktlich gewesen sind, verhinderten bis jetzt den Beginn des Unternehmens. So viel kann ich Ihnen indessen nach einer flüchtigen Betrachtung des Lesesalons sagen: wir haben nicht ein Institut besessen, das solchen literarischen Gehalt, wie den im Prospectus versprochenen mit so viel geschmackvoller Eleganz und Zweckmäßigkeit der Einrichtung verbindet. Dieses neue Local verheißt nicht allein den Bedürfnissen der politischen Leser abzuhelfen und die vielen hier anwesenden Ausländer aller Nationen mit ihrem Vaterlande wenigstens literarisch zu verbinden, sondern auch gleichsam eine Börse des Berliner literarischen Verkehrs zu werden, wozu die ungemein günstige Lage im Mittelpunkt der Stadt auffordert.

Von dem durch seine Dichtung und treffliches Werk: Das hohe Lied, rühmlichst bekannten Dr. Titus Ulrich, nähert sich ein zweites Gedicht seiner Vollendung und dürfte vielleicht gegen Neujahr erscheinen.

Z. Z.

Digitized by Google

V.

Aus Wien.

Freundschaftsverhältnisse — Der Erzherzog Palatin. — Niederösterr. Stände. —, Correspondenzen. — Irrthümer. — Witthauer. — Burgtheater. — Hausſuchung. — Cause célèbre.

Der Prinz von Preußen ist gestern von hier abgereist und ein Tag früher der Graf von Trautmansdorf, unser Gesandter am Berliner Hof. Die Verhältnisse zu Preußen sind jetzt ganz besonders rosig angethan, und was Oesterreich betrifft, so ist's ehrlich gemeint. Oesterreich hat aufgehört, ein Eroberungsstaat zu sein, es hat keine vergrößerungssüchtigen arrière-pensées, und wie jeder mehr auf Erhaltung als auf Erwerbung angewiesene Mensch streckt es den Nachbarn die Hände entgegen, um mit Allen in gutem Einvernehmen zu bleiben. Die alljährliche Anwesenheit der Königin von Preußen in Ischl, die Besuche und Zusammenkünfte des preußischen Monarchen bei und mit dem Fürsten Metternich, haben mehr Persönlichkeit in das Verhältniß beider Höfe zu einander gebracht. Zwischen dem Kaiser Franz und Friedrich Wilhelm III. war die Allianz durch gemeinsame Schicksale nicht blos eine staatliche, sondern auch eine persönliche. Dieses Persönlichkeitsverhältniß hörte durch den Tod der beiden Monarchen auf, und es ist daher nicht ohne Wichtigkeit, daß die gegenseitigen Besuche unter den Mitgliedern beider Dynastien jetzt wieder häufiger werden.

Die Nachricht von der Erkrankung des Erzherzog Palatins in Pesth erregt hier die allgemeinste Theilnahme, um so mehr, als der greise, hochverdiente Prinz in seiner Stellung kaum zu ersetzen ist und in seiner edlen, in Ungarn wie in Oesterreich gleichmäßig populairen Persönlichkeit die sichersten Garantien zur Harmonie zwischen dem leicht reizbaren Ungarn und der übrigen Monarchie liegen und sein Einfluß jetzt um so nothwendiger ist, als es gilt, die Zollschranken zwischen Ungarn und dem übrigen Oesterreich aufzuheben und den Adel an der Donau und an der Theiß für diese Idee und den damit verbundenen scheinbaren Opfern zu gewinnen. Bei dem kräftigen Naturell des edlen Greises ist zu hoffen, daß der Anfall leicht besiegt werden wird; auch lauten die Krankheitsbülletins bereits günstiger.

Die Denkschrift der niederösterreichischen Stände, welche die Grenzboten in No. 38 mittheilten, haben hier das verdiente Aufsehen erregt, da man in der That diesen Herren eine so würdige und freimüthige Sprache nicht zugetraut hat. Die ständische Körperschaft darf sich darüber nicht täuschen, daß sie im Publicum bisher wenig Theilnahme fand. Zwar stoßen die hiesigen Landtage nicht grade auf Antipathien beim Mittelstand, so wie es dem Anscheine nach in Böhmen der Fall ist, aber das Interesse für sie gibt sich in keinerlei Weise kund, man sah gleichgiltig zu. Der ständische Ausschuß zählt mehrere treffliche und beliebte Männer in seiner Mitte, namentlich den Grafen Colloredo-Mansfeld, Graf Anton Pergen, den Prälat von Melk und den geistvollen, verdienstreichen Baron Doblhoff, so wie die Ständeschaft selbst genug der intelligenten

Digitized by Google

und charaktervollen Männer zählt — aber für ihre Sitzungen und Beschlüsse hatte der Bürgerstand bisher keinen Sinn.

Und wie sollte es auch anders sein, da er in ihrer Mitte nicht vertreten und durch den Mangel an jeder Oeffentlichkeit der Landtagsverhandlungen auch nicht zum allgemein patriotischen Interesse für die Vertreter des Grundbesitzes sich angeregt fühlte, und auch nicht die Einsicht erhielt, ob nicht blos engherzige und egoistische Standesinteressen im Schooße der aristokratischen Sitzungen verhandelt werden. Das Actenstück, welches die Grenzboten mitgetheilt haben, hat in dieser Beziehung ein freudiges Erstaunen erweckt. Man lernte im Allgemeinen daraus kennen, daß der Gesichtspunkt der niederösterreichischen Ständeschaft ein weiterer und freierer ist, und wenn der Mittelstand auch noch nicht absieht, was ihm für Vortheil durch die Wiederbelebung der alten ständischen Rechte, die doch durchaus aristokratischer Natur sind, erwachsen soll, so fühlt er doch in halbem Bewußtsein, daß die ständischen Kräfte ohne Herbeiziehung der bürgerlichen Besitzer, des Handels- und Gewerbestandes, auf die Länge erlahmen müssen und daß die landständische Vertretung, wenn sie eine Wahrheit werden soll, sich allmälig von selbst auf weitere Kreise ausdehnen muß. Der Verfasser jener merkwürdigen Denkschrift ist der Baron von Doblhoff, eine der bedeutendsten und kenntnißreichsten Individualitäten unserer Stadt, und die Stände haben ihm einstimmig eine Dankadresse dafür votirt und ihm dieselbe durch das Verordneten-Collegium zugestellt.

In unsern literarischen Kreisen hat eine Correspondenz der Allgem. Zeitung, in welcher gemeldet wurde, daß der Redacteur der Grenzboten seit seiner Ausweisung aus Berlin sich hier in Wien befindet, viel Lachen erregt. Der gute Correspondent schrieb seine Nachricht mit solcher Sicherheit hin, daß er mit vornehmer Bestimmtheit versicherte, Ihrem hiesigen Aufenthalte und Ihrer Abreise stände nicht das Mindeste entgegen*). Da dieser so ungeheuer gut unterrichtete Mann sich das Ansehen gibt, tief in die Geheimnisse unserer Behörden eingeweiht zu sein, so möchten wir ihn bitten, ein gutes Wort wenigstens für die Grenzboten einzulegen, gegen die hier in letzterer Zeit mit verdoppelter Strenge zu Werke gegangen wird.

Der ehemalige Redakteur der Wiener Zeitschrift Herr Friedrich Witthauer ist in Meran in Tyrol gestorben. Er war Sachse von Geburt und ein durchaus braver Mann, aber ohne alles schriftstellerische Talent. Sein größtes Verdienst waren die unparteiischen und durch strengen Ernst sich auszeichnenden Beurtheilungen des hiesigen Burgtheaters, die er seiner Zeit lieferte. Seiner Zeit, d. h. in jenen schönen Tagen, wo das Burgtheater noch werth einer ernsten Besprechung war und wo der Tadel nicht schadete, weil er Hand in Hand mit einem ehrlichen Lob gehen konnte. Jetzt ist es freilich anders, und weil das Lob auch der zahmsten Kritik verstummen muß gegenüber der langweiligen Wirth-

*) Jene Correspondenz war vom 3. October datirt; am Morgen desselben Tages befand ich mich noch in Berlin! K.

Digitized by Google

ſchaft, die jetzt an dieſem Theater getrieben wird, muß man gegen den Tadel durch Herbeirufung der Polizeihofſtelle ſich waffnen. Es wird bald an dieſem Theater dahin kommen, daß ein neues Stück nicht eher zugelaſſen wird, als wenn der Autor nachweiſt, daß es bereits im vorigen Jahrhundert geſchrieben wurde. Man ſpricht von der Aufführung eines neuen Stückes von Laube, das an Schiller's Geburtstag in die Scene gehen ſoll, indem Schiller die Hauptperſon deſſelben ſein ſoll. Man ſpricht — d. h. ich glaube kein Wort d'ran; ich weiß nicht, wie alt Laube iſt, aber er iſt jedenfalls viel zu jung, um Gnade vor den Augen unſerer Bühnenleitung zu finden, und dann iſt ja ſein Stück im Jahre 1846 geſchrieben; ſolche Stücke können unmöglich zugelaſſen werden.

Bei einem hieſigen jungen Beamten, Namens Naske, wurde dieſer Tage Hausunterſuchung wegen einer in Leipzig erſchienenen Brochüre, „Wiener Kanzleizuſtände" gemacht; es hat jedoch kein Ergebniß gehabt. Es iſt derſelbe, deſſen Correſpondenzen in den „Jahreszeiten" ſoviel Scandal hier machten. Eine cause célèbre — wenn es beim heimlichen Gerichtsverfahren überhaupt eine cause célèbre geben kann — iſt endlich zur Entſcheidung gekommen. Es iſt dies der Proceß des wegen ſeiner Brutalität längſt in Verruf geſtandenen Feldmarſchall-Lieutenants Graf T..., der des gemeinen Betrugs überwieſen, aller ſeiner Würden entſetzt und zum Gefängniß verurtheilt wurde, ein Urtheil, deſſen Milderung die vornehmen Verwandten von dem Kaiſer erwünſchten, der es aber entſchieden verweigerte, obſchon der Graf in frühern Jahren ſein Kammerherr war. Der Verurtheilte iſt der nahe Verwandte eines berühmten ungariſchen Magnaten, der mit einem wichtigen Geſandtſchaftspoſten betraut iſt. Rainer.

VI.

Notizen.

Uriel La Coſta. — Neue Oper. — Beiträge für Romandichter. — Louis Philipp's Lebensbauer. — Wolfgang Menzel.

— Man ſchreibt aus Dresden: Karl Gutzkow, der mit ſeiner Familie nach Berlin überſiedelt, machte hier einen kurzen Beſuch von einigen Tagen. Sein neueſtes Drama: Uriel La Coſta (5 Acte und in Verſen), kommt zuerſt an der hieſigen Bühne zur Aufführung. Eine Notiz im Nürnberger Correſpondenten, welche die Nachricht gab, das Stück ſei von der Intendanz zurückgewieſen, iſt durchaus unwahr und beruht wohl zunächſt darauf, daß dieſes Drama, welches religiöſe Fragen — wenn auch nur im Kreiſe des Judenthums — zur Grundlage hat, auf Schwierigkeiten ſtieß, die aber durch Emil Devrient's Vermittlung beſeitigt wurden. Der La Coſta wird wohl noch im November zur Darſtellung kommen, ebenſo wie Heinrich Laube's „Karlsſchüler," (fünf Acte und in Proſa.) Der Winter ſcheint überhaupt für unſere Bühne lebhaft ſich geſtalten zu wollen, denn auch auf dem Gebiete der Oper erwarten wir ein intereſſantes deutſches Product: die Oper Conradin von Ferdinand Hiller, für welche der Lyriker und Maler Reinik den Text geſchrieben hat. Sowohl der Componiſt als der Dichter des Libretto leben hier in Dresden, und die Erwartung

Digitized by Google

iſt um ſo geſpannter, als der Stoff diesmal ein ächt deutſcher und für dramatiſche und lyriſche Situationen höchſt geeigneter iſt.

— Die Frau von Meyendorf, die in Cöln der romantiſche Mittelpunkt einer zu Gunſten ihrer Nebenbuhlerin entführten Chatoulle wurde, iſt eine in Paris anſäſſige, nicht unvortheilhaft bekannte Malerin, die ſogar zur deutſchen Poeſie in einiger Beziehung ſteht, wenn auch nur dadurch, daß Herwegh in einem und demſelben Hauſe mit ihr wohnt (rue Barbé) oder richtiger geſagt ihr Miethsmann iſt, da Frau von Meyendorf jenes Haus als Eigenthum beſitzt und ſich damit beſchäftigt, es von unten bis oben mit den Erzeugniſſen ihrer eigenen Palette auszuſchmücken. Alle dieſe kleine Nuancen ſind für den Romandichter, der dieſe abentheuerliche Chatoullengeſchichte zum Stoff wählt, unbezahlbar. Denn vorausſichtlich werden ſich unſere in ewigen Stoffnöthen ſeufzende Novelliſten zweiten und dritten Ranges dieſen fetten Biſſen nicht entgehen laſſen. Gräfinnen, Baroninnen, Aſſeſſoren und Doctoren, Banquiers, Steckbriefe, ein berühmter Muſiker aus Mißverſtändniß verhaftet, Aſſiſen, Chatoullen, und dies Alles in Deutſchland in dem polizeigehüteten, ehrlichen Deutſchland! Welch ein fetter Biſſen! Wer weiß, wie viele deutſche Verleger ihren Leib-Romanſchreibern bereits Vorſchüſſe gemacht haben, welche die Summe, die in jener verhängnißvollen Chatoulle ſich befanden, überſteigen. Die verhängnißvolle Chatoulle! parbleu — gar kein übler Titel!

— Louis Philipp ſchätzt ſelbſt ſeine Lebenszeit auf nur noch ſieben Jahre. Bei Gelegenheit der Heirath des Herzogs von Montpenſier hat der König über zweihundert Sträflingen theils die Strafen vollkommen erlaſſen, theils dieſelben erleichtert. Auch die Gefährten des Quenisſets wegen Mittheilnahme an dem Attentat gegen Louis Philipp zum Tode und im Gnadenweg zu Deportation und ewigem Kerker verurtheilt wurden, haben eine Milderung ihres Urtheils erhalten, indem man die Strafe zu ewigen Kerker, auf ſieben Jahre einfaches Gefängniß herabgeſetzt hat. Sie gänzlich frei zu laſſen, ſchien bei der fortdauernden Attentatswuth gegen Louis Philipp gefährlich; aber nach ſieben Jahren, denkt wohl der greiſe Monarch, ſind Attentate auf mein Leben überflüſſig.

— Während mit Kühne's „Europa" der Kritik der ſchönen Literatur ein neues Organ gewonnen iſt, verlautet aus Stuttgart die Nachricht, daß Menzel nach Preußen überſiedeln und das Literaturblatt aufhören werde. Die Cotta'ſche Buchhandlung ſoll aus Rückſicht für den langjährigen Redacteur in der letzten Zeit mit anſehnlichen Opfern den Fortbeſtand des Literaturblattes erhalten haben, eine Ehrenhaftigkeit, die nicht alltäglich iſt. Räthſelhaft ſcheint es jedoch, warum mit dem Abgang des Herrn Menzel auch das Eingehen des Literaturblattes verbunden ſein ſoll. Wir beſitzen ohnehin an kritiſchen Blättern gegenwärtig nur eine kleine Zahl — warum ſoll auch noch dieſe einen Abbruch erleiden? Iſt Wolfgang Menzel unerſetzlich?

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Die Philologenverſammlung in Jena.

Die Vereine, die in der Menge und Ausdehnung, in der ſie emportauchen, wie oft bemerkt iſt, eine eigenthümliche Erſcheinung unſerer Zeit ſind, haben bewußt oder unbewußt, eingeſtandener und uneingeſtandener Weiſe eine entſchiedene demokratiſche Tendenz. Der abſolute Staat beruht auf der Vereinzelung der Individuen in einer unorganiſchen Maſſe, die ſich nicht durch ſich ſelbſt bewegt, beſtimmt und entwickelt, ſondern von der Verwaltung beſtimmt, geleitet und gemaßregelt wird, alſo ihre Einheit auch nur in der Verwaltung hat, deren nicht nur oſtenſibler Zweck das Wohl der Einzelnen iſt. Darum iſt jeder Verein, deſſen Zweck über den beſondern Vortheil der einzelnen Theilnehmer hinausgreift und auf die Geſtaltung des öffentlichen Lebens in irgend einer Sphäre hinausläuft, an ſich ein Ankämpfen gegen den abſoluten Verwaltungsſtaat, für deſſen poſitive Thätigkeit er zur Schranke wird. Die durch das Vereinsweſen ihres poſitiven Inhalts immer mehr entleerte Verwaltung wird naturgemäß darauf hingetrieben, ihre negative Seite immer ſchärfer herauszubilden, und indem ſie ſich damit als Polizeiſtaat bloslegt, erſcheint ſie zuletzt nur noch als Feſſel, nicht als Geſetz des Volkslebens. Eine zweite Seite des Vereinsweſens iſt die nationale, indem die Vereine, über die zufälligen und willkürlichen politiſchen Grenzen hinausgreifend, dieſe in ihrer Bedeutungsloſigkeit aufzeigen und die Einheit des deutſchen Volksbewußtſeins und des deutſchen Volkslebens anbahnen. Daß die Regierungen auf die Vereine und beſonders auf die, welche ſich von vornherein einen deutſchen Charakter zuſprechen, ein ſcharfes Augenmerk richten, iſt ihnen nach dem Geſagten durchaus nicht zu verdenken. Freilich macht ſich hierbei ſogleich ein weſentlicher Unterſchied bemerk-

Digitized by Google

bar, da die Vereine, deren Mitglieder den Regierungen vereinzelt manche Sorgen und Verlegenheiten bereiten, wie die der Schriftsteller und Anwälte mit dem entschiedensten Mißtrauen behandelt werden, während man andere für unschuldig genug hält, um sie nicht nur zu dulden, sondern sogar durch freundliches Entgegenkommen zu unterstützen, und dafür den ergebensten Dank der Versammlungen selbst und das Zeitungslob der Munificenz und Liberalität einzuernten. In diese letzte Kategorie gehört unstreitig auch die jährliche Versammlung der Philologen. Der Schluß, daß die unschuldigen Versammlungen, welche sich des väterlichen Schutzes der Regierungen zu erfreuen haben, eben deshalb auch die für Gegenwart und Zukunft bedeutungslosesten seien, wäre jedenfalls zu rasch. Es kommt auf diese Versammlungen selbst an, was sie aus sich machen wollen, und diejenigen Bestrebungen, die nicht sogleich auf den Widerstand der Regierungen stoßen, können eine tiefere und nachhaltigere Wirksamkeit einschließen, als diejenigen, welche gleich von vornherein als oppositionelle auftreten und als solche behandelt werden. Wenn die Haltung dieser Versammlungen eine demüthig-dankbare ist und ihre Verhandlungen das eigentliche politische oder auch religiöse Gebiet ängstlich vermeiden, so liegt auch hierin für sie kein Vorwurf. Daß die Regierungen das Vereinswesen überhaupt, wenn auch einseitig, dulden und unterstützen, obgleich es den büreaukratischen Staat unterhöhlt, ist eine anerkennenswerthe — Milde derselben. Wenn aber Vereine das, was sie innerhalb der loyalsten Schranken leisten können, nicht leisten, wenn sie ihre Aufgabe engherzig auffassen und die Vereinigung nur als ein Mittel der Besonderung betrachten, wenn sie die Beziehung zum öffentlichen, zum Volksleben ausdrücklich verleugnen und ihr letzter Zweck als eine Standesconservirung erscheint, dann kann ihre Bedeutung bei allem Aufwande von Mitteln und Phrasen nur eine geringe sein. In wiefern dieser Vorwurf die diesjährige Philologenversammlung trifft oder nicht, wird sich aus der kurzen Darstellung derselben, die wir zu geben beabsichtigen, von selbst ergeben. Nur dies wollen wir von vornherein bemerken, daß die Angriffe gegen das Philologenthum, die zu berühren man nicht umhin konnte, auf eine etwas sehr vornehme Weise mit einigen philologischen Witzen abgewiesen wurden, und daß es der Versammlung nicht darauf anzukommen schien, sich über die Stellung der Philologie in der Gegenwart klar zu werden. In wiefern die Philologie in einem höhern Sinne des Wortes, nicht in dem gewöhnlichen der Utilität, von praktischer Bedeutung für das Leben, und zwar

Digitized by Google

für das geſchichtliche Volksleben ſei, hielt man nicht der Mühe werth nachzuweiſen, während man ſich die allerdings viel leichtere nahm, gegen die Utiliſten einige bittere und verächtliche Bemerkungen loszulaſſen. Den Vorwurf der Kleinigkeitskrämerei, der den Philologen ſo oft und durchgängig nicht mit Unrecht gemacht wird, wies der Präſident der Verſammlung, der Hr. Hofrath Hand, damit zurück, daß man dem Naturforſcher es nicht verüble, wenn er z. B. die Pflanze bis zur kleinſten Faſer mikroskopiſch unterſuche, bei der Sprache aber es ſich um Geiſtesformen handle, und ſomit um etwas Höheres und Unterſuchungswertheres. Hiergegen iſt nur zu ſagen, daß der Naturforſcher wirklich um ſo tiefer in das Weſen und die Eigenthümlichkeit der Pflanze eindringt, je genauer er die Theile, aus denen ſie beſteht, kennt, während der Geiſt der Sprache, um den es ſich nur handeln kann und der mit dem Geiſt des Volks identiſch iſt, aus minutiöſen Unterſuchungen über einzelne Partikeln nicht heraustritt und klarer erfaßt wird, mit andern Worten, daß der Naturforſcher auf anatomiſche Unterſuchungen hauptſächlich angewieſen iſt, und durch ſie vorzüglich zur Kenntniß des Naturlebens gelangt, während die Kenntniß der äußern Geſetz- und Regelmäßigkeit der Sprache noch nicht die Erkenntniß der Sprache ſelbſt iſt und eine verhältnißmäßig untergeordnete Bedeutung hat und einhalten muß. Auf die briefliche Bemerkung eines Realſchulmannes, daß es nicht übel geweſen wäre, wenn die Philologen die Trockenheit ihrer Wiſſenſchaft durch die Vereinigung mit den Realſchulmännern etwas gemildert und verquickt hätten, wurde entgegnet, daß beſagter Realſchulmann den heraklitiſchen Spruch: die trockenen Seelen ſind die beſten, nicht zu kennen ſcheine. Heraklit meint aber unſeres Erachtens nicht ſowohl ausgetrocknete, lederartige, als feurige Seelen, und ob ſolche der Mehrzahl der Philologen zuzuſchreiben ſind, mögen ſie ſich ſelbſt beantworten. Am Schluß ſeines Vortrags fand ſich Hr. Hofrath Hand bewogen, gegen den Geiſt der gegenwärtigen Jugend, die der ächten Wiſſenſchaftlichkeit entfremdet, auf Vielwiſſen und Vielkönnen hindränge, und von vornherein die praktiſche Ausbeutung deſſelben im Auge habe, zu declamiren. Hr. Hofrath Hand ſcheint uns in dieſem Urtheil der gegenwärtigen Jugend Unrecht zu thun; aber wenn es auch richtiger und allgemein giltiger wäre, als es iſt, ſo läge doch die Schuld einer ſolchen Erſcheinung nicht ſowohl an der Jugend, als an ihrer Erziehung und an den öffentlichen Anſtalten, deren Einrichtung und Thätigkeit von den Behörden beſtimmt wird und an denen die Philologen eine ſehr vorherr-

Digitized by Google

schende Stellung einnehmen. Wenn die Philologen fühlen, daß das alte Philologenthum vom Zeitgeist überall zurückgestoßen und bedrängt wird, so hilft es gewiß nichts, über diesen Zeitgeist zu witzeln und zu klagen, und wenn die Versammlungen der Philologen keine andere Bedeutung haben sollen, als daß sich dieselben persönlich, in ihrer ältern Eigenthümlichkeit, die allerdings grade bei den Philologen nicht selten originell genug ist, kennen lernen und sich für den Unglimpf der Zeit durch eine auf einige Tage hergestellte rein philologische Atmosphäre, die in ihrer Dichtigkeit der Zugluft des Zeitgeistes widersteht und durch gegenseitige Complimente trösten, so sind sie nicht sowohl ein Zeichen der Lebenskraft, als der innern Schwäche des Philologenthums. Wenn wir nicht irren, wurde in einer der gehaltenen Reden das Bild des Straußes, der den Kopf versteckt, um sicher zu sein, in Anwendung gebracht. Möchte es nicht auf die Philologen selbst passen?

Diejenigen Verhandlungen, welche die unmittelbarste praktische Bedeutung hatten, waren die der pädagogischen Section, die von dem Lateinischschreiben und Sprechen auf den Gymnasien überhaupt ausgehend, sich auf ein immer engeres Gebiet stellten, in dem es sich zuletzt nur um die freien lateinischen Arbeiten handelte. Diese Verhandlungen, welche die ganze Zeit in Anspruch nahmen und keine andere Frage auftauchen ließen, waren durch Hrn. Köchly aus Dresden veranlaßt, der seine sonst veröffentlichten Ansichten über den Gegenstand in gewählter und formvoller, aber etwas breiter Sprache und Aussprache vortrug und vertheidigte. Seine Hauptgründe gegen das Lateinischschreiben und Sprechen waren, daß das Latein seine praktische Bedeutung als diplomatische, Salon- und Gelehrtensprache verloren habe, und daß es für den Unterricht und die Lectüre eine Fessel sei, welche den Fortschritt und die Wirkung derselben aufhalte. Jeder Unbefangene wird Hrn. Köchly zugestehen, daß die Zeit und Anstrengung, welche in den Gymnasien auf das Lateinischsprechen und Schreiben verwendet wird, in gar keinem Verhältniß weder zu den Leistungen an sich, noch zu dem wirklichen Werth derselben stehen. Hieraus folgt indessen vorläufig weiter nichts, als daß die Frage zunächst eine methodische werden muß, da die gänzliche Verdrängung der alten Sprachen aus den Gymnasien noch gar nicht in ernstliche Anregung gekommen ist, so lange aber als sie ein wesentliches Lehrobject bleiben, wenigstens das Schreiben derselben eine Nothwendigkeit ist, um die Schüler sich wirklich in sie hineindenken und fühlen zu lassen. Hr. Köchly

Digitized by Google

hatte daher unrecht, ſich von den Exercitien und Extemporalien, deren Nothwendigkeit er ohne weiteres zugeſtand, ſich ſogleich auf die freien Arbeiten zurückdrängen zu laſſen und deren Wegfall zu verlangen. Mit den freien Arbeiten wird im Ganzen weniger Mißbrauch getrieben, als mit den Exercitien, die beſonders in den höhern Klaſſen eine unverhältnißmäßige Zeit und eine Anſtrengung, die den Schülern durchſchnittlich im höchſten Grade läſtig iſt, in Anſpruch nehmen. Außerdem dienen freie Arbeiten dem Zweck des Lateiniſchſchreibens, die Schüler in den Geiſt der Sprache einzuführen, gewiß viel mehr, als die mühſam zuſammengeflickten Exercitien, bei denen der Schüler durch fortlaufende halbe Andeutungen zu einem beſtändigen Nachſchlagen in verſchiedenen Büchern gezwungen wird und bei dieſer ermüdenden Moſaikarbeit zu einem freien Sprachgefühl nicht gelangt. Sobald Herr Köchly die Nothwendigkeit der Exercitien ohne methodiſche Bedingungen zugegeben, die freien Arbeiten als ſolche ausgeſchloſſen hatte, bot er verſchiedene Angriffspunkte dar. Es wurde geltend gemacht, daß die freien Arbeiten für den Schüler der höhern Klaſſen leichter und angenehmer ſeien, als die Exercitien, und daß das Lateiniſchſchreiben, auf die letztern beſchränkt, ſeine bildende Wirkung zum großen Theil einbüße. Die freien Arbeiten nähmen das Selbſtdenken des Schülers in Anſpruch und nöthigten ihn, den Gedanken, für den ſich die Form nicht unmittelbar, wie in der Mutterſprache, darbiete, zur größten Klarheit und Beſtimmtheit durchzuarbeiten. Hiergegen bemerkte Hr. Köchly mit Recht, daß der Schüler ſich durch das Lateiniſchſchreiben gewöhne, den Gedanken, den er in ſeiner tiefern Faſſung auszudrücken verzweifle, zu umgehen, daß alſo die lateiniſchen Arbeiten, wie er weiter ſchloß, ſtatt die Beſtimmtheit des Denkens, vielmehr die Oberflächlichkeit und Reſignation deſſelben beförderten. Dieſer Grund gegen das Lateiniſchſchreiben als Geiſtesgymnaſtik erſchien beſonders vielen jüngern Theilnehmern an der Verſammlung, denen Erfahrungen in dieſer Beziehung noch nahe liegen, als ſchlagend. Durch den Geheimerath Brüggemann aus Berlin wurde die Frage zuerſt und entſchieden unter den methodiſchen Geſichtspunkt geſtellt, indem er die Bedeutung und Berechtigung der lateiniſchen Arbeiten in der freien Reproduction antiker Anſchauungen, wodurch das Verſtändniß des antiken Lebens erſt ein inniges, ſelbſtändiges und wahrhaftes werde, erblickte, und während er hiermit den abſoluten Grund für das freie Lateiniſchſchreiben traf, zugleich die Grenze angab, innerhalb welcher ſich dieſes zu bewegen habe.

Digitized by Google

Leider brachen die Verhandlungen hier, wo sie erst fruchtbar zu werden begannen, ab, doch erhielt, auch ohne Discussion, die von Hrn. Brüggemann vorgeschlagene Erklärung: daß man die lateinischen freien Arbeiten, insofern sie von einer zweckmäßigen, durch die Reproduction bestimmten Methode beherrscht werden, für ein nothwendiges Bildungsmittel der Gymnasien halte, die meisten Stimmen. Hr. Schulrath Rost, der den Verhandlungen nicht bis zu Ende beiwohnen konnte, bat die Versammlung, sich doch so ausdrücklich als möglich für das Lateinischschreiben auszusprechen, damit das Publicum nicht glaube, unter den philologischen Pädagogen selbst bestehe in dieser Frage irgend ein Zwiespalt. Das heißt mit andern Worten: weil die öffentliche Meinung gegen das Lateinischschreiben ist, so wollen wir uns grade unbedingt dafür erklären und ihr dadurch imponiren, statt sie dadurch zu versöhnen und zu belehren, daß wir uns zu einer Reform dieses Unterrichtszweiges bereit zeigen. Aber die öffentliche Meinung läßt sich sehr wenig durch kategorische Erklärungen imponiren.

Von den Vorträgen der eigentlichen Philologenversammlung gingen einige ganz oder beinahe ohne Discussion vorüber, so der des Hrn. Köchly über die Hekuba, der wenig mehr als eine Exposition des Stückes war und am Schluß die Idee desselben sehr vag und kernlos aussprach, der des Hrn. Fortlage über die Musik der Alten, der trotz der Geduld und Stille, mit der er angehört wurde, gewiß nur ein sehr kleines Publicum hatte, die philologische Humoreske des Hrn. Professor Döderlein über Thersites, die den Realschulmännern beweisen konnte, daß die trockne Philologie ihrer zur Auffrischung nicht bedürfe, und vielleicht aus Mangel an Zeit die Auseinandersetzung der Dante'schen Theologie von Piper. Eine längere Discussion, die immer die Hauptsache bleibt, riefen der Vortrag des Hrn. Prof. Bergk aus Marburg über die Dikasterien der Athener und des Hrn. Privatdocent Preller aus Jena über die Zwölfgöttergruppe hervor. Der erste Vortrag bot einen interessanten historischen, der zweite einen mythologisch-historischen Hintergrund, in den sich jedoch der Redner selbst zu vertiefen scheute. Hr. Professor Lindner aus Leipzig hielt einen Vortrag über die Methode des Sprachunterrichts oder beabsichtigte es vielmehr, ohne recht zum Ziel kommen zu können, weil er durch die Ungeduld der Herren Philologen und die nicht eben rücksichtsvolle Aufforderung des Vicepräsidenten Göttling, sich kurz zu fassen, mehrmals unterbrochen und zuletzt gewissermaßen vom Katheder entfernt wurde.

Digitized by Google

Allerdings war er in der Auseinanderſetzung ſeiner perſönlichen Erfahrungen etwas zu mittheilſam, aber der Grundgedanke ſeines Vortrags, daß man mit dem Unterricht in fremden Sprachen nie vor dem dreizehnten Jahre beginnen und dieſe fremden Sprachen nicht neben, ſondern nacheinander eintreten laſſen müſſe, beherzigenswerth, und an der Ungeduld und unhöflichen Unruhe, mit der man ſeinen Vortrag begleitete, ſchien die philologiſche Beſchränktheit und Eitelkeit, der es unbehaglich iſt, von Jemand, den ſie nicht als Fachmann anerkennt, Belehrungen zu erhalten, und die von einer Zeitbeſchränkung des fremdſprachlichen Unterrichts, den ſie am liebſten mit der Muttermilch begönne, nichts wiſſen will, keinen geringen Antheil zu haben. Der folgende Vortrag des Hrn. Fortlage, der ſehr lang ausgeſponnen im Grunde nur auf das nächſtens erſcheinende Buch des Redners über denſelben Gegenſtand — die Muſik der Alten — aufmerkſam machen ſollte, wurde mit demüthiger Ergebung angehört, obgleich, wie wir feſt überzeugt ſind, ein ſehr großer Theil der Zuhörer ihm nicht folgen konnte und mochte. Der Inhalt der nicht kurzen Abſchiedsrede des Vicepräſidenten war: Ein Philolog darf nicht ſentimental ſein, aber wenn ich bedenke, daß die Philologenverſammlung zu Ende iſt, ſo beſchleicht mich eine gewiſſe Wehmuth. Alte Bekannte und Freunde müſſen ſcheiden, das Band neuer Freundſchaften, das ſich hier zu knüpfen begann, wird wieder gelöſt — nein! es wird nicht gelöſt, in Baſel kommen wir wieder zuſammen.

Warum grade Baſel mit dieſer Ausſicht beglückt worden iſt, trat aus dem Commiſſionsberichte des Hrn. Schulrath Roſt durchaus nicht hervor. Die vorgeſchlagenen Städte, zu denen Baſel nicht gehört, wurden durchgegangen und angedeutet, was man zu ihren Gunſten angeführt habe, ſo für Braunſchweig die Nähe der Germaniſtenverſammlung, die künftiges Jahr in Lübeck ſtattfinden wird. Ohne weitere Würdigung dieſer Vorſchläge fuhr dann der Hr. Schulrath plötzlich fort: Uns ſchien Baſel der Ort zu ſein, der gewählt werden müſſe. Da eine förmliche Einladung von Baſel uns nicht vorlag, gegen die Vorausſetzung einer ſolchen ſogar proteſtirt wurde, und die Lage im Südweſtende Deutſchlands eben keine günſtige iſt, ſo fragt es ſich, wie ſich das Comitée ohne Beachtung der gemachten Vorſchläge ſo entſchieden für die ſchweizeriſche Stadt beſtimmen konnte. Von Lübeck, das die Germaniſten aufnehmen wird, hätten ſich die Philologen kaum weiter entfernen können. — Eine Bemerkung des Herrn Schulrath,

Digitized by Google

die vielen Beifall fand, wollen wir noch beifügen: Berlin, ſagte er, iſt zu groß, um uns zu empfangen. Das iſt wohl ganz richtig, aber iſt es denn den Philologen grade ſo ſehr um den Empfang zu thun, und fürchten ſie ſich, da, wo ſie nicht für die Tage der Verſammlung den Mittelpunkt des ganzen Lebens und Treibens der von ihnen beehrten Stadt bilden können, für die öffentliche Aufmerkſamkeit zu verſchwinden?

Digitized by Google

Aus den Tagebüchern von Gentz.

Zur Einleitung.

Der merkwürdige Mann, deſſen in Deutſchland ſeltne Begabung und ſeltnes Geſchick ihn auf einen Standpunkt geführt, der in Deutſchland ein einziger heißen muß; dieſer Schriftſteller-Staatsmann, welcher in beiden Eigenſchaften zweiſchneidig auf die Welt wirkte, der bürgerliche Pair der Vornehmen, mit ihnen Genuß und Anſehn theilend, mit einem Worte, Friedrich Gentz, über deſſen Werth und Bedeutung bei uns lange Zeit ſo vielfach geſtritten worden, wird gleichwohl noch lange nicht nach Gebühr erkannt. Noch fehlt ein großer, vielleicht der größte Theil der Belege, aus denen der Umfang ſeines Talents und ſeiner Thätigkeit, ſowie die Eigenart ſeines innern Weſens gehörig zu ermeſſen wäre. Welch neues Licht für die Würdigung ſeiner gäben die zehn oder zwölf Bände, zu denen eine Auswahl ſeiner Staatsſchriften — der Behandlung und dem Ausdruck nach lauter Meiſterſtücke — ſich aufgehäuft hat, wenn die Zeit ihrer Veröffentlichung nicht als noch zu früh erachtet würde! Aber auch von der menſchlichen Seite her wäre noch mancher neue Einblick zu gewinnen, ließe noch manche Liebenswürdigkeit ſich darlegen, mancher bedeutſame Zug der Leidenſchaft und der Stärke wie der Schwäche des Gemüthes ſich verfolgen, wenn aus der unermeßlichen Anzahl ſeiner Briefe grade die vertraulichen zahlreicher vorlägen!

Einen erheblichen Beitrag zur richtigen Erkenntniß des Menſchlichen in Gentz könnten auch ſeine Tagebücher liefern, wären ſie noch vollſtändig aufzufinden oder zu den noch vorhandenen der Zugang offen. Denn es gehört zu den Eigenheiten und Widerſprüchen, die ſich in Gentz vereinigen, daß dieſer im Schachte der Staatsarbeiten ermüdet arbeitſame und zugleich in den Genüſſen der Welt ſchwelgeriſche Mann, der ſtets nur in der Gegenwart leben und die Vergan-

Digitized by Google

genheit wie die Zukunft vergessen, der insbesondere an sein eignes früheres Leben nicht erinnert sein wollte, — daß dieser selbe Mann von früherer Zeit im Stillen die Gewohnheit hatte und bis in sein Alter fortübte, von Tag zu Tag aufzuschreiben, was er gethan hatte, und was ihm begegnet war! Dergleichen Aufzeichnungen haben viele bedeutende Männer, einige in der Jugend, andre im Alter angefangen, manche durch ihr ganzes Leben durchgeführt; von Bonaparte kennen wir solche Bemühungen, von Lessing und Schleiermacher, von Goethe und Byron, — doch allen diesen stand die Sache natürlich an, hatte genügenden Grund in ihrer Lebensenergie, die keinen Theil ihres Bewußtseins aufgab, sondern mit dessen Gesammtheit wirkte, — bei Gentz hingegen erscheint das Führen persönlicher Tagebücher als etwas Seltsames und Außerordentliches, das sich kaum erklären läßt, wenn man darin nicht einen neuen Gesichtspunkt für die Bestimmung seines Charakters gelten läßt. Denn es steht fest, daß ihm der Blick in die Vergangenheit zuwider war, daß sie ihn ängstigte und verwirrte, und wenn er sie dennoch mit getreuen Zügen beharrlich festhielt, so ist das ein Zeichen, daß er neben jener Schwäche zugleich den entschlossenen und anhaltsamen Muth in sich trug, sie zu überwinden; seine Tagebücher sind gleichsam das Recht, das er seinem Gewissen zugesteht, eine Selbsthingabe zu Schuld oder Rechtfertigung, je nachdem das Urtheil sich wenden möge. Demnach schrieb er, hauptsächlich vom Jahre 1800 an, jeden Tag in kurzen Worten dessen Begegnisse auf, und fügte wohl auch den Ausdruck seiner Empfindungen oder seiner betrachtenden Gedanken hinzu, wie grade der Augenblick sie lieferte. Er schrieb mit rückhaltloser Aufrichtigkeit, und merkte auch solche Dinge an, die man sonst ungern dem Papier vertraut, deren Festhalten oft unnöthig scheint, und die von fremden Augen gelesen nothwendig den Schreibenden in ein nachtheiliges Licht stellen.

Wir lassen die psychologische Aufgabe, den Zusammenhang zwischen jener Abwendung von der Vergangenheit und diesem beherzten Aufschreibetrieb erklärend nachzuweisen, hier auf sich beruhen, sowie die Untersuchung, welchen näheren Zweck Gentz mit seinen Aufzeichnungen beabsichtigt, und welchen weiteren Gebrauch er davon sich gedacht haben möge. Genug, er führte persönliche Tagebücher, und setzte sie über ein Vierteljahrhundert hinaus beharrlich fort, theils in französischer, theils in deutscher Sprache, in klarer freier Schrift, ohne Hehl oder Verschleierung. Nicht so beharrlich, sondern nur zeitweise, jedoch gar nicht selten, hielt er neben diesen persönlichen Tagebüchern auch

Digitized by Google

noch literariſche, in welche er die Gegenſtände und den Ertrag ſeines Leſens einſchrieb, ferner ſolche, die er politiſche nannte, in welchen er beſtimmte Staatshandlungen in ihrer Abwicklung verfolgte, und von denen die bekannte Denkſchrift über die Octobertage 1806 ein glanzvolles Beiſpiel iſt.

Gentz bewahrte ſeine Anmerkungen ſorgſam und legte von jedem Jahre ein abgeſchloſſenes Heft zu dem wachſenden Vorrathe. Jedoch ſcheint er geraume Zeit ſie nicht wieder durchgeſehen zu haben; denn als er dies in ſpätern Jahren einmal that, waren ihm viele der dort erwähnten Vorgänge gar nicht mehr erinnerlich, oder doch die nähern Beziehungen entſchwunden. Die Aufzeichnung ſo vieler Einzelheiten, welche ohne ihren eigentlichen Zuſammenhang mit dem übrigen Leben allerdings nur wenig beſagen konnten, zuweilen auch wohl einen falſchen Schein, einen gar nicht gemeinten Sinn durch die Abſonderung empfingen, wurde ihm beim Wiederleſen mißfällig und in vielem Betracht ſogar bedenklich, er beſchloß, dieſe ganze Maſſe von Heften zu vernichten, jedoch vorher das ihm damals noch perſönlich Wichtige oder ſonſt Bemerkenswerthe daraus in gedrängter Kürze auszuziehen und zu bewahren. Hierbei leitete ihn hauptſächlich der Zweck, die Maſſe des jetzt Nutzloſen und Ueberflüſſigen wegzuſchaffen, auch manche Verhältniſſe und Menſchen zu ſchonen, nicht im Geringſten aber die Abſicht, ſeine eignen Fehler und Verirrungen zu verdecken, und ſeine Vergangenheit in's Schöne zu malen; die rückhaltloſe Aufrichtigkeit in Betreff ſeiner ſelbſt verläugnete er auch in der neuen Abfaſſung nicht. Das große Unternehmen, dieſe Auszüge zu machen, ſcheint Gentz um das Jahr 1829 begonnen, und in kurzer Zeit, unter allen Geſchäftsarbeiten und Zerſtreuungen, in denen er ſtets befangen war, führte er daſſelbe ſo weit, daß er die ſolchergeſtalt ausgebeuteten, bis zum Schluſſe des Jahres 1814 führenden urſprünglichen Tagebücher den Flammen übergeben konnte. Bis zu dem genannten Zeitpunkt iſt daher nur der Auszug als vorhanden anzunehmen, aus den folgenden Jahren jedoch ſollen, wie verſichert wird, noch eine ziemliche Anzahl der urſprünglichen Notate übrig ſein, weil die ausziehende und dann zerſtörende Hand an ſie erſt kommen ſollte. Herzensbeſchäftigung, mit welcher Gentz unerwartet in den letzten Lebensjahren auf's Neue ſich erfüllt ſah, und gleich darauf die neuen Erſchütterungen der politiſchen Welt durch die Julirevolution, haben ihm, wie es ſcheint, jene Arbeit aus dem Sinn gerückt, und der Tod ließ ihm keine Zeit, ſie wieder aufzunehmen.

Digitized by Google

Den Auszug schrieb er offenbar in der Absicht, daß derselbe bewahrt und einstiger Mittheilung zugewiesen würde. Er schrieb ihn am Abende seines Lebens, mit Wahl und Aussonderung, mit reifem Urtheil und geübtem Takte, mit der schonlosen Keckheit, die er bei gewissen Umständen, ungeachtet sonstiger Zagheit, auch im wirklichen Leben darzuthun pflegte. Wir erachten es daher ganz im Sinne des nun schon seit vierzehn Jahren im Grabe Ruhenden, wenn wir die paar Bruchstücke jenes Auszugs, die ein glückliches Ungefähr uns zugeführt, einem größern Kreise von Lesern mittheilen, der dieselben nur als ein angenehmes und werthes Geschenk empfangen wird. Die Einsicht in den Menschen Gentz, in das Werden und Treiben einer solchen Persönlichkeit, wird in jedem Fall dadurch gewinnen, durch die Einsicht aber auch die Billigkeit des Urtheils. Der Einsender.

. . . . . .

Erstes Bruchstück.

1800 (Berlin).

Am 14. April wird „eine angenehme Ueberraschung" genannt, daß mir der Judenälteste Hirsch für Verfertigung ich weiß nicht welcher Vorstellung — 50 Thaler brachte.

In den letzten Tagen des April. Reise zur Gräfin Dönhoff in Angermünde.

Am 28. Mai. Durch Baron Krüdener eine mit (kleinen) Brillanten besetzte Uhr vom Kaiser von Rußland zum Geschenk erhalten.

1. Juni. Durch Garlicke ein Schreiben von Lord Grenville, nebst einem Geschenk von 500 Pf. Sterling — das erste dieser Art! — erhalten.

7. Juni. „Den angenehmen Besuch eines meiner liebsten Freunde, des jungen (Adam) Müller aus Göttingen gehabt."

6. Juli. Reise zum Marquis Lucchesini nach Meseritz. Aufenthalt dort bis zum 19.

25. Juli. Erste sehr nahe Idee einer Reise nach Wien mit Professor Hirt!

29. Juli. Die Bekanntschaft mit Madame d'Escars rechnete ich damals „unter die schönsten Begebenheiten dieses Jahres!"

Am Ende des Jahres große Geldverlegenheit. Von Garlicke 100 Pf. Sterling erhalten, und mit Lord Carysfort unterhandelt.

Digitized by Google

Uebrigens zwischen Arbeiten, der diplomatischen Gesellschaft, und dem bürgerlichen Leben meiner Eltern und Schwiegereltern die Zeit getheilt.

1801.

Februar. Sehr merkwürdig, daß mir Lord Carysfort von einer Seite die Ueberſetzung in's Franzöſiſche der Publication der engliſchen Noten gegen Preußen, und kurz nachher Graf Haugwitz die der preußiſchen Noten gegen England in's Deutſche auftrug!

März. Bekanntſchaft mit der Prinzeſſin Louiſe und Einladung zu ihr.

Zu Ende März das Buch über den Urſprung des Revolutionskrieges geendigt, und den Entſchluß gefaßt, das von Hauterive zu widerlegen. Dieſe Arbeit wurde in Schöneberg unternommen. Adam Müller war damals von Göttingen zurück, und ich ſah ihn ſehr oft.

April. Tiefe Rührung über den Tod eines Hundes. Beweis, wie ſehr alles, was zu den häuslichen Verhältniſſen gehört, bei aller Diſſipation auf mich wirkte.

Nachricht von dem Tode des Kaiſers Paul. Eindruck, den erſt — die allgemeine Freude, und ſpäter die fürchterliche Publicität dieſer Nachricht auf mich machte.

Juni. Beim Prinzen Ferdinand zum Eſſen eingeladen.

Fürſt Karl Schwarzenberg bei ſeiner Durchreiſe nach Petersburg kennen gelernt.

11. Juni. Dreitägiger Aufenthalt bei der Familie Fink in Madlitz. — Merkwürdige Reflexionen darüber.

Um dieſe Zeit fangen auch meine nähern Verbindungen mit Stadion an.

Bekanntſchaft mit dem Herzog Friedrich von Braunſchweig-Oels. Bei ihm gegeſſen.

Auguſt. Eine unbegreifliche Reiſe nach Freienwalde — mit Müller! den ich aber dort in fünf, ſechs Tagen gar nicht ſah, während daß ich mich in der ſogenannten guten Geſellſchaft vom Morgen bis in die Nacht in unerhörten Diſſipationen, zweimal bei Wolff's, in raſenden Spielparthien ꝛc. herumtrieb! Es war ſo arg, daß ich bei meiner Zurückkunft nach Berlin bedenkliche Gerüchte über mich (worin ſie eigentlich beſtanden, iſt nicht geſagt) vernahm, in meiner Familie ſehr kalt aufgenommen wurde, und ſelbſt in's Tagebuch — obwohl mit der gewöhnlichen Reſerve — ſchrieb: que cette course semblait m'avoir fait plus de mal que de bien!!

Digitized by Google

Und das alles mitten im äußersten Geld-Derangement. Wo kamen die Mittel zu allen den hohen Parthien her? Ich weiß es durchaus nicht mehr zu erklären.

August, September. Verdrießlichkeiten mit der Censur, die mich nöthigt, viele Stellen in meiner Schrift gegen Hauterive zu streichen oder abzuändern. Zugleich (soviel sich aus der trockenen und bontonnirten Erzählung ersehen läßt) täglich die fatalsten Geldgeschäfte! Ein halbes, zwar artiges, doch ernstes Leben mit der Frau! — Und dabei jeden Abend in Spielparthien, bald in den diplomatischen Häusern, bald gar auf dem Casino versenkt!

Humboldt kommt um diese Zeit von seiner großen Reise nach Paris, Spanien ꝛc. zurück. Am 13. September habe ich mit ihm zwischen Mitternacht und drei Uhr ein großes Gespräch „touchant de très-près les plus grandes affaires et les relations les plus intimes de ma vie," — (Aber worin es eigentlich bestand, wird nicht gesagt).

Brinckmann war damals auch in Berlin.

24. October. Abreise Lord Carysfort's von Berlin. Geständniß, daß ich selbst diese Personen, über den unendlichen Dissipationen der letztern Zeit, ziemlich vernachlässigt hatte.

Denselben Abend verlor ich bei O'Faril in der Macédoine — 74 Louisd'or!

Den 23. November. Des Morgens mache ich bei einem Advokaten ein Arrangement, wobei ich 70 Louisd'or erhalte. — (Versetzte ein Manuscript, welches ich erst zwanzig Jahre nachher wieder einlöste.) — Abends werden diese 70 Louisd'or bei O'Faril verspielt.

Anfang des Umganges mit der Levin (Varnhagen).

14. November. Mitten unter allen diesen Raserein entschließe ich mich, mit meinem Bruder Heinrich nach Weimar zu reisen, und bleibe dort 14 Tage. Eine Total-Revolution (so wähnte ich!) trug sich in meinem Innern zu. Aber meine Liebschaft für Fräulein Imhoff — wozu konnte, wozu sollte sie führen?

1802.

Effect der Vorsätze von Weimar. — Am 23. December verlor ich alles, was ich hatte, im Hasardspiel, so daß ich den ganzen folgenden Tag herumlaufen mußte, nur einige Thaler zu Weihnachtsgeschenken aufzutreiben.

Am 1. Januar soupire und spiele ich bei einem gewissen (Geheimen Rath) Buisson, gehe um 1 Uhr nach Hause, vergesse aber den

Digitized by Google

Hausschlüssel, und muß die Nacht anderwärts zubringen; hier konnte ich doch nicht umhin zu notiren, „qu' après la révolution de novembre c'était une assez singulière manière de commencer la nouvelle année."

Doch wurden fortwährend Briefe von 6 bis 8 Bogen an Amalie Imhoff geschrieben.

Den 26. Januar finde ich in einer Gesellschaft die Eigensatz, und sie gefällt mir.

Umgang mit den Prinzen Louis, August und vielen Offizieren.

Im Februar scheint eine ziemlich starke Promesse durch Lord Carysfort's Verwendung eingegangen zu sein.

Den 21. Februar, als ich um 2 Uhr Morgens nach Hause komme, finde ich einen Brief von meiner Frau, „qui a décidé du sort de ma vie" — „et le lendemain notre résolution a été prise," — vermuthlich die, uns scheiden zu lassen. — Das hindert mich jedoch nicht, des Abends auf einen Ball zu Pourtalès zu gehen, trente et quarante zu spielen ꝛc.

März. Obgleich ich äußerlich mit meiner Frau gut blieb, mit ihr aß, in's Theater ging ꝛc., so hebt doch jetzt die Liaison mit Christel (Eigensatz) recht ordentlich an; zwischen dem Prinz Louis, Rahel und Andern.

13. März. Die Passion für Christel wird förmlich declarirt, und am folgenden Tage — erlaubt sie mir, sie vertraulich zu besuchen. Aber gleich darauf (theils durch mein schlechtes Benehmen, theils durch die Ankunft ihres wahren Liebhabers Zinnow) bricht der Teufel los.

Am 21. begegnet mir Scholtz auf einem einsamen Spaziergange mit Christel, und erzählt es meiner Frau!

Die große Gesellschaft wird von nun an etwas weniger besucht. Der Prinz Louis, Kurnatowski, die Familie Cesar, Pauline ꝛc. die Levin, werden die Hauptfiguren. Alles bezieht sich auf Christel.

Aufenthalt von 3 oder 4 Tagen zu Tegel bei Humboldt's. Bei meiner Rückkehr nach Berlin am 3. April steht es äußerst schlecht mit mir. En rentrant chez moi, la solitude que je trouvais dans la maison, tout ce que je savais, tout ce que je sentais, m'a jetté dans des transes de désespoir."

5. April. Sollte man es glauben —? „Le plus pressant, le plus sensible de mes malheurs était l'impossibilité de faire un cadeau à Christel, qui avait aujourd' hui son bénéfice." — Und an

Digitized by Google

demſelben Tage führt dem Unwürdigen, der das ſchreiben konnte, das Schickſal eine Rimeſſe von 1000 Pf. Sterling aus England zu!!

Zwiſchen den Gaſthöfen — Stadt Paris, Tarone, Courtois ꝛc. — Rahel, Kurnatowski — und pro forma einige Soireen bei Stadion und O'Faril, — geht nun die tolle Paſſion für Chriſtel ihren Gang. Mit Zinnow hatte ich Freundſchaft geſchloſſen. —

Bei Chriſtel's Mutter in Treptow werden tagelange Rendezvous gehalten.

Zinnow verliebt ſich in Pauline. Nun bin ich obendrauf bei Chriſtel. — „Maintenant c'est le délire complet!“ — Dabei die größte Intimität mit Zinnow. Wir freſſen und ſaufen in der Stadt Paris, fahren wie toll im Whisky auf der Promenade, ſpielen Tarok ꝛc.

Am 4. Mai ſchlägt mir (Miniſter) Voß die Erlaubniß zu einer Reiſe nach Teplitz ab. — Am folgenden Tage, nach einer Unterredung mit Grattenauer über meine häuslichen und Geldverhältniſſe, ſetzt der Gedanke, Berlin zu verlaſſen und meine Ehe zu trennen, ſich in mir feſt.

Am 13. ſagte ich meinem Schwiegervater, da er eine große Amtsreiſe antrat, nach einer ziemlich milden Unterredung — „un adieu éternel“ — ſo heißt es im Tagebuch. Mithin muß ich damals meine Trennung von Berlin ſchon für gewiß, und für ewig gehalten haben. — Ebenſo ſcheint am 18. Mai eine Haupterplication mit meinem Vater ſtattgefunden zu haben.

Am 21. kommt Lombard zu mir, und ſagt mir, der König werde die Erlaubniß zu meiner Reiſe ertheilen.

Am 24. zieht meine Frau und Schwiegermutter ohne mich nach Schöneberg. Der Abſchied muß traurig geweſen ſein. — Wiederum höchſt fatale Erklärung mit dem Miniſter Voß über meine bevorſtehende Reiſe. — Endlich Abends ein herzzerreißendes Geſpräch mit meinem Vater, welches damit ſchließt, daß er, als wir uns verlaſſen, einen Anfall von Schwindel bekommt, fällt (ich mit ihm) und ſich am Kopf verwundet. — Und nach ſolchen Scenen konnte ich von Gott Verlaßner den Abend noch mit Chriſtel, Zinnow und Bohlen zubringen!

Indeſſen ſöhne ich mich am folgenden Tage mit meinem Vater, der ſich beſſer befindet, Mutter und Schweſtern aus. Und der redliche alte Mann gibt mir noch Geld zur Reiſe!

Unterdeſſen geht die Geſchichte mit Chriſtel ihren Gang; bald im Frieden, bald im Krieg, aber immer Chriſtel und Chriſtel! — Zu-

Digitized by Google

letzt am 18. Juni bei ihr, — „il ne me restait qu' à me jetter entièrement dans les préparatifs du voyage!“ — Und doch ſpiele ich an dem nämlichen Abend auf dem Caſino Haſardſpiele, und verliere eine große Summe. An eben demſelben Tage hatte ich von meinen Eltern und Schweſtern Abſchied genommen!

Am 19. nehme ich von meiner Frau Abſchied — und am 20. früh um 3 Uhr fahr' ich mit Adam Müller von Berlin, um es nie wiederzuſehen.

Am 20. Juni mit Müller von Berlin abgereiſet, bin ich am 23. über Torgau und Meißen in Dresden angekommen, und hier bis zum 15. Juli geblieben. Dann mit Graf Frohberg, den ich zufällig bei Lerchenfeld's kennen gelernt, nach Teplitz. Sowohl in Dresden als Teplitz nichts als vornehme Bekanntſchaften gemacht, Diners Soupers, Landparthien, Spiel. — Endlich am 27. Juli, nachdem ich von Iglau bis Wien mit Frohberg ohne Unterlaß Piket geſpielt hatte, in Wien angekommen, und die Stadt greulich gefunden. Wie und wodurch eigentlich der Entſchluß nach Wien zu gehen definitiv beſtimmt wurde, davon ſagt das elende frivole Journal kein Wort.

Die eigentliche Geſchichte meiner Anſtellung in Wien — kenne ich ſelbſt nicht. Meine damals äußerſt geringe Terrainkenntniß und die unbegreifliche Magerkeit des Journals läßt mich im Dunkel. Es ſcheint, daß von einer Seite Landriani (durch Colloredo und Cobenzl), von der andern Fasbender daran gearbeitet. Letzterer bewog mich, an eben dem Tage, wo er mich dem Erzherzog Karl präſentirt hatte, eine Art von Memoire zu ſchreiben, wodurch ich meine Dienſte anbot, der einzige poſitive Schritt, den ich je gethan. Das Schickſal dieſes Memoire's iſt mir unbekannt. Nach 10 oder 12 Tagen werde ich durch Colloredo zur Audienz des Kaiſers geſchickt, der, wie ich mich deutlich erinnere, keine Luſt bezeigte, mich in ſeine Dienſte zu nehmen. Nichtsdeſtoweniger ließ mich Cobenzl 5 Tage nachher (am 6. September) zu ſich kommen, und meldete mir, daß der Kaiſer mich mit 4000 Gulden als Rath in ſeine Dienſte nähme. Ich bat um Erlaubniß, noch einmal nach Berlin zurückzukehren, die mir auch gern gewährt wurde.

Hierauf verließ ich Wien in der Mitte Septembers, und reiſete in zwei Tagen nach Prag, hielt mich hier aber vier Tage und dann noch zwei in Teplitz auf, blos um mit Chotek's und Clary's und Rottenhan's und andern vornehmen Leuten Schnickſchnack zu treiben; endlich kam ich am 22. in Dresden an. Hier faßte ich den Entſchluß,

Digitized by Google

nicht wieder nach Berlin zu gehen, ſondern bat ſchriftlich um meinen Abſchied, durch einen Brief an den König. Was ich nun weiter thun, wovon ich leben wollte, (wovon ich bis dahin gelebt habe,) das alles iſt mir jetzt ein Räthſel. In Dresden trieb ich mich, wie gewöhnlich, mit der eleganten Welt, mit Metternich, Elliot und andern vornehmen Leuten herum; und ganz zufällig machte mir Elliot am 26. den Vorſchlag, mit ihm nach England zu reiſen.

Soviel ich mich erinnere, gab mir Metternich einen Wechſel auf 100 Pf. Strl. und Armfeldt, dem ich noch den letzten Abend 200 Thaler abgewann, einen ähnlichen auf London mit. Und am 1. Octbr. reiſete ich allein von Dresden nach Weimar ab. Dort laſſe ich mir vom Herzog 40 Louisd'or vorſchießen, ſchicke meinen Bedienten mit einer Unzahl von Briefen nach Berlin, und erwarte nun Elliot, der auch glücklich am 6. ankommt. Mit ihm reiſe ich nun nach Frankfurt, von da zu Waſſer nach Coblenz, nachdem ich in Frankfurt meinen Wagen verkauft hatte; dann über Brüſſel, von Elliot auf's äußerſte tyranniſirt, nach Calais.

Zweites Bruchſtück.

1814 (Wien).

Von den öffentlichen Begebenheiten dieſes merkwürdigen Zeitraums habe ich in meinen Tagebüchern wenig aufgezeichnet, ob ich gleich darin lebte und webte, und ſie ſtets früher als das Publicum erfuhr. Dies Stillſchweigen hatte wohl hauptſächlich darin ſeinen Grund, daß ich faſt immer abgeſonderte politiſche Journale führte, die ich ſpäter zu vernichten für gut hielt.

Sonderbarer iſt, daß ich ſelbſt über meinen Geſundheitszuſtand in jenen Tagebüchern ſehr ſparſame und unvollkommene Notizen finde. Daß ich ſeit dem Februar zuweilen unpäßlich und leidend war, iſt gewiß; auch, daß ich einigemale den alten Frank conſultirte. Indeſſen ſcheinen dieſe vorübergehenden Uebel weder auf meine Geſchäfte, noch auf meine geſellſchaftlichen Verbindungen Einfluß gehabt zu haben; und am 2. Mai (meinem Geburtstage) ſchrieb ich: „Ma santé s'est extrêmement retablie depuis quelques semaines; je me sens presqu' aussi bien que dans les bons temps à Prague.“ In eben dieſem Artikel war ich thöricht genug zu glauben, „que ma carrière politique

Digitized by Google

avait l'air d'être finie avec les événements;" — eine denkwürdige Probe der Stockblindheit, in welcher verständige Menschen zuweilen über ihre nächsten Schicksale schweben! —

Am 8. Mai reisete die Herzogin von Sagan nach Paris, nachdem sie mich in der letzten Zeit, durch gewisse neu angesponnene Verhältnisse, die mit denen, wovon ich der Vertraute war, nicht gut stimmten, in mancherlei Verlegenheiten verwickelt hatte. Beinahe hätte ich mich entschlossen, unaufgefordert ebenfalls nach Paris zu reisen; doch gab ich dies unverdaute Project bald wieder auf.

Am 3. Juni ging ich nach Baden, und brachte den ganzen Monat bald dort bald in Wien zu. In Baden gebrauchte ich das Johannisbad, weil ich die stärkern fürchtete. Meine dortigen Gesellschaften waren vorzüglich die der Fürstin Bagrathion, der Gräfin Fuchs; F. Lamb, jetzt englischer Minister, viele Freunde. — In der Stadt gab ich, in meiner kleinen, aber sehr gut eingerichteten Wohnung, häufige und ausgezeichnete Diners. General Langenau, Graf Schulenburg, die Grafen Kolowrat, Vater und Sohn, Fürst Paul Esterhazy und Andere sah ich täglich. Gearbeitet wurde gar nicht viel.

Am 16. hielt der Kaiser seinen Einzug in Wien; und am Abend dieses Tages waren Stadt und Vorstädte auf's prachtvollste erleuchtet. Es war die schönste Illumination, die ich je erlebte.

In den ersten Tagen des Juli kamen Fürst Karl Schwarzenberg, mit dem ich damals viel umging, Graf Stadion, mein getreuer Pilat, und viele Andere aus Frankreich zurück; Graf Clam-Martinitz aus London.

Am 15. fuhr ich dem Fürsten Metternich nach St. Pölten, und von da, nach zweitägigem Harren, am 17. nach Mölk entgegen, wo er zwischen 4 und 5 Uhr Morgens ankam, und von wo ich ihn (am 18.) nach Burkersdorf begleitete.

Am 20. wurde (auf Veranstaltung des Grafen Ferdinand Palffy) dem Fürsten vor der Staatskanzlei eine feierliche Nachtmusik gebracht.

Die Fürstin wohnte mit ihren Kindern in Baden; der Fürst war die meiste Zeit ebendaselbst; und dies war auch mein Fall. — Durch die Ankunft der Herzogin von Sagan wurde dieser Aufenthalt sehr stürmisch, und ich mußte die Ehre, Vertrauter und Vermittler zu sein, oft theuer bezahlen.

Meine Gesundheit war damals so fest, daß ich mehr als einmal mitten in der Nacht von Baden nach Wien, oder von Wien nach Baden fuhr. An letzterem Orte hielt ich mich während des ganzen

Digitized by Google

Monat August auf. Tägliche vertraute Gespräche mit dem Fürsten, bald über die öffentlichen Angelegenheiten, bald über seine eigenen, — der Umgang mit Baron Humboldt, der von Berlin, mit Adam Müller, der auf acht Tage zum Besuch gekommen war, — dann mit Baron Binder, General Steigentesch, Fürst Windischgrätz, Fürst Wenzel Liechtenstein, und vielen andern Personen, — endlich jeden Abend eine l'Hombre-Parthie bei oder mit der alten Gräfin Fekete, — füllten, neben mancherlei Arbeiten, meine Zeit aus. Die Bäder setzte ich ziemlich regelmäßig fort; und meine Gesundheit, schrieb ich, „se raffermit prodigieusement."

Am 15. hatte ich einen schweren Kummer, weil Karl Leiden, den ich mit der ganzen Zärtlichkeit eines Vaters liebte, sich plötzlich, von einer Jugendgrille verleitet, von mir entfernt hatte. Die Sache ging mir so zu Herzen, daß nur die Anwesenheit Adam Müllers und seine geistreichen und erhebenden Gespräche mich aufrichten konnten. Indessen kehrte der Flüchtling bereits am 19. wieder zurück, und alles war vergessen.

In den ersten Tagen des September fiel schlechtes und sehr kaltes Wetter ein, welches den Aufenthalt in Baden unangenehm machte, mir auch einen leichten Fieberanfall zuzog, der mich mehrere Tage im Hause hielt. Doctor Koreff, der damals auch in Baden wohnte, (welches die Fürstin Bagrathion krankheitshalber verlassen hatte) verschrieb mir einige Arzneien; Fürst Metternich, Gräfin Fuchs, Graf Louis Schönfeld, Ferdinand Palffy, Felix Woyna, Fürst Löwenstein, Neumann, besuchten mich häufig. Es wurde mehrmals bei mir die l'Hombre-Parthie gemacht, an der auch Fürst Metternich zuweilen Theil nahm. Am 14. konnte ich wieder in's Bad gehen.

An eben diesem Tage erhielten wir die Nachricht von der Ankunft des Lord Castlereagh, des Fürsten Hardenberg, des Grafen Nesselrode, und anderer Minister in Wien. Der zu Paris beschlossene allgemeine Congreß sollte seinen Anfang nehmen. Da keiner der Herren Lust bezeigte, nach Baden zu kommen, hingegen Lord Castlereagh den Fürsten Metternich in einem sehr ernsten und feierlichen Billet aufforderte, das große Geschäft je eher je lieber zu beginnen, so begab sich dieser am 15. in die Stadt; und als er zurückkam, kündigte er den unmittelbaren Aufbruch von Baden an. Ich nahm am 16. das letzte Bad, und zog am 17. in die Stadt.

Hier that sich eine neue Welt auf. Schon am 18. besuchte ich Nesselrode und seine Gemahlin, mit denen ich von Stunde an in die

Digitized by Google

freundſchaftlichſten Verhältniſſe trat. Zu Mittage ſah ich bei Humboldt den Herzog von Weimar, den Kanzler Hardenberg, Miniſter Stein, General Kruſemark, Graf Solms-Laubach ꝛc. ꝛc. Und Abends machte ich meinen erſten Beſuch bei Lord und Lady Caſtlereagh.

In einer der vorläufigen, ganz vertraulichen Conferenzen, zwiſchen Metternich, Caſtlereagh, Neſſelrode, Hardenberg und Humboldt, war einſtimmig beſchloſſen worden, mir die Führung des Protokolls zu übertragen. Und am 23. machte mir Graf Neſſelrode dieſen Beſchluß, den ſämmtliche Miniſter mit gleichem Empreſſement gefaßt hatten, bekannt.

Ich werde hier zuerſt die Hauptdata meiner Theilnahme an den Verhandlungen des Congreſſes, bis zu Ende dieſes Jahres verzeichnen, und dann nachtragen, was ſich auf das Geſellſchaftliche und Perſönliche bezieht. Ich habe früher manchmal ſehr bedauert, daß mir in einem namenloſen Drange von Geſchäften und Zerſtreuungen nicht die Zeit geblieben war, ein regelmäßiges politiſches Journal über dieſe wichtige Epoche zu führen. Heute bedaure ich es nicht mehr. Daß ich jemals im Stande geweſen wäre, aus dem damals geſammelten Stoff ein zuſammenhängendes Werk zu bearbeiten, iſt wenigſtens ſehr zweifelhaft. Meine Noten aber, ſo wie ſie mir der Augenblick eingab, liegen zu laſſen, und dereinſt, wer weiß welchen Händen zu überliefern, hielt ich nicht allein für unklug und undelicat, ſondern in mehr als einem Betracht für unredlich und gewiſſenlos; denn ich ſtand den Begebenheiten zu nahe, und war zu lebhaft davon betroffen, um bei einer Geſchichtſchreibung ſtehen zu bleiben, und mir nicht in unzähligen Fällen Kritik, zuweilen ſtrenge, auch wohl bittere Kritik zu erlauben. Und da ich mich nie dazu berufen fühlte, gegen große Männer, die ich perſönlich ſchätzte und liebte, und denen ich mannichfaltigen Dank ſchuldig war, das Amt eines Cenſors auszuüben, ſo habe ich der Idee, politiſche Memoiren zu hinterlaſſen, ein- für allemal entſagt, und nach und nach meine ſämmtlichen Notate vernichtet. Die letzten noch übrigen haben mir dazu gedient, folgende einfache, gedrängte, aber durchaus der Wahrheit gemäße Skizze zu entwerfen.

An den erſten vertraulichen Beſprechungen hatten blos die vier Cabinetsminiſter von Oeſterreich, Rußland, England und Preußen Theil. Humboldt wurde hauptſächlich wegen der Hartnäckigkeit des Fürſten Hardenberg zugezogen. Das erſte mir übertragene Geſchäft war die Abfaſſung einer Declaration im Namen dieſer vier Höfe; der Entwurf wurde am 29. September angenommen.

Digitized by Google

Am 30. erſchien Fürſt Talleyrand zum erſten Male in dieſem Kreiſe und führte den ſpaniſchen Geſandten Labrador auf. Beide proteſtirten gewaltig gegen Form und Reſultate der bisherigen Verhandlungen und unter andern fand am 5. October eine ſtürmiſche Sitzung ſtatt, in welcher Talleyrand ſogar von Austritt ſprach. Man vereinigte ſich jedoch endlich dahin, daß außer den Bevollmächtigten der ſechs bisher zur Deliberation gezogenen Mächte, auch noch Portugal und Schweden daran Theil nehmen ſollten; und ſo kam am 8. October das Comité des Huit zu Stande, welches nach einer langen und merkwürdigen Sitzung, ſeine Geſchäftsführung mit einer in dieſe neue Form gegoſſenen Declaration eröffnete.

Die Bevollmächtigten, welche dieſe Plenar-Conferenz, wie man ſie auch nannte, bildeten, waren folgende: Oeſterreich: Fürſt Metternich und Baron Weſſenberg; Preußen: Fürſt Hardenberg und Baron Humboldt; England: Lord Caſtlereagh (ſpäter Wellington), Lord Stewart, Lord Clancarty; Frankreich: Fürſt Talleyrand, Herzog Dalberg, Graf La Tour du Pin, Vicomte Noailles; Spanien: Labrador; Portugal: Graf Palmella, Graf Saldagna, Lobo; Schweden: Graf Löwenhielm; Rußland: Graf Neſſelrode, Graf Raſumoffsky, Graf Stackelberg. Die Verſammlung erkannte mich ohne Weiteres als erſten Secretair an, und Hofrath Wacken wurde vom Fürſten Metternich, dem man das Präſidium übertrug, zu meinem Secundanten ernannt.

Für die deutſchen Angelegenheiten wurde ein abgeſonderter Ausſchuß creirt, der aus den Bevollmächtigten von Oeſterreich, Preußen, Sachſen, Hannover, Baiern, Würtemberg und Baden beſtand. Das Protokoll bei dieſem Ausſchuſſe wurde dem Hofrath Martens übertragen.

Die Bevollmächtigten des Königs der Niederlande, der Könige von Dänemark, Sardinien, Neapel, des Papſtes, der ſämmtlichen italieniſchen und ſämmtlichen deutſchen Fürſten vom zweiten und dritten Range, hatten an keinem dieſer Ausſchüſſe unmittelbar Theil. Ihre Geſchäfte wurden theils in Separat-Conferenzen, theils durch ſchriftliche Verhandlungen geführt.

Der Congreß in ſeiner Geſammtheit iſt eigentlich nie zur Wirklichkeit gekommen. Durch die Declaration vom 12. October wurde er ajournirt. Als aber am 29. October in einer ſehr lebhaften Conferenz (der vier Höfe) auf Lord Caſtlereagh's Antrag in ernſthafte Ueberlegung genommen wurde, wie man, bei der Menge der anweſenden Bevollmächtigten, und der Schwierigkeit, die Grenze der Zulaſſung derſelben zu beſtimmen, und bei der Menge und Ungleichartigkeit der

Digitized by Google

Geschäfte, und unzähligen andern Bedenklichkeiten, eine solche Versammlung organisiren könnte, so fiel endlich nach einer starken Debatte (an welcher ich sehr thätigen Antheil nahm), der Entschluß dahin aus, daß man gänzlich darauf Verzicht thun müsse. Der Congreß, als solcher, ist daher blos durch seine Schlußacte in's Leben getreten.

Die große Conferenz des Comité der Acht ward überhaupt, besonders aber in den ersten Monaten, auch nur selten versammelt; die wichtigsten Angelegenheiten wurden durch Schriftenwechsel, in Separat-Conferenzen, und in geheimen Besprechungen verhandelt; und die große Conferenz war fast nur damit beschäftigt, das, was auf diesen Wegen schon beschlossen war, zu protokolliren und festzusetzen. So wurde in den beiden Sitzungen vom 13. und 17. November die Uebertragung von Genua an den König von Sardinien entschieden.

Die größte und schwierigste Sache, welche die Höfe in der ersten Periode des Congresses beschäftigte, war die der Territorial-Restitutionen, und vor Allem die Ansprüche, welche Rußland auf einen großen Theil von Polen, und Preußen auf das Königreich Sachsen machte. Der Plan des Kaisers von Rußland, ein neues Königreich Polen unter seiner Protection zu errichten, war längst unwiderruflich beschlossen; seine Truppen hatten den größten Theil dieses Landes besetzt; und obgleich gegen diesen Plan eine Menge von Stimmen sich erhoben, weder Oesterreich, noch Frankreich, noch England, noch Deutschland dabei gleichgültig bleiben konnten, so zeigte sich doch bald, daß Rußland und Preußen darüber einig waren, und daß, ohne Krieg mit beiden, die gefahrvolle Acquisition nicht mehr hintertrieben werden konnte. Lord Castlereagh allein leistete eine Zeitlang scheinbar tapferen Widerstand, und führte in den Monaten October und November mit dem Kaiser eine merkwürdige und nachdrückliche Correspondenz, die aber so wenig wie Talleyrand's Declarationen und Sarkasmen und Oesterreichs Vorstellungen fruchteten. Wir mußten zuletzt froh sein, nur Gallizien für Oesterreich, und das Großherzogthum Posen für Preußen gerettet, und die armselige Republik Krakau geschaffen zu haben.

. . . . . .

Hier endet der übersichtliche Auszug, welchen Gentz aus seinen ersten Notaten angefertigt hat. Die weiteren Notate aber, die dem Verfolg des Congresses gewidmet worden, sowie mehrere spätere Jahrgänge derselben, dürften wohl noch einst sich vorfinden, und vielleicht in gelegener Zeit auch an das Licht treten! Der Eins.

Digitized by Google

Ein Mittag in Genf.

Aus einem Reisetagebuch.

Genf im Juli.

Ein Fenster im vierten Stockwerk eines großen Hauses auf dem Quai du Rhone ist jetzt meine ganze Seligkeit; jeder Blick, den ich hinauswerfe, enthält einen ganzen Himmel an Wonne und süßen Empfindungen. Der See in seiner blauen Pracht liegt vor mir, und ich kann es nicht müde werden, hinauszuschauen. Er übt eine so magische Kraft auf mich aus, daß ich Frühstück und Mittagsmahl über seinen Anblick vergesse. Und kann man denn hier in Genf etwas Besseres thun, als seine Tage im harmlosen Genusse der Natur hinbringen, wenn man durch Umstände gezwungen ist, nur mit der herrschenden Kaste zu verkehren! Nein, es kann sich Niemand einen Begriff machen von diesen Leuten, der nicht eine Zeit lang hier gelebt hat. An andern Orten findet man dergleichen Menschen wohl auch, aber nur vereinzelt. Hier sind sie eine compacte Masse, bilden die höhern Kreise der Gesellschaft und haben das Ruder des Staats in Händen. Todter Buchstabenglaube, sinnliche Frömmelei, weichliche Ueppigkeit, Engherzigkeit, Unduldsamkeit — das sind die Hauptzüge ihres Charakters. — — Einen meiner ersten Besuche machte ich bei der Familie X., die bei Cologny an dem Ufer des Sees eine der reizendsten Campagnen bewohnt. Es ist eine der ersten und angesehensten Familien Genfs, die auch auswärts vielfach bekannt ist, deren Namen ich aber aus Rücksicht der Gastfreundschaft verschweigen muß. Wenn im Verlaufe dieser Zeilen so viel von Herrn X. die Rede ist, der weder eine politische Rolle spielte, noch überhaupt ein außergewöhnlicher Mensch ist, so geschieht es nur darum, weil er der beste Typus der hierorts herrschenden Finanzaristokratie ist. Herr X., etwa 50 Jahre alt, ist ein äußerst feiner Mann, fein bis an's Weibische

Digitized by Google

grenzend; sein mattes Auge hat etwas Schmachtendes, vielleicht Leidendes; ein immerwährendes Zittern an den Händen vermehrt diesen Eindruck, und seine Stimme ist ganz entsprechend — vornehm leise und kränklich empfindsam. Das ganze Wesen dieses Mannes ist so glatt und leer, daß man ihn nach einer Viertelstunde auswendig weiß und nöthigenfalls hersagen könnte. Nach den ersten herkömmlichen Begrüßungsphrasen nahm das Gespräch, ehe ich mich dessen versah, eine religiöse Wendung. Herr K. fragte mich nach verschiedenen Genfer Geistlichen, die vor Jahren in meiner deutschen Vaterstadt die französischen Gemeindeseelen besorgt hatten. Ich glaubte diese Unterhaltung am besten durch die Erklärung abzuschneiden, daß mir diese Herren völlig unbekannt seien. Aber grade das Gegentheil war der Erfolg. Mit aufwärts gerichteten Augen und tremulirender Stimme beklagte mich Herr K., daß mir bis jetzt die genußreiche Bekanntschaft jener ausgezeichneten Christen gefehlt habe und schätzte sich glücklich, mich denselben in Kurzem vorstellen zu können. Ich verneigte mich stumm, da ich einsah, daß es hier keinen Ausweg gebe und empfahl mich nach wenigen Minuten. Tags darauf erhielt ich ein Billet, worin mich Herr K. zum Mittagessen einlud, mit dem Bemerken, daß er meinem Wunsche gemäß jene Geistlichen eingeladen habe, auf deren Bekanntschaft ich mit Recht so begierig sei. Ich war sehr ärgerlich über diese Einladung und lange im Zweifel, ob ich derselben folgen oder absagen sollte.

Unbegreiflich schien es mir, daß man mich, einen jungen Mann, dem die Lebensluft aus jedem Blicke sprach, auf solche Weise zu fêtiren gedachte. Das sah ja beinahe aus, wie ein Bekehrungsversuch! Bekehrung! — Jetzt ward mir auf einmal der ganze Zusammenhang klar. Der junge K. in Paris hatte mich mehrmals meine religiösen Ansichten unumwunden aussprechen hören und mir den Vorwurf der Unchristlichkeit und des Unglaubens gemacht. Beängstigt um mein Seelenheil, bot er mir an seine Familie in Genf eine Empfehlung an und gab dieser in's Geheim Nachricht über die schlechte Verfassung meiner Seele. Daß es nicht anders sein könne, davon war ich jetzt fest überzeugt (und später hat es sich ganz so bestätigt). Dennoch konnte ich über diese fromme Perfidie nicht ernstlich böse sein, sondern betrachtete es als eine herrliche Gelegenheit, diese Menschen von Grund aus zu studiren. Den folgenden Tag erschien ich bei K., wo sich Herr Laharpe, eines der Häupter der Momiers, bereits eingefunden hatte. Hr. K. stellte mich vor und drückte mir sein Bedauern aus, daß Hr. Sile(

und einige andere Geiſtliche ihm abgeſagt hätten. Darauf begab man ſich zur Tafel, welche von Hrn. Laharpe mit einem langen Gebete eröffnet wurde, während deſſen ich Zeit hatte, den köſtlich beſetzten Tiſch zu muſtern, wobei ich gewiß ein ſehr andächtiges Geſicht gemacht habe. Das Geſpräch blieb trotz meiner anfänglichen Bemühungen, ihm eine andere Wendung zu geben, bei den Artikeln: Frömmigkeit, Religion, Geiſtlichkeit, Kirche und dergl. ſtehen. Dabei hörte ich denn Vieles, was zur Beurtheilung des Treibens der Genfer Separatiſten nicht ohne Intereſſe iſt, und wovon ich hier das Hauptſächlichſte mittheilen will. Gleich bei der Suppe wurde mir erzählt, daß Herr Laharpe und Hr. St. George im Begriffe ſtänden, eine Reiſe in das ſüdliche Frankreich zu unternehmen, wo es ihnen und ihren Freunden gelungen ſei, zahlreiche Anhänger zu finden. Das Volk fange dort an, einen dégoût an den Prieſtern (den katholiſchen nämlich) zu haben und da werde es denn wohl gelingen, ihrem Glauben eine direction plus évangélique zu geben. Weiter erfuhr ich, daß die Hrn. Laharpe, Silet u. ſ. w. im Jura bei einer Arbeiterbevölkerung, die materiell, mais principalement dans le rapport réligieux ſehr vernachläſſigt ſei, ein Hoſpital und eine Schule für geiſtlichen Unterricht eingerichtet hätten. Die franzöſiſche Regierung ſei früher genöthigt geweſen, eine Unterſtützung für dieſe Anſtalten zu verweigern, jetzt aber (ſeit 1841) gebe ſie 5000 Frs. jährlich. Ferner: ein katholiſcher Pfarrer ſei zur evangeliſchen Religion übergetreten! Es kämen zwar öfters katholiſche Prieſter angeblich in dieſer Abſicht nach Genf, allein man müſſe ſich vor ihnen hüten, da ſie meiſt andere Zwecke dabei hätten. Auch ſeien dieſe curés ſämmtlich unwiſſende, rohe Menſchen; dieſer aber ſei ausnahmsweiſe plein d'esprit, très-raillant und habe dieſen Schritt nur nach einem examen mûr et approfondi gethan. Weiter hätten Hr. X. und ſeine Freunde (ſie ſagen immer: nous et nos amis) im Faubourg St. Antoine in Paris, jenem von der populace la plus vile (d. h. von Proletariern) bewohnten Quartiere, aus welchem in den temps malheureux de la France alle jene zerſtörenden Rotten hervorgegangen ſeien, Schulen errichtet, die bereits über 800 Kinder zählten; und die Polizeicommiſſäre hätten ſchon nach Jahresfriſt eine unendliche Beſſerung wahrgenommen. Als ich über dieſen ſchnellen Erfolg einen beſcheidenen Zweifel ausdrückte, ſagte Hr. X.: Monsieur, c'est la force énergique de l'évangile, und fügte zur weiteren Erklärung noch bei, daß z. B. wenn die Eltern fluchten — hier richtete Hr. X. ſeine Blicke gen Himmel — die Kinder eine tadelnde

Digitized by Google

Bemerkung machten! u. ſ. w. Nach der Tafel, die wieder mit einem Gebete beſchloſſen wurde, machten ein Herr und eine Dame ihren Beſuch. „Obgleich," ſagte mir Herr X., „dieſer Mann ſehr reich und auch mein Verwandter und Profeſſor iſt, hat er ſich doch an die Spitze einer école primaire im quartier St. Gervais geſtellt, um der maßloſen ſittlichen Verwahrloſung dieſes Stadttheils entgegen zu treten, car, Monsieur, tout ce qu'il y a de plus radical et de plus boussingault*) est sorti de ce quartier. Jedoch ſei er bereits mit der église nationale in Zwieſpalt gerathen, obwohl er nicht gerade Methodiſt ſei, ſondern nur „les principes de nos amis" etwas ſtärker ausſpreche. Unter église nationale verſteht Hr. X. la majorité du clergé qui est tout à fait rationale. Die Orthodoxen theilen ſich dann in Momiers und Methodiſten, welche letzteren zwar auch des principes tout évangéliques haben, ſich aber wirklich als ſeparatiſtiſche Kirche erklärt und eine ſtrengere Kirchenzucht eingeführt haben. Jetzt erſt gelang es mir, die Unterhaltung auf einen andern Gegenſtand zu leiten. Ich ſprach von der île de J. J. Rousseau und der Muſik, die ich geſtern Abend da gehört habe. Madame X. meinte darauf, dieſes Rouſſeaudenkmal ſolle man in den See werfen, worauf ich arglos erwiderte: Allerdings hätte dieſem großen Manne ein weit ſchöneres Monument gebührt. Madame warf mir einen zweifelhaften Blick zu, hielt einen Augenblick den Athem an und fuhr dann heraus: Durchaus nicht, mein Herr, durchaus nicht; es iſt eine Schande, daß man dieſem abſcheulichen Menſchen ein Denkmal geſetzt hat, der nicht einmal Scham genug hatte, ſeinen frechen Unglauben zu verſchweigen. Und Hr. X. und Laharpe ſtimmten alsbald mit ein, und eiferten fanatiſch gegen Rouſſeau und ſeine confessions. Ich begann mit der möglichſten Ruhe eine Vertheidigung meines lieben Jean Jacques. Aber bald verlor ſich meine erzwungene Kaltblütigkeit und ich brach in eine donnernde Philippica aus gegen Intoleranz, Fanatismus und pietiſtichen Hochmuth, der ſich nicht ſcheue, auch das Erhabenſte mit ſeinem Geifer zu beſudeln. Die Blicke, die ſich meine Zuhörer während deſſen einander zuwarfen, zeigten mir an, daß es nun Zeit ſei, mich zu entfernen. Ich bin nicht wieder in dieſes Haus gekommen. Welche Propaganda des Pietismus haben jene Herren triumphirend vor mir entfaltet! Welcher Fanatismus ſpricht ſich aus in den zahlreichen Proſelytenfabriken, von denen ſie mir erzählt! Ueberall iſt ihnen weit mehr

*) Ein Schimpfname für Radicaler in Genf.

Digitized by Google

darum zu thun, die Menſchen zu ihrem Glauben zu bekehren, als ihre Sittlichkeit und ihre geiſtige Bildung zu befördern. Oder warum wäre jener Vorſteher der école primaire in St. Gervais mit der église nationale in Zwieſpalt gerathen, wenn er ſeine Schüler nicht in dem graſſeſten Myſticismus und gefährlichſten Pietismus erzöge? Denn die église nationale, welche nach Hrn. K. und ſeinen Freunden tout à fait rationale iſt, iſt nichtsdeſtoweniger höchſt orthodox, ſie hat kein einziges Dogma aufgegeben; ſie glaubt an die Transſubſtantiation des Weins und des Brodes, an die Gottheit Chriſti, an die Dreieinigkeit, kurz an Alles, was ein orthodoxer Chriſt glauben muß. Kein Wunder alſo, wenn dieſe Separatiſten bei der franzöſiſchen Regierung keine Unterſtützung fanden, ehe Hr. Guizot und Hr. Salvandy am Ruder waren. Dieſe Momiers und Methodiſten ſind meiſtens reiche Leute der höheren Klaſſen, die ihre weichliche Sinnlichkeit und geiſtloſe Ueppigkeit mit einer pietiſtiſch-myſtiſchen Religioſität bemänteln. Ueber Trüffelpaſteten, Auſtern und Champagner wird ein langes Gebet geſprochen und dann fromm in aller Demuth vor dem Herrn geſchlemmt. Die Unterhaltung geht über die Verworfenheit des Volkes (im quartier St. Antoine), das ſogar horribile dictu — flucht! daß es hungert und im größten Elende ſchmachtet, das kümmert ſie ſehr wenig. Nicht die Theilnahme an dem Looſe eines Mitmenſchen bewegt ſolche fromme Augenverdreher zu einem Almoſen, ſondern allein ihr raffinirter Egoismus. Ihr verwöhntes Auge wird durch den Anblick des Jammers verletzt, ihr vornehmes Ohr durch einen geſunden Fluch gekränkt; darum, aber nicht aus Theilnahme geben ſie Geld her zur Ernährung und beſſeren Erziehung des Volkes. Das wahre Elend in ſeiner tragiſchen Größe kennen ſie nicht, ſie haben keinen Begriff von den Leiden der Armen; das zeigt ſich bei tauſend Gelegenheiten. Ich erinnere mich zur Zeit der Cholera in Berlin einer gewiſſen Gräfin, die bei der Austheilung der Kleidungsſtücke beſchäftigt war, die damals auf Betrieb einer edlen Frau den Armen geſpendet wurden. Sie gab Leuten, die 3—4 Hemden beſaßen, noch 6 oder 8 dazu, weil man mit weniger als einem Dutzend doch unmöglich auskommen könne. „Warum ißt das arme Volk keinen Kuchen, wenn es an Brod fehlt?“

M . . . .

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Leipzig.

Meß-Freuden und Leiden. — Der 18. October. — Kühne's „Europa." — Unterhaltungen auf dem Muſeum. — Zeitungs-Conceſſionen in Kriegsjahren. — Der erſte Siegesbericht und Dr. Becker.

Die Michaelismeſſe iſt überſtanden und die Leipziger rücken in ihre Winterquartiere. Dies iſt buchſtäblich zu nehmen. Beim Herannahen der Meßfremden verläßt halb Leipzig ſeine Quartiere, wie beim Herannahen einer feindlichen Armee. Man zieht in die kleinen Hinterſtübchen, auf den Boden, in den Keller. Die großen Familienwohnungen werden geräumt und die fremden Heerſchaaren ſchlagen ihre Zelte darin auf, zünden ihre Wachtfeuer darin an. Das trauliche Familienzimmer, das ein kaum eingeſegnetes junges Ehepaar zum ſtillen Hochzeitstempel eingeweiht, wird ſchnell wieder geräumt, um einem Lederfabrikanten oder Pelzhändler Platz für ſeine Waaren zu machen, die geheiligte Stube, wo eine junge Mutter ſo eben ihre erſten Mutterfreuden gefeiert, wird zu einem Magazin für Schweineborſten und Quincaillerien, in der bequemen Kammer, wo der blinde Großvater die letzten Lebensjahre an den gewohnten Wänden herumtappt, hat ein Pariſer Friſeur ſeine Haartouren und Pomade de Lion feil. Alles iſt vermiethet, umgeſtürzt, entweiht. Die Hälfte der Leipziger Einwohner wohnt unter der Bedingung, daß ſie zwei volle Monate nicht wohnen darf. Iſt ein ſolcher Feldlager-Monat endlich vorüber, ziehen die feindlichen Heeresſchaaren endlich fort, ſo kriechen die Einheimiſchen aus ihren Löchern hervor, in welchen ſie ſich die trübe Zeit über verborgen hielten, betrachten die Zerſtörung, die Riſſe in Dielen, Mauern und Tapeten mit traurigen Blicken, und haben dabei nur den einzigen Troſt, daß der Feind nicht ſie geplündert, ſondern umgekehrt, daß ſie den Feind gebrandſchatzt haben und er ihnen jeden Ritz in der Wand und jedes Loch in der Thüre mit ſchwerem Gelde bezahlen mußte.

Es war ein ſinniger Zufall in dieſem Jahre, daß der letzte Meßtag am 17. October war und der erſte Befreiungstag auf den 18. October fiel, auf den Tag, wo bei Leipzig die große Völker- und Befreiungs-

Digitized by Google

ſchlacht geſchlagen wurde. Dieſer für Leipzig ſo denkwürdige Tag, der in vielen deutſchen Städten noch immer mit einigem Pomp gefeiert wird, geht hier aus bekannten hiſtoriſchen Motiven lautlos vorüber. Der Sachſe iſt ein eifriger Royaliſt, und wie ſollte er den Tag feiern, an welchem ſein früherer König zum Gefangenen gemacht wurde, der Tag, der die Quelle ward, durch welche der Staat auf ſeinen jetzigen beſcheidenen Umfang reducirt wurde. Es ſcheint faſt unmöglich, über die Leipziger Schlacht noch etwas Neues zu ſagen, doch hat Kühne in ſeiner „Europa", die unter der neuen Leitung durch Eifer und Ernſt raſch wieder einzubringen weiß, was ihr früherer Pfleger vernachläſſigt, einen ſehr intereſſanten Aufſatz gebracht: „Auf den Schlachtfeldern von Leipzig", worin piquante Parallelen zwiſchen der Tilly-Schlacht im Jahre 1631 und der großen Napoleonsſchlacht von 1813 geſchildert werden. Auf dem Muſeum, wo man Abends im traulichen Geſpräche zuſammenſitzt, hat dieſer Aufſatz Anregung zu manchen intereſſanten Detailerinnerungen gegeben. Einer der älteſten Literaten Leipzigs, der Dr. Becker, rehabilitirte ſich als den Verfaſſer des allererſten Berichts über die Leipziger Schlacht, der am 20. October 1813 in den von Brockhaus damals herausgegebenen deutſchen Blättern erſchienen iſt und in Hunderttauſenden von Abdrücken durch die Welt flog. Der alte Brockhaus hatte zu jener Zeit noch in Altenburg ſein Domicil und die „Deutſchen Blätter" waren erſt acht Tage vor der Schlacht conceſſionirt worden. Die Oeſterreicher hatten damals ihr Hauptquartier in Altenburg und die Conceſſion, die Brockhaus für ſein Blatt erhielt, war in folgenden originellen und lakoniſchen Ausdrücken abgefaßt: „Dem F. A. Brockhaus wird hiermit befohlen, ein Blatt herauszugeben." Unterz. Stadion. Wie ſich die Zeiten ändern! Heute wird einem Buchhändler höchſtens befohlen, ſein Blatt eingehen zu laſſen. Ein Befehl, ein Blatt erſcheinen zu laſſen, iſt jetzt ſicher nicht zu befürchten und hatte wohl damals auch ſeine ganz ſpeciellen Motive. Entweder hatte der alte vorſichtige Brockhaus, der nicht wiſſen konnte, wohin morgen oder übermorgen der Sieg ſich wenden würde, einen Befehl ſich erbeten, um für alle eintretenden Eventualitäten ohne Verantwortlichkeit dazuſtehen, oder man hat im Hauptquartier das Bedürfniß gefühlt, ein Organ für deutſche Intereſſen in der Nähe zu haben und hat in kurzem militairiſchen Styl die Zeitung requirirt, wie Heu und Vorſpann. Die „Deutſchen Blätter" erſchienen bis zur Zeit der Karlsbader Beſchlüſſe, wo man in einem andern Hauptquartier derlei papierene Truppen mit andern Augen betrachtete und entgegengeſetzte Befehle ertheilte. Tempora mutantur!

In jenen deutſchen Blättern erſchien nun am Tage nach der Schlacht der „Erſte Bericht über den großen Sieg bei Leipzig" — ein Blatt, das noch heute in vielen Bibliotheken als ein denkwürdiges Document aufbewahrt wird und das, wie uns der Verfaſſer des Buchs „St. Petersburg im Krankenleben" erzählte, er ſelbſt in der großen Petersburger Bibliothek in Sammt eingebunden geſehen hat. Wohl wenige Perſonen mögen jedoch wiſſen, daß der Literat, aus deſſen Feder ganz Deutſchland damals die erſte Schilderung über die glorreiche Völkerſchlacht, die es

Digitized by Google

von den Franzoſen befreite, erhalten hat, derſelbe Dr. Becker iſt, deſſen „Rathgeber bei und nach dem Beiſchlaf“ und ähnliche Schriften vielleicht nicht mindere Verbreitung unter den lieben deutſchen Landsleuten gefunden haben, als jenes Franzoſenbefreiungs-Bülletin vom 19. October. Hr. Dr. Becker lebt jetzt behaglich von den Früchten ſeines publiciſtiſchen und mediciniſchen Fleißes als reicher Rentier in der Stadt, vor welcher Napoleon ſeinen großen Sturz erlitten. ⁂

II.

Aus Wien.

1.

Stagnation. — Der Prinz von Preußen. — Der Erzherzog Palatin. — Zur Charakteriſtik dieſes Staatsmannes.

Seit ſehr lange war für uns keine ſo thatenleere, ereignißfaule Zeit, wie es die letzten Wochen geweſen, die Langeweile, die Unluſt, die Nichtigkeit alles Geſchehens ſchien ſo recht in der Luft zu liegen, es war ein Uebergang vom Sommer zum Herbſt, eine Abſpannung, wie zwiſchen einer Fieberkrankheit und dem endlichen normalen Zuſtand. Seit einigen Tagen aber beginnt es wieder bei uns etwas lebendiger zu werden, die Zugvögel vom Lande und von den Reiſen kehren zurück, die großen Manövres und die Anweſenheit der fremden fürſtlichen Gäſte an unſerm Hofe haben in mancher Hinſicht die früheren Ruhewochen einbringen wollen. Die Anweſenheit des Prinzen von Preußen, des Großfürſten Michael, gab zu verſchiedenen Hoffeſten Veranlaſſung, welche aber vielleicht noch häufiger geweſen wären, wenn nicht die Krankheit der Großfürſtin Maria einen ſo äußerſt drohenden Charakter angenommen hätte. Als einen charakteriſtiſchen Zug erwähne ich, daß der Prinz von Preußen ſich während ſeines ganzen hieſigen Aufenthaltes täglich ſämmtliche hieſige Blätter zuſchicken ließ, eine Aufmerkſamkeit, welche der lieben Wiener Journaliſtik noch von keinem fremden, hier durchreiſenden Prinzen erwieſen wurde. Der Prinz, der als Inſpicient Preußens für unſern Bundescontingent hier war, ſoll ſich über die öſterreichiſchen Truppen außerordentlich anerkennend ausgeſprochen haben — immerhin für uns ſehr ſchmeichelhaft, aber mit welchen Ausgaben wird alljährlich ein ſolches höchſtes Wohlgefallen bezahlt! Und am Ende macht unſer Inſpicient nicht dieſelben Redensarten bei Preußen, und all' den andern größern und kleinern Stätchen!

Seit einigen Tagen wendet ſich die Aufmerkſamkeit von hier zum großen Theil nach Ungarn, denn hier ſcheinen ſich in der nächſten Zeit mehrere für die Monarchie äußerſt wichtige Dinge vorzubereiten. Während man im ganzen Lande Vorbereitungen zum 50jährigen Jubiläumsfeſte des Palatins machte — der Jubiläumstag war eigentlich ſchon im März dieſes Jahres geweſen, das Feſt aber auf den Wunſch des greiſen

Digitized by Google

Fürſten bis nach vollbrachter Ernte hinausgeſchoben worden — circulirten bereits ſeit einigen Wochen ſchwankende Gerüchte von ſeinem Unwohlſein, welche aber, ſo lange er ſich auf ſeinem Landſitze befand, keine officielle Beſtätigung fanden. Vor einigen Tagen endlich liefen die beunruhigendſten Gerüchte einer ſehr weit vorgeſchrittenen, und bei dem hohen Alter des Kranken gefährlichen Unterleibskrankheit (Miserere) hier ein, und die ausgegebenen Bülletins des erſten und zweiten Tages waren auch nicht geeignet, die Beſorgniſſe zu zerſtreuen. Am 13. waren die Bülletins noch immer beunruhigend genug, um die ernſtlichſten Befürchtungen zu hegen, wenn auch momentan auf einige Stunden eine kleine vorübergehende Beſſerung eintrat. Der greiſe Erzherzog Karl eilte mit ſeinem Sohne Wilhelm nach Ofen, und auch Erzherzog Stephan, nach welchem ein Courier geſchickt wurde, eilte, nur mit Aufenthalt von wenigen Stunden hier, nach Ofen. Das Wiederſehen zwiſchen den beiden greiſen Brüdern, zwiſchen Vater und Sohn ſoll ein erſchütterndes geweſen ſein, um ſo mehr, wenn man bedenkt, daß dieſes traurige Ereigniß grade in eine Zeit fällt, wo das ganze Land die glänzendſten Vorbereitungen zu der ſo ſeltenen funfzigjährigen Jubiläumsfeier macht. Im Volke geht die Sage, daß der Palatin deswegen die Feier ſeines Jubiläums im Frühlinge verſchoben, weil in der kaiſerlichen Familie der Glaube herrſche, daß kein Mitglied ein Jubiläum lange überlebe. Die Sache iſt eigentlich ganz natürlich, denn wenn man 50 Jahre ein Amt begleitet, muß man doch zum Geringſten nahe an ſiebzig ſein — das Volk aber erinnert ſich an den baldigen Tod des Kaiſer Franz nach ſeiner Jubiläumsfeier, und läßt ſich den Glauben an ſeinen Aberglauben nicht nehmen. — Für die ungariſchen Verhältniſſe wird aber der Tod des Palatins von vielbedeutender Wichtigkeit. Bis jetzt war er der einzige Mann im Lande, der noch dazu umſtrahlt von dem Nimbus ſeiner hohen perſönlichen Stellung, ſeiner Geſchäftserfahrung und wirklichen politiſchen Milde — man verwechsle dieſe aber ja nicht mit Liberalismus — über alle Parteien im Lande ſtand, er war der einzige Mann, in welchem ſich Alle vereinigten, der einzige Mann, von welchem Conſervative ſowohl als Liberale, jene ein um ſo leichteres Eingehen in ihre Wünſche, dieſe ein um ſo nachgiebigeres Fördern ihrer Hoffnungen erwarteten, und manchmal in der That befriedigt ſahen. An den Palatin Erzherzog Joſeph knüpfen ſich die bedeutungsvollſten Momente der neuern Geſchichte Ungarns, er überkam das Land noch halb im Traumſchlaf der Civiliſation liegend, und ſah es unter ſeinen Augen, unter ſeinen Händen zu einer politiſchen Wichtigkeit im öſterreichiſchen Staatenleben aufblühen, wie man es von Ungarn ſo ſchnell nie gehofft und vielleicht auch nicht erwartet. Unter ſeinen Augen gingen die großen Landtagsſchlachten der Jahre 1825, 1836, 1840 u. 1844 vor. Bei den wichtigſten Reformen wird ſein Name genannt, und immer war es ſeine ſo ſchwierige, aber auch glänzend gelöſte Aufgabe, den Eifer der einen Partei zu zügeln, die Starrheit der andern zu mildern. Deswegen vereinigten auch alle Parteien ſich in der Verehrung für ihn, und es wird ſeinem Nachfolger unendlich ſchwer werden, dieſen ſtillen aber wichtigen Einfluß auf

Digitized by Google

alle Parteien zu erringen, wie es bei ihm der Fall war. Man mußte ihn nur oft in der stürmischesten Sitzung der Magnatentafel mit seiner eisernen Ruhe dasitzen sehen, wie er leicht mit dem Bleistifte zwischen den Fingern spielte, und nur im geeignetsten Momente ein paar Worte dazwischen warf, welche theils der überfluthenden Discussion eine andere Wendung gaben, theils die stürmischen Gemüther ganz eigenthümlich beschwichtigte. Es kam nur einige wenige Male vor, daß er die Sitzung während des Sturmes verließ, und da waren es dann weniger die Fragen der allgemeinen Landes-Politik, welche ihn zum Rückzuge bewogen, als ein manchmal, wenn auch selten vorkommendes Eingehen auf persönliche Verhältnisse, welche von der Politik weit abliegen. Die Ungarn, mögen sie in ihrem Stolze und ihrem Ausschließungswesen auch zu weit gehen, doch immer hochherziges, ritterliches Volk, erkannten sehr wohl die schwierige Stellung, welche der Palatin, vorzüglich in den letzten Jahren, zwischen dem unaufhaltsam vorwärts strebenden Lande und dem Hofe in Wien habe, und suchten die bitteren Stunden, welche der alte Mann oft genug haben mochte, ihm durch die treueste Anhänglichkeit zu vergelten. Zu dieser Anhänglichkeit trug aber noch viel die schlichte Einfachheit seines Privatlebens, sein Jedem bekannter unermüdlicher Fleiß bei, man ehrte in ihm nicht allein den Fürsten, sondern den zuverlässigen, graden schlichten Mann, den unermüdlich thätigen Beamten. Er verstand aber bei aller Schlichtheit es doch vortrefflich, dem gemeinen großen Haufen der Ungarn, die von einem Fürsten noch etwas asiatische Begriffe haben, zu imponiren, und wer seine glänzende, an den Orient erinnernde Jubiläumsfeier als Graf der Jazygen und Cumanen sah, mußte sich am deutlichsten davon überzeugen. Obgleich unter seiner Verwaltung die wichtigsten Reformen in Ungarn vorgenommen wurden, obgleich es eben in den letzten funfzehn Jahren sowohl auf der Bahn des Liberalismus, als der des materiellen Fortschritts am meisten geeilt, so wird man ihn bei alledem, was er geschehen ließ, ich sage ausdrücklich: geschehen ließ, doch nicht zu den Liberalen zählen dürfen. Der Erzherzog Palatin ist im alten System erzogen, und sah in der Befolgung und weiteren Entwicklung dieses Systems die anderen österreichischen Länder materiell zunehmen, er war also in Ungarn so weit liberal, als er es in diesem Lande des Fortschrittes sein mußte, als sich dieser Liberalismus aus einer Verbindung alter und neuer Ideen zusammensetzen ließ. Deswegen gab er wohl manchen Forderungen der Opposition nach, aber er selbst ließ sie nie sich gegenüber zu stark aufbäumen, er trat dann als Oesterreicher, als Prinz, als Palatin auf und setzte mit seiner eisernen Ruhe die Sache durch. Diese Mischung des Charakters machte ihn aber auch am tauglichsten zum Vermittler zwischen dem Land und dem Hofe, und machte grade seine Persönlichkeit so wichtig und in der nächsten Zukunft vielleicht unersetzbar. Denn jetzt wirft man natürlich die Frage auf: wer wird nach dem Hinscheiden des Palatins diesen wichtigen, einflußreichen und vielleicht schon in nächster Zukunft schwer in die Wagschale der österreichischen Politik fallenden Posten bekleiden? Die eigenthümliche Stellung, welche Ungarn sowohl im österreichischen Ländercomplexus, als im österreichischen Staatsleben, als auch

Digitized by Google

den Ungarn im Osten und Süden angrenzenden Ländern und Staaten gegenüber einnimmt, wird von Tag zu Tag nicht allein wichtiger, sondern auch schwieriger, die Kämpfe des deutschen und slavischen Elements mit dem Magyarischen drohen immer leidenschaftlicher hervorzubrechen, und wenn auch die Deutschen sowohl in Ungarn als in Siebenbürgen vielleicht deswegen weniger Energie entwickeln, weil sie sich auf eine deutsche Regierung glauben stützen zu können, so ist das slavische Element ein um so drohenderes Gespenst, als man jetzt auch jeden Tag eine Schilderhebung der angrenzenden südlichen slavischen Stämme, der Bosnier, erwarten muß und das freie und herrlich aufblühende Serbien die stärksten Sympathien im Süden Ungarns, in Croatien, Slavonien und Dalmatien hat. Es wird eine Zeit kommen, und sie ist nicht mehr fern, wo die Regierung offen wird entscheiden müssen, welchem der drei großen Stämme in Ungarn sie sich entschieden zuwenden will, und die Wahl wird nicht ohne innern geheimen Krampf geschehen, weil jeder dieser drei großen Stämme — der magyarische, slavische, deutsche — eine andere Politik, eine andere Richtung verfolgt. Welch' ein Mann muß dann als Palatin an der Spitze der ungarischen Angelegenheiten stehen, um zwischen allen diesen Parteien sich groß und einflußreich zu behaupten! — C. C. C.

2.

Graf Tige. — Oeffentlichkeit bei Militairurtheilen. — Die niedern Beamten. — Gefängnißwirthschaft. — Vorfälle in Bruck. — Die „Gauklerin".

Sie haben vor einem Jahre die schmähliche Geschichte mit dem Grafen Tige, Feldmarschall-Lieutenant und ehemaligen Dienst-Kämmerer des Kaisers gemeldet, der einem Offizier, der ihm eine Cautionssumme von 8000 Fl. C.-M. übergeben, solche ableugnete und diese Lüge durch einen falschen Schwur bekräftigte — an diesem Manne wurde nun vor einigen Tagen das Urtheil auf Cassation kriegsgerichtlich vollstreckt, wobei, da es bei offenen Thüren geschah, viele Zuschauer vom Civil sich eingefunden hatten, und die Sache war eine Stunde darauf in der ganzen Stadt verbreitet. Daß man diesem gemeinen Verbrecher, der, wenn er vom Civil und nicht vom hohen Adel wäre, auf mehrere Jahre in's Zuchthaus gewandert wäre, nur seine militairische Charge und seinen Orden nahm, warum man ihm die Festungsstrafe erließ, sogar noch eine Pension von 1500 Fl. C.-M. — freilich dem Namen nach seiner Frau — gab, darüber wollen wir nicht streiten. Doch kann ich Ihnen mit Bestimmtheit versichern, daß, wenn nicht der Commandirende von Niederösterreich, der Erzherzog Albrecht, auf eclatante Bestrafung gedrungen hätte, sich die Urtheils-Vollstreckung noch Gott weiß wie lange hinausgezogen hätte. Die Strenge und die Art der Ausführung des Urtheils mit dieser Art von Oeffentlichkeit haben bei dem hiesigen Publicum einen sehr guten Eindruck gemacht, interessant ist es aber dabei zu bemerken, wie sich die Volksstimme über den ganzen Vorfall ausspricht. Ich muß gestehen, es wäre für manche Civilbranche sehr heilsam, wenn man einem oder dem

Digitized by Google

andern Beamten ein ähnliches Exempel statuiren könnte; aber es ist merkwürdig, wie bei den Civilbranchen Einer dem Andern aushilft; gar mancher kleine Beamte verdiente eine verhältnißmäßig nicht geringere Strafe, als dieser General, aber trotz aller Beweise, die man oft gegen ein solches Subject in Händen hat, ist es nur in den seltensten Fällen möglich, einen kleinen Beamten zur Verantwortung zu ziehen. Der niedere Beamtenstand hängt, überzeugt von seiner allgemeinen Corruption, so fest zusammen, daß immer Einer von dem Andern geschützt und vertheidigt wird.

Dieser Tage gab es hier eine kleine Revolution im Correctionshause, die nur, nachdem zwei Compagnien Grenadiere in das Haus gedrungen waren, gedämpft werden konnte. Und werden Sie es glauben, daß die Revolution, wenn wir den Lärm so nennen wollen, meist durch die Philanthropie des Hausverwalters entstand? Ein Sträfling beklagte sich über eine zu kleine Brodportion und wiegelte die andern zu einigen Widersetzlichkeiten auf. Er wurde ergriffen und sollte körperlich gezüchtigt werden, da übernahm es der Verwalter, statt sogleich Strenge anzuwenden, durch mildes Zureden die Unruhe beizulegen. Am nächsten Abend aber begann der Lärm wieder, und zwar gaben diesmal die Weiber das Signal. Nachdem sie alle Fenster im ganzen Hause, die Tische, Stühle und Bänke zertrümmert, zerrissen sie die Betten und verbarrikadirten sich mit den Trümmern und den Strohsäcken in den Zimmern, worauf sie laut Spottlieder zu singen begannen. Als die Grenadiere eindrangen, dauerte es ziemlich lange, bevor sie diese Bestien in Menschengestalt bewältigen konnten, und aus der ungeheuern Anzahl von fast 2000 Sträflingen wurden im Ganzen gegen 40 zur Bestrafung herausgehoben. Wenn man auch gestehen muß, daß eine ihrer Klagen wegen verschlechterter Kost im Verhältniß zum Zuchthause nicht ganz ohne Grund ist, so darf man sich doch nicht von falscher Philanthropie hinreißen lassen, und muß nur bedenken, daß das Correctionshaus den größten Auswurf enthält, während das Zuchthaus nicht selten der Aufenthalt manches Verirrten ist, den ein unglücklicher Moment so weit gebracht, und daß in das Correctionshaus meist Jene kommen, welche bereits mehrmals den Cursus durch andere Gefängnisse durchgemacht. Daß aber unser ganzes Gefängnißwesen einer Reform entgegenseufzt, weiß hier Jeder, und es ist hoffentlich der Zeitpunkt nicht mehr fern, wo man dies durch die That beweist.

Die Brucker Eisenbahn hatte vor einigen Tagen auch eine schöne Ueberraschung. Der Brucker Bahnhof befindet sich nämlich schon auf ungarischem Gebiet und die Zollamtshandlung wurde im Bahnhofe vorgenommen. Als nun mehrere Comitate gegen die Anwesenheit österreichischer Zollbeamten auf ungarischem Gebiete protestirten, machte man in Bruck kurzen Prozeß, jagte die Beamten auf österreichisches Gebiet und sperrte den Bahnhof. Die Züge fahren also nur bis zur Drehscheibe. Es ist dabei zu bemerken, daß die Eisenbahn-Verwaltung sowohl als die Hofkammer früher bei der ungarischen Hofkanzlei um Bewilligung der Verlegung der Zolllinie bis in den Bahnhof angefragt und bejahende Antwort erhalten hatten. Das Comitat schien aber davon nichts

Digitized by Google

wissen zu wollen: ein Beitrag zur Geschichte der Autonomie der Comitate in Ungarn.

Gestern, 16. Oct., ist im Burgtheater ein Drama von Ernst Ritter, „Die Gauklerin" (nach einem Roman von Heintich König) total und mit Recht durchgefallen. — a —

III.

Aus Frankfurt a. M.

Die Verhandlungen über Pönitentiarreform. — Urtheile über den Germanistencongreß.

Sie sehen aus der Allgemeinen Zeitung, welche heftige Nachwirkungen die Ende Septembers hier stattgehabten Verhandlungen über Pönitentiarreform in Frankfurt hervorrufen. Weil diese Verhandlungen, die das große Verdienst hatten, die Aufmerksamkeit des gesammten Publicums auf einen für die Menschheit so wichtigen Gegenstand zu lenken, auf Anregung des Dr. med. Varrentrapp hierselbst stattgefunden haben, so ist dies Jemandem Grundes genug gewesen, diese Gelegenheit zu einem heftigen persönlichen Angriff auf den Genannten zu benutzen. Hierin können wir nur eine Frankfurter Privatfeindschaft erblicken, die mit der Sache selbst nichts zu thun hat; im Uebrigen halten wir es für verdienstlich, daß ein öffentliches Organ, wie die Allgem. Zeitung, das Audiatur et altera pars in dieser hochwichtigen Frage so rasch befolgt hat. Im Allgemeinen wollen Sie mir folgende Bemerkungen erlauben. Anhänger und Gegner des pennsylvanischen Systems kommen darin überein, daß das Gefängnißwesen, wie es bisher bestand, nicht länger bestehen kann, daß es nach dem Ausdruck eines der hiesigen Redner eine Schande für die Menschheit („une disgrâce à l'humanité") ist. Es bedarf also einer radicalen Umgestaltung, und diese wollen die Einen durch Einführung des Zellensystems, der strengsten Einzelhaft, hervorrufen. Wie schwierig eine zweckmäßige Durchführung dieses Systems sein würde, das ging unstreitig aus den Debatten der hier versammelten, für ihren Gegenstand begeisterten Vertreter desselben selbst hervor, und ihnen scheint im Allgemeinen entgegnet werden zu müssen: „Das Gefängnißwesen, wie es besteht, ist schlecht und darf und kann nicht so fortbestehen; darin stimmen wir mit Euch überein. Aber Ihr werdet nichts für die Menschheit gewinnen und uns nur aus dem Regen in die Traufe oder wenigstens aus dem Regen in den Regen führen, wenn Ihr an die Stelle eines mechanischen Systems ein anderes setzen wollt. Es thut noth, daß die Behandlung der Gefangenen ein Gegenstand der Humanität, ein Gegenstand werde, dem diese ihren Eifer und ihre Sorgfalt zuwende. Dieses Eifers, dieser Sorgfalt will man sich oder wird man sich aber bei einem unterschiedslos angewandten System überheben. Ein bloßes neues System in der Behandlung der Gefangenen wird so große Uebelstände mit

Digitized by Google

ſich führen, als das oder die alten. Was uns noth thut, iſt, daß die verſchiedenen Syſteme neben einander beſtehen, daß durch die Anwendung aller oder mehrerer der menſchlichen Fürſorge Raum gelaſſen werde. Je nach dem Alter, je nach dem Verbrechen und Vergehen der Gefangenen möge ſich die Art ihrer Haft richten, es möge die Beſtimmung der letztern ſelbſt einen Theil des Straferkenntniſſes ausmachen, die Art der Haft möge je nach den Umſtänden, ja je nach den Wünſchen der Gefangenen beſtimmt werden und wechſeln ꝛc. ꝛc., nur glaube man nicht durch ein Syſtem, durch eine einförmige Behandlung Aller, eine wirkliche Verbeſſerung des Gefängnißweſens zu erreichen." Sehr gut iſt es, daß dieſe wichtige Frage als eine Angelegenheit der Menſchheit, nicht als eine Parteifrage behandelt wird. Einer der bedeutendſten hieſigen Liberalen, Advocat Reinganum, iſt entſchieden gegen das pennſylvaniſche Syſtem, dagegen ſprach ſich der badiſche Abgeordnete Welcker mit einer Härte für daſſelbe aus, die davon abſchrecken mußte und auch ſogleich den Widerſpruch Obermaier's hervorrief. Sehr eindringlich wurde von Mittermaier auf die bisherige Beſchaffenheit der Gefängniſſe hingewieſen, die Löcher geheißen hätten und geweſen ſeien. Für Alles habe man Geld gehabt, für die unnöthigſten Luxusbauten, nur nicht für die Gefängniſſe. Auch in dieſem Ausſpruch lag, daß nicht in einem ausſchließlichen neuen Syſtem, ſondern in einer größern dem Gefängnißweſen zuzuwendenden Sorgfalt die Reform deſſelben zu ſuchen und zu finden ſei. Was Mittermaier's Bemerkung betrifft, ſo ſoll, um ein nahe liegendes Beiſpiel zu berühren, der nach dem Berichte Aller, die ihn ſahen, ſo höchſt traurige Geſundheitszuſtand des Profeſſors Jordan hauptſächlich von der Beſchaffenheit ſeines Kerkers herrühren, der ſo feucht geweſen ſei, daß er täglich ein Maß Waſſer ausgedünſtet habe.

Die Germaniſtenverſammlung rief hier, wie aus allen Zeitungen zu erſehen war, einen Enthuſiasmus hervor, von dem man nicht weiß, ob er zu loben oder zu tadeln iſt. Wenigſtens ſind die Urtheile in Frankfurt ſehr verſchieden. Die Einen ſagen: „Nur in einer freien Stadt, wo man keine polizeiliche Bevormundung zu befürchten gehabt, ſei dieſe Verſammlung möglich geweſen, und da für das zweite Jahr Lübeck gewählt, ſo zeige ſich doch die ſo oft bezweifelte Bedeutung der freien Städte für öffentliches Leben im wahren Lichte. Von Lübeck werde man nach Bremen und Hamburg gehen, um bei Frankfurt wieder anzufangen, und ſo die Germaniſtenverſammlungen mit all dem Segen, den ſie für Deutſchland haben würden, zu einem Privilegium und Verdienſt der freien Städte machen. Wie ſehr die Frankfurter das ihnen widerfahrene Heil zu ſchätzen verſtanden, gehe aus den Feſten und beſonders aus dem Umſtande hervor, daß ein Banquierhaus, deſſen gegenwärtige Inhaber den Wiſſenſchaften bisher ſehr fern geblieben, die vielen großen Männer ſo glänzend bewirthete, von dem Feſteſſen im Weidenbuſch nicht zu reden, wo Jeder mehr als zwei Flaſchen Champagner getrunken." — Andere widerſetzen ſich dieſem Lobe und machen dagegen geltend: „So gut es ſei, daß ſich die gelehrten Herren auch einmal an's Volk wendeten, ſo ſehr man berechtigt ſei, hierin eine dem Geiſte der Zeit dargebrachte Huldigung zu

Digitized by Google

erblicken, deſſen Einfluſſe ſich ſogar die Gelehrten nicht mehr ganz zu entziehen vermöchten, ſo ſehr hätten dennoch dieſe Verſammlungen nicht verdient, als ein großes nationales Ereigniß gefeiert zu werden. Es ſei eher ein betrübendes Zeichen, daß das deutſche Volk ſich bei den ungefährlichſten Gelegenheiten ſo enthuſiasmirt zeige, und man müſſe nur befürchten, daß der Enthuſiasmus zur rechten Zeit fehlen oder daß das Feuer, welches ſich in ſtiller und nachhaltiger Ausdauer bewähren ſoll, in einem kurzen Champagnerrauſche verthan werde. Bei Ronge's und Dowiat's Anweſenheit in Frankfurt wie an andern Orten ſei der Enthuſiasmus wo möglich ebenſo groß geweſen, und gegenwärtig das Intereſſe an den Deutſch-Katholiken in Frankfurt ziemlich flau, ſowie ja auch die Profeſſoren, welche vorm Jahre dem Deutſchkatholicismus die glänzendſte Zukunft geweiſſagt, jetzt, wo er grade der Unterſtützung bedürfte, ihre Feder nicht mehr für ihn rührten. Ob denn die Germaniſten die von ihnen behandelten Fragen vor den Augen des Volks in einem andern Sinne hätten beſprechen können, als worin man ſie täglich in den Zeitungen beſpreche, und warum ihre Verſammlungen ſo wenig beſucht geweſen, wenn das Volk dort etwas Neues hätte erfahren können*)? Was die gelehrten Männer betreffe, ſo verdienten z. B. Jacob und Wilhelm Grimm ohne Zweifel Jedermanns Hochachtung, aber es ſei auch ebenſo wahr, daß ſie mit Ausnahme der Kindermährchen nichts für's Volk oder auch nur für die Gebildeten geſchrieben hätten, wenn dieſe nicht zugleich Männer von Fach wären. Wenn Parteiführer ſo gefeiert würden, wie die Germaniſten hier gefeiert ſeien, ſo wiſſe man ſich das zu erklären, aber ſo wirklich tüchtige und gediegene Männer, als unſtreitig zu den Germaniſten gehörten, hätten, falls ſie ſich nicht etwa für große Männer hielten, an ſolchen Ovationen, als den hier erlebten, gewiß nicht Freude gehabt. Wie wenig die Mehrzahl der Germaniſten im Sinne gehabt, Gelegenheit zu volksthümlichen Verſammlungen zu geben, gehe auch aus der gemüthlichen Weiſe hervor, worin ſie in ihren Trinkſprüchen nur bei ſich und ihren abweſenden und anweſenden guten Freunden ſtehen geblieben. Nicht einmal den ſieben Göttinger Profeſſoren, dieſen Säulen deſſen, wonach Deutſchland ringe, des conſtitutionellen Lebens, ſei ein Toaſt ausgebracht und die Armuth an würdigem Stoff ſo groß geweſen, daß ſogar „„die müden Beine des Dr. Euler"" hochgelebt hätten." — Die Uebertreibungen auf beiden Seiten fallen in die Augen; aber ſie charakteriſiren die öffentliche Meinung.

71.

*) Dies (muß der Einſender dagegen bemerken) war wohl die Schuld des Comité's, welches ſein Anſehen dadurch zeigen wollte, daß es auch wiſſenſchaftlichen Männern Eintritt'skarten zum Zuhören abſchlug. Es lebt hier z. B. ein ſo anſpruchsloſer, als anſtändiger Privatgelehrter, der Mehreres geſchrieben hat und Jedermanns Achtung genießt. Er iſt kein unvermögender Mann, ſehr muſikaliſch und Mitglied des Liederkranzes, welcher den Germaniſten eins der Feſte gab. Er iſt zudem ein mehr als ſechzigjähriger Greis. Dieſer ließ ſich herab, perſönlich das Comité höflichſt um eine Karte zu bitten. Man ſchlug ſie ihm ab und zwar, wodurch es förmlich beleidigend ward, nach vorhergegangener Berathung.

Digitized by Google

IV.

Aus Berlin.

1.

Gut Ding will Weile. — Warum die neue Zeitung Schiffbruch litt. — Ein Eingesandt. — Die älteste Schauspielerin.

Ich hatte mir am 15. October einen Bogen von dem allerfeinſten engliſchen Papiere und eine ganz neue franzöſiſche Stahlfeder zurecht gelegt; auch roſenrothe Dinte hatte ich zur Hand — Alles war vorbereitet, um Ihnen ſogleich die Nachricht zujubeln zu können: Die Conſtitution iſt da, die Reichsſtände ſind einberufen! Aber der Tag verſtrich und die Reichsſtände kamen nicht. Da fiel mir ein, daß, wenn auch viele Journale aus „gut unterrichteter Quelle" die Einberufung der Reichsſtände auf den 15. feſtſtellten, viele andere Correſpondenten „aus beſter Quelle" die Einberufung auf den 18. October, als dem Jahrestag des „großen Völkerglücks" feſtſetzten, und ſo verſchob ich denn meinen Brief noch auf drei Tage. Leider muß ich Ihnen jedoch heute auf gewöhnlichem Papiere ſchreiben, und ich glaube, meine alte zweizackige Stahlfeder und etwas klebrige Dinte kann noch lange Dienſte thun. Gut Ding will Weile, und ſollte man von der langen Weile, die das ewige Auf- und Niedertauchen unſeres Conſtitutionsplans dem Leſepublicum bereits gemacht hat, auf die Güte ſeines Inhalts ſchließen, ſo dürfen wir eine Conſtitution erwarten, vor welcher die magna carta und die charte-verité ſich verſtecken müſſen. Einſtweilen aber wollen wir von andern unverfänglichen Dingen ſprechen, z. B. von der „Deutſchen Zeitung", vulgo geheimen Rathszeitung, vulgo preußiſches Journal des Débats, welche gleichfalls im October hätte erſcheinen ſollen, aber in Folge des bekannten Dahlmann'ſchen Briefes ſich vollſtändigſt zurückgezogen hat. Es iſt in der Geſchichte der Journaliſtik vielleicht ein noch nie dageweſener Fall, daß ein bloßes Programm, und zwar ein ziemlich nichtsſagendes Programm, ſo vielen Lärm erregt. In der That, unpraktiſcher, als ſie zu Werke gegangen, hätten die Herren es nicht anfangen können. Sechs oder acht Männer, denen ſelbſt ihre Gegner die ausgebreiteteſten Kenntniſſe und ſchriftſtelleriſches Talent nicht abſprechen können, thun ſich zuſammen, um ein Journal zu begründen. Aber ſtatt entſchloſſen die Hand an's Werk zu legen und ſelbſt in die Arena zu treten, klopfen ſie erſt an allen Thüren, ſchicken eine Muſterkarte herum und bitten um gütigen Beiſtand. Hätten die Herren Beruf zu ihrem Vorhaben gehabt, ſo hätten ſie ihr Journal friſchweg begonnen, hätten in den erſten Monaten ſelbſt die Hauptartikel geliefert, hätten durch die That der Welt vor Augen gelegt, was ſie wollen und anſtreben, und die Gleichgeſinnten, die ihrer Farbe Angehörenden hätten ſich nach und nach ſicher eingeſtellt. Acht Gelehrte von Ruf, von theilweiſe großem Rufe, ſollen nicht durch ein Jahr eine Zeitung ganz allein ſchreiben können! Daß ſie ſich die Kräfte dazu nicht zutrauten, beweiſt eben, daß ſie keinen Beruf dazu hatten, und daran ſcheiterte ihr

Digitized by Google

Programm wie ihr ganzes Unternehmen. Weil sie im Zwiespalt mit sich selbst waren, weil sie zu klug und theilweise zu ehrlich waren, um das conservative Princip mit allen seinen Consequenzen verfechten zu wollen, und weil sie andrerseits nicht Energie und Freiheit genug haben, um den Entwicklungsideen offen als besonnene oder als entschiedene Organe zu dienen, brauchten sie der Beihilfe und der moralischen Unterstützung Anderer, um durch die Menge der Mitkämpfenden die Lücken im Feldzugs-Plane zu verdecken. Die heutige Voßische Zeitung enthält folgendes „Eingesandt": „Möchte Niemand die Gefälligkeit haben, und das Programm wieder abdrucken lassen, mit welchem der Geh. Regier.-Rath Pertz seiner Zeit die Hannöversche Zeitung eröffnet hat? Es bietet merkwürdige Vergleichungspunkte mit Demjenigen, welches der genannte Herr jetzt mit unterzeichnet hat, und ist nicht ohne Interesse für die Entwicklung mancher Persönlichkeiten." Gestern begrub man hier die älteste Berliner Schauspielerin, die Wittwe Fleck, nach dessen Tode sie den Musiker Schröck geheirathet hat. Madame Schröck ward im Jahre **1777** geboren und es fehlte ihr somit blos ein Jahr zu den siebzigen. Sie war **vierundfunfzig** Jahre Schauspielerin! Wie viel Stücke hat die gute alte Frau wohl durchfallen sehen? —0.

2.

Esser. — Klein. — Kraus. — Das neue Gerichtsverfahren.

Die königl. Oper gab gestern zur Feier des **15.** October „Die beiden Prinzen", Text von Scribe und Mélesville, bearbeitet von Scribe, Musik von H. Esser, über die ich Ihnen nach wiederholter Aufführung ausführlicher berichten werde. Für jetzt nur so viel, daß der Componist, derzeit Kapellmeister in Mainz, schon eine große Formengewandtheit verrieth, ohne jedoch gleichen Gedankenreichthum zu bewähren. Man nahm das Werk als Erstling eines jungen Mannes günstig genug auf, obgleich es sich, als Kunstschöpfung betrachtet, nicht über das Niveau der Mittelmäßigkeit erhebt. Von neuen Dramen ging gestern bei dergleichen feierlichen Gelegenheit eine uralte Scharteke von der Frau von Weißenthurn über die Bretter des königl. Schauspielhauses. Eine von den Rührkomödien, wo man nach Durchsicht des Zettels gleich weiß, wie es Alles gehen und kommen wird. Den Namen habe ich leider vergessen. Unsere Berichterstatter können nicht genug Bericht erstatten, wie sie mit dem Schlaf gekämpft haben und wie langweilig es gewesen. Desto kurzweiliger mag es in der Königstadt hergegangen sein, wo man ein poetisches Attentat an Gisseldis gewagt hatte.

Ein historisches Lustspiel voll Humor und Ironie „Die Herzogin" von L. Klein, dem Dichter der Zenobia, das ich vor einigen Wochen von ihm selber in einem Zirkel unter literarischen Freunden vorlesen hörte, und das damals zur Versendung an alle Bühnen vorbereitet wurde, ist von der königl. Intendantur unter Bedingung einiger Veränderungen und Abkürzungen zur Darstellung angenommen worden, während das ständische Theater zu Prag dasselbe remittirt hat, mit dem Bemerken, daß die Censurbehörde die Annahme desselben untersagt habe. Ein ähnlicher Fall

Digitized by Google

hat ſich jedoch auch kürzlich hierſelbſt zugetragen, denn als bei der Anweſenheit des Tenoriſten Herrn Kraus aus Wien die Aufführung der Stummen von Portici beabſichtigt wurde, kam auf desfallſige Anfrage höhern Orts der Beſcheid: daß die genannte Oper unter den heutigen Umſtänden mißliebig und vom Einſtudiren derſelben ſofort abzuſtehen ſei. Trotz dieſer Beſchränkungen gedeiht unſere Tagesliteratur. So brachte die neuerſcheinende Zeitungshalle geſtern den ausführlichen Bericht über die erſte Sitzung des hieſigen königl. Criminalgerichts nach dem neuen Unterſuchungsverfahren. Wenn es ſich auch zuerſt um ein paar gewöhnliche Diebſtahlsverbrechen handelte, ſo erblickt der Redacteur des betreffenden Artikels doch mit Recht darin den Embryo eines neuen liberalen Rechtszuſtandes. Z. Z.

V.

Zwölf Sonette von Emanuel Geibel.

Emanuel Geibel, in dem wir ſtets einen rechten Minneſänger von altem Schlage vermutheten, beweiſt jetzt, daß er auf jenen ſchönen Titel vollen Anſpruch habe, indem er ſich, wo es Noth thut, ganz nach Art ſeiner Brüder aus vergangenen romantiſchen Zeiten, auch ein ſchönes, ſcharfes, glänzendes Schwert umgürtet: ein ächter Bertrand de Born. Daß er hier und da gerne in glänzenden Burgen einkehrt und ſich an ihrer romantiſchen Pracht erfreut, und daß er den Glauben an vergangene Herrlichkeiten, an die ſonſt Niemand mehr glaubt, mit Gewalt feſthält — iſt vielleicht noch ein Beweis mehr für den romantiſchen Troubadour. Die zwölf Sonette, die eben ſo viele Schwertſtreiche gegen den neuen Feind als Weckrufe und Liebesküſſe für's Vaterland ſind, werden gewiß das Schönſte bleiben, was die angedrohte Gefahr aus deutſchen Herzen zu Tage rief. Es mußte vielleicht auch grade ein Kind Lübecks ſein, das die ſchönſten Lieder gegen Dänemark zu ſingen beſtimmt war, da iſt es denn gut, daß ſich Emanuel Geibel erhob, der für den Norden und ſeine Zuſtände und ſeine Poeſie ſo viel Sinn hat und ihn in ſchöner ſüdlicher Form beſingt wie Keiner. So ſind dieſe zwölf Sonette gegen Dänemark wirkliche politiſche Gedichte und nicht bloße politiſche Expectorationen und unharmoniſches Gezeter geworden, wie wir an dergleichen leider Gottes ſchon ſeit Jahren gewöhnt ſind. Als eine Probe, wie groß und wie poetiſch Geibel ſeinen Stoff aufgefaßt, wollen wir nur ein Sonett, das dritte, mittheilen. Wer alle zwölf kennen will, mag ſie kaufen, ſie ſind bei Aſchenfeldt in Lübeck erſchienen und koſten nur vier Groſchen.

Es iſt ein Ruf ins Niederland gekommen
Vom Gau her, wo der Eider Fluten münden,
Der jede deutſche Seele muß entzünden,
Und war ſie nie bis heut' in Zorn entglommen.

Vom Niederlande hat's der Harz vernommen,
Da ſchrie er auf aus ſeinen hundert Schlünden,
Dem Fichtelberg die Botſchaft zu verkünden,
Der rief den Alpen ſie, vor Grimm beklommen.

Die Alpen ſandten ſie nach Oſt und Norden
Mit Rhein und Donau, die im Wogenbrande
Wie Zornesadern ſchwollen aus den Borden.

Nun wiſſen's ſchon die Kinder weit im Lande,
Und alle Stimmen ſind Ein Schrei geworden,
Ein Schrei nach Sühne für ſo große Schande.

MH.

VI.

Hebbel's Maria Magdalena auf der Bühne.

Leipzig, den 24. October.

Das Leipziger Theater hat das Verdienſt einer Dichtung, deren ſeltene Schönheiten bisher blos in literariſchen Kreiſen gewürdigt wurden, zu ihrem Recht: zum vollen Leben der Darſtellung verholfen zu haben. Dies Verdienſt iſt ein reelles, weil die Direction ſich der Gefahr ausſetzte, beim Mißlingen des Stücks von allen prüden Splitterrichtern ſich angeklagt zu ſehen, ein ſolches Thema vor den Augen frommer Chriſten zur Schau geſtellt zu haben. In der That iſt die Haupthandlung des Stückes aus einem Stoff ſo delicater Natur gewebt, wie er auf deutſcher Bühne noch nicht gewagt wurde. Ein ſchwangeres Mädchen, welches, verlaſſen von dem Bräutigam und die Entdeckung ihres Geheimniſſes von den ſtrengen Aeltern fürchtend, ſich ſelbſt den Tod gibt, iſt der Mittelpunkt, die Heldin des Dramas. Dieſer Stoff mag dem Einen zu einfach, dem Andern zu unſittlich ſcheinen: dieſe „einfache", „unſittliche" Geſchichte iſt nichtsdeſtoweniger eine der merkwürdigſten Productionen deutſcher Dramatik, und die deutſche Literatur hat ſeit Goethe's Hermann und Dorothea wenig Erzeugniſſe, in denen die Charaktere mit ſolcher tief pſychologiſcher Wahrheit, mit ſolcher plaſtiſchen Individualiſirung gezeichnet ſind. Allerdings iſt andererſeits das Drama Maria Magdalena ein vollſtändiger Gegenſatz zu Goethe's heiter lieblichem Idyll. Hier iſt Alles düſter; der wühleriſche Poet hat ſich ganz in die Nachtſeite des Lebens vergraben. Von der Mutter, die gleich im erſten Acte vom Schlag gerührt wird, bis zur Tochter, die am Schluſſe ſich in den Brunnen ſtürzt, brechen faſt alle dieſe Menſchen phyſiſch oder moraliſch zuſammen. Und darin liegt die Hauptſünde des Dichters; alle Fenſter und Zugänge ſeiner Dichtung ſind mit ſchwarzen Tüchern behängt, nirgends eine verſöhnende Ausſicht ins Freie, Helle, Erlöſende. Es weht eine Siroccoluft in dieſer Schöpfung, die Alles niederſengt. In dieſem Stücke ſiegt Niemand — Alles unterliegt! Mit Recht ſchließt der alte Meiſter Anton mit den Worten:

Digitized by Google

„Ich verstehe die Welt nicht mehr" — die Welt, in der nur Pein, nur Fall, nur Unglück, nur Nacht ist, wäre auch nicht verständlich!

Wir gehören nicht zu den Prüden, die an den „interessanten" Umständen der Heldin großen Anstoß nehmen. Wie gefährlich auch dieses Thema ist, wie haarscharf auch die Grenzen sind, deren leiseste Ueberschreitung ins Widerliche führen würde, die Gewalt eines wahrhaft poetischen Geistes hat diese Gestalt mit dem Instinct einer Somnambulen auf die äußersten Spitzen geführt, ohne daß sie stürzt. Der Charakter der Maria Magdalena ist wahr vom ersten Wort bis zum letzten; aber Wahrheit ist noch nicht Schönheit, und mit dieser Kraft zu gestalten, hätten wir dem Dichter ein edleres Material gewünscht. Nicht die „Gefallene" ist's, was uns peinigt, sondern die Art ihres Falles. Maria Magdalena ist nicht wie Gretchen ein Opfer unendlicher Liebe, ein Resultat naiver Unerfahrenheit, sie ist das Opfer einer bornirten Gutmüthigkeit. Sie hat sich ihrem Bräutigam hingegeben, den sie nicht liebt, sie hat sich ihm an dem Abende hingegeben, an welchem sie ihren Jugendgeliebten wiedersah, sie gab sich hin, um die Eifersucht, die Vorwürfe ihres Bräutigams zu entwaffnen und nicht einmal sinnliche Aufregung hat sie überrascht — „sie war kalt!" — Alle diese Motive sind psychologisch wahr, aber sie schließen die sittliche Idee aus. Maria Magdalena ist unsittlich, nicht in dem gewöhnlichen Polizei- und Kaffeeklatschbegriff, sondern im Sinne der höhern Moral. Ihr Bräutigam hat sie betrogen, aber sie hat ihn noch früher betrogen, sie hat sich seinen Armen überlassen ohne Liebe, im Momente, wo ihre Seele mit einem Andern sich beschäftigte, gönnte sie ihm den Preis, der ihn von ihrer Liebe überzeugen sollte! Die Kindesmörderin Gretchen, die einem mit zauberhafter Schönheit und geistiger Gewalt begabten Mann in der ganzen Trunkenheit eines unerfahrenen Kindes sich hingibt, ist sittlich, aber Maria Magdalena ist durch und durch Verstandesweib, selbst in dem Momente der höchsten Vergessenheit hat nicht das Gefühl sie übermannt, sondern nur Nachgiebigkeit aus halben Verstandesgründen. Maria Magdalena ist mathematisch wahr — Gretchen aber ist's poetisch. Dieser wunde Punkt, im Charakter der Hauptperson, wird dem Stücke bei dem großen Publicum, dessen conventionelles Sittlichkeitsgefühl schon bei der bloßen Behandlung eines solchen Themas Convulsionen affectirt, von starkem Nachtheile sein. Der höhern Kritik, dem tiefer Eingehenden auf das Genie eines Poeten wird er jedoch die Freude an der außergewöhnlichen Gestaltungskraft des Dichters nicht verkümmern. Man muß bedauern, daß die Caprize des Goldschmieds grade eine Kohle wählte, um sie mit der wunderbarsten Goldfassung zu umgeben, und nicht lieber einen vollen Diamant in seinen Ring gesetzt hat, aber man kann darum nicht anstehen, den Meister für einen Cellini zu erklären, wenn man die Lebenswahrheit der Gruppen, die Harmonie und den Geist ihrer Anordnung betrachtet. Was diesem Trauerspiele vor Allem einen großen Werth verleiht, das ist die Wahrheit seines Pathos. Da ist nichts Erborgtes aus den Ueberresten der romantischen Schule, kein declamatorisches Gas zur Füllung der hohlen Situation, es ist auch nicht der Iff-

Digitized by Google

land'sche Jammer, dem man gleich im ersten Acte durch eine Collecte von so und so vielen Thalern ein Ende machen könnte, es ist der wirkliche Conflict unserer Familienzustände, die Schilderung wahrer, dem Leben abgelauschter Verhältnisse. Kein Bild, keine Phrase, schweift über den Horizont dieser kleinbürgerlichen Stube hinaus und doch ist es eine wahre und ächte Tragödie im großen Style, wenn auch mehr von Rasiermessern und Polizeidienern, als von hochklingenden Schwertern und Königen die Rede ist. Die Gestalt des Meisters Anton würde jedes Goethe'sche oder Shakspear'sche Drama zieren. Ueberall ist das ächt Menschliche dem Dichter zur Seite, seine Lieblinge, seine Helden, wie seine Teufel tragen nirgends Masken, werden nirgends zur Fratze — es sind wahre menschliche Antlitze ohne Schminke und Puder. Ueberraschungen und jähe Intriguenwendungen darf man freilich in dem Stücke nicht suchen. Im Gegentheil: gegen die theatralischen Oekonomiegesetze vergeht sich der Dichter dadurch, daß er die überraschendste Wendung und die größte Leidenschaftlichkeit gleich am Schlusse des ersten Actes eintreten läßt. Und doch fesseln die beiden folgenden bis zum letzten Athem der Handlung. In jeder Scene drängen sich die zartesten psychologischen Züge, von denen manche dem gewöhnlichen Zuschauer allerdings entschlüpfen. Der reiche Kaufmann mit seiner eitlen Scham: man könnte in der Stadt wissen, daß seine Frau wahnsinnig sei — welch einen Contrast bildet er gegen die wirkliche Schande, die er in die arme Familie gebracht und gegen die größere, die ihr noch bevorsteht. Aber solche Nuancen sind wie zufällig und absichtslos von dem Dichter hingeworfen, und das Publicum ist gewöhnt, derlei Dinge fausdick unter die Nase geschmiert zu bekommen, ehe es darauf merkt. Nichtsdestoweniger war der Erfolg dieser Vorstellung, an welche keine deutsche Bühne bisher sich wagen wollte, ein entschieden günstiger. Die Frauen haben ein Bischen die Köpfe geschüttelt und die Familienväter haben bedauert, ihre siebzehnjährigen Töchter mitgebracht zu haben. Nun, so möge man sie das nächste Mal zu Hause lassen, sie können ja mittlerweile die Mystères de Paris und Moustache von Paul de Kock lesen!*)

*) Den Schauspielern, die in dem Stücke mitwirkten, gebührt das vollste Lob für ihre Leistungen. In erster Reihe Herrn Marr und Fräulein Unzelmann. Marr hat in Meister Anton eine jener Gestalten geliefert, die sich der Phantasie unauslöschlich einprägen. Fräul. Unzelmann, die immer entschiedener als eine der ersten Künstlerinnen deutscher Bühne sich kund gibt, gab die Titelrolle mit einer Wahrheit und feinen Nuancirung, wie sie bei einer solchen delicaten Aufgabe doppelt schwer und daher doppelt anerkennungswürdig ist. Die Herren Wagner und Richter dürften zum Vortheile des Ganzen ihre Rollen tauschen. Doch thaten Beide Alles, was in ihrer Individualität lag, um der Dichtung Harmonie und Geltung zu erringen. Das Ensemble war der besten Bühne würdig.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Gießen und seine Universität.

I. Die Studentenschaft.

Wie an andern Universitäten zeigten sich in Gießen, und zeigen sich noch immer die Nachwehen des Rausches, welcher die deutsche Studentenwelt nach den Befreiungskriegen ergriffen hatte; hier und in Jena war er ja bekanntlich am stärksten. Deshalb mußte sich hier nothgedrungen ein größerer Katzenjammer, als anderswo einstellen. Kein Land hat wohl der Frankfurter Untersuchungscommission verhältnißmäßig so viele Opfer geliefert als Hessendarmstadt. In Gießen war der wahre Herd des excentrischen Demagogentreibens. Darum ist auch kein Land mehr abgekühlt worden, als Darmstadt, keine Universität hatte mehr Mark verloren, als Gießen. „Verflogen ist der Spiritus; — das Phlegma war geblieben!"

Nach Auflösung der Burschenschaften tummelte sich in Gießen der flachste esprit de corps. Dieser Ausdruck ist als akademischer terminus eigentlich eine contradictio in adiecto. So bewährte es sich auch in Gießen. Der Corpsphilister desavouirte Kunst und Wissenschaft, wo sich dieselbe nicht als Würze oder prunkvolles Ornament des flachen Treibens der Burschenwelt mit Glacés und Champagnerflaschen in eine Kategorie einrangiren lassen wollte, als „philiströs." Die wissenschaftlichen und literarischen Fehden, welche damals alle Welt bewegten, — in Gießen fanden sie keinen Boden. Die Halleschen und deutschen Jahrbücher existirten hier nur für den Gelehrten. — Jung- oder Althegelianer, Heine oder Börne, Bettina oder Rahel? „„Keins von beiden!"" erwiderte der Gießener Studiosus, und trank behaglich seinen Schoppen. Man trank Bier, hofirte den Damen, paukte sich, rasselte mit den Sporen, rauchte Tabak und sprach von Corps- und Renonceconventen. Die Logik der Gießener Musensöhne kannte nur

drei große Kategorien, welche ihre Weltanſchauung normirten: Corpsſtudenten, Kameele und Philiſter, und dieſe drei waren im tiefſten Grunde Eins. Nirgends Sinn für allgemeinere Intereſſen; der Univerſitätsindifferentismus, den Ruge in ſeinen Halleſchen Jahrbüchern ſo ſehr rügte, wälzte ſich hier in breiteſter Behaglichkeit im Kothe. In allen burſchikoſen Kreiſen herrſchte eine wahrhaft chineſiſche Abgeſchloſſenheit; die Carricatur des ariſtokratiſchen, in ſein Bischen Fachwiſſenſchaft ſich gründlichſt einpferchenden Profeſſorentreibens. Zu dieſem Uebel geſellte ſich, als das Studentenleben auf dem Punkte ſtand, einen friſcheren Aufſchwung zu nehmen, als ſchon hier und da der Genius der Zukunft in einzelnen Köpfen ſpukte und man laut nach liberaler Wiſſenſchaftlichkeit und Abſchaffung der prüden Corpsknechtſchaft rief, ein neuer Hemmſchuh des Fortſchritts — unſer famoſer Studienplan. Wir ſind nicht geſonnen, dieſen Streit, in welchem ſo viel Schlechtes und Gutes, pro und contra vorgebracht worden iſt, von Neuem aufzurühren. Herr v. Linde, welcher als Kanzler die proteſtantiſchen Ludoviciana noch immer mit ultramontaner Autorität überſchattet, hat mittlerweile andere Fehden ſich auf den Hals geladen; und zudem iſt uns die wahrſcheinlich durch ihn vermittelte (?) Abſetzung des Gymnaſiallehrers Noack, der ebenfalls in dieſem Streite die Feder gerührt, noch in zu gutem Andenken. (Wir verweiſen übrigens Diejenigen unſerer verehrten Leſer, welche ſich detaillirt über die Studienplanangelegenheit zu belehren wünſchen, auf die bezügliche Broſchüre des Prof. Dr. A. Fritzſche. Man kann in dieſem Schriftchen viel Erbauliches leſen (der Herr Verfaſſer iſt proteſtantiſcher Theolog), wenn man anders eine gute, geſunde Geduld und ſtarke Nerven hat. Mag Fritzſche auf exegetiſchem Gebiet Tholuck's Gegner ſein, auf politiſchem iſt er jedenfalls deſſen Geiſtesverwandter.)

Welche Zwecke auch der Aufſtellung dieſes Studienplanes zu Grunde lagen — ich kann mich nicht überreden, daß ſie ſehr tiefer Natur waren. Ein wenig Patriarchalismus (Gießen hat auch von Weitem das Anſehen einer orientaliſchen Stadt), verſetzt mit dem Streben nach Uniformität, mag wohl zu Grunde gelegen haben. — Leute, welche ſpäter gleiche Kragen, dieſelbe Friſur und Einen Kanzleiſtyl haben, müſſen ſchon auf Gymnaſium und Univerſität die Auswüchſe ihrer Originalität über den bureaukratiſchen Kamm eines ſolchen Reglements ſcheeren laſſen. In Gießen legt man einen Hauptaccent auf die praktiſchen, exacten Disciplinen; die Forſtwiſſenſchaft, welche nach rationalen Principien die Waldungen lichtet, erfreut ſich

Digitized by Google

hier eines abſonderlichen Gedeihens; man pflanzt bei uns die Wälder nach der Schnur: wollte man vielleicht auch ein Syſtem der Gedanken in dieſer Weiſe pflanzen? Herr Geheimerath Schleiermacher in Darmſtadt ſchien dergleichen anzuſtreben; wenigſtens tadelte er in einem gegen den Studienplan gerichteten Brochürchen, daß, da mehrere Docenten Logik läſen, nicht angegeben ſei, welche Logik den Zwecken der Regierung am meiſten entſpräche. Wenn die Sachen ſo ſtehen, ſo haben wir alſo 38 Logiken in Deutſchland und ſind ſomit von Haus aus unlogiſch. Da lohnte es ſich wirklich der Mühe, nach dem Muſter des Zollvereins, „unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien“ eine allgemeine deutſche Bundeslogik zu organiſiren.

Der Geiſt der Reformen, welcher ſchon ſeit längerer Zeit unſere Hochſchulen umzuſchaffen bemüht iſt, konnte auch Gießen nicht unberührt laſſen. Allein auch hier ſtrebte man früh, dem akademiſchen Embryo die bunte Schlafkappe über die Ohren zu ziehen. Die weiland „Allemannen“ trugen ſich mit Ideen zu einem akademiſchen Leſeverein, man wies ſie jedoch an die Landeszeitung und das Frankfurter Journal, das „ja in jedem Wirthshauſe zu finden ſei.“ Einige Zeitungen wurden ſpäter doch von der Oppoſition gehalten; allein jetzt iſt das auch ſchon wieder vorbei.

Es läßt ſich übrigens nicht verkennen, daß dieſe Oppoſition für Gießen ſehr ſegensreich geweſen iſt. Fängt auch nachgerade innerhalb ihrer ſelbſt der Corpskobold wieder an zu ſpuken; iſt auch das akademiſche Tribunal, das ſie errichtete, nur eine Carricatur und mehr eine kokette Conceſſion an die Forderungen der Zeit, als ernſtlich gemeint: ſo iſt doch durch dieſe Oppoſition ein regerer Sinn für Wiſſenſchaft und Sitte erwacht. Dieſe Oppoſition frißt keine Franzoſen, lebt nicht blos von Meth und Arndt'ſchen Liedern und betrachtet das Turnen nur als eine geſunde Motion. Man kann überhaupt von Gießen ſagen, daß gegenwärtig ein friſcher, ſtrebſamer Geiſt dort zu Hauſe iſt. Der Geiſt der Studentenwelt iſt im Ganzen ein geſunder. Die Gießener Gemüthlichkeit artet jedoch zu oft in faulen Nihilismus aus; als Hauptrepräſentanten derſelben betrachten ſich die Oberheſſen. Man ſetzt ſich oft Tage lang auf das Zimmer eines Bekannten, plaudert, raucht Tabak und begnügt ſich mit der aſchgrauen Fachwiſſenſchaft, über welche die allgemeine Bildung nicht ſelten ſchnöde vernachläſſigt wird. In dieſer Beziehung könnten die Gießener Studenten bei ihren Commilitonen in Heidelberg und Berlin in die Schule gehen.

Digitized by Google

Die Schule! Ich will nicht gradezu den Stab brechen über die Darmstädtischen Gymnasien, habe jedoch die Ansicht, daß es Herrn Schmitthenner bei seinem Panegyricus derselben einst sehr zu Statten kam, daß Thiersch in München zugleich auf die rheinpreußischen, nassauischen und kurhessischen Bildungsanstalten seinen Angriff berechnet hatte, und daß es eben die Principien eines Thiersch waren, denen seine taktfesten Streiche galten. Daß man unsere Gymnasien keineswegs als Muster hinstellen kann, davon ist schon der Umstand ein schlagender Beweis, daß die jungen Leute sie so häufig in einem Alter von 16—17 Jahren, also noch unreif an Geist und Körper, mit der Universität vertauschen. Freilich hat man auch in andern Ländern noch keine Gymnasien, wie sie sein sollten (wie sehr fehlt es nicht den meisten Philologen an Methode und pädagogischem Takt!), auch anderswo herrscht noch der traurige Unfug, daß die lateinische und griechische Grammatik mehr Selbstzweck als Mittel ist, und nicht blos bei uns haben die Stockphilosophen (sit venia verbo!) vorzugsweise ihre paar Lesarten in Augen: allein man lernt doch anderswo wenigstens so viel, daß man mit Nutzen weiter studiren kann, — was auf darmstädtischen Anstalten gar häufig nicht der Fall ist. In Gießen ist man in der Prima noch nicht über die Schwierigkeiten der Grammatik hinaus; hier wird keine Mythologie, keine Archäologie, nicht neueste Geschichte, kein Altdeutsch und überhaupt deutsche Grammatik nur nothdürftig in den untern Klassen getrieben; auch Mathematik und Naturwissenschaften werden schnöde vernachlässigt. In Darmstadt treibt man von dem Allem etwas: es herrscht dort, wie es scheint, ein süßlicher Dilettantismus; die Mehrzahl der von Darmstadt kommenden Studenten dichtet.

Mittelalterliche Kurzsichtigkeit verlegte die Universitäten häufig an kleine, vom Weltverkehr gesonderte Orte, weil man die Ansicht hegte, hier könne der Studiosus besser seinen Cicero und seine Kirchenväter auswendig lernen und spitzfindigen Unsinn über die κένωσις und κρύψις aushecken. Es war die Zeit, als ein Menzer und Feuerborn nach dem alten Gießener Sprichworte:

„Menzer und Feuerborn
Haben die Welt verworr'n"

mit solchen Spitzfindigkeiten noch Deutschland allarmirte, als die Studenten noch so rüde waren, daß ihres nächtlichen Gebrülls wegen anständige Leute die Stadt verließen, als noch der Cyphorus mit seinen Stipendiaten im Speisehaus zu Tische saß und einer der armen Stu-

Digitized by Google

dioſen das Tiſchgebet ſprechen mußte. Ja, damals harmonirte es ganz trefflich mit dem Zeitgeiſte, die Studenten ſo viel als möglich auf ſich ſelbſt zu beſchränken. Aber dem modernen Studioſus, für den Schule und Leben keine Gegenſätze mehr ſein ſollten, muß der Wellenſchlag eines bewegten, großſtädtiſchen Lebens um die Ohren rauſchen. Beamtenphiliſterthum, Engherzigkeit, Familismus im ſchlechteſten Sinne, blindes Brodſtudium, kurz die ganze Miſere unſeres deutſchen Lebens wird nirgends beſſer gedeihen, als in ſolchen kleinen Univerſitätsſtädten. In einem Krähwinkel, wo der Student die Hauptrolle ſpielt, wo er mit ſeinen Börtchen und Bändchen ein Gegenſtand der Bewunderung für alle ſchöne Augen iſt, wird er nie von ſeinem excluſiv corporativen Wahnſinn curirt werden und ſich als Glied einer großen Nation empfinden lernen.

2. Die Stadt. Hillebrand. Carrière ꝛc.

Gießen iſt ein Mixtum compositum aller möglichen Städtephyſiognomien. Man könnte es im Sinne Plato's (beileibe nicht im politiſchen!) eine demokratiſche Stadt nennen. Ruſtikos iſt ſein Anſehn nicht, dieſem Prädicate widerſpricht ſein Fabrikanten- und Kaufmannsgeiſt, obgleich die Stadt viel Ackerbau treibt, welcher vor noch nicht ſo langer Zeit die Gaſſen mit Dorfidyllenduft erfüllte. Die Stadt iſt zugleich raffinirt und grobknochigt; an ihren beiden Extremitäten leidlich gebaut, inwendig trüb und ſchmuzig. Die Bürger („Philiſter" zu ſagen ſchmeckt zu ſehr nach dem Landsmannſchafter) ſprechen einen fatal platten Jargon, welcher ein ſchickliches Daguerreotyp für die niedrigſten Stände, wie für die haute-volée abgibt. Man kann auf den erſten Blick den feinfühligen, feingebildeten Darmſtädter, welcher, wie Börne ſagt, „eine Woche vorher von der Oper des kommenden Sonntags ſpricht," von dem ſchwerfällig ſich gerirenden Gießener unterſcheiden.

Gießen iſt wohlhabend und ſucht ſich ſowohl im Luxus, als in Aufführung neuer Gebäude größern Städten zu nähern. Und dennoch hat es nicht eine Reſtauration, nicht ein anſtändiges Café. Derb, realiſtiſch-prüde iſt ſein ganzes Anſehn. Flüchten wir uns daher aus dieſer materialiſtiſchen Derbheit in den Bereich des Geiſtes. Wir wollen ein Mal bei den Herren Docenten anklopfen und beginnen gebührendermaßen bei den „Philoſophen." Hillebrand, zur Zeit rühmlichſt bekannt durch ſeine „Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur von Leſſing bis auf die Gegenwart," iſt jetzt einer der genannteſten hieſigen Lehrer. Wenngleich die frühere Uncultur der Univerſität dieſen

Digitized by Google

trefflichen Docenten der Unverständlichkeit zieh (woran wohl auch seine bombastische Terminologie mit Schuld haben mochte), so möchten wir ihm doch — wenigstens in Bezug auf seine Vorlesungen — keine allzu schwindlige Tiefe schuld geben. Sein in vielen Beziehungen brillanter Vortrag charakterisirt sich mehr durch das gemüthliche Conservviren des gelehrten Eklektikers, als durch die aus einem Kerngedanken sprudelnde, unwiderstehliche Consequenz des Systems. Seine Blüthezeit scheint erst in unsern Tagen zu beginnen. Unsere ganze Zeit nimmt bekanntlich jenen historisch-gelehrten Charakter an, welcher der Individualität und philosophischen Richtung eines Hillebrand ungleich mehr zu entsprechen scheint, als die frühere exclusive Anmaßung der Systeme. Die Zeit, wo sich die Studiosen gebildeter Universitäten mit Hegel'schen Stichwörtern duellirten, ist glücklicherweise vorüber; die Extreme beginnen sich nachgerade zu vermitteln, und diese besonnene Vermittlung scheint von jeher Hillebrand's Sache gewesen zu sein. Sein Eklekticismus trifft in seinen Resultaten vielfach mit der Hegel'schen Schule zusammen; aber er war zu stolz, zu geistreich, um sich von dem alt- und junghegel'schen Taumel mit fortreißen zu lassen. Er mußte darum früher (als Hegel's Rival in Heidelberg und später auch in Gießen, welches vor Liebig kein Ort war, in welchem ein Docent sich goldene Sporen hätte verdienen können) — er mußte darum früher in ein bescheidenes Dunkel zurücktreten. Seinen philosophischen Schriften gebricht es zu sehr an dem Mark des frischen Gedankens. Wohlthuend aber ist es zu sehen, wie er mit stets offner Receptivität, nirgends vornehm herabsehend auf eine moderne Richtung (woran sich viele seiner Collegen in und außerhalb Gießen ein Beispiel nehmen könnten!) in seiner Literaturgeschichte den Riesenkampf mit der Abstraction meist glücklich zu bestehen und seine gediegene Gelehrsamkeit in ansprechender Form mit einem so lebendigen Stoffe zu vermählen sucht. Diese Literaturgeschichte tritt wahrhaft ergänzend zu Gervinus hinzu. Die Sprache ist, trotz mancher abstracten Ungelenkigkeit, doch im Ganzen lebendig und dem Gegenstande entsprechend: sie hat etwas Nestorisch-Ehrwürdiges, welches wir keineswegs mit einem ungewaschenen Recensenten in den Blättern für literarische Unterhaltung, als „breites Geschwätz" bezeichnen möchten. Wie wenig der treffliche Verfasser von jeher von der Idee des Schönen durchglüht war, davon liefert auch der Umstand einen schlagenden Beweis, daß er (der abstracte Denker) als junger Mann Romane: „Paradies und Welt" u. a. m. geschrieben. Der genannte Roman empfiehlt sich zwar durch ein reiches Gemüth, doch

Digitized by Google

läßt er die philoſophiſche Natur des Verfaſſers nie zu einer lebensvollen concreten Faſſung kommen. Zudem iſt er auch in einer Periode geſchrieben, wo es überhaupt ſchaal und triſt in unſerer Literatur ausſah, in den zwanziger Jahren nämlich, wenn wir nicht irren. Der Kampf der Poeſie mit der Abſtraction iſt ſtets ein rührendes Schauſpiel, und er wird ehrwürdig, wenn man ein ganzes reiches Leben daran ſetzt.

Wir weiſen Hillebrand eines Theils wegen dieſes literarhiſtoriſchen Verdienſtes, andern Theils wegen ſeiner nach allen Seiten hin umfaſſenden liberalen Wiſſenſchaftlichkeit, als „Profeſſor wie er ſein ſoll", unter den Gießener Docenten die erſte Stelle an. Doch freuen wir uns, dieſer Schilderung eines verdienten Veteranen die eines jüngeren Docenten anreihen zu können, welcher ſeit einigen Jahren den früher ſo ſterilen Boden der Ludoviciana mit modernen Elementen befruchtet; was Hillebrand's gelehrter Beſonnenheit nie recht zuſagen wollte. Lebendig, und mit faſt franzöſiſcher Rapidität der Gedanken und des Vortrags, nach allen Seiten hin anregend, ſucht Moritz Carrière, ein bekannter Literat, in ſeinen philoſophiſchen und äſthetiſchen Vorträgen, die Bande des Gießener gelehrten und ungelehrten Chineſenthums ſo viel als möglich zu lockern. Er iſt weniger gründlich, als anregend, aber voll der vielſeitigſten Kenntniſſe in allen Fächern (in der Logik entnimmt er ſeine Beiſpiele meiſt den Naturwiſſenſchaften), zu deren Studium er die jungen Leute anregt, indem er ihnen die intereſſanteſten und prägnanteſten Punkte derſelben lebendig vor Augen zu führen weiß. Dabei beſitzt ſein Vortrag die Wärme der Ueberzeugung. Ein ſolcher Docent fehlte Gießen. Man nennt Carrière ungründlich, und bedenkt gar nicht, daß die beſten, die nützlichſten Docenten höchſt ſelten ſolche Meerwunder von Gelehrſamkeit, ſolche mumienhafte Conglomerate von verſteinerten Citaten ſind, welche ſich eher für Geld ſehen, als hören laſſen ſollten! Carrière's Verdienſte bei der Univerſität ſind jedoch bis jetzt noch wenig anerkannt worden. Man hat ſeine auf Hegel baſirende Richtung für halben Wahnſinn ausgeſchrien; man hat ſich alle jene Umtriebe gegen ihn erlaubt, wodurch die höhere deutſche Univerſitätspedanterie aus anno Zopf ihren Neid gegen Geiſtesfriſche und feurigen Ueberzeugungseifer von jeher auszulaſſen pflegte.

Gießen hat noch zwei andere philoſophiſche Privatdocenten, Schilling und Cröniein; doch iſt der Letztere kürzlich zum Redacteur der Freiburger Zeitung berufen worden. Der Erſtere zeichnet ſich durch einen ſchönen Vortrag und eine, wir möchten ſagen, zu große Gründ-

Digitized by Google

lichkeit aus, durch eine geistige Engbrüstigkeit, welche ihm den zu einer größeren literarischen Schöpfung nöthigen Athem zu rauben scheint. Doch hat er kürzlich ein Werkchen über Leibnitz geschrieben. Der Geist der Zeit und die Sympathien der deutschen Jugend sind dem Systeme, dessen Anhänger er ist (den Herbartischen) von jeher zuwider gewesen. Diese Erscheinung wiederholt sich auch in Gießen.

3. Theologie. Der Rationalismus.

Nun müssen wir von der Gießener und also im Allgemeinen auch von der Hessen-Darmstädtischen Theologie reden! Es ist dies eine schwierige Sache. Wir leben in einer Zeit der Stichwörter und einseitigen Parolen (in der theologischen Welt besonders); man läuft Gefahr, für einen Mucker oder sonst Gott weiß was? gehalten zu werden, wenn man zu stolz ist, ein Rationalist zu sein. Doch der Rationalismus und mit ihm die Gießener theologische Facultät wird nicht so unbescheiden sein, sich ohne Weiteres mit dem Fortschritt zu identificiren; und hoffentlich wird auch kein Leser in der unparteiischen Kritik einer rationalistischen Facultät sogleich reactionäre Tendenzen wittern. Charakter und Wesen des Rationalismus ist Halbheit, gründliche Halbheit — jenes zwitterhafte Achseltragen und philiströse Kokettiren mit einer anticipirten, sogenannten „rechten Mitte" — jene bequeme Religion vorsichtiger Comptoirbedienten — jene blutlose Unentschiedenheit, von deren energielosen Trägern Dante's Virgil die schönen Worte spricht:

„Mischiate sono a quel cattivo coro
Degli angeli, che non furon ribelli,
Ne fur fedeli a Dio, ma per se foro."

Dieses „Fürsichbleiben" war von jeher der Fluch der Rationalisten. Die Himmelsstürmerei, welche im vorigen Jahrhundert so fleißig in England und Frankreich betrieben ward, war den deutschen Herren zu gefährlich. Sie zogen sich eine langweilige Moral heraus — eine Moral, welche in den Stunden der Andacht noch immer ihr breites Wesen treibt. Sie wollten ein wenig Vernunft und ein wenig Glauben haben — Alles für den Hausbedarf. Mit gelehrten Hornbrillen musterten sie die Bibel, um in ihr ihren gesunden Hausmannsverstand à la Nicolai wiederzufinden. Der Fanatismus des gesunden Hausmannsverstandes kehrte sich von Anfang an zerstörend gegen alles Tiefe in Kunst und Wissenschaft. Die Gesangbücher tractirte er auf eine schmähliche Weise; jeder körnige, kräftige Ausdruck, jede Spur von al-

Digitized by Google

terthümlicher Naivetät ward mit Füßen getreten; ja die Philiſtroſität des bon sens desavouirte ſogar den Werther und desavouirt noch immer die ganze moderne Literatur von Lord Byron an, hatte aber dafür auch das Glück, ſchon von Leſſing, ihrem anfänglichen Partner, ſich abgewieſen zu ſehen. Der Rationalismus ſchmähte die Romantik und möchte noch heutzutage jede Spur von Poeſie aus unſerm Leben verbannen. Hegel trat auf — die Rationaliſten lachten oder verketzerten; die Julirevolution erſchütterte Europa — die Rationaliſten ſperrten ſich vorſichtig gegen ihre Einflüſſe ab, glaubten in den Chorführern der Fleiſchesrehabilitation und des jungen Deutſchlands den leibhaftigen Satan zu erblicken.

Der ächte Rationalismus hat, wie die Reſtauration, nichts vergeſſen und nichts gelernt. Noch immer nehmen ſich die rationaliſtiſchen Kanzelredner den Cicero zum Vorbilde; noch immer erheben ſie, wenn ſie in die Philoſophie pfuſchen, dieſen „ſchludrigen" Philiſter, der ſich bei allen Syſtemen ſein Schäfchen zu ſcheeren wußte, auf den Schild. Noch immer möchten die Rationaliſten alle Tiefen der Natur und des Menſchenherzens mit ihrem Schwalle impertinent breiter Tautologien ausfüllen und alle Welt zu Amphibien machen. Denn zur Gattung der Amphibien (hört es, ihr Naturforſcher!) — zur Gattung der Amphibien gehört der ächte Rationaliſt. Oder iſt dieſes vorſichtige Schwanken und Herumwählen zwiſchen Vernunft und Glauben nicht ächt amphibienartig? Ein Rationaliſt „kann auf dem Lande und im Waſſer leben", freilich mit entſchiedener Vorliebe für das Waſſer. Wir wollen mit dieſer Schilderung keineswegs diejenigen ehrenhaften Männer verletzen, welche zur Zeit unter dem Namen „Rationaliſten" für den religiöſen Fortſchritt fechten; ſie haben Conſequenzen gezogen, zu denen ſich der ächte Rationalismus, wie er beſonders hier und da auf Kathedern ſein Weſen treibt, nie verſtanden haben würde. Allein auch ächte, alte Rationaliſten laufen jetzt mit dem großen Haufen und ſtecken in ihrem Nummer Sicher die Lorbeern des Freiſinns in die Taſche; auf dieſe iſt es hier abgeſehen! Von dieſer Sorte haben wir auch in Gießen einige Exemplare. Dennoch wollen wir nicht zu ſtreng mit ihnen verfahren, da auch ſie in neueſter Zeit vom Strome der Zeitbewegungen mit fortgeriſſen, wenigſtens eine negative Bedeutung gegenüber einer prätentiöſen Romantik gewinnen. Unſere Zeit zerſtört; überlaſſen wir das Aufbauen einer glücklichern Epoche!

Ganz Heſſen-Darmſtadt bezieht von Gießen her ſeinen faſt officiellen Rationalismus; nun iſt aber einmal alles Officielle widerlich,

besonders in Religionsangelegenheiten, und darum können wir auch dieſen großh. heſſiſchen Rationalismus nicht ſehr hoch anſchlagen. Wir können dies auch deshalb nicht, weil er dem ganzen Leben in allen Ständen eine ſo troſtlos nüchterne Farbe gibt (obgleich wir Gott danken, daß bei uns keine preußiſche Poeſie fortkommt!) Außerdem iſt dieſer Rationalismus als officieller von Haus aus intolerant und da, wo er anfängt, ſich tolerant zu geberden, beginnt ſein Schwanken, da es ihm nur mit Accenten und Grammatik wahrhaft Ernſt iſt, und ein geheimes Mißtrauen in ſeine eigne Kraft ihn beunruhigt. Es hat in Heſſen-Darmſtadt Zeiten gegeben, wo nicht pietiſtiſch gepredigt werden durfte; andererſeits entblöden theologiſche Profeſſoren ſich nicht, trotz ihrer Oppoſition gegen Hengſtenberg und Tholuck, Privatdocenten, welche der Hegel'ſchen Richtung angehören, die Anwartſchaft auf die Profeſſur abzuſprechen. Wir rechnen dahin die Herren Fritzſche und Knobel. Der erſtere ängſtigt die ganze theologiſche Jugend mit ſeinen griechiſchen Accenten. Der letztere überweiſt in ſeiner Moral die Kunſt als „unmännlich" den Frauenzimmern, bringt die Poeſie unter die Rubrik: „Scherzlüge" und verſchüchtert die Leute noch mit dem kategoriſchen Imperativ; eine Willensäſthetik und ihre Cultivirung durch Schiller ſcheint er nicht zu ahnen; gleicherweiſe bleiben auch Ariſtoteles und Spinoza's Ethik in dieſer Moral ſchier unberückſichtigt. Ein Pendant zu Fritzſche und Knobel bildet Haſſe; er iſt jedoch noch zu jung und unbedeutend, als daß ſich etwas Erhebliches von ihm ſagen ließe. Deſto mehr läßt ſich von Credner ſagen, welcher wohl auch im Wegſcheider'ſchen Rationalismus ſtecken mag, aber doch ungleich mehr Freiſinn und oppoſitionelle Courage an den Tag legt, als ſeine Herren Collegen. Er iſt einer jener zähen, beſonnenen Hiſtoriker, welche, ſobald ſie hiſtoriſchen Boden unter den Füßen fühlen, ſo ſtandhaft und tapfer ſind, wie Michel Mort, der Heros von Kreuznach. Credner bewährt ſich in ſeinen neueſten Fehden gegen Herrn Kanzler von Linde ganz als Michel Mort der hiſtoriſch-kritiſchen Forſchung. Dieſes ſein feſtes Auftreten iſt durchaus tüchtig und ehrenhaft; er iſt ein Proteſtant mit Leib und Seele. Nur verfällt er in ſeinen kirchengeſchichtlichen Vorträgen bei der Darſtellung der mittelalterlichen Verhältniſſe in den Fehler der meiſten rationaliſtiſchen Hiſtoriker; er hat keinen liebevoll innigen Sinn für die Auffaſſung der Individualitäten. Sobald er den Katholicismus zu Geſicht bekommt, verfolgt er ihn mit ſeiner ganzen kritiſchen Schärfe durch das ganze Gebiet der Kirchengeſchichte, welche ſo zu einer bloßen, einſeitigen Kritik wird. Darüber geht denn

Digitized by Google

natürlich die warme, lebensvolle Darſtellung der einzelnen Perioden verloren. In dieſer Beziehung könnte er von Neander lernen. Er iſt für eine gute Geſchichtſchreibung, ähnlich, wie Schloſſer, zu ſchroff und charaktervoll. Ueberhaupt iſt dieſe charaktervolle Schroffheit auf dem hiſtoriſch-kritiſchen Gebiete dem Rationalismus eigen; eine Eigenheit, welche ihn auch wohl zur Zeit bei der großen Maſſe, welche Parteifarbe haben will, ſo ſehr in Aufnahme bringt. Demungeachtet möchten wir ihn für die theologiſche Praxis nicht empfehlen. Der Rationalismus macht dieſelbe fahl und nüchtern. Das reine Menſchenthum genügt ihm nicht; nur zur Hälfte reißt er das kirchliche Syſtem ein und iſt unhöflich genug, den Leuten die Trümmer als Wohnung anzuweiſen. Auf der Univerſität (in Gießen wenigſtens) legt er einen ausſchließlichen Werth auf den philologiſchen Theil der Theologie, füttert die jungen Leute mit Accenten zu Tode, ſo daß ſie nüchtern und leer an Geiſt und Herz die Hochſchule verlaſſen und dann gar häufig zur Revange dem Pietismus anheimfallen. Gießen hat nicht einen tüchtigen modern gebildeten Dogmatiker. Die Studioſen, ohne Anregung und von mittelmäßigen Gymnaſien kommend, ſind darum meiſt philoſophiſch rüde; ſie verſäumen Das, was bei den Theologen die Hauptſache iſt, eine vielſeitige, menſchliche und mithin äſthetiſche Bildung. Und doch muß ein guter Prediger vorzugsweiſe äſthetiſch gebildet ſein, denn es läßt ſich bis zur evidenteſten Gewißheit nachweiſen, daß der Eindruck einer guten Predigt ſtets ein äſthetiſcher iſt und kein anderer.

Die Ehre der Gießener Theologie der allgemeinen Bildung gegenüber rettet noch einigermaßen G. Baur, ein geiſtvoller, vielſeitig gebildeter Docent, Eklektiker mit entſchiedener Hinneigung zu Schleiermacher, der übrigens auch ſchon lange auf Beförderung harrt, wahrſcheinlich deshalb, weil er es verſchmäht, an dem Zopfe theologiſcher Pedanterie in die Höhe zu klettern.

4. Philologie, Geſchichte, Jurisprudenz, exacte Wiſſenſchaften. Schluß.

Wir kommen zur Philologie. Sie iſt in Gießen eben nicht überflüſſig beſetzt. Oſann, als Ordinarius, Otto, als Extraordinarius, H. Fritzſche, Privatdocent. Oſann iſt über ſeiner Gelehrſamkeit alt und grau geworden; er ſchließt ſich feindlich gegen jede neuere Richtung ab und ſteht als Director des philologiſchen Seminars das einzige Heil in einer minutiöſen Textkritik. Otto iſt Aſtreich, gelehrt und für jedes moderne Element empfänglich; doch ſcheint es ihm an derjenigen idealen Durchbildung zu mangeln, ohne welche in der Wiſſen-

ſchaft, wie im Leben, nie etwas wahrhaft Großes geleiſtet worden iſt. Fritzſche iſt noch zu jung und unbedeutend. Adrian, früher Herausgeber des rheiniſchen Taſchenbuchs und Univerſitätsbibliothekar, vertritt die neuern Sprachen. Doch kündigt er die Vorleſungen nur an. Seine Verwaltung der Univerſitätsbibliothek hält die Studioſen ſehr diät (er iſt Cenſor von Gießen). Die Bibliothek mag wohl nur als für die Docenten vorhanden angeſehen werden. Alles patriarchaliſch!! Man ſcheint überhaupt in Gießen vor jedem jugendlichen Elemente große Furcht zu hegen. Ein Privatdocent muß beſonders protegirt und mehr noch als unverdächtig ſein, wenn er avanciren ſoll. So harrt auch Otto, den modernen Richtungen angehörig, ſchon lange vergebens auf eine verdiente und angemeſſene Beförderung. — Die Geſchichte iſt in Gießen nur von einem Manne (man denke!), von Schäfer, vertreten. Er hat ein gründliches Werk über portugieſiſche und ſpaniſche Geſchichte geſchrieben, doch iſt er zu trocken und farblos. Neben einem Schloſſer und Dahlmann darf man ihn kaum nennen. So müſſen denn die hiſtoriſchen Studien in Gießen auf eine unverantwortliche Weiſe darniederliegen. Jungen Leuten erſchwert man den Zutritt zum Katheder. Früher las Schmitthenner mit großem Applaus Geſchichte; die Gießener hielten ihn für einen höchſt bedeutenden Hiſtoriker, weil er durch Zötchen und Anekdötchen zu unterhalten wußte.

Was ſoll man von der Jurisprudenz ſagen? In Gießen huldigt man durchweg dem Romanismus. Culminationspunkt des Freiſinns iſt hier: Verhör bei offenen Thüren und Pennſylvaniſches Abtödtungsſyſtem. Da die Frankfurter Germaniſtenverſammlung es verſchmäht hat, die Romaniſten einzuladen, ſo wird es das verehrliche Publicum auch uns verzeihen, wenn wir ſein Gedächtniß nicht mit Namen von Gießener Romaniſten behelligen. B. Grolmann, ein outrirtes Talent, und Hillebrand, ein junger Docent, vertreten noch einigermaßen „das alte, gute Recht.“ Uebrigens kann man ſich in Gießen Kenntniſſe im Altdeutſchen nur durch Selbſtſtudium aneignen!

Cameral- und Staatswiſſenſchaften vertritt Schmitthenner, ein in ſeiner Univerſalität merkwürdiges Talent, dem es jedoch an dem rechten, energiſchen Mittelpunkte zu fehlen ſcheint. Seine Thätigkeit als Landtagsdeputirter verräth wenig Charakter und Farbe.

Man legt in Gießen einen Hauptaccent auf die exacten Disciplinen; Liebig mag das Hauptſächlichſte dazu beigetragen haben, der Univerſität dieſen Schwerpunkt zu geben. Wir können jedoch über

Digitized by Google

Naturwiſſenſchaften, Medicin u. dgl. nichts Specielles ſagen*), weil dieſelben nicht unſeres Faches ſind. Wir müſſen übrigens wünſchen, die Univerſität möge ſich vor öſterreichiſchem Realismus bewahren. Auffallend iſt die Erſcheinung, daß die Profeſſoren dieſer Disciplinen ſich noch vor den übrigen durch ariſtokratiſches Benehmen auszeichnen. Wenn doch die deutſchen Docenten endlich einmal von dem irrigen Wahne abließen, als exiſtirten Univerſitäten und Studenten nur deshalb, damit ſie deſto bequemer dominiren und ihre Gelehrſamkeit auskramen könnten! Ein deutſcher Profeſſor iſt gar zu häufig ein Louis XIV. en miniature: „L'université c'est moi!“

Dieſe Profeſſorenariſtokratie ſperrt die armen Studenten auf eine bedauerliche Weiſe von allen Bildungsquellen ab. In Gießen haben ſie noch dazu kein Muſeum, wie in Marburg und Heidelberg, und an der Univerſitätsbibliothek wegen der Illiberalität der Direction die allerdürftigſte Reſſource. Rechnet man dazu, daß Gießen ein Krähwinkel iſt, wo ſich nur in einigen höhern Kreiſen ein gewiſſer Fond von Bildung findet, ſo begreift man leicht, daß es Zeiten geben konnte, wo die Gießener und Würzburger Prüderie Sprichwort war. Die Bürger geriren ſich den Studenten gegenüber ſehr maſſiv; ſogar in dem ſtädtiſchen Clubb iſt nur das philiſtröſe Element, das burſchikoſe dagegen nicht einmal mit einer berathenden Stimme vertreten.

So muß denn gar manches friſche, jugendliche Talent in dieſem Univerſitätsbann verſchrumpfen. Denn es iſt in der That bedauerlich, daß grade auf Gießen ein ſo ausdörrender Mehlthau gefallen iſt. Wir möchten behaupten, daß in keinem deutſchen Lande verhältnißmäßig ein ſo großer Reichthum an ungeläuterten Talenten, an gebundener Kraft, an friſcher Originalität vorhanden ſei, als in Heſſendarmſtadt. Das Volk vereinigt auf die glücklichſte Weiſe die Vorzüge der nord- und ſüddeutſchen Stämme in ſich; der Geiſt der Studentenwelt wird trotz aller Schnürbrüſte und beengenden Hemmniſſe mit jedem Tage ſtrebſamer, und eine zeitgemäße Reorganiſation der höhern Bildungsanſtalten würde jedenfalls Treffliches erzielen. Doch wird die neue Eiſenbahn, von Frankfurt nach Caſſel, ſchon das Ihrige beitragen, Gießen wie Marburg in das große Weltculturnetz hineinzuziehen.

*) Wir müſſen dies ſehr bedauern, da grade dieſe Fächer eine glänzende Seite der Gießener Univerſität bilden. Wir werden trachten, in einer ſpätern Lieferung dieſe Lücke von anderer Seite ergänzen zu laſſen. D. Red.

Digitized by Google

Indeſſen ſind wir vollkommen überzeugt, daß die heſſendarmſtädtiſche, in andern Beziehungen treffliche Regierung und Verwaltung, welche in neuerer Zeit durch die unglücklichen Weidig'ſchen Händel weit härter getroffen iſt, als ſie es verdient hätte, ſchon längſt auf die Hebung dieſer höhern Culturverhältniſſe bedacht geweſen wäre, wenn nicht gerade in dieſem Zweige der Ultramontanismus und Jeſuitismus die edlern Keime geiſtigen Lebens mit Füßen träte.

Digitized by Google

Leipziger Briefe.

1.

Präludium. — Neumann über China. — Ulrich von Hutten, von Bürck. — Jesuiten; Köberle und Julius. — Jahrbuch des deutschen Elements in Ungarn. — Neueste Belletristik; Erschienenes und Erscheinendes. — Schriften von Ed. Boas. — Eine dunkle That von Schücking. — Louise Mühlbach und Caroline von Göhring. — Sybille, von Gräfin Hahn-Hahn.

Sie meinen, verehrter wandernder Redacteur, ich säße so zurückgezogen und einsam fest in der leipziger Vorstadt und erhielte und erkaufte so viel Bücher, und verwendete so viel Zeit auf Lectüre, daß es Ihren Lesern von Interesse sein müßte, wenn ich periodisch und mit kurzen Worten das schilderte, was ich gelesen. Wichtiges würde ich mir ja nicht entgehen lassen, und das recensirende Erzählen sei mir ja doch ein Bedürfniß. Man räume damit auf äußerlich und innerlich, auf den Büchertischen und im Haupte.

Erwarten Sie nur nichts Systematisches: das Laufende eignet sich nicht dazu. Erwarten Sie auch nichts Vollständiges: wir erfahren immer erst nach Jahren, was voll geworden ist und was Stand gehalten — soll doch endlich auch das Literaturblatt des Morgenblattes mit seiner heftig ausziehenden Vollständigkeit an ungenügender Theilnahme des Publicums zu Grabe gehen. Und erschrecken Sie nicht, wenn ich zuweilen und gleich zu Anfange in literarisch ganz unfruchtbare, entlegene Gegenden mich verliere. Ich befinde mich eben in China, an der Hand eines ungemein kundigen Führers: Karl Friedrich Neumann ist der Name desselben. Sie wissen, daß er in München wohnt und daß die vortrefflichen Berichte über das himmlische Reich in der Allgemeinen Zeitung von ihm herrühren. Er hat soeben in einem Bande die „Geschichte des englisch-chinesischen Krieges" herausgegeben, und ich kann Sie versichern, daß dies Buch ein außerordentliches Interesse gewährt. Ich möchte sagen, das Interesse eines Romans, wenn dies für solide Leser nicht zweideutig klänge. Nicht die Phantasie des Autors, aber eine für uns phantastische Wirklichkeit gibt den romanartigen Reiz. Und Neumann, der an Ort und Stelle gewesen, schildert nicht nur lebendig, sondern er schildert von dem Hintergrunde unsres deutschen

Digitized by Google

Standpunktes. Dadurch entsteht die oft witzige und immer lehrreiche Wirksamkeit seiner Schilderung. Es ist gar zu überraschend, oft blitzartig erschreckend, wenn die unwandelbaren Grundsätze des Mittelreiches gewissen Grundsätzen eines uns nahe stehenden Reiches ähnlich lauten und in der Stunde der Prüfung kraftlos zerbrechen. „Eine genauere Kenntniß der Geschichte des Mittelreichs und seiner Institutionen," sagt Neumann sehr richtig im Vorworte, „scheint in unsern höchstbewegten Zeiten, abgesehen von ihrem eignen selbständigen Werthe, selbst ein praktisches, ich möchte sagen ein vaterländisches Interesse darzubieten. Es zeigt nämlich die Geschichte China's und aller Länder seines Culturſystems, wie thöricht es ist, die Macht eines Staates einzig und allein auf einer äußerlichen mechanischen Ordnung, auf veraltetem Herkommen und auf einer geistlosen, gewinnsüchtigen Industrie aufbauen zu wollen. Es lehrt diese Geschichte, daß Derjenige seinen eignen Untergang vorbereitet, welcher glaubt, die selbständige, ewig Neues gestaltende Geisteskraft und die sich maßgebende moralische Ueberzeugung entbehren zu können."

Daß wir nun auch grade dem beliebten Symbole, dem Zopfe in größter Ausbildung hier begegnen, das erhöht den witzigen Eindruck. Ich kann mir nicht versagen, einige Gedankenpunkte des Chinesenthums auszuzeichnen für unsere Erbauung.

„Von einem Schöpfer im biblischen Sinne des Worts, von einer Schöpfung aus Nichts" hat man in China nie etwas gewußt. „Alles wird aus dem Urgethüme, der Himmel sowohl wie die Erde, der Mensch und die übrigen Wesen." Da gibt's kein Paradies, keinen Sündenfall; der Mensch entwickelt sich von der Thierheit auf frei, und bringt es doch, wie mit Paradies und Sündenfalle, zum System des Despotismus. Nicht historisch, wie anderswo, sondern logisch. Tugend und Gerechtigkeit heißen die Grundpfeiler des Staates — klingt dies nicht verführerisch? Aber was wird aus Tugend und Gerechtigkeit, wenn das jedem Menschen „angeborne Streben nach Aus- und Fortbildung, nach Neuem und Ungewöhnlichem gebannt und bis in's Einzelne mit eiserner Folgerichtigkeit entfernt gehalten wird?" Keine Veränderung, selbst nicht im Unscheinbarsten! das hat Tugend und Gerechtigkeit zu hohlen, lügnerischen Worten, das Volk zu einem seichten, äußerlichen, in Wahrheit nichtigen Volke gemacht. „Die Freiheit unserer gelehrten Republik," sagt der chinesische Jesuit P. Ko, „ist blos Gnade; der Drache des Gesetzes verfolgt das Talent und das Genie auf ihren glänzendsten Flügen; das Schwert des Gesetzes, das über

ihrem Haupte ſchwebt, trifft ſie bei der geringſten Abweichung von der vorgeſchriebenen überlieferten Norm."

„Das Hanlin, zu Deutſch der „„Pinſelwald,"" oder das oberſte Schreibercollegium, iſt keineswegs, wie fälſchlich behauptet wird, eine Akademie im europäiſchen Sinne des Worts; es iſt keine von Herrſcher- und Beamtenlaunen unabhängige wiſſenſchaftliche Anſtalt, welche ſich unter den Würdigſten des Landes ihre Genoſſen auswählt. Im Gegentheil, die Mitglieder der Behörde werden unmittelbar vom Fürſten ſelbſt geprüft, und wenn ihre ſogenannten Kenntniſſe und Anſichten Beifall erhalten, wenn ſie ſich durch unbedingte Anhänglichkeit an die höchſte Perſon auszeichnen, allergnädigſt zu Mitgliedern ernannt. Das Hanlin iſt eine Regierungsbehörde wie jede andere, ſie führt die oberſte literariſche Polizei im Lande und bildet eine Art Cenſurgericht. Die Provinzialgelehrten, welche ihre Werke auf kaiſerliche Koſten gedruckt wünſchen — einen Ehrenſold kennt man in China nicht und die Sprache hat kein Wort dafür — ſenden ſie nach Peking, wo das Hanlin beſtimmt, ob ſie dieſer Auszeichnung werth ſind oder nicht." Das Reſultat zeigt, wohin ſolche gründliche Aufſicht führt: Es entſteht nichts mehr und Erſtarrung und Tod ſind die Folge. „Auch müſſen ſich dieſe immer noch verdächtigen Gelehrten des Hanlin in allen ihren Verrichtungen mit den Präſidenten der Sittenbehörde oder des Cultusminiſteriums benehmen, welche darüber wachen, daß jede freie Bewegung unterdrückt und blos nach den herkömmlichen geiſtlichen Formen, nach der landesüblichen Liturgie gehandelt werde."

Eine merkwürdig pſychologiſche Aufgabe bieten die wenigen Chineſen dar, welche im Gegenſatze zu der allgemeinen Feigheit, dem natürlichen Ergebniß eines ſeit Jahrtauſenden despotiſirten Landes, mit einem gewiſſen Heroismus ſich die Kehlen abſchnitten bei dem Siege der Engländer. Es iſt dies der Heroismus der formellen Verzweiflung. Hinter ihnen der Herr, welcher die Niederlage auch noch züchtigen wird, vor ihnen ein barbariſches Element, welches ſie ihrem ganzen Gedankenkreiſe nach verachten müſſen und welches ſie doch unwiderſtehliche Macht entwickeln ſehen. Die Welt iſt verrückt, hinweg aus ihr! iſt ihr natürlichſter Schluß, und wer noch einen Reſt moraliſcher Thatkraft beſitzt, ſchneidet ſich die Kehle ab.

Retten wir uns zu einem tröſtlichen Geſichtspunkte, der uns glücklicherweiſe näher liegt. Da iſt ein Buch mit einem gepanzerten und mit Lorbeer bekränzten Ritter. Das iſt ein guter, ſehr antichineſiſcher deutſcher Ritter, Namens Hutten.

Digitized by Google

August Bürck hat in einem Bande eine Lebensgeschichte Ulrich's von Hutten gegeben und zwar in der Absicht, ein populäres Buch zu liefern. Ob ihm dies in ganzer Ausdehnung des Wortes gelungen sei, müssen wir vom Urtheile des Populus, heutiges Tags Publicum genannt, erwarten. Die gewisse Kraft, welche einschmeichelnd und nachdrücklich zugleich Popularität zu gewinnen pflegt, ist Bürck nicht grade eigenthümlich, aber er ist ihr in diesem Buche näher gekommen, als in irgend einem frühern, besonders durch ein sehr anerkennenswerthes Streben nach Einfachheit. Die Art der Quellenbenutzung ist etwas wunderlich, insoweit von Quellen die Rede ist, welche das Hutten-Thema schon zu einem schiffbaren Flusse gemacht haben. Er läßt nämlich Ranke, Hagen, Meiners ꝛc. oft wörtlich sprechen und zeigt uns durch beigefügten Namen des Historikers an, daß er hiermit die Ansicht eines Andern zu der seinigen mache. Demgemäß sagt er denn auch im Vorworte, daß er nicht mit fremden Federn glänzen wolle, indem er ihnen hier und da eine andere Färbung zu geben suche, daß er aber auch den als tüchtig erkannten Ausdruck nicht paraphrasiren möge. Ich fürchte nur, die Einheit des Buches leidet darunter ein wenig und mit ihr der größere Eindruck, welchen es machen kann, sobald die ganze Darstellung aus der Persönlichkeit des Autors hervorströmt. Wenn also die Ansichten Ranke's, Hagen's ꝛc. über Hutten von Bürck nicht blos eingestreut, sondern durch dessen Auffassung und eigne Wiedergabe vermittelt würden, so wäre ein weiterer Schritt zur Popularität gewonnen. Das Publicum ist indessen vielleicht der Meinung, es sei wünschenswerth, dergestalt in Kürze und den Hauptpunkten die Ansicht berühmter Historiker unverändert mitgetheilt zu erhalten, und damit gibt es dem Herausgeber Recht. Der schön gedruckte, übersichtlich und interessant abgetheilte Band ist jedenfalls eine willkommene Gabe, doppelt willkommen in einer Zeit, welche die Streitfragen Hutten's allesammt wieder in brausende Bewegung gesetzt hat.

Jesuiten. Eine historische Ergänzung nach entgegengesetzter Seite bietet ein anonym erschienenes Bändchen mit folgendem Titel: „Das Innere der Gesellschaft Jesu. Eine durch Documente des Ordens gegebene Darlegung der Erziehung, Bildung, des innern Ganges, der Verwaltung, des Bestandes und der Wirksamkeit der Gesellschaft in unsern Tagen." Ich weiß von dem Verfasser, daß er viele Jahre blos darauf verwendet hat, das Institut der Jesuiten durch eigne Anschauung kennen zu lernen, daß er zu dem Ende in fremden Ländern, namentlich in Frankreich, soweit es möglich war, in die Häuser der

Digitized by Google

Jeſuiten eingedrungen iſt, und daß wir von ihm ein ausführliches Buch über dies Thema zu erwarten haben. Bei den Leſern der Grenzboten iſt beſondere Aufmerkſamkeit vorauszuſetzen. Sie haben die pikante Wendung geſehen, welche Julius, jetziger Redacteur der Berliner Zeitungshalle, dem Thema zu geben wußte, und haben die intereſſanten Mittheilungen Köberle's geleſen. Der anonyme Verfaſſer dieſes nur wie ein Botſchafter vorausgeſendeten Bändchens hat ein ganz anderes Verhältniß zu der Frage: Was ſind eigentlich die jetzigen Jeſuiten? „Diejenigen, welche Wahrheit geben konnten," ſagt er, waren zu ſehr Partei, die ſie geben wollten, waren zu wenig unterrichtet. Aus der neuern Geſellſchaft ſind wenige gegen ſie zeugende Schriften hervorgegangen, denn die beiden Mittheilungen über das Collegium St. Michael zu Freiburg und über das Noviziat zu St. Acheul bei Amiens haben, letztere nicht genug Autorität und tiefere Kenntniß der Geſellſchaft ſelbſt, erſtere nicht die erforderliche Ausdehnung, um einen Ueberblick über das Ganze zu geben. Die bloßen Parteiſchriften, wie ſie aus mancherlei Anſichten in Deutſchland und Frankreich erzeugt ſind, können nicht in Betracht kommen, da ſie außer den eignen Meinungen der Verfaſſer keinen Werth beſitzen; die von der Geſellſchaft ſelbſt veröffentlichten ſind zur Gewinnung möglichſt vieler Gunſt geſchrieben; die von ihren Freunden leiden an den Mängeln beider Parteien, obſchon ſie in der Regel behaupten, frei von aller Rückſicht zu ſchreiben. „Ja" ſetzt er hinzu, „die bloße, ſelbſt gründliche Kenntniß des Inſtituts genügt dazu nicht; denn wer kann behaupten, was in dieſem geändert worden, was außer ihm liegt, wer kann den eigenthümlichen Geiſt in ſeiner ſo ſeltſamen Lebensäußerung erfaſſen aus dem bloßen Buchſtaben. Es wird immer nur der hineingebrachte Geiſt ſein, nie aber der urſprüngliche oder geltende. Hier nur ſetze ich den Inhalt der nachſtehenden Blätter hin. Ich will die Geſellſchaft Jeſu rein, auf ſie ſelbſt mich ſtützend, hinſetzen, wie ſie iſt, wie ich ſie verſtanden habe. Thatſachen, ruhige Wahrheit, der nackte Gang des lebenden Inſtituts iſt mein Zweck, von jedem fremden Einfluſſe mich bewahrend, werde ich nur in leichten Andeutungen nothwendige Aeußerungen meiner Anſicht einflechten. Wahrheit, das von beiden Parteien zur Loſung erhobene Wort, wohlan! ich gebe ſie. Ich gebe ſie, ohne einen Anſpruch auf andere Bedeutung als die, das von mir mit ſchweren, ſelbſt ungewöhnlichen Opfern Errungene zu richtiger Feſtſtellung der öffentlichen Meinung und zur Aufhülfe auf den einzig richtigen Standpunkt parteiloſer Erkenntniß verwendet zu haben."

Digitized by Google

Die Leser mögen nicht besorgt sein, daß ein also verklausulirtes Buch am Ende gar jesuitisch für die Jesuiten geschrieben sei. Der Verfasser ist ein ehrlicher Norddeutscher, und schon dieser vorläufige Band schließt nach Mittheilung der statistischen Daten in seinen Schlußbetrachtungen dahin ab, daß er — der Abneigung gegen die Jesuiten Recht gibt.

Dieser Daten halber ist allerdings dieses Bändchen von außerordentlicher Wichtigkeit.

Das kann ich von einem „Jahrbuche des deutschen Elementes in Ungarn" nicht sagen, welches „mit Originalbeiträgen namhafter Schriftsteller" von Karl Maria Beukert so eben herausgegeben worden ist, und eine literarische Verbindung und Vermittelung zwischen den Deutschen und Magyaren errichten soll. Zu dieser dankenswerthen Aufgabe ist es in keiner Weise angethan, nicht in der Auffassungsfähigkeit des Herausgebers, nicht in den Beiträgen. Letztere erscheinen zusammengerafft, ohne irgend ein vereinigendes Princip und von grell ungleichem Werthe. Die Einleitung des Herausgebers aber, burschikos und lebendig, fährt an den entscheidenden Punkten, innerhalb welcher Trennung oder Vereinigung entschieden werden muß, windig vorüber. Das Thema ist ein ungemein schwieriges, da die Berechtigung der Magyaren unsern Landsleuten gegenüber eine viel stärkere ist, als die der Slaven in Ländern, welche seit Jahrhunderten Deutschland einverleibt, mit lediglich deutscher Cultur und zur Hälfte mit deutschen Bewohnern angefüllt sind. In Ungarn kann es gründlicher Bildung nur langsam gelingen, dem deutschen Elemente eine tüchtige Stellung zu verschaffen, eine Stellung, tüchtig für die Magyaren und tüchtig für uns, die wir eine organische Verbindung bis an's schwarze Meer mit allen Kräften erstreben müssen. Solch ein deutsches Element, welches sich in deutscher Sprache magyarisch geberdet, kann uns nicht im Geringsten nützen und wird auch in seinem lüderlichen Style den Magyaren von keiner Bedeutung sein. Das Beste was es zu Stande bringen kann, wäre eine Anregung für die Deutschen in Ungarn: einen gründlichen literarischen Mittelpunkt in einer Monats- oder Vierteljahrsschrift zu suchen, damit die schwierige Stellung des deutschen Elementes ein Organ für Speculation und Verständigung gewänne.

Eilen wir zu organisirten Schöpfungen, die in ihrem Kreise abgeschlossen sind und deren Betrachtung ersprießlicher ist. Die letzten

Digitized by Google

Monate haben manches Werthvolle gebracht. Darunter die erſten zwei Bände einer geſammelten Ausgabe „Schriften“ von Eduard Boas, ein neuer Roman der Gräfin Hahn, ein Roman von Schücking. Eine Dame, Caroline von Göhren, tritt zum erſten Male auf mit einem Roman in zwei Bänden, Johannes Scherr, den ich nur als kritiſch hiſtoriſchen Darſteller neuerer Literatur gekannt, desgleichen ſein „Prophet von Florenz,“ welchen er Wahrheit und Dichtung nennt, iſt zwar der Jahreszahl nach ſchon im vorigen Jahre erſchienen, er hat aber wohl unter der Fluth das Schickſal gehabt, neu, das heißt unerörtert zu bleiben. Louiſe Mühlbach bringt in drei Bänden einen „Roman in Berlin“, Nordmann, ein neu hervortretender ſolider Oeſterreicher, ein Novellenbuch in zwei Bänden, Ludwig Storch die erſte Abtheilung ſeines „deutſchen Leinwebers“ unter dem Titel: „Philipp von Oeſtreich“, Klencke, „das (dreibändige) deutſche Geſpenſt,“ von Sternberg dagegen ein illuſtrirtes „Tutu.“ Die „Urania“ den andern Taſchenbüchern voraus bringt neue Novellen von Auerbach, Gutzkow, Sternberg, Thereſe, Gerſtäcker ꝛc. und die Theaterliteratur daneben iſt für dieſe Saiſon zahlreicher denn je mit Originalarbeiten ausgerüſtet. Da iſt der „deutſche Leinweber“ von Storch und Adami ſchon als Drama eingerichtet, da bietet Schücking als Luſtſpiel eine ſatiriſche Poſſe „Anno 1760 oder die Belagerung von Graßlingen,“ Feldmann als Verſpottung der Lindwuth „Ein Mädchen vom Theater,“ Benedix, ein harmloſes, in geſchickter Schürzung von Situationen erheiterndes kleines Luſtſpiel „der Vetter“, Berger, Verfaſſer der „Baſtille“ und „Marie von Medicis“, einen „Jean Bart“ als Luſtſpiel, Guſtav Freitag ein geiſtvolles, intereſſantes Schauſpiel „die Valentine“, Gutzkow ein ſorgfältig ausgearbeitetes Stück aus dem Judenthume „Uriel Acoſta“, welches außer ſeiner dramatiſchen Führung noch den beſonderen Reiz eines dogmatiſchen, für die jetzige Zeit namentlich anziehenden Themas, darbringen wird, Bauernfeld zwei neue Luſtſpiele, Friedrich Halm ein noch ungenanntes Stück, deſſen Beendigung täglich zu erwarten ſteht. Sieht dies nicht wie erfreulicher Reichthum aus! Und ſo Manches iſt noch unterwegs, oder mir noch nicht bekannt, wie „das Pfand der blauen Schleife“, dem Gerüchte nach von einem Herrn von Puttlitz, ein reizendes Intereſſe darbieten ſoll. Der Lyriker und Epiker gedenk' ich dabei noch gar nicht, und erwähne nur beiher, daß von Nordmann ebenfalls ein Band Gedichte unter der Preſſe, daß Moritz Hartmann mit Beendigung eines zweiten Bandes beſchäftigt und nur um einen Titel in Sorgen iſt, da „Kelch und Schwert“ einzig bleiben ſoll und

Digitized by Google

„Neuere Gedichte" als zu geographiſch nicht beliebt iſt, daß endlich Alfred Meißners Ziska Außerordentliches verſpricht.

Bei der Morgenröthe hat Alles ein verheißungsvolles Anſehen. Betrachten wir nun Einiges unter nüchterner Beleuchtung.

Eduard Boas. Die Sammlung ſeiner „Schriften" iſt auf zwölf Bände angelegt, und die zwei erſten liegen vor uns. Der erſte „heitere Novellen" betitelt, enthält drei Erzählungen, von denen „der Buchbinder" und „Bemos Jugendleben" einen eigenen und nicht unintereſſanten Charakter des Erzählens darſtellen. Sie wollen Zuſtände in größerem Umkreiſe, zum Beiſpiele Handwerkerleben ſchildern, und einen Charakter entwickeln, an welchem ſich typiſch unſer jetziges Fauſtleben ſpiegelt. Fauſt fragt heutiges Tags nicht mehr nach jenſeitigen Dingen, ſondern er fragt: was ſoll man nach abſolvirten Studien werden, um leidlich glücklich zu ſein, Held oder Doctor, Künſtler oder Privatmann? Dies Thema behandelt die zweite Novelle, und es iſt der Boasſchen Weiſe nachzurühmen, daß ſie ſich durch die doctrinäre Abſicht nicht in doctrinäre Durchführung einſpannen läßt. Die Entwickelung des Benno eilt munter und natürlich von Genrebild zu Genrebild in's Leben hinein und befriedigt unſre Anforderungen, bis wir an die letzte Höhe kommen. Von dieſer macht der Autor ein zu wohlfeiles Zugeſtändniß an die alltägliche Form der Erzählung. Genügt uns indeſſen auch der Ausgang nicht, der Weg hat uns angeſprochen, und ich glaube wohl, daß das große Leſepublicum viel Antheil nehmen kann, an den Boasſchen Formen. Der Buchbinder iſt in der That eine durch Einfachheit wohlthuende Geſchichte. Es mag an ihr zu tadeln ſein, daß ſie durch ausführliche Schilderung des Handwerkerlebens in der Einleitung auf einen Kreis ſich ſtützt, welcher für die eigentliche Erzählung nicht nöthig und noch weniger Kern und Mittelpunkt iſt; aber man nimmt dieſe Romantik der Handwerksburſchen gern in den Kauf. — Der zweite Band bringt die „Pepita", welche ſich ſchon zahlreiche Freunde erworben, und bringt unter dem gemeinſchaftlichen Titel: „Italienerinnen" mehrere ſolcher anmuthigen Epen, deren ſchalkhafte Gattung Eduard Boas als etwas ganz Originales anſprechen darf.

Schücking's „Eine dunkle That" iſt Zeugniß eines geiſtvollen Autors und ausgeſtattet mit manchem guten Detail. Gegen das Ganze bin ich in einer ungünſtigen Stellung, inſofern mir die romantiſche Art der Erzählung veraltet und unintereſſant erſcheint. Die Motive kommen hinten nach! Dies iſt mit einem Worte die Form die-

Digitized by Google

ſer romantiſchen Erzählungsweiſe. Auf Geheimniſſen herumzutanzen ehe man weiß, ob dieſe Geheimniſſe der Rede werth ſind, das iſt ein Verlangen, über welches nur eine große Genialität der Darſtellung hinwegbringt. Ich finde dann auch dieſen Romanband da am beſten, wo der Verfaſſer in der Mitte des Bandes ein hinreichendes Stück Boden vor uns aufgedeckt hat und nun gezwungen iſt, mit benannten Größen in natürlicher Entwickelung zu verfahren. Schücking wird ſeine ſchönen Kräfte viel ergiebiger verwerthen, wenn er ſich entſchließt, ſeine Erzählungen beim Anfange anzufangen. Die dunkle That ſpielt übrigens in Weſtphalen und im vorigen Jahrhunderte. Sie beſteht in der Beſeitigung mehrerer Kinder durch ein rachſüchtiges Frauenzimmer und iſt längſt geſchehen, als die Helden und Heldinnen des Romans einander begegnen. Sie iſt alſo nur ein Hintergrund, welcher uns als ſolcher nicht beſonders lockt und welcher eigentlich nur zur Erklärung dient, nicht aber zu dramatiſcher Bewegung.

Von den drei Damen, welche uns Romane bringen, erlaube ich mir nur über eine, die Gräfin Hahn, ein Urtheil. Die andern beiden, Louiſe Mühlbach und Caroline von Göhren, begegen ſich in Formen der Darſtellung, welche meiner Empfänglichkeit zu weit abliegen. Von Louiſe Mühlbach, die ſehr fleißig producirt, habe ich ſehr lange nichts geleſen und ich muß geſtehen, daß dieſer „Roman in Berlin“ einen großen Fortſchritt der Verfaſſerin neben frühern Büchern bekundet. Das Thema ſelbſt, Berliner Zuſtände und Figuren, die ſich nach allen Seiten durchkreuzen und vor zwei Jahren Berliner Geheimniſſe betitelt worden wären, iſt mit Sicherheit angefaßt und in guter moraliſcher Abſicht ſo ausführlich angelegt, daß es eine breite Behandlungsweiſe verträgt. Dies wird gewiß von einem großen Theil des Publicums dankbar anerkannt werden. Für mich iſt dieſe Breite der Zuſtände und Charaktere nur dann genießbar, wenn ihr die geiſtige Energie eines Sue auch große Stärke verleiht. Ohne ſolche Energie der Faſſung werde ich das Mißbehagen nicht los, eine romantiſche Statiſtik vor mir zu haben, die mir nicht hinreichend Statiſtik iſt, weil ſie eben romantiſch ſein will, und nicht Roman genug, weil ſie auf Statiſtik Anſprüche macht. — Noch übler iſt mein Verhältniß zu der „Adoptivtochter“ von Caroline von Göhren. Dieſer Roman iſt die Ausführung des dritten Abends aus Anderſen's „Bilderbuch ohne Bilder.“ Es iſt ein gar mißlich Ding, etwas in zwei Bände auszudehnen, was ſchon eine kurze gute Form gefunden hat. Die Verfaſſerin hat denn auch offenbar ein ganz anderes Publicum vor Augen, als uns Schrift-

Digitized by Google

ſteller, und ſie muß darauf beſtehen, daß ihr Buch von anſpruchsloſen Damen beurtheilt werde.

„Sibylle," ein neuer zweibändiger Roman der Gräfin Hahn, iſt dagegen an uns gerichtet. Ihn dürfen und müſſen wir näher betrachten. Obenein werden die Leſer und Leſerinnen dieſer geiſtreichen Frau immer ſchwieriger und unſicherer in ihrem Urtheile, und ſeit dem vorletzten Romane, Clelia Conti, der allerdings nicht leicht Jemand befriedigen konnte, grollt die Unzufriedenheit mit dieſer Schriftſtellerin ſo laut, als ob ſich die Entthronung eines frühern Lieblings in's Werk ſetzen wollte. Sibylle wird deshalb bereits härter angelaſſen, als recht ſein mag; ſie iſt um nichts ſchwächer, als ein früherer Roman; im Gegentheile, ſie iſt beſſer als Clelia Conti und manches andere Buch der Verfaſſerin. Das abfällige Urtheil erklärt ſich nur daher, daß die Leſer jetzt erſt zu der Einſicht kommen, welche dem Kritiker längſt vor Augen lag, zu der Einſicht, daß Form und Inhalt dieſer Verfaſſerin ſehr ſchmal iſt und auf die Länge nicht genügen kann. All' dieſe Romane ſind Variationen deſſelbigen einzigen Thema's und Variationen innerhalb derſelben Figuren. Je öfter das wiederkehrt, deſto ärmer erſcheint es. Auch in Rückſicht auf Gedanken; nicht daß es an Gedanken fehlte — nein, dieſe werden immer zahlreicher, aber immer dünner, immer kraftloſer, weil ſie fortwährend von derſelben Wurzel abgeſchält werden. Klänge es nicht zu wunderlich, ſo könnte man das Bild einer Zwiebel zur Verſinnlichung gebrauchen. Haut um Haut wird abgelöſt, bis man auf Häutchen um Häutchen kommt. Man lieſt jetzt ſchon Seiten lang, ohne irgend einen Eindruck zu erhalten, weil die Folgerungen und Betrachtungen bis zur Unſcheinbarkeit dünn gehäutet ſind, und weil auch die Verfaſſerin augenſcheinlich zu handwerksmäßig täglich ſchreibt. Statt mit Sparſamkeit in ihrem ausgeleerten Kreiſe den etwa noch übrigen Reſt zuſammenzudichten, zerſtreut ſie ihn durch tägliches Ausſpinnen. Statt auf Compoſition zu denken und vermittelſt der zwei oder drei Gedanken, um welche ſich der Roman bewegt, glücklich zu täuſchen, wird ſie immer ſchlaffer in der anfänglichſten Form, in der biographiſchen. Dieſe chronologiſch hinſchleppende Form hat ohnedies den Uebelſtand, neben der Hauptfigur alle andern Figuren nur in dürftigem Profil zu zeigen, Alles immerfort nur in der einen Beziehung darzubieten. Es iſt befremdlich, daß eine ſo kluge Frau in der eigentlichen Kunſt ſo gar nichts lernt, als ob ſie in dem einen Punkte durchaus mit Herrn von Sternberg harmoniren müßte. In Betreff der Sprache ſelbſt hat ſie ſich übrigens um einen Grad gebeſſert: der Jargon

Digitized by Google

geſellſchaftlichen Ausdrucks mit der „Auréole," mit dem „illuſtre" und „magnifique" iſt in dieſem Romane ziemlich beſeitigt, wenn auch keineswegs ganz. Das muß ihr auch ſehr ſchwer werden, da ſie abgeſchloſſen lebt und nur den immerwährenden Scheltworten von außen nachgibt, nicht aber ſelbſt empfindet, daß dieſes Kauderwelſch von ſchlechtem Geſchmacke ſei.

Sibylle erzählt ihre Lebensgeſchichte. Sie iſt eben wieder ein weiblicher Fauſt, der nicht lieben kann. Der Anfang dieſes unvermeidlichen Thema's iſt mit friſcher Kraft geſchrieben und lockt. Dann verſinkt das Buch in die herkömmlichen Spinngewebe des einen Gedankens: der liebenswürdige Gatte genügt nicht, der Freund „captivirt", aber überwältigt nicht, auch dann nicht, als der Gatte geſtorben iſt und der Freund treue Anſprüche zeigt. In dieſer Gegend wird das Buch gradezu langweilig. Sibylle gibt endlich nach und heirathet Otbert und wird von dieſem untreu behandelt. Wie ſie dieſe Untreue auffaßt, der Schluß des erſten Bandes — das iſt genial gedacht und empfunden und lockt uns in den zweiten Band, obwohl wir uns eingeſtehen, daß für einen zweiten Band nichts vorbereitet iſt und Alles aus dem Nichts neu geſchaffen werden muß. Das gelingt denn auch nicht, obwohl der Muſiklehrer Fidelis, deſſen tiefe Liebe zu ihr jetzt in den Vordergrund tritt, eine ſchöne Geſtalt iſt. Wir wiſſen bereits zu gut, daß er dieſer „immenſen, aber leeren Seele" Sibyllens keine eigentliche Liebe abgewinnen kann; wir ſind durch die unintereſſante biographiſche Form zu ſehr auf eine bloße Begräbnißgeſchichte vorbereitet und als dieſe traurige Entſcheidung mit Fidelis eingetreten iſt, ſind wir wiederum ohne fortdrängenden Lebenskeim des Romanes und des Endes herzlich bedürftig. Dieſelben Modulationen ein und deſſelben Gedankens gähnen uns an, wir ſind geneigt, Blatt für Blatt zu überſchlagen, bis ein neuer Liebhaber auftritt, den Sibylle für den Liebhaber ihrer Tochter hält. Wie immer in dieſen Büchern, haben wir reiſen und reiſen, es mit dieſem und jenem Orte verſuchen, viermal, fünfmal neu anknüpfen und in Ermangelung einer Einheit „allenblich" denn auch wieder in einem Bauerhauſe der Schweiz kurz vor dem Ende des Buches einen neuen Roman anheben müſſen. Dieſer neue Roman mit dem „bewilderten" Wilderich iſt für den Grundgedanken der Sibylle ſehr gut gedacht: weil Sibylle nicht lieben kann, verkennt ſie Wilderich's Liebe zu ſich, glaubt ihre Tochter geliebt, zieht ihre Tochter in ſo falſche Hoffnung hinein und vernichtet ihr Kind dadurch, daß das Mißverſtändniß an den Tag kommt.

Dies iſt Sibylle, deren Inhalt einen intereſſanten, ja tragiſch-eindringlichen Roman gegeben hätte, wenn er in einem Bande und mit den Hülfsmitteln der Erzählungskunſt geſchrieben worden wäre. Ich bin weit davon entfernt, in die Vorwürfe einzuſtimmen, daß dies moderne Frauenthema von Frauen dargeſtellt, eine verderbliche Einſeitigkeit in unſerer Literatur errichte. Ich halte es im Gegentheil für einen Gewinn, daß dies Thema erörtert und daß es von Frauen erörtert werde, welche erſichtlich neue, uns Männern nicht erreichbare Geſichtspunkte und Empfindungen einführen. Aber ich leugne nicht, daß wir hiermit bereits auf dem Punkte angelangt ſind, welcher eine Verarmung und Verwäſſerung in ſpitzfindigen Ausführlichkeiten mit ſich bringt, und daß einem Talente, wie dem der Gräfin Hahn, eine engere und ſtrengere Faſſung nöthig wird, wenn dieſem ganzen Frauenweſen ein dauerndes Plätzchen in der Literatur geſichert werden ſoll. Mit Ausnahme der Geſellſchaftsworte, welche im literariſchen Style durchaus als Ungeſchmack erſcheinen, möchte ich auch den einzelnen Wortneuerungen deutſchen Ausdrucks nicht ſo entgegentreten, wie dies vorherrſchend geſchieht. Dergleichen Neuerungen müſſen der Eigenthümlichkeit geſtattet werden, und wenn auch vielleicht „allendlich" und „bewildert" nicht aufgenommen werden, ſo ſoll man doch ſolch eine Quelle der möglichen Bereicherung nicht verſtopfen. Die Mittelmäßigkeit braucht freilich keine neuen Ausdrücke, weil ſie nicht eigen denkt und nichts Neues zu ſagen hat. Wer aber dazu getrieben iſt, dem ſoll das Herkommen nicht ſpöttiſch entgegen gehalten werden. Das Unpaſſende findet von ſelbſt keinen Zugang, alſo auch keine Dauer.

H. L.

Digitized by Google

Fürstenjagd.

Novelle von **Eduard Brunn.**

I.

Das kleine Mahl war beendet, Marie hob das Tischtuch hinweg, und Max saß Roberten jetzt allein gegenüber. Ruhe und Behaglichkeit herrschten in dem kleinen Zimmer. Alles war reinlich und blank, Alles einschmeichelnd und traulich, selbst den alten Nußbaummöbeln sah man es an, daß sie hier ein stilles Familienglück bewachten. Robert, um dessen breiten Mund schelmische Gutmüthigkeit lagerte, dessen lebenswarmes Auge und braunes Haar, in welches die 60 Jahre noch keine Silberfäden gesponnen, sein Alter Lügen strafte, hatte schon lange seinen jungen Freund beobachtet, der das Haupt auf den Arm gestützt, sinnend in die Flamme des Lichtes starrte. Jetzt aber stand der alte Jäger kopfschüttelnd auf, öffnete die knarrende Thür eines Schrankes, suchte und suchte, bis er endlich ein kurzes, doppelläufiges Gewehr hervorlangte, welches von oben bis unten sorgfältig mit Tüchern umwunden war. Bedächtig nahm er die leinene Puppenschale von dem schönen Instrument, setzte sich wieder an den Tisch und fing an den Lauf und das Schloß zu putzen.

Aber wie oft er auch nach Maren hinüberschielte, er gab nicht Acht auf das, was um ihn vorging. Endlich konnte Robert das Schweigen nicht länger ertragen. „Wer das Ding so vor sich sieht," begann er, „der läßt sich vielleicht von der netten Außenseite bestechen, aber ich lobe mir doch mein altes Kaliber mit einem Laufe, denn mein Wahlspruch wird bleiben: Wer auf den ersten Schuß nicht trifft, der lasse seine Hand lieber ganz von jedem Gewehre!"

Digitized by Google

Max warf jetzt einen flüchtigen Blick auf die Doppelflinte.

„Ein neuer Stutz, nicht wahr?“ fragte er zerstreut. „Ihr habt ihn wohl kürzlich gekauft? denn ich sah ihn noch nie im Hause.“

„Das will ich glauben!“ meinte der Alte lächelnd, „aber gekauft habe ich ihn nicht. Se. Durchlaucht schenkte mir ihn, als er noch Prinz war, und erzählte mir dabei, wie er einst damit eigenhändig einen Wilddieb niedergeschossen. Da sieh nur das Wappen.“ Dabei wies er auf ein silbernes Gepräge über dem Schloß. „Ich habe das Ding“ fuhr er geschwätzig fort, „immer eingeschlossen gehalten, und weiß Gott, wie mir es einfiel, daß ich es morgen bei der Herrenjagd tragen sollte — vielleicht erkennt der Herzog das Geschenk und den Beschenkten wieder. Das war ein lustiger Tag, wo ich es als Beute heimbrachte, es war in demselben Herbste, wo du einst, als ein hilfloser Bursche Mitleid heischend in meine Hütte kamst. Draußen an der Grenze hatte ich die Fährte eines Hirsches wahrgenommen, und er war schon ein Stück in's Land hineingegangen. Flugs laufe ich hinüber auf das Schloß, und melde es dem Prinzen. Ein ächter Waidmann, hängt er gleich Flinte und Tasche über, und so machten wir Beide allein uns auf den Weg, beschlichen den Zwanzigender, und erlegten ihn glücklich. Als wir nun so auf dem Haidekraut saßen, und der Prinz mit mir theilte, was mir deine Marie als Imbiß in die Tasche gesteckt, da wurde er redselig und erzählte mir die Geschichte mit dem Wilddiebe. Er war auch einmal nur von einem Jägerburschen begleitet, hier herum in den Wald gegangen, da trifft er auf zwei Männer mit grauen Kitteln und einen Jungen, die mit Büchsen über den Schultern herumstreichen. Ohne Verzug legt er an, und schießt den Aelteren der Beiden nieder. Damals hauste grade in der Umgegend der berüchtigte Grauschütz, wie ihn die Bauern nannten, ein verwegener Geselle, der wohl drüben an der Grenze seine Wohnung hatte. Der Prinz versicherte mir nun, daß es der Beschreibung nach derselbe gewesen wäre, den seine Kugel niedergestreckt, auch verscholl seitdem der Name des Grauschützen und bis heutigen Tages hat sich in unsern Landen nie wieder solch ein Freibeuter sehen lassen, denn wenn einmal ein Bauersmann hier und da ein Häschen wegpafft, nun so drückt man ein Auge zu — denn das ist noch keine Wilddieberei!“

„Aber die andern Beiden?“ fiel ihm Max rasch in's Wort, „was sagte der Prinz von den beiden andern Wildschützen?“

Digitized by Google

„Ja so. Nun die hätten den Getroffenen aufgehoben und fortgeschleppt. Aber Se. Durchlaucht waren damals schon ein Mann mit dem Herz auf dem rechten Flecke. Immer ihnen nach, durch Gestrüpp und Felsgestein. Einmal hätten die Beiden Miene gemacht, den Gefallenen niederzulegen, und sich zur Wehr zu setzen, aber der Prinz sandte ihnen eine Kugel, die dem Jungen den Hut vom Kopf riß' und da sahen sie wohl, daß es auf kein Spaßen abgesehen war, hoben die Leiche des Grauschützen wieder auf, und entkamen endlich, weil sie mit den Waldwegen besser vertraut waren, als Se. Durchlaucht."

„Ich hörte die Geschichte schon von andern Leuten," sprach Max, indem er wieder sinnend in das flackernde Licht starrte, „es ist der Grauschütz gewesen, der damals geschossen wurde, auch sein Begleiter ist später an einer Wunde gestorben, denn der Prinz hatte sie weit verfolgt und seine Kugeln setzten den Leichenträgern arg zu — nur der Bube soll davongekommen sein."

„Wohl ihm! er wird die Lehre nicht vergessen," versetzte der Waidmann.

„Er wird sie nicht vergessen!" sprach ihm Max in hohlem Tone nach, und die alten Nußbaummöbeln knisterten geheimnißvoll bei diesen Worten. — Aber der alte Robert war einmal im Erzählen, und da brach er nicht leicht ab.

„Als wir nun damals selbander gefrühstückt hatten," fuhr er fort, „trieben wir Leute in der Umgegend auf, die das Wild nach Hause bringen sollten, und der Prinz befahl, das Geweihe über dem Einfahrtsthore des Jagdschlosses zu befestigen, und ließ darunter eine kleine kupferne Tafel setzen mit den Namen „Prinz Michael und Robert", weil er den ersten, ich den zweiten Schuß gethan, ja hätte er in seiner Doppelflinte nicht noch einen dritten Schuß bereit gehabt, der Zwanzigender könnte noch heutigen Tages herum spazieren. Die kleine Kupfertafel ist freilich im Regen grün geworden, und man sieht sie kaum, wenn man so flüchtig vorübergeht, aber diese Flinte hier hat nicht geroſtet, und ich bewahre sie wie ein theures Erbstück, denn Se. Durchlaucht schenkte sie mir damals, als wir zusammen im Haidekraut saßen. Ich verschloß und versteckte sie aber, damit die Leute nicht glauben möchten, ich wolle ein Gepränge daraus machen."

„Wie?" fuhr Max jetzt auf, „das ist dieselbe Flinte, durch die jener Grauschütz fiel? Zeigt her!"

Digitized by Google

Haſtig ergriff der junge Mann das blitzende Doppelrohr; Robert aber wandte ſich an Marien, die wieder eingetreten und ſich ſtill an den Tiſch geſetzt hatte.

„Sieh nur den Kennerblick! Wie der Junge das Ding zu drehen verſteht! Wie er bald roth bald blaß wird! Ja auf ſolche Sachen muß man ihn zu bringen wiſſen, da iſt er gleich Feuer und Flamme!“

„Himmel! was iſt das?“ unterbrach ihn ängſtlich Marie, „ſeht nur Vater, wie ſeine Lippen zittern und ſein Auge rollt!“

„Hahaha!“ lachte der Alte, „was ihr Frauenzimmer doch für ängſtliche Schnacken habt! bin in meiner Jugend accurat ſo geweſen! Hahaha! accurat ſo, ſage ich Dir.“

„Vater!“ rief Max jetzt plötzlich, „es muß furchtbar ſein, auf einen Menſchen zu zielen. Furchtbar!

„Warum denn?“ fragte der Alte, „deſſen Blicke mit ſichtlichem Wohlgefallen auf Marens kräftiger Geſtalt und ſeinen kühnen Augen ruhten, „warum furchtbar? Der Prinz verſicherte mir damals, es ſei der ſchönſte Tag ſeines Lebens geweſen, und der Menſch wäre das edelſte Wild. Er hätte geglüht, wie vom Feuer ſpaniſchen Weines, ſeine Hand hätte vor Erwartung gezittert, und deshalb wären auch ſeine Kugeln am Ziele nur vorbeigeflogen.“

Max ſtand hoch aufgerichtet da, die Büchſe lag in ſeinem Arme, krampfhaft hielt ſeine Hand das Schloß umſpannt, als läge er auf der Lauer, und als ſollte im nächſten Augenblick der rothe Strahl auf ein Opfer gezückt werden. Seine Naſenlöcher waren weit geöffnet, ſein Mund feſt zuſammengepreßt, und Fieberſchauer ſchüttelten ſeinen Körper, da entfiel ihm nach dem letzten Worte des Alten plötzlich das Gewehr, und ſchlug klirrend auf den Tiſch, daß der Meſſingleuchter hoch emporſprang, auf den Fußboden rollte und das Licht verlöſchte. Marie that einen heftigen Schrei, aber der Alte verlor ſeine Faſſung nicht, holte einen brennenden Holzſpan aus der Küche, zündete die Kerze wieder an, und prüfte ſorgſam ſein Gewehr, ob es durch den Fall nicht gelitten hätte. Max ſaß bleich in einem Stuhle und holte tief Athem.

„Nun ſage mir Junge,“ fing Robert jetzt an, „was Dich angewandelt?“

„Es war Nichts!“ antwortete Max kurz, „das ſchwere Bier, das

Digitized by Google

uns Marie heute Abend vorgesetzt, hat vielleicht mein Blut in Wallung gebracht. Nun ist's vorüber!"

„Höre Max!" fing Robert jetzt an, „geh mir gleich zu Bett. Du mußt morgen frühzeitig auf, denn um 6 Uhr müssen draußen an den Schluchten schon alle Vorkehrungen getroffen und Nachricht auf dem Schlosse sein, wo der Zehnender heute Nacht Quartier gemacht hat. Gott, wie die Zeiten schlecht werden! In meiner Jugend machte man nicht viel Lärmens um solch' ein Stück Wild. Aber wenn sich jetzt so ein Thierchen blicken läßt, da schickt man gleich nach dem Schlosse und trommelt die Leute meilenweit aus der Umgegend zusammen, daß der seltne Gast ja nicht wieder entwische! Na mir ist es aber Recht, schon um des alten Schlosses willen, denn das ist ungesäubert geblieben, seit der selige Herr zu Grabe ging, und das muß nun schon 6 Jahre her sein. — Geht Kinder, geht zu Bett, und Du, Marie, gib hübsch Acht, daß Dein Eheherr nicht im Schlafe wandle, wie er dies manchmal zu thun pflegt. Gute Nacht, Ihr Kinder!" —

II.

Aber Max konnte nicht schlafen. Zwei Stunden lag er schon auf dem zerwühlten Kissen, und kein Schlummer wollte sich auf seine Augenlider senken. Endlich hielt er es nicht länger so aus, er stand auf und schlich in die Nebenstube, in der Hoffnung, das Klopfen seines Herzens zu beschwichtigen, indem er in dem kleinen Raum auf- und abging. Aber immer waren es dieselben Bilder, und dieselben Gedanken, die ihn ängstigten, und immer unruhiger und unsteter wurden seine Schritte. Mechanisch ergriff er endlich das kleine Lämpchen, was er angezündet hatte, schlich zurück in die Schlafkammer und blieb hier träumend vor Mariens Bett. Mit unsäglicher Wehmuth betrachtete er die Schlummernde. Ihre Augen waren fest geschlossen, aber der Mund, ein wenig geöffnet, verzog sich manchmal in ein Lächeln, als gingen liebe Traumgestalten an ihr vorüber. Die breiten Flechten ihres kastanienbraunen Haares waren dem engen weißen Nachthäubchen entflohen und legten sich schmeichelnd um ihren Nacken. Ein kleines Crucifix aus Elfenbein geschnitten, eine feine Tyrolerarbeit, hing an einem schmalen schwarzen Sammtbändchen an ihrem Halse, und hob und senkte sich bei den ruhigen Athemzügen der Schlummernden. — Max seufzte tief auf. Eine kurze Zeit lang verschwand der trübe Ernst aus seinen Zügen, und sein Auge gewann den Ausdruck der

Digitized by Google

innigſten Liebe. Das Buch der Erinnerung ſchlug ſich vor ihm auf und zeigte ihm von Blatt zu Blatt die freundlichſten Bilder. Es war ihm, als beträte er erſt heute, wie damals ein armer elternloſer Knabe, das gaſtliche Haus Roberts. Er ſah Marien den Verlaßnen wie eine Schweſter liebreich aufnehmen. Dann war es wieder der Tag, wo er zum erſten Mal mit Robert in den Wald ging, und der Alte ſich kindiſch freute, daß ſein Pflegling ſo geſchickt die Jagdflinte zu handhaben wußte. Und dann der Abend, wo die ſinkende Sonne die Wipfel der Eichen ſo glühend geküßt, und er Marien hinter den Fliederbuſch im Garten gezogen hatte, um dem Beiſpiel der ſcheidenden Himmelskugel zu folgen. Wie ſie ſpäter mit erröthenden Wangen und klopfendem Herzen vor Robert getreten, ihm ihre Liebe geſtanden, und ſein Jawort erbeten hatten. — Alles war ſo roſenfarben, ſo rein und ungetrübt, bis endlich die nahe Gegenwart ihre Rechte ausübte, und den Träumer an den ſchwarzen Flor mahnte, der ſich mächtig über ſeine Zukunft breitete. Das Lämpchen in ſeiner Hand fing an zu zittern, eine drängte ſich zwiſchen ſeinen Wimpern durch, es war ihm, als ſolle er die Schlafende an ſein Herz preſſen, und nur die Furcht, ſie zu wecken, lähmte ſeine Glieder. Da fielen ſeine Augen auf ein Löckchen, das ſich in den Spitzen des Nachthäubchens verbergen wollte. Leiſe zog er ein Meſſer hervor und raubte die Locke. Es iſt das letzte Mal vielleicht, dachte er, daß ich ſie geſehen. O warum mußte dieſer Wurm die Blüthe meines Lebens benagen, daß die Frucht herb und unreif zu Boden falle!

Langſam ſchlich er wieder in das Nebenzimmer, aber auch hier litt es ihn nicht lange. Hinaus, hinaus in die Nachtluft trieb es ihn. Mechaniſch griff er nach ſeiner Mütze und ſeiner Flinte, aber ſchon an der Thüre kehrte er noch einmal zurück, um aus den Tiefen einer Truhe ein Packetchen hervorzuſuchen. Dann ſchlich er vorſichtig, um Niemand zu wecken, die hölzerne Treppe hinab, ein Sprung über den Gartenzaun, und er war im Dunkel des Waldes. Hier breitete er ſein Päckchen aus, und zog eine graue, von Dornen und Waldgeſtrüpp zerfetzte Blouſe hervor, die er geſchickt über ſeine Kleider warf und mit einem Riemen um die Hüfte befeſtigte. Dann brach er auf und irrte planlos in den Wald hinein, bis dieſer ſich plötzlich lichtete, und ein kleiner, von Heidelbeerkraut verſteckter Fußpfad ihn auf einen kahlen Felſenvorſprung führte.

Es war eine Mondnacht, aber ſchwere Gewitterwolken ließen nur dann und wann die glänzende Scheibe flüchtig hervortreten. Ein tie-

Digitized by Google

ſes Thal dämmerte zu Marens Füßen, ihm gegenüber in Büchſenſchußweite lag auf der Höhe der Thalwand ein langes Gebäude, das Jagdſchloß des Herzogs. Die Fronte ſeiner Fenſter war hell erleuchtet, und da es ſtill im Thal und Walde, die Luft aber gewitterſchwer war, ſo drang das Klirren der Gläſer und das Schmettern der Muſi deutlich zu Marens Ohr. Hinter dem Schloſſe lagerten feſte Wolkenſchichten, und das Wetterleuchten zeigte auf Augenblicke deutlich die Formen des Daches und die kleinen Thürmchen am Giebel des Schloſſes. Tief unten im Thal trieb ein Bach ein ſchweres Mühlenrad, und dann und wann fuhr ein tiefer Athemzug der Nachtluft durch die Laubwände des Thales, daß die Eichen mächtig ſchauerten und ihre ſchweren Blätter erzittern machten.

„Sie trinken und muſiciren drüben", ſprach Max, der eine Zeit lang ſchweigend in die Nacht geſtarrt, „ſo ſorglos ſind die Menſchen! Hinter ihrem Giebel droht doch ein Wetter! Freilich", rief er dann wildlachend, „freilich iſt es kein Wetter mit Donner und zündendem Strahl, ſondern nur ein Leuchten und Flackern — ein Schuß ohne Kugel!

Wieder und immer wieder erklangen die Gläſer und folgten die ſchmetternden Fanfaren von dem Schloß herüber, ja bisweilen konnte man einzelne Stimmen unterſcheiden, unterbrochen durch das Lachen einer vergnügten Menge.

„Wie das jubelt und lärmt!" begann Max wieder, „Sie trinken, ſcheint es, ſeine Geſundheit! Trinkt nur, ſtoßt an, aber hütet Euch, Gläſer ſplittern zuweilen. — Sonſt war es mir ſo wohl, wenn ich frohe Menſchen hörte, warum muß grade dieſer Frohſinn mir ſo in's Herz ſchneiden? O Gott! warum ſo zeitig mich an das Furchtbare mahnen? Faſt ſeit einem Jahre kenne ich, was es heißt, glücklich zu ſein, der Becher iſt noch nicht leer, und mein Durſt ſo groß, warum ſchon jetzt ihn gewaltſam von meiner Lippe reißen?"

Der Mond brach eben hell durch eine Wolkenſchlucht, und tief in dem Grunde wurde der ſilberne Streifen des Baches ſichtbar. Deutlich ſchimmerten die weißen Wände des Schloſſes über dem dunkeln Laub des Waldes, und das Kerzenlicht in den Fenſtern verſchwand vor dem mächtigern Strahle. Max blickte auf, aber nicht hinüber nach dem Schloſſe, ſondern nach links, wo das Thal einen Bogen beſchrieb, an deſſen Ende ein honettes Häuschen neugierig über die Büſche blickte, es war des Revierjägers Wohnſtätte. Da dünkte es

Maren, als er so hinüberschaute, eine Frauengestalt zeige sich an dem einen Fenster, aber in demselben Augenblick verschwand die momentane Beleuchtung, und Alles lag wieder in gespensterhaftem Dunkel. Die Fenster des Schlosses glühten wieder, wie die leuchtenden Augen eines Nachtvogels, der Bach rauschte ungesehen und geheimnißvoll in der Tiefe, und das Försterhäuschen, ein Tropfen Milch auf den dunkeln Wellen der Laubwaldung, war düster und unkenntlich.

„Wenn ihre Arme sich jetzt sehnend nach mir ausbreiteten!" flüsterte der junge Waidmann, „sie ahnt vielleicht, daß ich sie verlassen! Gibt es denn keinen Ausweg? Keinen? Ein Dämon hat mir seine Höflingsdienste erwiesen, ein Teufel mischte die Karten, die Gelegenheit mahnt und ich muß folgen! Aber wie? wenn ich den Zufall von mir wiese, wenn ich mir selbst Aufschub verschaffte, wenn ich diese Höllenlist mit List vereitelte? Es ist Selbstbetrug! Es ist Täuschung! Verzeiht mir, ihr mahnenden Schatten, aber noch bin ich zu jung zu dieser That!"

Rasch stand er auf, ein schwacher halbverschleierter Mondstrahl fuhr über den nördlichen Theil des Thales, und zeigte noch einmal das Försterhäuschen, einen sehnsüchtigen Blick warf der trübsinnige Nachtwandler noch hinüber, dann eilte er mit kecken Sprüngen die Thalwand hinab, und bald verbargen ihn ganz die breiten Stämme der Eichen und Buchen.

III.

„Wißt ihr schon?" klang es aus Aller Munde, als Robert früh am andern Morgen zu den versammelten Jägern trat.

„Was gibt es denn?" frug dieser, „Ihr seht Alle so verblüfft und mißgestimmt drein."

„Fünfmal haben die Wächter in dieser Nacht eine Büchse knallen hören", antwortete Einer, „unser Wild ist wahrscheinlich verscheucht und über die Grenze geflohen."

„Dann ist es ja vorbei mit der Freude!" versetzte Robert ärgerlich, „und Se. Durchlaucht kann unverrichteter Sache mit all' dem Troß wieder abziehn."

„Freilich wird's nicht anders werden", antwortete ein alter Jägersmann, „es ist ein boshafter Streich, den man uns gespielt hat, denn nur unsere Nachlässigkeit, wird es heißen, sei an Allem Schuld."

Digitized by Google

„Aber wer ſollte es geweſen ſein?“ fragte Robert weiter.

„Ja wer?“ erwiderte der vorige Sprecher, „Einige von den Treibern, die in der Haide übernachtet haben, haben einen Mann in grauem Kittel, die Flinte im Arm, draußen in der Dämmerung herumſchleichen ſehen, ſie hielten ihn für den Geiſt des Grauſchützen, des berüchtigten Wilddiebes, ſchlugen ein Kreuz und ließen ihn vorüber.“

„Alberne Poſſen!“ rief Robert noch ärgerlicher, als vorher, „ich hätte ihn anrufen, und ein Wort mit ihm reden wollen! Aber ſprecht doch, weiß der Herzog ſchon um das Geſchehene?

„Noch nicht“, antwortete der alte Jäger, „aber ſeht, da kommt ſchon der Bote wieder, den wir weggeſchickt. Nun Freund“, wandte er ſich an den Bauer, der eben athemlos bei der Gruppe anlangte. „Nun Freund, können wir auf den Zehnender noch rechnen oder nicht?“

„Allerdings“, ſcherzte der Bote, „der Zehnender hatte noch einige Kleinigkeiten in den herzoglichen Landen zu beſorgen, und ſchob deshalb ſeine Abreiſe auf.“

Jetzt wurde wieder Jubel unter den Jägersleuten, und man ſchickte ſogleich auf's Schloß, dem Herzog anzuzeigen, daß Alles ihn erwarte.

Eine halbe Stunde ſpäter langte die Savaleade der hohen Herren und Damen im Thale an, und ein kräftiges Hurrah der Jägersleute begrüßte ihren fürſtlichen Kameraden. Es war ein herrlicher friſcher Morgen. Die Tiefe des Thales lag noch in Schatten, denn die Sonne ſtand noch nicht hoch über dem Horizont, der Erdboden aber dampfte und trocknete das naſſe Laub. Dichte Nebelſtreifen zogen aus den Gebüſchen, verhüllten auf Augenblicke die Wipfel der Eichen und wurden verzehrt, ſowie der erſte Strahl der Sonne ſie traf. Eine Schaar Singvögel begrüßte den Zug mit ihrem einfachen, herbſtlichen Zwitſchern. Aufgeſcheucht flogen ſie davon, ſetzten ſich in gemeſſener Entfernung wieder in die Zweige und warteten ſo lange, bis das Stampfen der Roſſe ſie wieder vertrieb, es ſchien, als könnten ſie ſich nicht ſattſehen an den Herren und Damen in ſtrahlendem Putze. Herzog Michael war ein ſchöner kräftiger Mann, mit feurigem Auge und einer vollen, Jugendluſt verrathenden Stimme. Ihm zur Seite ritt die Gräfin Amalie von Weißenthorn, eine junge Witwe, von junoniſchem Körperbau und geiſtreichen, kecken Geſichtszügen. Der Herzog war noch unverheirathet, die Gräfin ihrer Schönheit wegen berühmt und beſungen in deutſchen Landen, ſie war von hohem Adel und dem Fürſten eben-

Digitized by Google

bürtig, was Wunder also, daß die Leute flüsterten. Beiden sah man es nicht an, daß sie die Nacht auf dem alten Schlosse durchschwärmt, Beide waren munter und frisch, die Gräfin hatte mit dem Herzog gewettet, daß sie zur frühsten Stunde bereit sein würde, ihm am nächsten Morgen ein Stück Weges das Geleit zu geben, und der Herzog war vergnügt, daß er seine Wette verloren. Aber so langsam man auch ritt, in einer Stunde war man bereits am Ziele, d. h. der Boden wurde so steinig und uneben, daß der Fürst absitzen, und die Cavalcade der hohen Herren und Damen von ihm Abschied nehmen mußte.

Der Herzog zog nun fröhlich und vertraulich mit seinen Jägern waldeinwärts, scherzte mit den alten bekannten Gesichtern und lachte die Graubärte aus, wenn er der Erste war, der eine steile Thalwand erglimmt hatte. So traf man in kurzer Zeit auf eine Abtheilung von Wildtreibern, die den Herzog nur erwarteten, um den Zehnender vor die fürstliche Büchse zu hetzen; Max war unter ihnen und sollte das Treiben leiten. Der Plan der Jagd war sehr einfach. Ein enges Thal mündete nach Norden über der Grenze im Nachbarland, aber Leute waren aufgestellt, die den König des Waldes von diesem Ausweg zurückscheuchen sollten; nach Süden theilte sich das Thal in mehrere Schluchten, die aber sämmtlich durch steile Bergwände geschlossen wurden. Gelang es also, den Hirsch landeinwärts zu treiben, so mußte er unfehlbar in eines dieser natürlichen Netze gerathen, und das enge Terrain einen sichern und leichten Schuß möglich machen. Während man den Fürsten mit diesem Plane vertraut machte, begab sich Robert zu Maren, der in Gedanken versunken an einem Baumstamm lehnte.

„Warum so finster und mürrisch? und abseits von den Andern?" redete er ihn freundlich an. „Höre es ist nicht Recht, was Du heute gethan. Ohne Abschied bist Du diesen Morgen von Marien gegangen, und das arme Kind ängstigt und peinigt sich nun, als hätte sie Dich gekränkt. Du weißt, ich gebe nicht viel auf die Phantasterien der Frauenzimmer, aber das war ja eine leichte Mühe, Du hättest ihr diese Thränen ersparen sollen. Und dann warum heute grade in dieser abgetragenen schwarzen Jacke? Warum nicht in dem grünen knappen Rocke mit den Silberknöpfen und der Herzogskrone? He! schämst Du Dich vielleicht ein Fürstendiener zu sein?"

„Zürnt mir nicht, Vater", rief Max mit schlecht verhehlter Leidenschaft, indem er die Hand des Alten ergriff und warm drückte, „zürnt mir nicht! Ich bin unwohl heute, ich weiß nicht, wo meine Gedanken geblieben sind, es wird sich bessern, hoff' ich."

Digitized by Google

Robert wollte gehen, aber Max hielt ihn noch zurück. „Hört, Vater", flüſterte er ihm zu, „ſollte es ſich zufällig treffen, daß Ihr heute Abend eher als ich nach Hauſe kämt, dann umarmt mein Weib, küßt ſie recht innig, und ſagt: das käme von mir!"

Robert drückte ihm gerührt die Hand, aber bemerkte dabei nicht, wie eine große Thräne in Marens geſenkter Wimper hing, einige Minuten ſpäter und der Eine ging rechts, der Andere links nach ſeinem Poſten. Das Treiben begann jetzt, allein mit ſchlechtem Erfolge, denn das gejagte Thier entzog ſich ſeinen Verfolgern, indem es wider Berechnung die ſteilen Thalwände hinankletterte und ſich hier im Geklüfte verbarg. Aber höher hinauf konnte es nicht, denn der Boden wurde felſig und erhob ſich faſt überall ſenkrecht in die Lüfte. Immer von Neuem verſcheuchte man es wieder von dort aus, aber dennoch kam es nie zum Schuß; ein einziges Mal verſuchte der Herzog eine Kugel, aber ſie hatte entweder gar nicht getroffen, oder nur leicht verletzt. Endlich um Mittag ſtürzte ſich das edle Thier in das Thal hinab, aber trotzdem, daß die Jäger in engen Zwiſchenräumen ſtanden, wußte es zwiſchen ihnen durchzuſchlüpfen und ſtürzte ſich landeinwärts, die Meute hinterher. Der Herzog war zwar voran, aber da ein brennender Durſt ihn quälte, bog er ſeitwärts in den Wald, um einen Bach zu ſuchen, denn er war ſehr erhitzt und mußte fürchten, ſeine ehrlichen Leute möchten ihm Vorwürfe machen und ſich weigern, wenn er um einen Trunk bäte. Aber der Bach war matt und trocken, und der Fürſt mußte lange ſuchen, ehe er ein Becken fand, worin ſich einige Hände voll klares Waſſer geſammelt hatten. Als ſein Durſt geſtillt war, eilte er wieder in's Freie, aber es war ſtill geworden auf dem Waldwege, die Jagd hatte ſich in eine Schlucht gezogen, nur aus der Ferne hörte man das Rufen und Toben, und das verrätheriſche Echo ließ zweifeln, woher der Schall käme. Eine Zeitlang verfolgte der Herzog die friſchen Spuren im Sande, aber bald wurde der Boden felſig und der Fürſt ſtand zweifelnd, ob er in die Schlucht zur Rechten oder zur Linken einbiegen ſollte. Er entſchloß ſich raſch zu Letzterem, ſprang über Geſtrüpp und Brombeerhecken hinweg, und fand ſich bald allein in der größten Einöde des Waldes; immer matter drang das Gebell an ſein Ohr, er hatte die falſche Richtung gewählt. Das Knallen einiger Flinten ließ ihn mit Gewißheit vermuthen, die Jagd ſei jenſeits der Thalwand zu ſeiner Rechten, und beflügelt durch die Beſorgniß, zu ſpät zu kommen, und den bittern Gedanken, von dem ſpöttiſchen Lächeln eines ſchönen Mundes bei der Heimkehr begrüßt zu werden, entſchloß er ſich

Digitized by Google

rasch, den Thalrücken hinaufzuklettern. Mühsam arbeitete er sich empor, ein tückischer Zufall entführte ihm dabei sein Jagdgewehr, und muthwillig hüpfte es die Felsenabsätze hinunter. Der Fürst aber kletterte mit verdoppeltem Eifer aufwärts; endlich war die Thalhöhe erstiegen und hell und freudig schollen die Jagdrufe und das Bellen der verfolgenden Hunde zu ihm herauf. Als er eben im Begriff war, an den Rand des Abhanges zu treten, sah er dicht vor sich einen jungen Mann, in grauem Leinwandkittel, der mit gespanntem Gewehr hinter einem Busche lauerte.

„Hierher Mann!“ rief ihm der Herzog zu, „gebt mir Eure Büchse, ich habe die meinige drüben im Thal verloren. Geht und sucht sie, ich lasse Euch dann heute Abend ein Fundgeld zahlen.“

Aber zu des Fürsten Erstaunen sprang der junge Waidmann auf, schüttelte wild seine schwarzen Locken, und die Flinte immer noch schußfertig im Arm haltend, rief er ihm zu:

„Erkennt Ihr den Ort wieder, Fürst? Vor 7 Jahren habt Ihr hier auch Haß gehalten, damals aber galt es zwei Männern und einem Buben!“

„Was soll das jetzt?“ rief der Herzog, einen Schritt zurücktretend, und den kecken Redner vom Scheitel bis zur Sohle messend, „Laßt Eure alten Geschichten, und gebt mir rasch Euer Gewehr, denn eine Minute verloren, Alles verloren.“

„Alles verloren!“ erwiderte der trotzige Mann im grauen Kittel. „Wie wäre es, Herr Fürst, wenn jener Bube, dessen Vater Ihr damals niedergeschossen, wenn jener Bube, dem Eure Kugeln die Mütze vom Kopfe gerissen und die Wange blutig gezeichnet, wenn jener Bube groß gewachsen jetzt vor Euch stände, die geladene Büchse im Arme, eingedenk des gemordeten Vaters und der eignen Narben, wenn er jetzt vor Euch stände und mehr denn eine Minute Zeit hatte, Euer Fürstenkleid nicht mehr achtend, als Ihr die grobe Blouse seines Vaters?“

„Nun wohl!“ rief der Fürst, „Du siehst, ich bin waffenlos und mein Gefolge fern, so schieß denn, wenn Du Muth hast!“

Der kecke Bursche legte das Rohr an, aber seine Hand zitterte, als sie nach dem Drücker am Schlosse suchte; da knallte es plötzlich auf der Felswand gegenüber, der Fürstenmörder sank getroffen, und seine graue Blouse färbte sich roth in der Gegend des Herzens. Der Fürst trat auf den Gefallenen zu und schaute ihm in das blasse, jugendlich schöne Gesicht, dessen Züge der tödtliche Schuß erstarren gemacht.

Digitized by Google

„Es dauert mich das junge Blut," sprach der Herzog mit wahrer Regung, denn er war nicht unempfänglich für die Schönheit. „Es ist schade um den frischen Burschen; aber wem," fügte er hinzu, sich umblickend, „wem danke ich meine Rettung?"

Da bogen sich vor ihm die Zweige auseinander und majestätisch drängte sich der verfolgte Hirsch durch die Gerten der Buchen. Mit seinen klugen Augen betrachtete er eine kleine Weile die Gruppe auf dem Felsengestrüppe, dann, als hätte er in ihnen seine Feinde erkannt, war er mit einem Ruck nach Rechts entflogen und setzte in die diesseitige Schlucht hinab.

Der Fürst stieß in das kleine, silberne Horn, das ihm zur Seite hing, um die Jagd zu versammeln, und der Erste, der diesem Ruf gefolgt schien, war der alte Robert. Athemlos stürzte er auf den Fürsten zu, faßte seine Hand und mit Küssen sie bedeckend, rief er mit hastigen Worten:

„Er hat Euch doch nicht verletzt, Durchlaucht? Nein, er hat es nicht, ich sehe es an Eurer Durchlaucht lächelnder Miene. Ach, daß mir altem Manne noch solches Glück im späten Alter begegnen muß, meinem Fürsten das Leben zu retten! Und schaut nur, Durchlaucht, mit demselben Dinge, was Ihr mir damals schenktet, als wir selbander den Zwanzigender erlegt hatten. Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß solch ein Doppellauf so sicher tragen würde! Aber laßt doch schauen, wer ist denn der freche Gotteslästerer? He, Mann! wenn du noch einen Tropfen Blut in Dir hast, so sage, wer Du bist!"

Aber der Getroffne drückte sein Haupt nur tiefer in die blutigen Kissen des Haidelbeerkrautes. Robert sprang auf ihn zu, riß den Gefallnen gewaltsam empor und starrte ihm in's Gesicht, aber kaum hatte er jene Züge wiedererkannt, da wurde es ihm eiskalt um's Herz und er rief: „Unglücklicher! Du? Du durch mich? O Gott! warum mußtest Du solchen Frevel begehen wollen?"

„Vater!" rief Max mit sterbender Stimme, „Ich habe den Fluch in Euer Haus gebracht. Als ich Eure reine Schwelle betrat, war der Mord in meinem Herzen schon begangen. Meinem sterbenden Vater gab ich den Schwur in das Jenseits hinüber, seinen Tod vergelten zu wollen. Vater, vergebt mir, wenn Ihr könnt, und tröstet Marien!"

„Ihr kanntet den Unglücklichen?" fragte der Fürst theilnehmend den im Schmerz Versunkenen.

Digitized by Google

„Er war mein Tochtermann!“ erwiderte Robert dumpf und drückte dem Gefallenen die Augen zu. —

Mittlerweile hatten sich die Jäger um die Gruppe versammelt und fragten, was vorgefallen sei

„Geht nach Hause, guten Leute!“ sprach der Fürst zu ihnen. „Ein beklagenswerther Unfall hat sich zugetragen. Eine Kugel, die dem verfolgten Thiere gelten sollte, tödtete diesen jungen Mann! Laßt uns aufbrechen und die Jagd einstellen, und begrabt mir Euren Kameraden mit allen Ehren, denn er fiel um meinetwillen!

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Cornelius und seine neuesten Cartons.

Berlin Ende October.

Endlich kann ich Ihnen Näheres über die schon vielfach gerühmten Cartons zu dem projectirten campo santo, zwischen Schloß und Museum, berichten. Die Größern derselben werden etwa 20 Fuß hoch und gegen 25 Fuß breit. Sie sollen Flächen der Wände ausfüllen, welche durch nischenartige Felder, die man mit gemalten Statuetten verzieren wird, getrennt sind. Bis jetzt ist mir Einer davon, angefertigt von Peter von Cornelius, zu Gesichte gekommen. Er führt uns die Pest, die Theuerung, den Krieg und den Tod vor, wie sie auf das menschliche Geschlecht herabstürzen. Es läßt sich vielleicht mancherlei gegen die logische Theilung dieser Idee einwenden, indem ja die drei Erstern den Tod schon in sich fassen, also entweder sie den Tod überflüssig machen, oder der Tod sie ausschließt, und wenn man nicht so weit gehen will, wo er sie doch wenigstens zu seinem Hofstaat macht und um sich gruppirt. Cornelius hat indessen durch die Reihefolge seiner Gestalten den Tod gleichsam als die letzte Instanz dieser hereinbrechenden Leiden hingestellt und so diesen Zweifel niedergeschlagen. Als vier kolossale Reiterfiguren hat sich der Meister diese Ideen realisirt. Links im Bilde die Pest im orientalischen Costüm, Bogen und Pfeile in der Hand, hat sie eben das todbringende Geschoß auf die Sterblichen entsandt. Ueber und hinter ihr mit markirt hebräischen Gesichtszügen die Theuerung. In der einen Hand trägt sie eine Wage, während sie die andere emporhebt und zwei Finger, wie es scheint, um die Verdoppelung der Preise anzuzeigen, starr ausstreckt. Unter ihr, im Mittelpunkt des Bildes, sehen wir den Krieg mit gezücktem Schwerte, eine kräftige und ausdrucksvolle riesige Gestalt, auf vorbäumendem Rosse. Rechts, als letzte Reiterfigur, stürzt der Tod auf wildjagendem Rosse wie aus der Höhe herab, mit beiden Händen die Sense schwingend und mit gewaltiger Armbewegung Alles vor sich wegmähend. Er erscheint

Digitized by Google

unſtreitig als der Gelungenſte unter den Vieren. Von großer Wirkung iſt die glückliche Idee des Malers, dem Tode einen humoriſtiſchen Anflug zu geben. In der That erweckt es ſeltſame Schauer, in dem Geſicht dieſes hagern mitleidloſen Mannes noch einen Zug des Spottes und der Ironie zu erblicken. Dieſe ganze Gruppe iſt ſo arrangirt, daß ſie ſich von der Mitte aus nach beiden Seiten des Bildes in die Höhe krümmt. Unter ihr nun, mannichfaltig gruppirt, liegen die wehrloſen Opfer dieſer Welttyrannen. Links, ſo daß der Raum nach der Höhe zu ausgefüllt wird, zwei Weiber, welche wie bittend und abwehrend die Hände erheben; die eine äußere von beiden, hält in dem Arme ein verſtorbenes Kind, deſſen hinten übergebeugte Haltung von unnachahmlicher Schönheit in der Zeichnung iſt, die andere ſucht von ihrem noch lebenden, ſich an ſie anklammernden Kinde, den anſtürmenden Tod abzuhalten. Von dieſen beiden ſehr hervortretenden Frauen zieht ſich nun nach Rechts oben hin, gleich niedergemähten Halmen, eine Maſſe Sterbender und Todter. Hierdurch wird mit dem koloſſalen Roſſe des Todes eine dem Auge nicht ganz angenehme Parallele gebildet, die der Maler im linken Flügel des Bildes glücklich vermieden hat. Werke dieſer ernſten Gattung haben ihre Haupthedeutung und ihr Hauptverdienſt in der Compoſition und Zeichnung, ſo daß die Farbe der Freskobehandlung kaum weſentlich mehr thut, als dieſe beiden Elemente zur möglichſt klaren Anſchauung zu bringen. Auf dieſe glückliche Combination, dieſes ineinander Aufgehen von Farbe und Zeichnung, wie es der Oelmalerei ſo hülfreich zur Seite ſteht, muß dieſe etwas kalte und ſchroffe Gattung der Kunſt, die ſchon Michel Angelo eine Malerei für Männer, im Gegenſatz der Oelmalerei nannte, wohl ein für allemal verzichten. Die Farbe kann hier wohl noch nachträglich zu Hülfe kommen, wo es Individualiſiren und Charakteriſiren gilt, aber ſie wird nie, wie ſo oft in den Oelbildern, uns entſchädigen können für Mängel der Compoſition. Der Freskomaler muß uns nun einmal gedanklich zu beſchäftigen wiſſen. Angewieſen auf den hohen Ernſt des Lebens, auf eine würdige Stätte, an das ſein Werk, wie ein Denkmal erhabener Gefühle und Ideen, für immer unverrückbar bleibt, muß er auf die Schmeichelei der Sinne verzichten und durch Anregung der Reflexion und inneren Würde zu wirken wiſſen. Die Freskomalerei ſpricht den Reiz des Mannes aus, die Oelmalerei den des Jünglings. Wir können demnach wohl, nach Betrachtung dieſes rieſigen Cartons, unſer Urtheil über denſelben als abgeſchloſſen betrachten. Die Phantaſie, voreilig wie ſie iſt, macht ſich gern ein Luftbild von einem erſehnten Objecte. So ging es auch mir; ich habe geglaubt, mehr von dieſem Werke ergriffen zu werden, als es wirklich der Fall war, nun ich ihm gegenüberſtand. Es iſt doch bei aller Kraft nicht genug Urſprüngliches in der Compoſition, das ohne warmen Anhauch des Genies mehr zuſammengeſtellte als Vererbte fällt wieder auseinander vor dem Betrachter, der einen regen Sinn für die Totalität eines Kunſtobjects mitbringt. Wir enthalten uns gern und beſcheiden jedes Einwandes in die Zeichnung, die, wie alle Schöpfungen von Cornelius, das Product einer glücklichen Naturgabe und immenſer Studien iſt, und lehnen uns nur gegen

Digitized by Google

dieſe complicirte Darſtellung auf, die wieder in ihrer Geſammtheit uns am Ende des Orts, für den ſie beſtimmt iſt, nicht würdig erſcheint. Wenn die Gräber der verſtorbenen Fürſten mit Gemälden dieſes Inhalts geſchmückt werden, ſo iſt dies eine üble Schmeichelei für die Lebenden. Obgleich ein Herrſcher die Seinigen auch nicht vor Peſt und Tod ſchützen kann, ſo vermag er doch Krieg und Theuerung von ihren Häuptern zu wenden, und es ſieht ein Gemälde, das auf möglichſt lange Dauer berechnet iſt und den brutalen Sieg von vier ſo gewaltigen Ungeheuern über Schwache und Wehrloſe darſtellt, weniger wie eine Huldigung als wie eine Satyre auf die dahingegangenen Mitglieder der zu verherrlichenden Dynaſtie aus, was doch wohl nun und nimmermehr dem Maler in den Sinn gekommen iſt. So gehört auch ein eignes Genie dazu, die Conception des Geiſtes nach den äußern Beſtimmungen zu regeln, das Unpaſſende zu vermeiden, das Schrankenloſe zu beſchränken und das Geeignete möglichſt klar auszudrücken. Kunſtprincipien, deren Verletzung man noch ſo oft unabſichtlich bei Feſtſpielen und Prologen verletzt findet und dann herzlich belacht! Z. Z.

II.

Die Reformen des Gerichtsweſens in Oeſterreich.

Aus Wien.

Reformen im Juſtizweſen. — Die Wege des Talents. — Summariſches Verfahren. — Kaiſer Franz und die Advokaten. — Das Heer der Winkler. — Die jungen Rechtsgelehrten und die Monopolirten.

So ſtehen auch wir am Vorabend eines neuen Gerichtsverfahrens. Das Princip der Mündlichkeit ſoll vor der Hand bei Civilproceſſen eingeführt werden und der Criminalproceß erſt dann folgen, wenn Richter und Advocaten in den mündlichen Vortrag ſich eingelebt haben. Der Plan zu mündlichem Gerichtsverfahren datirt ſich nicht von heute, ſondern liegt bereits ſeit mehreren Jahren zur Begutachtung vor. Er fand aber bei der Hofjuſtizſtelle viele entſchiedene Gegner, die namentlich auch das Argument vorbrachten, daß die ganze juriſtiſche Erziehung in Oeſterreich bisher auf den ſchriftlichen Proceß hinauslief und daß daher bei einer ſo radicalen Umwälzung der Gerichtsordnung die gegenwärtige Generation kaum die Männer finden würde, die der Aufgabe genügen könnten. In der That, bei dem Mangel an jenem öffentlichen Leben, das den Redetalenten die Gelegenheit gibt, ſich zu üben, bei der Perhorrescirung aller nicht officiellen öffentlichen Reden bei feierlichen und halb- und viertelfeierlichen Gelegenheiten, Banketen u. ſ. w., bei dem Mundkorb, mit dem der Oeſterreicher in die Wiege gelegt wird und bis zum Grabe ſich tragen muß, erſcheint jener Einwand ziemlich motivirt, und hätte man blos auf ihn gehört, ſo dürfte nicht nur der gegenwärtigen, ſondern auch der zukünftigen Generation die Wohlthaten einer Proceßordnung entzogen bleiben, deren die gebildetſten Völker Europa's ſich erfreuen. Glücklicherweiſe gibt es in unſern höchſten Kreiſen Männer, die an eine moraliſche Macht im Menſchen noch

Digitized by Google

glauben, die zu der geistigen Kraft österreichischer Volksstämme mehr Vertrauen haben, als die bisherigen Materialismustendenzen ihnen zumutheten. Vielleicht sagten sich diese Männer, daß, so gut die Poesie in Oesterreich trotz der gewaltigen Hemmnisse, die ihr von allen Seiten in den Weg gelegt wurden, zu so glänzendem Durchbruch gekommen ist, daß die österreichischen Lyriker an der Spitze deutscher Literatur der Gegenwart stehen, eben so gut wird auch das redneriſche Talent und die Klarheit rhetorischer Gedankenordnung rasch aufblühen, sobald nur der Boden dazu da ist. Mit dem Hinblick auf diese Reformpläne wurde im vorigen Jahre das summarische, mündliche Verfahren bei sogenannten Bagatellenprocessen eingeführt, obschon die Summe von 200 Fl., bis zu welcher es festgesetzt wurde, keine Bagatelle mehr ist. Erwähntes Summarverfahren hat zwar begründeten Tadel gefunden (s. Grenzboten Nr. 18 l. J.), da dem Richter zu viel Gewalt eingeräumt ist und er, abseits aller Oeffentlichkeit, keiner Controle unterliegt. Bei einer radicalen Reform der Gerichtsordnung würde man jedoch diese Uebelstände von vorn herein beseitigen müssen, und diese Reform wurde schon damals in Aussicht gestellt. Die Frage ist jetzt nur: wann werden wir die Schwelle übertreten, an der wir jetzt stehen und wird nicht die beabsichtigte Reform abermals bei der guten Absicht stehen bleiben, ohne zur vollen That zu werden?

Eine zweite Frage ist: werden die Verhältnisse unserer Advocatur dieselben bleiben, wie sie jetzt sind, oder wird man es nicht endlich für angemessen finden, bevor man dem mündlichen Proceß die Gerichtsschranken öffnet, für eine gute Zahl tüchtiger Anwälte zu sorgen? Die barocken und widersinnigen Zustände unserer Advocatur würden für die Feder eines Swift und für den Stift eines Hogarth einen unerschöpflichen Stoff bilden. Wien mit seinen 425,000 Einwohnern hat nur achtzig Advocaten! Früher zählte man ihrer zweihundert. Der verstorbene Kaiser Franz aber, dessen politische Ansichten dem unabhängigen Advocatenstande nicht hold waren, setzte die Zahl auf das erwähnte Häuflein herunter. Mittlerweile hat die Bevölkerung um mehr als ein Drittheil sich gesteigert, der Geschäftsverkehr hat um die Hälfte sich vermehrt und hat, wie natürlich, die Zahl der Processe in gleichem Maße erhöht; nichtsdestoweniger steht Alles beim Alten: Achtzig Advocaten üben das Monopol und brandschatzen das Publicum. Es ist bei uns keine seltene Erscheinung, daß ein Advocat nach einer Praxis von acht bis zehn Jahren sich ein großes Haus baut oder ein splendides Gut sich ankauft. Theurere Processe, als bei uns, dürfte es kaum in England geben. Die Folgen davon sind leicht zu errathen: Zuerst hat dieses Monopol ein Heer von 400 „Winkler" (Winkeladvocaten) hervorgerufen, bei welchen die Halbbemittelten ihre Zuflucht suchen, und hier wieder in anderer Weise ausgesogen und, was noch schlimmer, betrogen werden. Der Staat, indem er dem einen Uebel steuern wollte, hat grade das entgegengesetzte, viel nachtheiligere Uebel hervorgerufen. Es ist derselbe Fall, wie mit den hohen Zöllen, die den Schmuggel begünstigen. Der Winkler, unwissenschaftlich, erwerbbegierig und unverantwortlich, verlockt zu manchem Proceß und verlängert diesen, soweit es geht. Und grade die unbemittelten und ärmern Klassen sind seine größte

Digitized by Google

Beute. Die große Zahl unſerer jungen und wiſſenſchaftlich tüchtigen Juriſten ſieht ſich auf der einen Seite von der Phalanx der Monopoliſten und andererſeits von dem Heuſchreckenſchwarme der Winkler, deren Gewerbe zu treiben ſie zu ſtolz ſind, in ihren Lebenswegen abgeſchnitten. Unſere jüngern Rechtsgelehrten müſſen ſich glücklich ſchätzen, wenn ſie bei einem jener monopoliſirten Fabrikherrn eine Anſtellung erhalten und für 500 bis 600 Fl. jährlich ihm zur Hand arbeiten, was er ſich dann mit eben ſo vielen Tauſenden bezahlen läßt. Ich könnte eine Reihe der talentvollſten und kenntnißreichſten jungen Doctoren des Rechts namhaft machen, die, nachdem ſie bis zu ihrem fünfundzwanzigſten Jahre die eifrigſten Studien betrieben, endlich froh ſind, in der Kanzlei eines Advocaten eine Stelle zu erhalten, die ſie geiſtig weit überragen, und dies für einen Gehalt, mit welchem der geringſte Handlungscommis ſich kaum begnügen würde. Dieſes Proletariat unſerer Juſtizgelehrten iſt eine traurige Folge jener wunderlichen, unzeitgemäßen Monopole, die nur Schaden und gar keinen Nutzen ſchaffen, die den Verkehr beſchränken, die Geſchäfte erſchweren und das Publicum, zumal das minder bemittelte, auf eine grauſame Weiſe beſteuern. Hier iſt eine Reform ebenſo nöthig wie in unſern geſammten Rechtszuſtänden überhaupt.

III.

Jordan's Geſchichte der Inſel Hayti.

Von Dr. Wilhelm Jordan in Leipzig, deſſen jüngſte Schickſale ſo allgemeine Theilnahme erregten, iſt ſoeben eine bedeutende hiſtoriſche Arbeit erſchienen: Geſchichte der Inſel Hayti und ihres Negerſtaates (Leipzig, Verlag von Wilh. Jurany). Der Verfaſſer, der bei ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit, inſoweit ſie die Zuſtände und das Gedankenleben des gebildeten Europas betreffen, ſo bittere Erfahrungen machen mußte, und einen Theil ſeiner Arbeiten jetzt im Gefängniß abbüßt, flüchtet ſich hier — geiſtig wenigſtens — auf die fernen Antillen. „Hayti" — ſagt er in der Vorrede — „iſt die verjüngte Bühne einer in vier Jahrhunderten zuſammengedrängten Weltgeſchichte.

In vier Jahrhunderten ſehen wir auf dieſem paradieſiſchen Eiland, deſſen tropiſch gewaltige Treibhauskraft auch in ſeiner Geſchichte zu walten, deſſen vulkaniſche Natur auch ſeine Bewohner anzuſtecken ſcheint, vier verſchiedene Bevölkerungen nacheinander auftreten und drei derſelben unter gräßlichen Kämpfen und unerhörten Greueln faſt ſpurlos verſchwinden.

Unter der Hand der Spanier verbluten die Eingeborenen; die Spanier müſſen den Franzoſen weichen; die Franzoſen endlich, als der elektriſche Funke ihrer Revolution bis über den Ocean hinüberzuckt, den zum Gefühl ihrer Menſchheit erweckten Negern.

Weniger denn eine Million dieſer rohen, durch keine Künſte der Cultur, ſondern nur durch Rache und Freiheitsgefühl erſtarkten Menſchenmaſſe — denn ein Volk darf man ſie in dieſer Zeit noch nicht nennen —

Digitized by Google

besiegt und vernichtet, von der Tücke des Klimas unterstützt, ein Heer derselben Soldaten, die am Rhein, in Italien, an den Pyramiden hundertfache Triumphe errungen und entreißt die „Perle unter den Colonien" demselben allmächtigen Manne, vor dem alle Fürsten Europas zittern.

Und durch alle diese Kämpfe, furchtbar wie sie vielleicht noch nirgend gekämpft wurden, durch diese ganze Entwickelung, selbst in ihrer heutigen Fortsetzung, zieht sich eine durchaus einzige Eigenthümlichkeit; die streitenden Parteien sind hier nicht blos durch Interessen, sondern durch eine Naturverschiedenheit, durch die Race geschieden.

Die Geschichte Hayti's ist zugleich ein großes Stück Naturgeschichte des Menschen. Sie führt einen Beweis, schlagender denn alle Gründe, welche bisher die Wissenschaft für und wider geltend gemacht, den Beweis, daß alle Formen des Menschentypus gleichermaßen befähigt sind, theilzunehmen an den höchsten Genüssen, mitzuwirken an den höchsten Leistungen unseres Geschlechts. Denn sie zeigt uns, wie unter den allerungünstigsten Bedingungen die verachtete Race, obgleich nicht nur durch keine Schule der Bildung langsam emporgeführt, sondern sogar mit grauenvoller Absicht verwahrlost, sich mit einem Ruck emporringt aus der aufgedrungenen Verworfenheit und aufs Tiefste ergriffen und begeistert wird von dem Gedanken der Freiheit. Dieselben Männer, welche man ihrer wilden Heimath entrissen, um sie als Vieh zu verkaufen, die der Uebermuth der Weißen für ein Mittelding zwischen Mensch und Affe erklärt, dieselben Männer sehen wir, den Rücken noch zernarbt von der Sklavenpeitsche, auftreten als begabte Feldherren und geniale Begründer einer neuen, völlig unvorbereiteten gesellschaftlichen Ordnung.

Gewiß, wenn irgend eine, so ist diese Geschichte, deren Charakter ich mit flüchtigen Strichen angedeutet, unserer Theilnahme und wissenschaftlichen Betrachtung würdig.

Doch außer dem Interesse, das sie rein um ihrer selbst willen verdient, hat sie noch ein zweites nicht minder großes, das auf ihren Beziehungen zu den Fragen beruht, die jetzt die alte Welt gewaltig bewegen.

Der Nerv dieser Geschichte ist die Ueberwindung der Sklaverei. Die Sklaverei beginnt aber nicht erst mit dem Negerhandel. Dieser ist im Wesentlichen und seiner Entstehung nach nichts Anderes, als die europäische Leibeigenschaft, nur in vollendet ausgeprägter, schamlos enthüllter Gestalt nach der neuen Welt übertragen. Ebenso aber hört die Sklaverei noch nicht auf mit der Aufhebung des Menschenhandels und der Selbstbefreiung oder Freilassung der Schwarzen. Die Zahl der weißen Sklaven ist unvergleichlich größer und für ihre Emancipation wird noch nichts gethan. Während die amerikanische Sklaverei eine mehr gewaltsam und plötzlich eingeführte ist, ist die europäische, der nur der eingestandene Name, nicht die Gräßlichkeit fehlt, eine natur- oder richtiger kulturwüchsige, durch den Entwickelungsgang der Industrie allmälig erzeugte.

Was hierin auf Hayti geschehen, ist ein sprechendes, warnendes Beispiel für Europa.

Europa steht auf einer schwindelnden Höhe der Cultur, aber ihre

Digitized by Google

Blüthe wächst aus Moder. Die unerhörte Entwickelung der Industrie ist emporgetrieben durch die furchtbarste Sklaverei der Massen.

Wohlan, man werfe einen Blick nach Hayti! In seiner jüngsten Vergangenheit haben wir einen Miniaturspiegel der Zukunft Europas, die nothwendig eintreten muß und wird, wenn der Angstschrei der erdrückten und abgezehrten Träger der ganzen Gesellschaft kein Gehör findet und die Sklaven gezwungen werden zur Selbstbefreiung.

Auch Hayti hatte im Jahre 1789 eine staunenswürdige Culturüppigkeit erreicht, aber nur durch entsetzlichen Menschenverbrauch. Die Fesseln wurden gewaltsam gesprengt; in dem grausenhaften Vernichtungskriege der Befreiten gegen ihre Unterdrücker ging die ganze emporgeschwindelte Herrlichkeit in Trümmer, die Cultur ward fast zur Barbarei, und erst nachdem ihr Paradies zur Wüstenei geworden, erbten es die armen Sieger.

Furchtbare Lehre der Geschichte!"

IV.

Gutzkow als Dramaturg.

Gutzkow ist zum Dramaturgen beim Dresdner Hoftheater ernannt worden. Wie wir hören, ist sowohl von seiner Seite als von Seiten der dortigen Intendanz vorläufig blos ein dreijähriger Contract abgeschlossen worden, und nur, wenn beide Theile mit den Ergebnissen und Erlebnissen dieser Zeit zufrieden zu sein Ursache haben werden, dürfte der Contract in einen lebenslänglichen sich verwandeln. Die Dresdner Hofbühne ist somit gleich der Stuttgarter den übrigen Bühnen in der Feststellung eines Princips vorangegangen, in dem wir das einzige Mittel zur Hebung der mit Verfall bedrohten deutschen Theater erblicken. Die deutschen Bühnen müssen unter die Leitung wissenschaftlicher, literarischer Männer kommen, wenn sie nicht mit jedem Tage mehr zu bloßen Anstalten der Geldspeculation herabsinken sollen. Die Berliner Hofbühne geht diesem Schicksale mit jedem Tage mehr entgegen; das Wiener Burgtheater ist seit dem Tode Schreivogel's jedes Jahr seinem bedrohlichen Verfall näher gerückt. Ohne bestimmtes geistiges Ideal, ohne Sicherheit des Geschmacks, ohne Verständniß der Zeit, ohne nationalen Stolz, gehen die meisten Bühnenlenker den Weg des veralteten Schlendrians, oder suchen die Neuzeit nur auf den Bretern der Pariser Vorstadtbühnen. Von einer umsichtigen Benutzung der nationalen Talente, von einer Hebung des Geschmacks bei dem großen Publicum, von einer Belebung jugendlicher Geister ist nirgends eine Spur. Die dilletantische Halbbildung fast aller unserer Bühnenleiter tappt im Dunkeln bald nach diesem bald nach jenem Hülfsmittel, fast Alle stehen unter ihrer Aufgabe, kein Einziger steht kritisch und sicher mit hellem Blicke über ihr. Dies hat nicht nur auf die Bühnen, es hat auch auf das Publicum einen nachtheiligen Einfluß. Denn dies blinde Herumtappen, diese komischen Mißgriffe werden gar wohl bemerkt,

Digitized by Google

und die Folge iſt, daß das Publicum das Vertrauen und den Glauben an dem Geſchmack der Bühnenleiter verliert, und bei jedem neuen Stücke mit einem gewiſſen Oppoſitionsgeiſte, mit einem überwiegenden Hang zur Kritik in's Theater geht und manchem Stücke den Stab bricht, welches es bei einer unbefangenen Stimmung viel günſtiger aufgenommen hätte. In dieſem Punkte iſt eine Aenderung des regime durchaus nothwendig. Das Publicum muß zu der Ueberzeugung kommen, daß ein bedeutender Mann von anerkannt literariſchem Verdienſte und kritiſcher Schärfe, die Production und die Darſteller ſorgſam prüft, bevor ſie ihm vorgeführt werden. Die jüngern Theaterdichter müſſen mit einem Manne verhandeln können, der ihnen die Mängel der eingeſandten Stücke mit Geiſt und Sachkenntniß analyſirt und ſie nicht blos mit einigen höflichen nichtsſagenden Worten bequem zurückweiſt. Die Schauſpieler müſſen einen Rathgeber zur Seite haben, deſſen geiſtige Ueberlegenheit ſie anzuerkennen gezwungen ſind, und der bei der Charakteriſtik und Individualiſirung der einzelnen Geſtalten ihnen Winke gibt, die ihnen manchen bittern Ausfall der Kritik nach der Vorſtellung erſpart und die Verzerrung und die Fehlgriffe verhütet, bevor ſie vor die Lampen treten. Wie weit Gutzkow dieſe Aufgabe löſen wird, muß die nächſte Zukunft lehren. Wir ſind keineswegs geſonnen, im Voraus einen blinden Panegyriker zu machen, und dieſe kleine Notiz ſoll keine bloße Reclame ſein. Gutzkow hat alle Mittel, um dieſe Aufgabe zu löſen. Ein Schriftſteller, der in Mitte der Zeit und ihrer Bewegungen lebt, ein vorzugsweiſe kritiſcher Geiſt, voll Scharfſinn und Beobachtungsgabe, ein praktiſcher Bühnendichter, der mit der Technik des Theaters tief vertraut iſt und die dramatiſchen und ſchauſpieleriſchen Kräfte in ganz Deutſchland genau kennt, ein ſolcher Mann iſt unſers Erachtens vollkommen berufen, die Miſſion, die er übernommen, glänzend zu erfüllen. Eine andere Frage iſt jedoch, ob der neue Dramaturg die nöthige Hingebung für ſeinen neuen Beruf mitbringt, ob er das nöthige Wohlwollen zur Beurtheilung der dramatiſchen Werke Anderer beſitzt, ob er Richtungen, die der ſeinigen entgegenſtehen, mit objectivem, vorurtheilsloſem Geiſte beurtheilen wird, und vor Allem, ob er die Geduld und die Ausdauer beſitzt, welche die epinöſe Laufbahn eines unter der Obergewalt eines Intendanten, für den excluſiven Geſchmack einer Hofbühne wirkenden Dramaturgen nöthig macht. Wir wünſchen dem verdienſtvollen Schriftſteller alles erdenkliche Glück zu Löſung ſeiner bedeutenden Aufgabe; wir werden ſeiner Thätigkeit eine theilnehmende Aufmerkſamkeit ſchenken, gerne bereit, ihn in allen ſchönen Intentionen, die wir bei ihm vorausſetzen, zu unterſtützen, aber auch eben ſo bereit, uns zu ſeinen entſchiedenſten Gegnern zu erklären, wenn er ſeine Aufgabe durch eigne Schuld verfehlt. —

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Wiens poetische Federn und Schwingen*).

Franz Grillparzer.

Nicht ohne beklemmendes Weh schreiben wir diesen edlen Dichternamen nieder, der wie ein sich verhüllender Priester durch die deutsche Literatur geht, nicht genug verhüllt, daß nicht die Strahlen, die eine Glorie um sein Haupt ziehen, in unsere finstern dramatischen Zustände ein spärliches Licht geworfen hätten. Aber wie segensreich hätte dieses Licht werden können, wäre es an würdigen Stoffen entzündet worden! Die Melpomene Grillparzer's, den prächtigsten Sternenmantel auf den Schultern, durfte ihren tragischen Dolch nicht an der höchsten Aufgabe des dramatischen Dichters, an der vaterländischen Geschichte, wetzen, sie mußte damit nach hohlen Phantomen zielen und machte dadurch kein Blut fließen, das, wie sie es so leicht vermocht hätte, zum belebenden Herzblut des deutschen Dramas geworden wäre. Gebeugten Hauptes saß sie im Kerker, nach allen Seiten hin beengt, und spielte mit den Erscheinungen, die eine aufgeregte Phantasie im Finstern auf die leeren Wände malt, den Dolch furchtsam in die Scheide steckend, so oft sie die Waffe eines Kerkermeisters klirren hörte. Grillparzer's Muse wollte nicht dem österreichischen Staatsprincipe die historischen Füße zu küssen, darum schwieg sie; allein auch dieses Schweigen wird zum Verbrechen, wenn es nur eines kühnen Risses bedurft hätte, um sich von den heimathlichen Fesseln zu erlösen. Aber Grillparzer blieb in Oesterreich und seine Muse im Gefängniß.

Grillparzer's Name wird in auswärtigen Didaskalien, in der deutschen Literaturgeschichte wenig genannt, von jedem Oesterreicher jedoch

*) Aus einer nächstens erscheinenden Schrift. Siehe Grenzboten Heft 37.

Digitized by Google

mit Liebe und Bewunderung, in welche sich das Bedauern mischt, den herrlichen Genius nicht nach seinem Verdienst gewürdigt zu sehen. So innig wir jene liebende Bewunderung theilen, können wir doch in der Vernachlässigung von Seite der deutschen Kritik nur die nothwendige Consequenz einer Stellung erkennen, zu welcher sich Grillparzer mit Verrath an seinem erhabenen Berufe lebenslänglich verurtheilt hat.

Als die Befreiungskriege zu Ende waren und das deutsche Volk von seinen materiellen Drangsalen erlöset, nun zu einer höhern Befreiung hätte schreiten und sich mit dem Bewußtsein seiner Mündigkeit und nationalen Selbständigkeit hätte erfüllen sollen, als Schiller längst todt war und Goethe den bedeutendsten Theil seiner dramatischen Wirksamkeit geschlossen hatte, damals hätte das deutsche Volk des großen Dramatikers bedurft, der zur Erhebung seines Selbstgefühls nach innen mitgeholfen hätte, wie die unmittelbar vorangegangenen Freiheitsdichter der Jahre 1813 und 1814 es nach außen gethan hatten. Die Wachtfeuer des Bivouaks geben eine schlechte Theaterbeleuchtung ab, das Volk, das den Vorhang einer neuen deutschen Zeit gewaltsam aufriß und eben selbst ein großes Schauspiel aufführte, konnte nicht Muße finden, sich geduldig vor den Vorhang eines Schauspielhauses hinzusetzen; hier mußten noch die Lieder eines Körner, Schenkendorf, Rückert ausreichen, die auf dem Marsch zu singen waren und den Muth einer jugendlichen Brust noch in dem Moment anfeuern konnten, als diese Brust schon von der Todeskugel berührt wurde. Aber das Volk kehrte vom Schlachtfelde heim, die versprochenen Früchte seiner Thaten zu ernten. Der Friede sollte nicht gleichbedeutend mit Ruhe, sondern der Beginn einer neuen Volksthätigkeit sein, die sich noch wirkungsreicher als gegen den äußern Feind gegen den innern gerichtet hätte, der in Gestalt verrosteter Institutionen und mittelalterlicher Zustände störend und zerstörend fortwucherte. Damals wäre es an der Zeit gewesen, die Bühne zu einer Tribune des erwachten, begeisterungstrunkenen Volks zu erheben, ihm die Gebilde seiner Geschichte mit Shakspear's Griffel heraufzubeschwören und wie jeder Dichter ein Seher, aus der Vergangenheit lehrend und warnend die Zukunft zu deuten. In Wechselwirkung hätten sich der Geist des Volks und seine Bühne aneinander aufgerichtet, und Deutschland besäße heute vielleicht ein Theater, das nicht, ohne Herz für die Nation, den Kopf nur von französischen Vaudevilles angefüllt hätte und sich nicht blos nach dem Rhythmus italienischer Opernmelodien auf den Beinen erhalten würde, sondern der bestimmte kernhafte Ausdruck einer von politischem Ernst

Digitized by Google

durchdrungenen Nationalität wäre. Der Dichter für diese erhabene Sendung fehlte, aber nicht das Talent dazu, denn durch eine Ironie des Schicksals keimte es eben in dem theilnahmslosen Oesterreich empor, mitten unter erdrückendem Bureaustaub und ohne Spur politischen Bewußtseins. Im Jahre 1817, zwei Jahre vor den Karlsbader Beschlüssen, trat Franz Grillparzer auf, mit einem Drama, das, ein Nachzügler der „Schuld", die selbst eine dramatische Schuld zu nennen, nicht an den Geist, der damals in Deutschland herrschte, sondern nur an den Geist der Schicksalstragödie anknüpfte.

Grillparzer hat durch die „Ahnfrau" seinem deutschen Ruhm unendlich viel geschadet und sich den Weg zu einer Anerkennung erschwert, die über die der Theaterdirectoren, wenn sie eben die volle Cassa zählen, hinausgeht. Denn dadurch, daß dieses Stück mit so großem Glück über die sämmtlichen deutschen Bühnen ging und das Publicum in Masse zu der unverständigen Begeisterung brachte, mit der Kinder einer grauenhaften Gespenstergeschichte lauschen, ließ es keine von Grillparzer's spätern meisterhaften Schöpfungen, was Bühnenwirksamkeit betrifft, neben sich aufkommen, und die deutsche Kritik glaubte deshalb mit Grillparzer fertig zu sein, wenn sie ihre Lanzen gegen die Blößen jener Schicksalstragödie gerichtet hatte. Trotzdem ist die „Ahnfrau" das Werk eines dramatischen Genies, von überschäumender Jugendkraft gezeugt, und wenn es auch statt tragischer Schrecken nur jene hervorbringt, die der Theatercostumeur mit mehr oder minder Geschicklichkeit in seiner Gewalt hat, bleibt es doch von einem Zauber poetischer Schönheiten umflossen, der es um so tiefer bedauern läßt, daß sich so reiche Gewänder um die Gestalt eines unsinnigen Popanzes breiten.

Nun mochte Grillparzer verlegen sein um den Stoff für seine fernern Gebilde und wandte sich verlangend dem Urquell der Geschichte zu. Als hätte sein Genius ungeduldig das Feld nicht erwarten können, auf welchem er sein Flügelroß besteigen darf, wählte er gleich eines der ersten, das ihm Klio bieten konnte, die griechische Geschichte. Es gibt jedoch wieder Zeugniß davon, wie sehr der Mangel eines politisch durchgebildeten Volksgeistes in Oesterreich auch seine künstlerischen Talente nach unfruchtbaren Richtungen drängt, daß die Geschichte Griechenlands, des ersten Staats, in welchem die Menschheit zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen, in welchem der erste frische Morgen des Abendlandes anbrach, während sich über das Morgenland schon der erstarrende Abend des Todes gebreitet hatte, daß Griechenland, in

Digitized by Google

welchem Kunst, Philosophie, Wissenschaft, Sprache sich zuerst als abgesonderte Bildungshöhen aus der früher verschwommenen Entwickelung des Menschengeistes erhoben und zur Gestaltung von menschheitswürdigen Staatsverfassungen beitrugen, die von der Gottesstimme des Volks durchklungen wurden, daß ein solches Land, eine solche Geschichte, dem reichbedachten Grillparzer keine andere Anregung zu dramatischen Schöpfungen bot, als uranfängliche Sagen und Mythen, durch welche Griechenland noch halb mit dem Traumleben der ältesten orientalischen Völker zusammenhing. Er schrieb die Trilogie „das goldne Vließ" und wenn die diesem Werke vorangehende „Sappho" und das ihm nachfolgende Drama „des Meeres und der Liebe Wellen" auch dem schon zum vollständigen Charakter sich entwickelnden Griechenland angehören, ist doch in ihnen keine Spur jener historischen Anschauung, durch welche der Dichter in den irdischen Leib der Geschichte den himmlischen Prometheus-Funken wirft.

„Sappho" — im Jahre 1818 erschienen und eine Rolle der unvergeßlichen Schröder, mit der das Stück auch fast von allen deutschen Bühnen verschwand — ist ein lyrisches Drama von überwältigender Schönheit. Freilich wird man in der Darstellung dieses antiken Stoffes vergebens nach den Reizen der Antike suchen und nicht an Goethe's Iphigenia darf man sich erinnern, wenn man zum Genuß der Grillparzer'schen Sappho ein empfängliches Gemüth mitbringen will. Den Hauptcharakteren fehlt die objective Gestaltung, die abgegrenzte Bestimmtheit, jene griechisch heitere Ruhe, in der sich noch Schmerz und wilde Leidenschaft mit harmonisch brausenden Wellen bewegen. Sappho, die Dichterin, nimmt ihrem Autor den Griffel aus der Hand, durch dessen Zauberkraft er sie plastisch hätte hinstellen sollen, um sich damit vor dem Zuschauer in lyrischen Monologen selbst abzuconterfeien; Sappho, die Priesterin aus Lesbos, gelangt in Grillparzer's Stück nicht einmal zur pantheistischen Sinnlichkeit der Alten, die den letzten Gürtel mit erhabener Geberde abstreift, weil sie noch im Naturdienst den Gottesdienst feiert. Phaon, von den olympischen Spielen als Sieger heimkehrend, also ein irdischer Halbgott, mit dem Anrecht, unter die olympischen Götter versetzt zu werden, im ersten Vollgenuß einer errungenen Unsterblichkeit, für welche der christlich modernen Zeit das Volksleben, der Glaube und das Abzeichen fehlt, Phaon, der Dichterin Sappho nicht nur gleichberechtigt gegenüber, sondern nach griechischer Anschauung über ihr stehend, weil er würdig, daß sie ihr Saitenspiel zu seinem Preis tönen lasse, — zu welcher traurigen Unter-

Digitized by Google

ordnung schrumpft er in Grillparzer's Drama mit Absicht des Dichters zusammen! Mag ihm der Schauspieler auch durch Costumbehelfe zur antiken Außenschönheit verhelfen, vor dem Geist des Zuschauers wird er immer in ganz ungriechischer Gestalt, gebeugten Hauptes und gebrochenen Kniees erscheinen. Diese Verkennung der Antike zieht sich durch das ganze Werk, bricht selbst aus tief psychologischen Enthüllungen des weiblichen Herzens, die mehr auf den in alle Zeiten übergegangenen Amor, dem ein geraubter Kuß noch Wonne und Verbrechen zugleich ist, als auf den griechischen Eros zielen, und dehnt sich bis auf die lächerliche Kleinigkeit aus, daß Melitta, im Wunsch zu sterben, ausruft:

„Nehmt mich hinauf zu Euch, ihr Götter!"

Dieses von der Romantik duftende, katholisch verhimmelnde „hinauf" ist schon nach dem Sinne, den es hier ausdrücken soll, nicht hellenischen Charakters, abgesehen davon, daß es, nach griechischer Vorstellung vom Tode, eigentlich heißen müßte: laßt mich hinunter, denn Elysium und Tartarus, die Stätten abgeschiedener Seelen, liegen in der Unterwelt.

Will man aber bei Grillparzer's Sappho von der Forderung nach einem ächten dramatischen Gebilde absehen, das aus der Zeit, der es entnommen, mit feiner, Linien und Farben nicht verwischender Hand herausgeschält wäre, will man sich auch um die mit überaus geschickter Oekonomie in fünf Acte gegliederte Handlung nicht allzusehr kümmern, sondern sich geschlossenen Auges vor die Bühne lauschend hinsetzen, so wird man sich von diamantensprühenden Strömen einer heißen, tiefen Lyrik überfluthet und das Herz davon zum reinsten poetischen Genuß fortgerissen fühlen. Dieser lyrischen, nicht dramatischen Wirkung sind sowohl die vielen Auflagen, die Sappho im Druck erlebte, als die wenigen Vorstellungen, die ihm auf der Bühne wurden, zuzuschreiben.

Jung, ruhmbekränzt, die Brust noch voll schöpferischen Dranges, reiste nun Grillparzer 1819 nach Italien, eine Reise, nach der jeder Dichter als nach einer Selbstbelohnung trachtet, wenn er sich derselben bereits würdig bewiesen. Wie reich an großen Schöpfungen er damals noch seine Zukunft glaubte, davon zeugen die Worte, mit denen er von Rom schied:

„Nun kehr' ich heim mit stolzem Sinn
Und schaff' in gesättigter Ruh,
Was jung soll sein, wie ich es bin,
Und alt soll werden wie du."

Digitized by Google

Die erste Frucht dieser Reise war eine begeistert zürnende Elegie, ein prachtvolles Gedicht an Italien, das in dem Wiener Taschenbuch „Aglaja" mitgetheilt werden sollte. Es war bereits ungefährdet durch die Censur gegangen, es lag bereits auf dem Verkaufstisch gedruckt vor, als man plötzlich antikirchliche Sympathien darin wittern mochte und aus allen Exemplaren des Taschenbuchs das Gedicht von Censurwegen herausgeschnitten wurde.

Grillparzer aber blieb in Oesterreich!

Im Jahre 1821 brachte das Hofburgtheater seine Trilogie „das goldne Vließ," wovon sich besonders der dritte Theil „Medea" durch das Spiel der Schröder auf einige Zeit auf der Bühne erhielt. Auch hier muß man an den Geist des Alterthums und die Gesetze seiner Kunst vergessen und sich mit der unbefangenen Neugierde eines empfänglichen Kindes vor die Coulisse begeben, dann wird man sich der Scenenreihe dieser Tragödie nicht ohne tiefes Entzücken überlassen können. Gleichen die griechischen Mythen zum Theil gestaltlosen Felsungethümen, welche die Phantasie des fernen Beschauers zu menschlichen Physiognomien, zu bestimmten Formen zusammenfügen und den verschiedensten Deutungen unterwerfen kann, und haben sie wirklich in späterer Zeit bald den Geographen dazu gedient, den Umfang der Erkenntniß bei den Alten zu ermessen, bald dem Historiographen darin nach den Sitten und Gebräuchen heidnischer Völker zu forschen; haben sie der Kosmogenie und der Philosophie Materialien zur Beurtheilung der Wissenschaft und des Religionsgeistes geliefert und sind sie endlich von klassischen Dichtern selbst durch tragische Hebel aus ihrem Raume gerückt worden, um in ganzer Entsetzlichkeit vor den Augen späterer Generationen zu erscheinen; warum sollten sie sich nicht auch dazu hergeben dürfen, einmal vom mildernden, versöhnenden Mondlicht der Romantik beschienen zu werden? Dieses Mondlicht breitet sich über Grillparzer's „Medea"; die Felsungethüme, die im Sonnenlicht der Antike mit so starrer, unversöhnlicher Furchtbarkeit emporragen, verschwimmen im romantischen Zweifellicht zu sanfteren Formen, und lassen sogar zu ihren altersgrauen Füßen ganz junge Nachtviolen des Gefühls aufschießen, deren heißen leidenschaftlichen Düften sie sich gewährender zuneigen, als ihre antike Würde erlauben sollte. Den besten Beleg dafür gibt uns die ergreifend schöne Scene, in der Medea, von Eifersucht gestachelt und krampfhaft nach Allem fassend, was ihr das Herz des Gatten wieder zuführen könnte, sich Jason's Lieblings-

Digitized by Google

lied lehren ließ und nun da er kommt, und ihrer nicht achtend mit der Nebenbuhlerin verkehrt, in allen Steigerungen der Leidenschaft, von der kindisch frohen Hoffnung des Gelingens bis zur trostlosesten Gewißheit des Verlustes die Worte wiederholt: „Jason, ich weiß ein Lied!" Diese Scene wird lächerlich, wenn man die sentimentale Medea des Drama's mit der mordgeübten Tochter des Königs Aeetes verwechselt, die dem sie verfolgenden Vater den zerstückten Leib ihres Bruders als Hinderniß in den Weg warf, und die Scene wird erhaben, wenn man in Medea nur das Weib sieht, in seiner urgewaltigen Leidenschaft, mit schmerzbeflügelter Hand den Schleier ziehend von den Schönheiten, aber auch von allen Schrecken und Abgründen des weiblichen Herzens. Dazu kommt Grillparzer's heiße Sprache, die sich im Gefäß antiker Formen vergebens abkühlen will, und durch den griechisch-mythischen Stoff hinpulset, als ob warmes rothes Blut durch eine Statue des Phidias flösse. Diese Sprache ist so eigenthümlich würzigfüß, daß man ihr die haarsträubende Tragik, die sie unterdrücken will, gar nicht recht glauben kann, und verfolgt man sie bis zu ihrer Urquelle, so entdeckt man das überschäumende Meer von Poesie, das in Grillparzer's Seele erhabene lyrische Wellen wirft.

Endlich schien es, als wolle Grillparzer einen realern Boden für seinen Kothurn suchen, als im Nebel schwimmende griechische Mythen. Zugleich war zu hoffen, daß er sich durch die Wahl eines Stoffes aus deutscher, aus österreichischer Geschichte zum ächten National-Dichter erheben werde. Er schrieb das Trauerspiel: „König Ottokar's Glück und Ende," das, in der Charakteristik markiger und mit festerer Hand gezeichnet, als seine früheren Dramen, bei unläugbar großen Vorzügen, von welchen die mancherlei Mängel überschattet werden, die weniger dem Dichter, als einer nicht ganz unparteiischen historischen Auffassung zuzuschreiben, das würdige Vorspiel zu einem Cyclus historischer Nationaldramen hätte bilden können, die bei Ermangelung eines Shakespeare als Dichter, doch denselben nationalen Werth für Deutschland errungen hätten, den Shakspeare's historische Dramen in allen Zeiten für England besitzen. Allein die großen Schwierigkeiten, die sich der Aufführung anfänglich entgegenthürmten (sie fand im Jahre 1825 statt und zwar nur auf dringende Verwendung der Erzherzogin Sophie, der man auch die Aufführung von Wilhelm Tell im Hofburgtheater zu danken hat), die vielen Kränkungen, die ihm bei dieser Gelegenheit mochten zugefügt worden sein, bewogen ihn, nicht etwa Oesterreich zu verlassen, das sich des einzigen großen Dichters, den es

Digitized by Google

damals beſaß, nicht würdig bewieſen und in entgeiſtetem Starrſinn und aus Furcht, daß ſich einige ſpitzige Dornen darunter verſtecken könnten, die Krone der poetiſchen Verherrlichung nicht annehmen wollte, nach der jedes intelligente Volk der Weltgeſchichte als nach ſeinem höchſten Ruhme ringt; ſolche Umſtände bewogen ihn vielmehr, lieber ſeinen eigentlichen dramatiſchen Beruf zu verlaſſen und ſich wieder der theatraliſchen Einkleidung von Phantomen zuzuwenden, die kein Volksherz begeiſtern können und denen kein Pulsſchlag der Gegenwart zupocht. Er ſchrieb: „der treue Diener ſeines Herrn," aufgeführt 1830, und dichtete mit dem ganzen Aufgebot ſeines reichen lyriſchen Talentes die Liebestragödie von Hero und Leander, fand aber mit dieſen Dramen keinen bleibenden Erfolg, der ihn für das Aufgeben eines würdigeren Terrains nur einigermaßen hätte entſchädigen können.

„Der treue Diener ſeines Herrn" zumal erſcheint uns faſt wie die allegoriſche Darſtellung ſeines Schickſals, wie die Apotheoſe einer Dienſtbarkeit, der er ſeine Muſe nicht entziehen konnte oder mochte. König Andreas von Ungarn, im Begriff, mit ſeinem Heer gegen den Feind zu ziehen, übergibt ſeinem treuen Diener Banchannus die Regierung, und betraut ihn zugleich mit der Sorge für die rückbleibende Königin und ihr Kind. Herzog Otto von Meran, der Bruder der Königin, aus Frankreich kommend, wild, ſittenlos und von der Königin, die ihm mit blinder Schweſterliebe ergeben iſt, in ſeinem Treiben mehr unterſtützt als gehindert, untergräbt während der Abweſenheit des Königs das Lebensglück des Banchannus, indem er deſſen Gattin Erny, die ihm längſt mit Zorn und Verachtung begegnete, durch Hilfe der Königin in ſein Zimmer lockt, wo ſie auf ſein Drohen und Bitten nicht einmal das Wort Verachtung zurücknehmen wollend, und ſich endlich in ſeiner Gewalt ſehend, keinen Ausweg findet, als ſich den Dolch in's Herz zu ſtoßen. Die Brüder und Verwandten der todten Erny und ihres Gatten Banchannus halten indeß den Herzog Otto ſelbſt für den Mörder, ſie wiegeln das Volk auf, und drohen die Burg zu ſtürmen, wenn die Königin nicht den vermeintlichen Mörder ihrer Rache überliefert. Die Königin weigert's und ſieht ihrem und ihres Kindes Untergang durch die Hände des empörten Volkes entgegen. Da erſcheint Banchannus, und obwohl Schmerz und Rache in ſeinem Herzen lodern, bleibt er eingedenk der Pflicht, die er ſeinem Herrn und König gelobte; er rettet die Königin und ihr Kind und ſelbſt den Todfeind Herzog Otto, als ſich die Königin nur um dieſen Preis will retten laſſen, er führt dem zurückkehrenden König das aufgewiegelte

Digitized by Google

Volk beſchwichtigt entgegen, überliefert ſeinem Richterſpruch oder ſeiner Gnade die Stifter des Aufruhrs, ſeine eignen Brüder und Verwandte, zum Lohne dafür nichts begehrend, als fürder einſam ſeinem Schmerz leben zu dürfen, durch das Bewußtſein getragen, „der treue Diener ſeines Herrn" geweſen zu ſein. Die Idee dieſes Trauerſpiels findet mehr in einer unwillkürlichen Hinneigung des Gemüthes, als in einer geiſtigen Ueberzeugung ihre Begründung, und iſt eben deshalb nicht groß genug, daß der tragiſche Fall des Helden, der an ihr untergeht, von der tragiſchen Erhebung des Zuſchauers begleitet ſein könnte. Allein die Charakteriſtik iſt von pſychologiſchen Lichtblitzen umgeben, wie ſie früher nur Shakſpeare noch heller flammen, und ſpäter nur Grabbe gleich herrlich leuchten ließ, und die Tendenz erſcheint mit einer Glaubensinnigkeit entfaltet, die hinwieder mehr an Calderon, als an Shakſpeare mahnt. Die Charaktere, namentlich die des Herzogs Otto und der Erny, hätten zu ſelbſtändigen Tragödien entwickelt werden können, aus dem ganzen Drama jedoch ſcheint uns Grillparzer's Schickſal ſelbſt, wie aus einem halbklaren, arabeskenverzierten Spiegel entgegenzuſchimmern. Der treue Diener ſeiner Heimathsliebe, ließ er den beſten Theil ſeiner ihm angetrauten Muſe hinmorden, erlaubte ſich keinen Widerſtand, beſchwichtigte vielmehr den Aufruhr, der ſich dagegen in ſeinem Innern erhoben haben mochte und überlieferte, was er noch unter ſolchen Umſtänden als ihm verwandt darbieten konnte, dem Richterſpruch oder der Gnade der öſterreichiſchen Cenſur.

Mit dem dramatiſch unbedeutenden Trauerſpiel „des Meeres und der Liebe Wellen" ſcheint er von der Tragödie Abſchied genommen zu haben, denn hierauf erſchienen nur noch im Jahre 1834 ein „dramatiſches Mährchen" ohne tragiſche Elemente: „der Traum ein Leben" und ſpäter ein „Luſtſpiel!" Das Erſte mahnt nur durch den Gegenſatz im Titel, nicht aber durch gleich tiefſinnige Geſtaltung des Inhalts an das berühmte Drama de la Barca's. Dem Vernehmen nach iſt es eine Jugendarbeit des Verfaſſers und ſoll nicht für die Hofbühne, ſondern für eine untergeordnete, die Maſſen durch äußeres Schaugepränge lockende Bühne beſtimmt geweſen ſein. Auch hat es außer in Wien, wo man viele Sorge auf eine ſchöne und wirkſame Ausſtattung verwandte, nirgends ſonderlichen Erfolg gehabt, vielleicht weil nur das Wiener Publicum noch ſo kindlichen Sinnes iſt, ſich einem Mährchen auch von der Bühne herab unbefangen hingeben zu können. Viel Anziehendes liegt in dem Stücke, deſſen Stoff ſchon Voltaire zu

Digitized by Google

einer anmuthigen Erzählung benutzte, mit Phantasie ist es geschrieben und mit manchen wirkungsreichen psychologischen Coups ausgestattet, der theatralische Fehler liegt nur darin, daß in der materiellen Sichtbarkeit, in den zu den Ohren dröhnenden Manövres der Bretterwelt die zauberhafte, in Duft und Nebel schwimmende Mährchenwelt zu Grunde geht; abgesehen von dem ästhetischen Fehler, daß das Grillparzer'sche Mährchen nicht die Symbolik einer tief in's Menschenleben eingreifenden Lehre gibt, was bei einem dramatischen Mährchen um so unerläßlicher wäre, sondern höchstens die triviale Klugheitsregel entfaltet: Bleibe im Lande und nähre dich redlich! Versenkt man sich jedoch recht tief in den syrenenhaften Zauber der Grillparzerschen Dramenpoesie, die auch gewaltig aus diesem Werke „der Traum ein Leben" tönt, so möchte man fast glauben, daß, weil die ächte dramatische Poesie in Oesterreich lange Zeit nur ein Traum war, der Himmel ihn in's Leben rief, damit — der Traum ein Leben werde.

Nicht wenig gespannt war das Wiener Publicum, als das Hofburgtheater im Jahre 1838 ein Lustspiel von Grillparzer ankündigte. „Weh dem, der lügt!" wurde aufgeführt, allein nur dreimal, was in Wien gleichbedeutend ist mit „durchfallen." Mögen die Gerüchte von Cabalen, die ihm bei dieser Gelegenheit gespielt wurden, auch nicht ungegründet sein und mögen die Schauspieler auch nicht Alle den Geist ihrer Rollen mit gehörigem Verständniß gewürdigt haben, die größte Schuld an der Theilnahmslosigkeit des Publicums trägt doch das Stück selbst und nicht jenes ist dafür anzuklagen, wenn sein Gelächter in Scenen rege wurde, wo der Dichter eine ganz andere Auffassung beabsichtigt hatte. Ein Lustspiel im erhabensten ästhetischen Sinne hätte die Idee, die dem Werke zu Grunde liegt, abgeben können, wenn nur die Ausführung mit der Intention gleichen Schritt gehalten hätte. Gern sieht man von der Forderung ab, daß das Lustspiel immer das Kleid der Zeit trage, in der es entstanden und direct stets Charaktere und Zustände der Gegenwart reflectire, wenn es nur für allgemeine menschliche Thorheiten und Schwächen ein drollig verzerrender Spiegel wird, in dessen Hintergrund der versöhnende Ernst lauert; gern überläßt man dem Lustspiel historische Formen und Gewänder verschollener Vergangenheit, wenn nur der Geist die darin herrschende Idee mit unerbittlicher Fackel in die Verirrungen des eben gegenwärtigen Jahrhunderts bringt und die Schatten, die sie dann werfen, zu heitern Gestalten und Spielen zusammenfügt. Eine solche Idee glänzt in „Weh dem, der lügt"; allein statt einerseits das Täuschende und Lügenhafte in dem, was der Mensch stolzen

Digitized by Google

Mundes als Wahrheit verkündet, mit heiterer epikuräischer Skepsis anzudeuten und zur Wahrheit des Genusses einzuladen, statt andererseits mit frohlockendem Jubel den Lügenschleier zu reißen von allen geschminkten Sünden und prunkenden Krankheiten unserer Zeit, verkrüppelt die Idee kümmerlich unter der Wucht einer fast ganz interesselosen Handlung. Wohl hört man zuweilen ein fernes Rollen, das wie Humor lautet und nimmt ein schwaches Wetterleuchten des Witzes wahr, doch kommt weder die ernste Pilatusfrage: „was ist Wahrheit?" noch die für ein Lustspiel geeignete feine Weltironie zum Vorschein, die allen menschlichen Bestrebungen, Träumen und Systemen ein lächelnd warnendes: „weh dem, der lügt!" zurufen würde. Handlung und Staffage, dem französischen Geschichtsbuch von Thierry: „Récits de temps mérovinguens" entnommen, wären in den Händen eines Tieck oder sogar Fouqué zu einem anziehenden, ächt romantischen Gebilde geworden, auf der Bühne aber wurden sie unerquicklich und die Aufnahme war, wie bemerkt, eine höchst mißfällige. Vielleicht hat die Aristokratie dazu beigetragen, die, sonst karg mit Zeichen des Beifalls oder Tadels, es nicht verschmähte, sich bei folgender Stelle zischend aus den Logen zu beugen:

„Gib nicht für einen Ahn, so alt er ist,
Den ersten auf, den ält'sten aller Ahnen,
Ihn, der da war, eh' noch die Sonne war,
Der niedern Staub geformt nach seinem Bild.
Des Menschen Antlitz ist sein Wappenschild."

Seitdem wurden von Grillparzer nur noch zwei dramatische Fragmente „Scipio" und „Libuſſa" im Druck bekannt. In österreichischen Blättern lassen sich viele poetische und prosaische Klagen über sein Verstummen hören; wir können es jedoch nur billigen, wenn er, vielleicht zur Erkenntniß gekommen, mindestens durch vielsagendes Schweigen ausdrückt, was ihm seine amtliche Stellung mit Worten zu sagen verwehrt, daß Oesterreich seiner großen Dichter nicht würdig, daß es für dieselben keine Pflege, keine Anerkennung, keine Werthschätzung hat; am wenigsten für den Dramatiker, der zum versammelten Volke spricht, mit von den Händen der Censur zusammengepreßter Kehle jedoch keine dichterwürdigen Laute hervorbringen kann.

Außer seinen Dramen schrieb Grillparzer viele kleine lyrische Dichtungen, in Almanachen und Journalen zerstreut, wem aber etwas davon zu Gesichte gekommen, der vergißt es nicht so leicht, wie man sonstige Journal- und Almanacherzeugnisse vergißt. Die Lieder aus

Digitized by Google

Gaſtein z. B., die das Taſchenbuch Aglaja brachte, ſind von gedankenſchwerer Innerlichkeit, die Freude darin mild und ſanft, von jener feinen Schleiertrübe umfloſſen, ohne welche auch der höchſte Genuß nicht in's Dichterherz einzieht, der Schmerz darin geſund und natürlich und dennoch tief ergreifend. Wie ſehr iſt der Mangel an einer vollſtändigen Sammlung ſeiner lyriſchen Gedichte zu bedauern! Sind ſie vielleicht in Lyrik geſetzte Dramen ſeines eignen Lebens, die er keuſch verhüllt, die er nicht, wie jene Dramen, zu denen ihm die Welt den Stoff gegeben, auch der Welt wieder überliefern kann?

In den Händen des ächten Dichters verwandelt ſich, wie in denen des mythiſchen Königs Alles zu Gold; er weiß auch den gewöhnlichſten Dingen und Beziehungen eine glänzende Bedeutung mitzutheilen. Der einſt ſehr berühmten ſchwäbiſchen Tänzerin, Thereſe Heberle, ſchrieb Grillparzer folgende Zeilen:

„Freund Amor, ſag' mir nur:
Seit wann biſt du ein Schwäberle?
Ob Adelung auch bebe,
Statt Roſe ſagſt du „Reſeele"
Und „Heberle" ſtatt Hebe."

An eine liebliche Dame Wiens, eine der geiſtig angeregteſten unter den ſonſt geiſtigen Beziehungen nicht zugänglichen Frauen Wiens, richtete Grillparzer die folgenden tiefſinnigen Worte:

„Des Weibes urerſtem, tiefinnerſtem Sein
Bleibt treu nur die Frau auf die Länge;
Sie wirkt, was ſie wirkt durch ſich ſelbſt und allein,
Des Mannes Herr iſt die — Menge."

In Proſa ſchrieb er eine Novelle: „Das Kloſter von Sendomir" und einen Aufſatz über dramatiſche Kunſt.

Von ſeinem äußern Leben iſt wenig zu berichten und der Biograph wäre bald fertig mit ihm. Er iſt am 15. Jänner 1791 in Wien geboren und blieb ununterbrochen an den Staatsdienſt gekettet. Eine große Seele lebt ſehr einſam in Wien, dem „Capua der Geiſter," wie er ſelbſt es nennt. An großen politiſchen Anregungen fehlt es, weil es an einem öffentlichen Leben fehlt, dieſe muß ſich der Wiener Poet auf Reiſen ſuchen. Reiſen machte er denn auch und zwar, außer der ſchon erwähnten nach Italien, auch nach England und Frankreich. In Paris beſuchte er Börne, der zu ſeinen erſten Lobrednern gehörte, und, ihn mit den andern Dramatikern ſeiner Zeit vergleichend, begeiſtert ausrief: Grillparzer iſt ein Dichter! Im Jahre 1843 ſegelte er nach

Digitized by Google

Griechenland, doch sollte er sich nicht lange auf dem classischen Boden bewegen, den seine Phantasie so oft schon früher betreten hatte, als sein Fuß. Die Septemberrevolution war nämlich eben ausgebrochen; ein Deutscher konnte selbst mit Geringachtung der Lebensgefahr nicht zum ruhigen Studium gelangen. So sehen wir ihn in einer seiner edelsten Lebensfreuden nicht weniger, als in seinem heiligsten Beruf gestört und verkümmert.

Auf seine Bildung mochte wohl der gediegene Schreivogel nicht ohne Einwirkung geblieben sein; ihm widmete er auch seine „Sappho," eine Huldigung, die, wie sie den Schüler ehrt, auch eine große für den Meister ist, denn Grillparzer hat niemals, gleich Friedrich Halm u. A., mit Widmungen wohlberechnete Ordens- und Titelspeculationen getrieben und auch keines seiner übrigen Werke sonst Jemand zugeeignet. Ueberhaupt bewährte er oft eine eiserne Gesinnung und war es ihm unmöglich, gegen manche Zustände und Personen positive Opposition zu bilden, so hat er es doch negativ gethan, durch Verstummen, wenn er nicht nach seiner Ueberzeugung sprechen konnte. Drum fand er auch keinen Mäcen, wie er selbst nie einen gesucht hatte. Kein König sandte ihm die wohlfeilen Auszeichnungen, die nur den Geber geehrt hätten, die aber Grillparzer gewiß zurückgewiesen hätte. Kein Orden verunziert seine ehrliche Brust, keines jener Bänder, mittelst deren man heut zu Tage an ein großes Talent immer gerne einen kleinlichen Charakter knüpfen möchte. Archivdirector ist er, nicht um einen Titel zu tragen, sondern um leben zu können, denn das Hofburgtheater hat ihm den verdienten Ehrensold immer nur spärlich zugemessen. Wird er aber von oben her gedrückt und vernachlässigt, wird ihm bei jeder Gelegenheit der geschmeidige Aristokrat Friedrich Halm (Freiherr von Münch-Bellinghausen) vorgezogen, so wenden ihm dafür seine Strebensgenossen und alle gesinnungstüchtigen Männer eine Verehrung zu, wie sie noch keinem andern Dichter in Oesterreich geworden. Ein kleines Zeichen dafür war das Festmahl, das ihm zu seinem 53. Geburtstage veranstaltet wurde, das Album, welches ihm bei dieser Gelegenheit überreicht wurde, und wenn auch nicht die Gesinnung Aller, die sich darin einschrieben, unverfälschtes Gold ist, so ist es doch schon die größte Ehrenbezeugung für Grillparzer, daß sich alle Wiener Schriftsteller einschreiben mußten, die eine tüchtige Gesinnung auch nur zur Schau tragen wollten.

Uebersieht man sein ganzes literarisches Wirken, so glaubt man in das Atelier eines großen Bildhauers zu blicken, in welchem ein

Digitized by Google

Erdbeben das Meiſte umgeſtürzt hat und von den erhabenſten Götterbildern eben nur ſo viel Göttlichkeit und Reiz übrig ließ, um die Vernichtung tief betrauern zu laſſen. Iſt er ſchuldig? iſt er blos unglücklich? Man möchte ihn für das erſtere halten, wenn man ſo Herrliches zerſtört weiß, weil er nicht den Muth oder die Kraft hatte, die öſterreichiſchen Literaturfeſſeln abzuſtreifen; man möchte wieder in Mitleid um ihn vergehen, wenn man ihn trauernd ruhen ſieht auf den Ruinen einer Poeſie, der eine deutſche Unſterblichkeit aufbehalten geweſen wäre, auf ungebornen Werken, die er, ſtatt ſie zu ſchaffen, in ſeiner Seele zu Trümmern zerſchlagen mußte.

Digitized by Google

Die October-Verhandlungen der böhmischen Stände.

Wie wir Nr. 144 der Prager Zeitung lasen, wurde auf den 5. October dieses Jahres „in Angelegenheiten des Landtagsschlusses für das Jahr 1847" eine Landtagsversammlung berufen. Fast ebenso lauteten die Einladungsschreiben, welche der Landesausschuß an die im Landtage eingeführten und folglich daselbst zu erscheinen berechtigten ständischen Mitglieder ergehen ließ. Nun ist diese am 5. und 6. October gepflogene Berathung beendet und ich beeile mich, Ihrem geschätzten Blatte einige Data derselben mitzutheilen, welche um so beachtenswerther sein dürften, als die Beschlüsse dieser Versammlung in ihren Folgen für Stände und Regierung eine hohe Wichtigkeit haben und noch haben dürften.

Die vielseitigen Zweifel, Klagen und Angriffe, welche der von 41 ständischen Mitgliedern am 25. Mai gefaßte Beschluß (siehe Grenzboten Nr. 28 und Nr. 30) im Lande hervorrief und welche auch in der Beilage zu Nr. 37 der Grenzboten einen edlen Vertreter fanden, ließen dem Gesagten zufolge vermuthen, daß diese Landtagsversammlung sehr zahlreich besucht werden würde. Es war jedoch nicht der Fall; Jagden, Wettrennen und andere Vergnügungen hatten Viele und, was besonders gerügt zu werden verdient, die Mehrzahl jener Mitglieder des Herrenstandes, die am 25. Mai l. J. durch ihren einhelligen Sinn sich unsern aufrichtigen Dank erwarben, abgehalten, zur Berathung über einen so wichtigen und interessanten Gegenstand am genannten Tage zu erscheinen, so zwar, daß am 5. blos 53 und am 6., zum Beweise des geweckten Eifers, 43 ständische Mitglieder erschienen.

Wie bereits gemeldet wurde, bewilligten unsere Stände wie immer „und aus Anlaß der in Gallizien vorgefallenen bedauernswerthen Ereignisse" die ganze pro 1847 postulirte Steuersumme von 5,507,603 Fl. 16 Xr. und zwar 4,990,551 Fl. 4 Xr. als ordentliche Quote, dann 469,994 Fl. 10 Xr. als Zuschuß und endlich 47,057 Fl. 52 Xr. (da das Erforderniß dieser seit 1846 mehr postulirten Summe denselben bisher authentisch nicht aufgeklärt wurde.)

a) als außerordentlichen Zuschuß,

ferner die Gebäudezinssteuer mit $18\frac{16}{100}$ Proc. gleichfalls zur Gänze: da-

Digitized by Google

von 18 Proc. als ordentliche Steuer, dann $\frac{16}{100}$ Proc. als außerordentlichen Zuschuß, woran sie in der ersten Landtagserklärung vom 25. Mai l. J. das ständische Votum bitt- und beziehungsweise auf den letzten Punkt die Erklärung und Anzeige knüpften, daß

b) in den künftigen Grundsteuerpostulaten die Bemerkung der Nachsicht von $68\frac{92}{100}$ Proc. an der Zuschußquote der früher angelegten Steuersumme weggelassen werden möge (weil der Ausdruck der a. h. Nachsicht, als einer längst vergangenen Zeitperiode angehörig, sich ohnehin nur als eine bloße Förmlichkeit herausstelle); daß

c) die sonst in den Grundsteuerpostulaten bestandenen Artikel hinsichtlich der General-Landesbegrenzung und des Straßenbaues in die künftigen Grundsteuerpostulate wieder aufgenommen werden; und daß

d) die Stände sich bewogen fanden (für das Wohl der Unterthanen und mit Hinblick auf die Nr. 28 der Grenzboten Seite 78 wörtlich citirten a. h. Entschließung vom 11. April l. J.) unter Aufhebung des bisher bestandenen Unterschiedes in der Besteuerung der Dominical- und Rusticalgründe auf Grundlage der Josephinischen Steuerregulirung und des sich hiernach ergebenden Repartitionsmaßstabes, ohne den bisherigen Abschlag von $19\frac{1}{2}$ Xr. beim Dominical- und von $3\frac{7}{8}$ Xr. bei dem Rusticalgulden, die Steuer gleichmäßig repartiren, „somit Obrigkeiten und Unterthanen rücksichtlich des Grund und Bodens gleichmäßig besteuern zu wollen."

Letzterer Beschluß war es, gegen welchen so viele Gemüther aufgeregt, so viele Waffen geschärft wurden, gegen den auch, am 5. und 6. October, bisher in der Landtagsstube selten gesehene Kämpfer auftraten und welchen man widerrufen und vernichten wollte. Man nannte ihn illegal, behauptend, daß er gegen die ausdrückliche Weisung der Nov. Decl. Aa. IX und des Hofd. vom 12. August 1791 gefaßt worden sei, während grade jene Novelle *) dasjenige auf dem Landtage zu berathen gestattet, was die königl. Propositionen enthalten, die Steuern aber das Hauptobject der Propositionen bilden, die Art der Einhebung und Repartition derselben mit der Steuerbewilligungsfrage in wesentlicher Verbindung steht und von ihr um so weniger getrennt werden kann, als Se. Majestät in jedem Postulaten-Rescripte wörtlich fordern: daß die

*) Aa. IX. bestimmt: — — „daß hinfüro die Stände, nachdem sie vorher die königl. Landtags-Proposition consultiret und dieselbe zu Unserer oder Unserer Commissarien Beliebung allerdings erlediget, und eher nicht, sich in geringeren Sachen, die da Unser Person, Hoheit, Authorität und Regalien nicht betreffen, mit einander wohl unterreden mögen: Jedoch mit diesem ausdrücklichen Anhang, daß ehe und zuvor sie dergleichen Unterredung anfahen, Sie solches Uns, da wir zur Stelle oder Unseren Königlichen Landtags-Commissarien, wann Wir oder die Regierende Könige zu Böheimb ihnen hierzu Vollmacht mitgeben würden, vorhero fürtragen: auch alsdann dasselbe anders nicht als mit Vorwissen Consens und Bewilligung derselben zu der Stände Berathschlagung hinterbringen lassen sollen, auch was alsdann unter ihnen erlediget und geschlossen, zu Unserer und der Königen zu Böheimb Ratifikation unterthänigst referiret, auch bis dieselbe erfolget mit Druckung solches Schlußes inne gehalten werden solle."

Digitized by Google

Stände vorher, d. h. bevor sie, um den Landtag bei Zeiten zu beenden, die bereitwillige Erklärung zur Annahme der Postulaten geben, „die Art und Weise, durch welche sie die Postulata einzuheben gedenken, vorläufig zur Genehmigung anzeigen."

Das Hofdecret aber vom 12. August 1791 §. 11*), auf welches sich berufen wird, die Postulata nicht zum Gegenstand haben kann, weil diese dem Landesausschusse früher gar nicht bekannt sein können, da selbe nach der mit ihnen geschehenen Eröffnung des Landtages gleich dem ersten Landtagssecretair zur Verfassung des geistlichen Votums übermittelt werden und dieses dann die Grundlage der eigentlichen Landtagsberathung — wie dies am 25. Mai l. J. auch der Fall war — bildet, hierbei aber erst jedem Mitgliede möglich ist, auf die Steuer sich beziehende Anträge zu stellen.

Man sagte ferner, es bestehe keine Steuerungleichheit, dieser Steuernachlaß sei nicht zeitgemäß, folglich nicht politisch ꝛc. Eine theilweise Antwort auf diese Einwendungen enthält der Aufsatz des Grenzboten Nr. 40, daher ich mich deren Widerlegung um so mehr enthalten zu können glaube, als einer der Gegner dieses Beschlusses seine hierüber aus einer ähnlichen Verhandlung des Jahres 1825 geschöpften Ansichten dem Landesausschuß für die nächste ständische Versammlung zur Instruirung und Begutachtung übergeben zu wollen versprach und somit dieses punctum litis noch eine weitere Besprechung und gründliche Würdigung finden wird.

Vor der Hand blieben aber alle Einwendungen gegen den Beschluß der Herren Stände vom 25. Mai l. J., eine Chimaire, da

1) der Landesausschuß, trotz der von den Ständen im Jahre 1844 erhaltenen Weisung: „die Repartition und Ausschreibung der Steuer jedesmal nur auf „Grundlage eines ständischen Beschlusses einzuleiten" — zufolge der oft besprochenen a. h. Entschließung vom 11. April 1846 (nach welcher, sobald die Erklärung der Stände über das Postulat erfolgt ist, die Einleitungen wegen Anfertigung der Repartitionen und Anlagscheine ꝛc. zu treffen und diese Arbeiten in der Art zu betheiligen sind, daß noch vor Eintritt der Steuereinhebungsperiode für das nächste Verwaltungsjahr die Steuerausschreibung, auch wenn der betreffende Landtag noch nicht geschlossen wäre, auf die normgemäße Art in gehöriger Zeit an die Dominien und Magistrate erfolge") veranlaßt wurde, die Steuerrepartitionen und Anlagscheine herauszugeben und somit eigentlich factisch den Landtag zu schließen, und

*) „In Ansehung der von den ständischen Mitgliedern im Landtage zu machenden Vorstellung und Verträgen ist sich genau nach der bereits bestehenden ad 7. angeführten Verordnung und der diesfälligen Novella declaratoria zu halten und sofort bei den Landträgen nichts vorzutragen und nichts in Berathung zu ziehen, wozu nicht vorläufig die ordnungsmäßige Einwilligung der k. Landescommissarien eingeholt worden, hat aber Jemand etwas zum Besten des Landes anzuzeigen, so stehet es ihm frei, es dem Ausschuß ad deliberandum vorzulegen und solches nach abgethanen königl. Propositionen in den Landtag vorzubringen."

Digitized by Google

2) da Se. Majestät in der besagten a. h. Instruction vom 25. August l. J. jenen Beschluß vom 25. Mai über die Steuergleichheit gestatteten.

Bei der Wichtigkeit dieser a. h. Instruction vom 25. August glaube ich das Wesentlichste daraus anführen zu müssen. Es heißt daselbst:

„Es liege in der Absicht Sr. Majestät, daß bei der Aufführung der „Summe der postulirten Steuern die Worte und Ziffer der Landtagsinstruction beibehalten werden."

„Da ferner durch die von den Ständen vorgeschlagene Aenderung in der bisherigen Grundsteuerrepartition der sowohl von Uns als auch von Unserm in Gott ruhenden Herrn Vater wiederholt an den Tag gelegten Willensmeinung die Umlegung der Grundsteuer nach einem billigen und die Verhältnisse des belasteten Grundbesitzes berücksichtigenden Maßstabe vorzunehmen näher gerückt wird, so gestatten Wir, daß vom Beginne des Verwaltungsjahres 1847 an die Umlegung der Grundsteuer in der von den böhm. Ständen angetragenen Art vollzogen werde, bis Wir hierüber weitere geeignete Verfügungen erlassen"*).

Wie nun der Inhalt dieser a. h. Instruction darthut, wurde über die oben von mir mit b und c bezeichneten Bitten der Stände um Wiederaufnahme der Artikel hinsichtlich der Generallandesbegrenzung und des Straßenbaues, ob sie in den künftigen Grundsteuerpostulaten erscheinen werden, kein Bescheid gegeben; die unter a aber angedeutete Bitte ward, wie dies aus dem Befehle: „daß die Worte und Ziffer der Landtagsinstruction beibehalten werden", zweifellos hervorgeht, gar nicht genehmigt, und der in Folge von den Ständen in der ersten Landtagserklärung vom 25. Mai 1846 oben sub d angezeigten, in der a. h. Instruction aber als bloßen Vorschlag bezeichneten Aenderung der bisherigen Grundsteuerrepartition bei ihrer Genehmigung der immerhin folgenreiche und die ständischen Gerechtsame wesentlich berührende Beisatz angehängt: „Bis Se. Majestät hierüber weitere geeignete Verfügungen erlassen." Mit catonischer Ausdauer bekämpfte man nun am 5. October die Einführung der Steuergleichheit und stellte nach langer Debatte den Antrag: den Steuernachlaß von 350,000 Fl. als ein Geschenk an das Rusticale blos pro 1847 anzusehen. Der Antrag wurde jedoch verworfen. Ebenso fiel den folgenden Tag der Antrag auf eine zweite Landtagsschrift, in welcher allen aus dem a. h. Reskripte vom 25. August 1846 erwachsenden und obenerwähnten Bedenken eine genaue Würdigung und Wahrung hätte gegeben werden können, und es wurde beschlossen, zum Landtagsschluß zu schreiten. Weil man sich aber theils gegen jene Bedenken der a. h. Instruction vom 25. August, hauptsächlich aber gegen die Meinung schützen wollte, als sei der Steuergleichheits-

*) Durch den Wortlaut dieser a. h. Instruction stellt sich ein dieser vom Hrn. Verfasser des Artikels „Herren und Bauern in Böhmen" zugeschriebener Beisatz: „Man genehmige mit um so minderm Bedenken, da man die gleichmäßige Steuerrepartition ohnehin habe anbefehlen wollen (s. Grenzb. Nr. 40 S. 30) als irrig dar.

beſchluß der Stände vom 25. Mai ewige Norm für alle Zukunft, ſo wurde weiters ein im Landtagsſchluſſe aufzunehmender Vorbehalt votirt. Doch die auf den Vorbehalt ſich beziehenden Amendements hatten ein trauriges Schickſal. Um die aus den Worten der a. h. Inſtruction „bis Wir hierüber weitere geeignete Verfügungen treffen werden" fließenden wichtigen Reſultate zu umſchiffen, wurde vorgeſchlagen, in die Poſtulatenbewilligung pro Ao. 1847 mit der neuen Modification in der Steuerrepartirung ſtatt der Worte: „Vom Jahre 1846 angefangen" — die Worte: „Für das Jahr 1847" zu ſetzen. Wie es einer ſo ehrenvollen Corporation, als die Stände ſind, geziemte, fiel dieſer diplomatiſche Antrag. Ein zweiter und vielleicht der geeignetſte, ging dahin, über die genannten Worte die Bemerkung beizufügen: die Stände ſeien der ſichern Hoffnung, daß die bemerkten a. h. Verfügungen nur mit ihrer Einwilligung und ohne ſtörenden Einfluß auf ihre Privilegien und Freiheiten ſtattfinden werden. Auch dieſer Vorſchlag fiel, und folgenſchwer zog nun auf dem Gedankenhorizont die neue Idee heran, es ſolle in dem Landtagsſchluß der Beiſatz geſtellt werden: „Die Stände bewilligen unter den angegebenen Modificationen die Steuer vom Jahre 1847 angefangen „„ohne alle Conſequenz für die Zukunft, welcher Antrag, da er aller logiſchen Conſequenz entbehrt"" mit der möglichſt großen Majorität verworfen wurde. Endlich dictirte ein ſtändiſches Mitglied eine, auch von der Mehrheit angenommene, Verwahrung, jedoch blos in das Landtagsprotokoll, welchem das Schickſal bevorſteht, in dem ſtändiſchen Archive zu ſchlummern und da nach dem Lichte höherer Regionen — doch wohl vergebens — zu ſeufzen.

Nach dieſem Vorgange kann wohl nicht bezweifelt werden, daß die verſammelten Herren Stände die Nothwendigkeit einer Verwahrung gegen den Inhalt der a. h. Inſtruction einſtimmig fühlten, allein ſie hatten die Parabel, in welcher ein ſterbender Vater ſeinen drei Söhnen die Pflicht und Vortheile der Einigkeit durch ein Ruthenbund zeigt, vergeſſen und ſo kam es dahin, daß, ohne einen Vorbehalt in den Landtagsſchluß aufnehmen zu können, ſchlüßlich der höchſt folgenwichtige Beſchluß gefaßt wurde:

„Nach dem wörtlichen Inhalte der a. h. Inſtruction den Landtagsſchluß zu verfaſſen", wodurch dieſelbe daher in allen ihren Punkten angenommen wurde.

Dadurch aber haben unſere Stände in einem Falle, wo es ſich um ihr älteſtes, ich möchte ſagen, noch einzig ihnen belaſſenes Recht der Steuerbewilligung und Repartition handelte, der Mitwelt ein neues glänzendes Beiſpiel ihres felſenfeſten Vertrauens in die Gerechtigkeitsliebe ihres Monarchen geliefert, und dieſe iſt fürwahr die ſicherſte Garantie, daß dieſe Hingebung, dieſes Vertrauen durch entſprechende Genehmigung beſcheidener Wünſche entgolten werden wird.

Prag, den 18. October 1846. P******.

Digitized by Google

Die Gymnasien-Reform.

Man muß sich wundern, daß die deutsche Journalistik so gesegnet mit Reformen aller Art in der wichtigen Anklage gegen die Gymnasien noch immer zurückbleibt. Wäre die Frage nicht interessant genug, weil sie nicht augenblicklich in einer Kategorie der politischen Tagesfragen einzureihen ist? Sie ist mehr als interessant, sie ist verzweifelt wichtig. Ganze Generationen hängen von ihr ab, denn die Bildung ganzer Generationen ist von ihr abhängig; wir sind stolz darauf, daß die Frage bei uns in Sachsen für ganz Deutschland lebendig gemacht worden und die Stimmung dafür bereits so erwärmt ist, daß die Anregung nicht mehr ohne Folgen bleiben kann. Allem Anschein nach ist auch die Regierung im Wesentlichen auf Seite der Reform (?) und wir erwarten mit Zuversicht, daß so wie Sachsen einst in sogenannter klassischer Schulbildung in deutschen Ländern voranging, so werde es auch jetzt darin vorangehen, Einrichtungen umzugestalten, welche von der Zeit überholt worden und in ein Zopfthum ausgeartet sind. Letzteres ist vielleicht zu stark, denn man kann nicht sagen, daß die Gymnasien neuerer Zeit ausgeartet wären, aber sie haben nichts gelernt und nichts vergessen und deshalb ist ihnen der Zopf so lang gewachsen, daß jetzt die erforderliche Bewegung eines Gymnasiallehrers und eines Gymnasiasten gradezu unmöglich ist.

Der Gymnasiallehrer Dr. Köchly in Dresden hat diese Reformfrage, welche seit Jahrzehnten zu wiederholten Malen vergeblich angeklopft, diesmal mit Glück in die öffentliche Verhandlung eingeführt, und die speciellen Vorschläge, welche er macht, werden von dem Publicum und auch von unbefangenen Gymnasiallehrern als gut und billig begrüßt. Er verlangt, daß nicht mehr alle Gymnasiasten zu Philologen ausgebildet werden, will sagen, daß sie nicht mehr bis zur ersten Classe hinauf vorzugsweise im Lateinischen und Griechischen unterrichtet werden.

Digitized by Google

Das Erlernen dieser Sprachen soll in den untern Classen erledigt, und soll dergestalt betrieben werden, daß fernerhin nicht mehr die grammatische Tiftelei und die Sylbenstecherei der Lesarten die Hauptsache bleibe, sondern daß die Fähigkeit erworben und geübt werde, ein lateinisches und griechisches Buch kouraut lesen und verstehen zu lernen. Das specielle Eingehen und Deuten bleibe Denen überlassen, welche diese philologische Aufgabe zu ihrer Lebensaufgabe machen wollen.

Ferner sollen die mathematischen Wissenschaften anders und praktischer gelehrt werden. Theils nicht mehr in der theoretischen Allgemeinheit, welche so gar wenig Erfolg zeigt; theils im Einzelnen sorgfältiger und eindringlicher.

Ferner soll die deutsche Sprache und Literatur gründlicher gelehrt, und es sollen die jetzt wichtigen europäischen Sprachen Französisch und Englisch so gelehrt werden, daß der Gymnasiast sie lernt, was bisher von dem beiläufig gestatteten Französisch nicht gerühmt werden konnte.

Ich weiß nicht genau, ob in den Reformvorschlägen auch die so nöthige gründliche Besserung in den Disciplinen der Geschichte, Geographie und Physik gefordert wird, verbürge überhaupt nicht, daß die Reform natürlich so verlangt werde, wie ich hier ausgesprochen; aber das Wesentliche ist so, und da soeben die Köchly'schen Vorschläge in einer Broschüre erschienen, so kann ich auf diese verweisen. Mir ist es in diesem Berichte nicht blos um Citirung der Vorschläge, sondern um eine Belebung und Ausführung derselben zu thun. Da muß ich denn zuerst mit Nachdruck darauf hinweisen, wie dieser Reformgedanke bei der Philologenversammlung in Jena aufgenommen worden ist. Er ist mit Spott aufgenommen worden, um das Kind beim rechten Namen zu nennen. Ein erschreckendes Zeugniß, wie tief bestehende Corporationen in sich verrotten können. Der Vorsitzende hat diese Lebensfrage mit einer witzigen Wendung abgemacht, und weil diese witzige Wendung eine auch für uns populäre Angelegenheit — offene Briefe machen heute kein Glück — in sich schloß, so hat man ihr zugejubelt, und hat das, was einer solchen Versammlung die vollkommenste wirkliche Belebung hätte sein können, burschikos und in Wahrheit gedankenlos beseitigt, um lieber Vorträge anzuhören, welche wenigstens eben so gut durch den Druck ihre Bestimmung erreicht hätten. Es ist also ganz so hergegangen, wie einst bei kirchlichen Concilien, welche so lange hochmüthig und kastenmäßig die Reform abwiesen, bis sie ihnen von außen her aufgezwungen würden. Die Jena'sche Versammlung hat sich hiermit bitterlich gerichtet, und ihre Nachfolgerinnen werden

Digitized by Google

bereuend einzuregistriren haben, was im Bereich ihrer Kaste von außen her ohne ihr Zuthun geändert und gebessert worden ist.

Zweitens muß ich auf ein Grundübel aufmerksam machen, was bis jetzt nur nebenher oder gar nicht berührt worden ist. Die Gymnasiallehrer sind principiell nur Gelehrte und viel zu wenig Lehrer. Ihre pädagogische Vorbildung wird viel zu sehr als Nebensache angesehen und sollte doch die Hauptsache sein. Die begabtesten Kinder des Landes werden ihnen in der wichtigsten und einzigen Entwickelungszeit dieser Kinder anvertraut, und es ist mehr oder minder gutes Glück, ob diese Lehrer, denen man das Wichtigste anvertraut, denn auch lehren können. Bei ihrer Anstellung ist die Hauptfrage, ob sie das Erforderliche wissen, nicht aber, ob sie ihre Wissenschaft in der ihnen bevorstehenden Laufbahn verwerthen, das heißt, mit Talent übertragen können. So ist der verkehrte Ruhm entstanden, daß der Gymnasiallehrer in der abstracten Wissenschaft ganz wie der Universitätslehrer sich auszeichne durch Programme und Schriften, statt daß er seinen Ruhm darin suche, in der Eindringlichkeit und Wirkung seines Unterrichts sich auszuzeichnen. Daher die befremdliche und betrübliche Erscheinung, daß so oft die durch Gelehrsamkeit glänzenden Gymnasiallehrer für den Gymnasiasten die unergiebigsten Lehrer sind. Sie sind eben keine richtigen Gymnasiallehrer. Das Talent zum Lehren muß eben das Hauptmoment des Examens sein bei denjenigen, welchen wir unsere Kinder für so lange Zeit anvertrauen.

Hierin muß ein Grundpfeiler der Reform aufgebaut werden.

Wie wäre es denn sonst auch möglich, daß folgende Zustände und Resultate bestehen könnten: Der Gymnasialcursus umfaßt sechs bis neun Jahre. Fragen Sie in Leipzig nach, und man wird Ihnen neun Jahre als Gymnasialzeit nennen. Welch' ein Zeitraum! Und was ist das Resultat? Was kann und weiß der Jüngling, welcher zur Universität entlassen wird? Lateinisch und Griechisch weiß er, aber er kann es nicht. Legen Sie ihm ein Buch vor, das ihm nicht „exponirt" worden ist, und verlangen Sie, daß er Ihnen ein Capitel aus Cicero oder Plato vortrage. Sie werden erleben, daß der dürftigste Wortsinn ihm unüberwindlich zu schaffen gibt und daß er durchaus nicht im Stande ist, irgend einen Autor, er müßte denn trockne Daten trocken darstellen, geläufig zu lesen. Was würden Sie zu dem Lehrer sagen, der Ihren Sohn nur halb so lang in einer Sprache täglich unterrichtet und ihn nicht so weit gebracht hätte, ein Buch in dieser Sprache geläufig zu lesen! Ist dies nicht ein Zeugniß, daß ungenü-

Digitized by Google

gend gelehrt wird? Wäre solch' ein dürftig Resultat nicht bei guter Lehre in halb so viel Zeit zu erreichen? Oder glauben Sie der Phrase, es sei das klassische Alterthum den jungen Leuten trotz so ungenügendem Wortverständnisse eingeimpft worden? Glauben Sie ihr ja nicht. Was wir von klassischen Formen in unsern Sinn eingeprägt, das haben wir in späterer Zeit, wenn uns das Brodstudium dazu Zeit und Muße ließ, mühsam angeeignet. Dem Gymnasiasten ist in der grammatischen Tiftelei und in dem vergleichenden Lesartenschwalle nichts Wesentliches erschlossen worden.

Und wie steht es beim Abgange vom Gymnasium mit den neuen Disciplinen? In der Geschichte ist alte Geschichte ausführlich betrieben worden. Die wichtigste neuere Geschichte Europa's seit der Reformation hat im Verhältnisse eine Nebenrolle gespielt. In der Geographie ist es noch viel schlimmer. Ich habe als Tertianer in Leipzig Privatstunde nehmen müssen in der Geographie, weil ich in den untern Classen nur etwas alte Geographie und von der neuern nur ein lückenhaftes Stückwerk erlernt hatte, mir aber der Wahrheit gemäß mitgetheilt wurde, daß in den höhern Classen keine Gelegenheit vorkäme, jene Lücken in der neuern Geographie gründlich zu ergänzen. Fragen Sie jetzt genau nach und Sie werden entdecken, daß dies noch nicht besser geworden ist. Soll ich die verschwimmende Kenntniß der Mathematik, die nichtige der Physik, die oberflächliche der deutschen Sprache und Literatur erwähnen? Und dafür neun Lebensjahre! Will man heutiges Tages seinen Knaben so vorbereiten bis zum achtzehnten Jahre, wie er vorbereitet sein muß, um wirklich ausgerüstet in diese oder jene Laufbahn einzutreten, so bleibt nichts übrig, als ihn Griechisch und Lateinisch privatim erlernen und ihn übrigens in eine Real- oder Handelsschule eintreten zu lassen, wenn diese vorhanden und nur im Annähern der Tüchtigkeit vorhanden ist.

Diesem Zustande muß und kann abgeholfen werden durch gründliche Reform der Gymnasien.

* * *

Neue Gedichte

von Alfred Meißner*).

Ein wenig Wein, ein wenig Liebe.

Ich bin kein froher, heitrer Knabe,
Ich bin ein sinnender Ascet,
Der liederreich bei karger Habe
Durch dieses ernste Leben geht.
Kein Ort, an dem ich heimisch bleibe,
Hab' unterm Pfühle stets mein Schwert,
Ein wenig Wein, ein wenig Liebe,
Ist Alles, was mein Herz begehrt.

Ich liebe im Sonnenschein zu stehen
Auf hohem Schiffe am Verdeck,
Die Wogen ziehn, die Winde wehen,
Ums Haupt die Locken wallen keck.
Zur Ferne lockt das Flutgetriebe —
Kein Blick, der da zurücke kehrt —
Ein wenig Wein, ein wenig Liebe
Ist Alles, was mein Herz begehrt.

Und seh ich Lorbeer, blüthenreichen,
Um andrer Sänger Schläfen blühn,
Mir g'nügt vom Fels der Freiheit Zeichen,
Der wilde Epheu frisch und grün.
Mir sind die schmucklos grünen Triebe
Fast mehr als Ros' und Lorbeer werth,
Dabei ein wenig Wein und Liebe
Ist Alles, was mein Herz begehrt.

---

*) Gleichzeitig mit der größern Dichtung „Zizka" erscheint von diesem Dichter auch die zweite Auflage seiner Gedichte, die um mehr als ein Drittheil bereichert ist. D. Red.

Digitized by Google

Zum mindſten brauch' ich nicht zu zagen,
Daß je mein Lied des Amts vergißt,
Den Mächtigen ein Wort zu ſagen
Der Wahrheit, wie's des Sängers iſt.
Zum Leben braucht ſolch mäßger Zecher
Nicht Pöbelgunſt, nicht Fürſtengnad,
Ein wenig Lieb und Weins ein Becher
Trifft wandernd man auf jedem Pfad.

Die Schmiede.

Wunderbarer Dämmrungsfriede
War es, der die Erd' umfing,
Als ich jüngſt an einer Schmiede
Geiſterſtill vorüberging.

Drinnen, bei des Feuers Helle
Schlug der Schmied ſein ſorühend Erz,
Draußen auf der niedern Schwelle
Schloß ſein Weib ihr Kind an's Herz.

Solches ſchauend, dacht' ich trübe
An mein Leben wilder Haſt,
Reich an Kampf und arm an Liebe,
Ohne Ruh und Besperraſt!

Und zum Weibe ſprach ich bange:
Blühe fort, ſo ſchön und gut,
Die mich anſtarrſt, weil ſo lange
Schon mein Blick auf dir geruht.

Hältſt dein ſüßes Kind geborgen
Drückſt es an dein Angeſicht,
Wie du ſchön in deinen Sorgen,
Ahnſt du, junge Mutter, nicht.

Säuge nun an deinen Brüſten
Deine Söhne rauh und ſtark,
Und kein kränkliches Gelüſten
Treffe ihr geſundes Mark.

Daß ſie nie die Seuchen kennen,
Die im Triumphatorston
Böſe oder Thoren nennen:
Bildung, Civiliſation.

Digitized by Google

Aber du mein Schmied vollbringe
Was das Schickſal dir gebot,
Und mit Armeskräften ringe
Täglich um dein täglich Brod.

Schmied' an deinem rothen Herde
Für der armen Menſchheit Wohl
Deine Pflugſchar, unſrer Erde
Schönſtes, heiligſtes Symbol!

Den Reichen.

Ihr habt das Gold, ihr ſeid die Reichen
Ihr habt die Macht und macht das Recht,
Mit, oder ohne Wappenzeichen,
Ihr ſeid ein ſtolz' und ſchnöd' Geſchlecht.
Ihr nennt die alte Zeit begraben
Und wollt kein neues Morgenroth,
Die Preſſe frei — in kleinen Gaben —
Und Freiheit — die nicht frei macht —, haben,
Das arme Volk will ſchwarzes Brod.

Ihr dort, ihr nennt euch treue Stände,
Ihr Andern zettelt Händel an,
Doch „Recht" und „Linke" ſind zwei Hände,
Die nie einander weh-gethan.
Ob beide Theil' die Meſſer wetzen,
Nie kommt's zum Kampf, der ernſtlich droht,
Denn Alle wollen Gold und Metzen,
Paläſte, Tafeln, Pferd' und Hetzen —
Das arme Volk will ſchwarzes Brod.

Noch ſchwitzt das Volk bei ſeinen Schmerzen
Und kennt nicht ſeine eig'ne Macht,
Und zieht mit treuergeb'nem Herzen
Beim Schall des Kalbfells in die Schlacht.
Noch deckt es mit geſchenktem Reſte
Zerriſſ'ner Pracht die eig'ne Noth,
Und blickt bei mitternächt'gem Feſte
Durch alle Fenſter der Paläſte
Und kaut dabei ſein ſchwarzes Brod.

Doch andre Zeiten ſah ich tagen,
Von tauſend Lippen ſchmal und bleich
Hör' ich die wilden düſtren Fragen:
Wie lang der Spalt von Arm und Reich?

Digitized by Google

Iſt's recht, für uns allein die Kette?
Für Euch die Luſt, für uns die Noth?
Für Euch die Ruh auf ſeid'nem Bette,
Für uns das Stroh zur Sterbeſtätte
Und kaum noch ſchwarzes, hartes Brod.

O ſtolzes Volk, du Volk der Reichen,
Sieh um dich her, erbebſt du nicht,
Den Harten naht in Flammenzeichen
Erbarmungslos ein Strafgericht.
Die Zeit der Herrn, ſie iſt geweſen,
Der Zorn der Unterdrückten loht,
Und ſind des Menſchenrechtes Theſen
Dereinſt in Feuerſchrift zu leſen,
So nimmt man mehr, als ſchwarzes Brod.

Neue Sclaven.

Der iſt ein Sclave wohl,
der in dem Frühlingsgarten
Der Erde keine Frucht
darf hoffen und erwarten.

Der nichts ſein eigen nennt
an ſeinem kalten Herde
Und ein Enterbter ſteht
auf dieſer reichen Erde.

Der iſt ein Sclave wohl,
der ſelbſt im Schlaf vergebens
Die Feierſtunde ſucht
des krankgefrohnten Lebens,

Der in dem Kind, das ihm
ſein blaſſes Weib gebäret,
Die Bürde haſſen muß,
die ſeine Sorge mehret.

Der iſt ein Sclave auch,
der unter Söldnerſchaaren
Gezwungen wird, ein Recht,
das er nicht kennt, zu wahren.

Der, wenn das Volk ſich hebt,
zu richten, die es kränken,
Auf ſeine Brüder muß
die Todeskugel lenken.

Voll Sclaven steckt die Welt,
wer zählt sie, die mißhandelt,
Enterbt und freudelos
durch diese Welt gewandelt?

Voll Sclaven steckt die Welt,
wer zählt die Menschenwogen,
Die um ihr Menschenthum
sich heut noch sehn betrogen?

Und dennoch war's — o Hohn —
die Liebe, die bis heute
Die Welt getheilt in Herr'n
und Knechte — Herrenbeute.

Und dennoch war's — o Hohn —
die Lieb', in deren Namen
Der Menschheit Dränger all
dies Gut zu rauben kamen.

O Liebe, schöner Laut,
um Völker zu bethören,
Von Priestern einst gelehrt,
entstellt von Pfaffenchören.

Du bleibst nicht lange mehr
das Zauberwort auf Erden,
Das Recht, das heil'ge Recht
muß Menschheitslosung werden.

Dann geht ein neues Licht
versöhnend ob den Landen,
Und von der Sclavenhand
abfallen Kett' und Banden!

Ein Fastnachtsspaß.

Als einst Florenz als jauchzende Bacchante
Im Fastnachtskleide jeden Zügels frei,
Verbuhltes Jauchzen zu den Sternen sandte,

Erschien von zwanzig Pferden fortgetragen
Inmitten all' der tollsten Mummerei
Ein ungeheurer Triumphatorswagen.

Digitized by Google

's stand auf ihm mit Stundenglas und Hippe
Der König Tod; um seine Majestät
'ne bleiche Garbe grinzender Gerippe.

Die bleichen Schemen reckten ihre Glieder
Und mühten ihre Kiefern zum Gebet
Und heulten schmerzlich, und verschwanden wieder.

Dazwischen war von unsichtbaren Chören
Zur Maskenzeit im gräßlichen Contrast
Ein Lied von Tod und Grabesnacht zu hören.

Da riß das Volk die Larven vom Gesichte
Und lauschte zähneklappernd, schreckerblaßt,
Als sei sie da, die Stunde der Gerichte.

Da fror das Blut der Männer wie der Weiber,
Es war, als packe jenes Königs Hand
Zugleich an tausend, hunderttausend Leiber.

. . . . . .

Woher doch dies Erinnern alter Sagen,
So oft an meine Brust in wildem Brand
Der Freude heiße Flammenzungen schlagen?

Wie Pier di Cosimo ein freuderothes
Erbärmliches Geschlecht recht ernst und wild
In Angst gejagt mit dem „Triumph des Todes",

So möcht' auch ich den Satten und den Reichen,
Die aus der Ruhe buhlerischem Schoos
Nicht aufzuschrecken sind durch andre Zeichen,

Den Starken, die beim Donnerfall nicht beten,
Den Kalten, denen dieses Lebens Noth
Das Herz nie mürb zu Mitgefühl getreten,

Kurz all den Trunknen in des Lebens Reigen,
Und Fastnachtsluft, ein Bild von Graun und Tod,
Und von der nahenden Vernichtung zeigen.

Digitized by Google

Viehoff's Erläuterungen Goethescher Gedichte.*)

Das Vorwort des Verfassers gibt über den Grund, Sinn und Zweck des Commentars zu Goethe's Gedichten klare und verständige Rechenschaft; das Unternehmen entspricht einem gegründeten Bedürfniß und begegnet richtigen Erwartungen; wir können hinzufügen, daß die Ausführung durch Einsicht und Sorgfalt eine gelungene heißen kann.

In der Jugend lesen wir unsere Dichter freilich ohne allen Commentar, wir folgen ihnen entzückt durch Hell und Dunkel, und das Uebermaß des Genusses, den wir aus dem Verstandenen schöpfen, führt uns über das weniger Klare leicht hinweg, ja nicht selten liegt auch in diesem noch ein Reiz des Ahndungsvollen, der den Genuß erhöht. Ebenso wenig, wie das allseitige Verständniß des Inhalts, kümmert uns der tiefe Bezug des Gedichts zu dem Dichter, wir singen sein Lied und fragen nicht wie es entstanden sei, wir feiern wohl den Namen des Dichters, aber lassen es bei dem Namen bewenden.

Dies Ergreifen der bloßen Sache in ihrem groben Sein, ohne Sorge wegen ihres Zusammenhanges und ohne Rückblick auf ihren Urheber, findet sich auch in ganzen Zeitaltern, in solchen nämlich, welche noch die Kindlichkeit eines unreifen Zustandes darstellen, und daher überhaupt im Volksleben, sofern es mehr oder minder stets einem solchen Zustande angehört. Aus diesem Grunde wissen wir auch so wenig über die Entstehung der großen Urdichtungen, über die Dichter der Ilias und Odyssee, der Gesänge vom Cid, der Nibelungen; und so singt noch immer das Volk froh und fromm seine Welt- und Kirchenlieder, wie sie das fliegende Blatt und das Gesangbuch namenlos dar-

*) Goethe's Gedichte, erläutert und auf ihre Veranlassungen, Quellen und Vorbilder zurückgeführt, nebst Variantensammlung und Nachlese, von Heinrich Viehoff. Erster Theil. Periode der Naturpoesie. 1765—1783. Düsseldorf 1846. 12.

Digitized by Google

bietet und fragt nicht, wo sie herkommen, aus welchen Verhältnissen sie stammen oder wie die Zeit sie mag verwandelt haben.

Wir dürfen diese Art des Genusses und des Verbrauchs der Poesie nicht schelten; sie hat vielmehr den größten Werth und die entschiedenste Berechtigung in der Bildungsstufe, auf der sie entsteht und gedeiht. Aber ebenso wenig läßt sich verkennen, daß eine höhere Stufe, ein reiferes Alter, eine entwickeltere Zeit andere Ansprüche machen, einen andern Genuß der Poesie fordern und erlangen.

Hier stellt sich uns das Gedicht als kein abgeschlossen Selbständiges dar, sondern als Theil eines großen Ganzen, als Einzelheit einer unendlichen Schöpfung; in seiner augenblicklichen Bestimmtheit ist es nicht ohne Vor und Nach zu denken, nicht ohne den Zusammenhang mit andrem Lebensausdruck. Hier kommt das Recht der Gestalt, ihrer Mannichfaltigkeit und Wandlung zur Sprache, hier beginnt die geschichtliche Umsicht, die Erkenntniß des Ursprünglichen und Nachgebildeten, die Vergleichung der Erzeugnisse, die Scheidung ihrer Bestandtheile. Und vor Allem drängt sich die Frage nach dem Urheber auf, der uns bald ebenso wichtig wird, als seine wunderbaren Gaben, ja wichtiger, denn höher als das Geschaffene steht uns mit Recht der Schöpfer, wenn wir auch nur durch jenes ihn zumeist erkennen und bewundern. Nun sind wir nicht mehr zufrieden, die Geschenke des Meisters nur im Ganzen hinzunehmen, wir streben in das Innere zu dringen, die Stoffe und Gestalten zu erfassen, das Einzelne in seine feinsten Verzweigungen zu verfolgen. Wir erforschen die Ursprünge, die Triebfedern, wir wollen Einsicht haben in die Bedingungen des Entstehens, Theil haben an dem ganzen Leben, aus welchem die Dichtung hervorgewachsen ist.

Es ist kein geringer Fortschritt in unsrer Literatur und in unserm Nationalleben, daß die Werke unsrer größten Schriftsteller mehr und mehr in der angegebenen Weise Gegenstand wissenschaftlicher Erklärung werden, durch Schriften, Vorträge, auf Universitäten, in Schulen; daß die Jugend solchergestalt frühzeitig zu den Schätzen hingeleitet wird, die dem ganzen Vaterlande gemeinsam und seiner noch frischen Gegenwart angehören. Daß dies geschieht, braucht in keiner Weise zum Nachtheil unsrer Studien des classischen Alterthums zu gereichen, diese können vielmehr im schönsten Vereine mit jener zusammengehen und in bester Fürsorge grade für die deutsche Geistesbildung dürfen wir den Wunsch aussprechen, daß nie der Tag kommen möge, der unsern Eifer und unsre Tüchtigkeit auf dem Felde der griechischen und lateinischen

Digitized by Google

Philologie verlöschen sähe! Wir wollen von dem, was bisher unser Ruhm und Gewinn war, nichts aufgeben und verlieren, wir wollen die alten Güter treu bewahren, nur neue hinzufügen.

Bisher ist auch nur in diesem richtigen Sinne die deutsche Philologie bearbeitet worden, von bewährten Kennern und Freunden der altclassischen. Den löblichen Arbeiten Delbrück's, Göschel's, Hoffmeister's und vieler Andern, die wir gebührend anerkennen, gesellt sich nun das vorliegende — von Heinrich Viehoff unternommene Werk. Goethe's Dichtungen vor andern gestatten und begehren, daß begleitende Commentare ihnen sich anschließen. Auch hat schon eine ganze Literatur sich um diese Werke hergelagert und wächst von Jahr zu Jahr. Doch sind die lyrischen Gedichte Goethe's bisher weniger bedacht worden und hier zuerst unternimmt ein Commentar sie in ihrer Gesammtheit zu umfassen. Der Ausleger hat die Hülfsmittel, die sich ihm — nicht immer ausreichend — darboten, fleißig benutzt; es liegt in der Natur der Sache, daß bei solchen Arbeiten immer ein weites Feld der Berichtigungen und Ergänzungen offen bleibt; die Fülle des Lebens glüht hier innerlich und äußerlich so reich und tief, daß noch in späten Zeiten neue Funken herausprühen werden. Was bei den vorhandenen Hülfsmitteln möglich war, ist geleistet worden; das zur Aufhellung äußerer Umstände und Beziehungen Dienliche ist aus Lebensnachrichten und literarischer Kenntniß fleißig zusammengebracht; wo es den geistigen Inhalt und dessen Deutung galt, ist aus den Tiefen der Forschung das Nöthige zu Tage gefördert worden. Als Proben, wie beiden Richtungen hier entsprochen wird, dürfen wir die den Gedichten „Prometheus" und „Ilmenau" gewidmeten Erklärungen beispielsweise nennen.

Von dem Reichthume, der in den Goetheschen Schriften liegt, hier ausführlich zu reden, ist nicht unser Zweck. Jeder, der diese Gewebe anfaßt, wird bald gewahr, daß ihre Fäden aus der weiten Welt zusammenlaufen, in die weite Welt wieder hinausreichen. Oft schließen wenige Zeilen große Fernsichten auf; der Name Merck, kaum gekannt und schon der Vergessenheit anheimfallend, ist durch Goethe's treues Gedenken zu neuem Leben erwacht, und die dankenswerthen Bücher von Karl Wagner und Adolf Stahr sind gleichsam als Commentar jener Stellen in Goethe's „Wahrheit und Dichtung" rühmlich an das Licht getreten. Aber wie auch das Kleinste oft stille Lebenskeime birgt, welche der Commentar berufen ist zu erwecken und zu

Digitized by Google

erhalten, davon wollen wir ein artiges Beispiel nachweisen. Wir lesen jetzt in Goethe's zahmen Xenien folgende vier Zeilen:

„Was auch als Wahrheit oder Fabel
In tausend Büchern dir erscheint,
Das Alles ist ein Thurm zu Babel,
Wenn es die Liebe nicht vereint."

Wie viel heller und wärmer, wie persönlich belebter wird aber der jetzt allgemein gehaltene Spruch, wenn ihn die Erklärung beleuchtet, daß die zweite Zeile ursprünglich lautete:

„In mancher Sprache dir, du holdes Kind, erscheint,"

und daß im Frühjahr 1805, als Friedrich August Wolf mit seiner jüngern Tochter „die in allen Reizen der frischen Jugend mit dem Frühling wetteiferte," in Weimar zum Besuch war, Goethe dem dargereichten Stammbuche derselben diese Zeilen einschrieb, nicht ohne Anspielung, daß die liebliche Tochter durch die Nähe eines solchen Vaters den Ruf hatte, mancher Sprache kundig zu sein! —

Varnhagen von Ense.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Ein Wort über den Gebrauch der Fremdwörter im Deutschen.

Da der Mißbrauch mit Fremdwörtern trotz Allem, was dagegen geschrieben wurde, immermehr überhand nimmt, und auch bessere Schriftsteller sich eben keine Mühe geben, ihn zu vermeiden, so wir es sehr verdienstlich, daß ein so verbreitetes Blatt, wie die Allgemeine Zeitung, diesen Gegenstand zu Anfang dieses Jahres von Neuem zur Sprache brachte, und daß die Redaction derselben zugleich daran erinnerte, wie man sich gewöhnen solle, die Muttersprache auch im täglichen Leben, auch im Drange des Augenblicks, nicht zu verläugnen. Gutta cavat lapidem saepe cadendo, ich darf also hoffen, auch mit diesen Bemerkungen gehört zu werden.

Der gerügte Mißbrauch ist so groß, so gar nicht im Abnehmen begriffen, daß ein Schriftsteller ihn oft desto weiter treibt, je unterrichteter er ist. Ich greife die erste beste Schrift aus vielen von ähnlichem Inhalte heraus: „Die protestantischen Freunde. Eine Selbstkritik von Dr. Zschiesche, evangelischem Prediger, 1846." Sind nicht folgende Stellen, und das ganze Buch ist in der Weise geschrieben, ein Mißmasch aus allen Sprachen? Seite 96: „Der Methodismus reißt die Kirche von der Gemeinde und ihrem Bewußtsein los, indem er die Wiedergeburt isolirt. Statt sie als den organischen Erfolg der permanenten Pragmatik der Kirche — aufzufassen, schmilzt (st. schmelzt) sie der Methodismus zu einem mechanischen Acte ein, der sich forciren läßt; sie wird ein künstlicher, mehr oder weniger tumultuarischer Verlauf, vermöge dessen durch eine doctrinelle Manipulation die Gemeinde so lange bearbeitet wird, bis — sie oder das Individuum bekehrt, bis sie durch Mystagogen zur Epoptie gelangt ist." S. 103: „Die protestantischen Freunde haben ihre Mission erfüllt. Keine Macht der Erde wird das radiren können, was" u. s. w.

Und diese Schrift ist obendrein als „Sendschreiben" an den schlichten und ungelehrten Uhlich gerichtet. — Kennt oder beachtet doch Herr

Zschiesche selbst, obgleich er als ein Mann von Kenntnissen und Bildung erscheint, nicht immer die Bedeutung der fremden Wörter, welche er gebraucht! Er sagt z. B. stets „der antike Supranaturalismus" statt der alte, denn der antike müßte ein heidnischer, ein griechisch-römischer sein. Er sagt S. 81: „Die heiligen Schriften des neuen Testaments sind — doch nur ein Product des heiligen Geistes, der als Factor und Exponent über der Schrift steht, sie sind also eine Autorität zweiter Instanz." Aber die zweite Instanz ist bekanntlich grade die höhere und Hr. Zschiesche läßt also der Schrift gegen seinen Willen den Platz, welchen sie über dem heiligen Geiste der protestantischen Freunde einnimmt.

Endlich bereichert Hr. Zschiesche, um nur deutsche Wörter vermeiden zu können, sogar die fremden Sprachen, und bildet für das Deutsche „Langeweile" ein französisches „Ennuyement."

Wollen wir indeß über dem Balken in dem Auge des Hrn. Zschiesche und so vieler Andern den Splitter in dem eigenen nicht übersehen, so ist zunächst nichts entschiedener zu tadeln, als daß wir im täglichen mündlichen und schriftlichen Verkehr uns fast ausschließlich auch solcher Fremdwörter bedienen, für welche die besten deutschen Ausdrücke vorhanden sind, daß wir Fundamente legen, Caution leisten, Argumente gebrauchen, Motive haben u. dergl. m., da doch Niemand etwas gegen: Grundlage Bürgschaft, Beweisgrund, Beweggrund einwenden kann. Womit können wir es auch nur entschuldigen, daß wir sagen: negiren und Negation st. verneinen und Verneinung, Resultat st. Ergebniß, Product st. Erzeugniß, Eclat st. Aufsehen, Realität st. Wirklichkeit, Tradition st. Ueberlieferung, Indignation st. Unwille, Exil st. Verbannung, Illusion st. Täuschung, Activität st. Thätigkeit, Complication st. Verwicklung, graduell und Differenz (beides in Neander's Kirchengeschichte) st. stufenweise und Zwistigkeit, Remonstrationen st. Gegenvorstellungen, notorisch st. bekannt oder allgemein bekannt, risquant st. gewagt, principiell st. grundsätzlich, arrogant st. anmaßend, franco st. frei und frankiren st. frei machen, Factum und factisch st. Thatsache und thatsächlich, induciren st. verleiten, confisciren st. einziehen, und tausend Anderes? Dem Ausländer sogar, der unsere Sprache lernt, fällt es auf, und er tadelt uns, wenn er hört, wie wir uns amüsiren und uns ennuyiren, wie wir Chagrin und Plaisir haben, da doch sich vergnügen und langweilen, Verdruß und Vergnügen haben das beste Deutsch seien.

Daß man in dem Bestreben und in der Forderung, die Fremdwörter zu verbannen, auch schon zu weit ging, und dadurch den Spott und eine der beabsichtigten entgegengesetzte Wirkung hervorrief, ist bekannt. Wollte nur Jeder für's erste da, wo, wie bei den angegebenen Beispielen das deutsche Wort sich von selbst darbietet, das fremde meiden*), so wäre

*) Sehr wichtig würde es sein, wenn die Zeitungsredactionen, z. B. die Redaction der Allgemeinen Zeitung, die der Bremer Zeitung, welche gleichfalls den Mißbrauch mit fremden Wörtern schon oft tadelten, in solchen Fällen bei Allem, was sie aufnehmen, ohne Weiteres das deutsche Wort an die Stelle des fremden setzten. Es würde das sofort auf sämmtliche Zeitungsschreiber die wohlthätigste Rückwirkung üben.

Digitized by Google

schon Viel gewonnen, für die schwierigeren Fälle könnte man jedesmal Demjenigen folgen, der für ein schon herkömmlich gewordenes fremdes Wort einen glücklichen deutschen Ausdruck fände. Niemand sollte, obwohl es täglich geschieht, sagen dürfen: der specielle Fall st. der besondere, Niemand: Detail, detailliren, die sich ohne Mühe deutsch geben oder umschreiben lassen, Niemand: amalgamiren, obgleich es selbst jene unvergleichliche Goethe'sche Epistel entstellt; für Lectüre kann „das Lesen" oder „die Lesung" nie eine Schwierigkeit machen; objectiv darf aufgegeben werden, da selbst Hr. Zschiesche gegenständlich sagt. Statt „ein consequenter Mann" wird sich nicht wohl sagen lassen: ein folgerichtiger Mann, aber Goethe sagt: ein Mann von Folge*); Consequenz dagegen kann stets durch Folgerichtigkeit gegeben werden. Ein origineller Mann wird wenigstens zuweilen durch ein eigenthümlicher Mann ersetzt werden können, Originalität schon öfter durch Ursprünglichkeit; für Mystification, mystificiren, welche sich durchaus nicht zum Deutschen schicken, haben wir die alten „Uz, uzen", welche hier in der Gegend noch im täglichen Gebrauch sind und um so eher in die Schriftsprache zurückkehren können.

Auch Worte, wie Indifferentismus, sind unerträglich mit dem deutschen Ausdruck. Bediente man sich statt dessen nur hartnäckig des fast nicht gebrauchten Kaltsinns, so würde man damit auch bald den jetzt mit dem Worte Indifferentismus verwachsenen Begriff verbinden. Warum soll man nicht sagen: Kaltsinn in religiösen Dingen oder religiöser Kaltsinn st. Indifferentismus in religiösen Dingen oder religiöser Indifferentismus? Oft läßt es sich auch durch Gleichgültigkeit geben; und sind zwei Ausdrücke für einen nicht ein Vorzug? Das lateinische „Interesse" wird sich, wie in der Allgemeinen Zeitung richtig bemerkt wurde, nicht immer entbehren lassen, sehr oft (und in Privatinteresse allezeit) kann Vortheil an seine Stelle treten. „Privat" ist nicht mehr zu vertreiben, und Sondermann, welches E. M. Arndt noch immer schreibt, mag auch darum kein Glück gemacht haben, weil es an Sonderling erinnert.

Ueberhaupt können und müssen wir gegen Wörter, welche aus dem Lateinischen gekommen sind, duldsamer sein, als gegen die aus den lebenden Sprachen, mit welchen wir, wie mit der französischen, in tägliche Berührung kommen. In Bezug auf sie heißt es (auch dies jedoch cum grano salis): Principiis obsta! Aus dem Lateinischen besitzen wir Wörter, bei welchen, wie bei Wein, welches Deutsche wie Gallier zugleich mit der Sache von den Römern empfingen, Niemand mehr an den fremden Ursprung denkt.

Frankfurt a. M. A. Boden.

*) Ueberhaupt sah Goethe ungern unnöthige fremde Wörter in seinen Schriften. Den 30. Juni 1813 schreibt er aus Töplitz an Riemer: „Bei meiner letzten Sendung habe ich Ihnen abermals völlige Macht und Gewalt gegeben, die fremden Worte aus der Handschrift zu tilgen, insofern es möglich und räthlich ist; wie wir auch schon früher gethan haben."

Digitized by Google

II.

Aus Wien*).

Schwanthaler's Meisterwerk. — Bürgermeister Czapka. — Die neue Kirche. — Einheimische Kunstzustände. — Baupläne. — Der Narrenthurm. — Der Banknotenfälscher Boor und die Volksmährchen. — Fallissemente u. Winteraussichten.

Während man in Deutschland den 18. October auf eine Weise feiert, welche mit dem allerorts da neu auflebenden Volksgeiste in einigem Zusammenhange steht, geht man hier der Sache aus dem Wege und außer der Parade im Invalidenhause erinnerte uns nichts an den Jahrestag des Riesenkampfes. Und doch wären zwei schöne Gelegenheiten dagewesen, wo man dem Volke die Tage des Ruhmes in's Gedächtniß hätte zurückrufen können: man hätte die Feier ebenso an die Enthüllung des Schwanthaler'schen Meisterwerks, des neuen Brunnens auf der Freiung, als an die Einweihung der neuen Kirche auf der Jägerzeile knüpfen können. Nun wurde aber der neue Brunnen am Abend vorher, als es schon finster war, in aller Stille und ohne irgend eine Feierlichkeit enthüllt und wäre nicht die Freiung einer der Hauptplätze Wiens, wo eine immerwährende starke Passage stattfindet, die Ueberraschung wäre vollkommen gelungen. So aber blieb man, als man im Dunkeln doch etwas von dem Enthüllungsgeschäfte bemerkte, stehen, und es mögen wohl tausend bis funfzehnhundert Menschen dagewesen sein, als die weiße Hülle fiel und das wunderbar schöne Werk, vom weißen Lichte der fernen Gaslampen beleuchtet, sich der erstaunten Menge zeigte. Es war freilich keine officielle Feier, aber das Bravorufen, Händeklatschen, die freudigen Ausrufungen waren um so wahrer. Jetzt, nach acht Tagen, sieht man den Brunnen noch immer von Hunderten von Menschen umgeben, man kann sich nicht satt sehen an der Poesie, der Schönheit und Grazie jeder einzelnen Figur, und wer über die Freiung geht, verweilt gern immer einige Augenblicke vor dem Kunstwerke, um sich daran zu erfreuen und zu erquicken. Aus einem Bassin von grauem gesprenkeltem Granit erhebt sich ein Basaltfels (leider nur ein künstlicher), von welchem eine Säule emporsteigt, deren Aufsatz mit einem Kranze von Eichenblättern umsponnen die Figur der Austria trägt, während auf dem Basaltfelsen um die Säule herum die Figuren der vier Hauptflüsse Oesterreichs, Donau, Elbe, Weichsel, Po, stehen. Es liegt, ohne dem entschieden ausgeprägten Charakter eines jeden einzelnen nur im Geringsten zu schaden, eine unaussprechliche Grazie über diese Gestalten ausgegossen, eine Harmonie und Ruhe, welche auf den Geringsten im Volke einen sichern Eindruck machen. Man muß nur das Urtheil der Menge hören, wie Alles einstimmig im Lobe ist, und der gesunde Sinn unsers Volkes tritt wieder einmal recht erfreulich hervor. Alle vier Figuren stehen aufrecht da, eine Abweichung von der allgemeinen Auffassung, Flußgötter oder personificirte Flüsse liegend zu versinnlichen. Während der Po, eine männliche Figur, ernst freundlich dasteht und den Schlüssel Italiens emporhebt, hält die Elbe, ein reizen-

*) Durch Zufall verspätet. D. Red.

Digitized by Google

des Frauenbild, eine Muschel, als Symbol ihres Ausflusses ins Meer, in der einen Hand und stützt sich mit der andern auf eine groteske Gnomenmaske (Rübezahl), welche aus einem Felsen emporsteigt. Auch die Weichsel, eine kräftige, volle, ächt sarmatische Weiberfigur, das lang über den Rücken hinabfließende Haar auf dem Kopfe durch ein Netz gehalten und den Leib von einem Bärenfell umgeben, hält als Zeichen ihrer Verbindung mit der Nogat einen Schlüssel in der Hand, während die Donau, die plastisch schönste, reizendste Figur der Gruppe, mit etwas gedrücktem Auge in die Sonne blickt und mit der linken Hand das lange Haar emporhält. Die Figur der Austria im kaiserlichen Mantel, über welchem prachtvoll das reiche aufgelöste Haar in Locken über den ganzen Rücken hinabfließt, steht mit der Mauerkrone auf dem Kopfe, den Hals etwas gebeugt, als blickte sie auf den Platz hinab; die erhobene Rechte hält den Speer, während die Linke sich auf den Schild mit dem kaiserlichen Wappen stützt. Von einer Aehnlichkeit dieser Figur mit Maria Theresia, wie man früher wohl gesprochen, ist hier keine Spur, und strenge genommen wäre es auch nicht statthaft gewesen, wenn die Bürger die Initiative ergriffen hätten, der großen Kaiserin ein Denkmal zu errichten, während der Hof noch nicht daran zu denken scheint. Die Kosten dieses schönen Denkmals betragen auffallend wenig, etwas über 53,000 Fl., während jenes in der Burg, welches freilich viel kolossaler ist, über 480,000 Fl. betrugen, aber während der deutsche Meister Schwanthaler auf alles Honorar verzichtete und sich nur die Modellkosten mit 3750 Fl. erstatten ließ, bekam der Ritter Marchese ein Honorar von 100,000 Fl. Von Seiten der Bürgerschaft ist beschlossen, Schwanthaler das Ehrenbürgerrecht und die große goldene Salvatormedaille, sowie von der Denkmünze auf die Erleuchtung des Brunnens 25 Exemplare in Gold und 40 Exemplare in Silber zu übersenden; ob der Hof, dessen Hauptstadt der große Künstler mit einem so herrlichen Werke geschmückt, etwas für ihn thun wird, davon hört man noch nichts. Wie bei uns aber immer eine kleine Krähwinkelei mit unterlaufen muß, so ist es auch hier der Fall, das Zollamt begehrt nun von der Stadt einen Eingangszoll von 9000 Fl. für die Figuren, in der Stadt erzählt man die weisen Zoll-Thebaner hätten die Statuen unter der Rubrik „Quincaillerien-Waaren" gesetzt! — Der Bürgermeister Czapka hat mit diesem Brunnen einen nicht zu beschreibenden Sieg in der öffentlichen Meinung errungen, denn alle jene Stimmen, welche ihn so hart angriffen, daß er das Werk nicht von einem einheimischen Künstler ausführen ließ, sind nun verstummt, man ist nun durch den Augenschein überzeugt, daß die hiesige Kunst auch nur etwas Aehnliches nicht zu leisten im Stande gewesen wäre. Es ist vor einigen Wochen ein neuer Brunnen in der Vorstadt Wieden errichtet worden, freilich viel kleiner als dieser neue, aber dafür um so plumper, poesieloser, und doch hatte man mit der Ausführung die hier sehr renommirten Architekten van der Nüll und von Siccardsburg, und den besten hiesigen Bildhauer, Rammelmayer, beauftragt. Und blicken wir auf ein anderes Kunstwerk (?), welches in diesen Tagen ebenfalls dem Publicum übergeben wurde, die neue Kirche in der Jägerzeile, so muß man gesteh-

Digitized by Google

hen, daß ſowohl der Architekt, Profeſſor Rößner, als die Maler Führich, Kuppelwieſer und Schulz, welche das ganze Innere al fresco ausmalten, das Möglichſte thaten, um den harmoniſchen Eindruck eines vollendeten Kunſtwerks, eines in allen Theilen gleichmäßig wirkenden Gotteshauſes nicht zu realiſiren. Vorzüglich Führich's Fresken ſind, wenn auch in der Zeichnung nicht mißlungen, ſo doch in Hinſicht der Ausführung unendlich tief unter ſeinem Rufe ſtehend, und die ganze Kirche mit ihrem Säulengang, den gemalten Wänden und dem mangelnden oder wenigſtens ſehr beſchränkten Lichte, iſt grade nicht geeignet, die Idee eines Gottestempels, und vorzüglich eines katholiſchen Tempels, zu verwirklichen. Man wollte einmal ein Werk, ganz von Inländern hergeſtellt, errichten, hier iſt es. Vielleicht, daß dieſer mißlungene Bau aber doch das Gute hat, daß man endlich zur Erkenntniß kommt, wie viel in dieſer Hinſicht bei uns noch zu thun übrig iſt, vielleicht, daß dieſes die bereits beſchloſſene Regeneration unſerer Akademie beſchleunigt, denn unſere Kunſt hat ſeit zwei Jahren ſo viele Niederlagen erlitten, daß man wohl endlich da, wo es nöthig iſt, zur Beſinnung gekommen ſein kann.

Im nächſten Jahre ſollen zwei neue öffentliche Bauten unternommen oder vielmehr gleich in Angriff genommen werden, welche für Wien ein unabweisbares Bedürfniß geworden ſind, nämlich ein neues großes Bürgerſpital und ein Irrenhaus. Von erſterem ſind bereits die Pläne fertig und es ſoll für die Zahl von 1200 Pfründnern eingerichtet werden; ob aber der Platz, den man dazu erwählte, neben dem Glogginitzer Bahnhof ein günſtiger iſt, möchte ich bezweifeln. Wo ſoll die für Kranke oder Kränkliche ſo nothwendige Ruhe in der Nähe eines Bahnhofs herkommen, wo, vorzüglich im Sommer, bis ſpät in die Nacht faſt ſtündlich Züge kommen und abgehen, dann das ewige Hämmern in den Maſchinenwerkſtätten, der Kohlendampf und all' die kleinen Unannehmlichkeiten, die ſelbſt den geſunden Reiſenden, der ſich nur eine kurze Zeit bei dem Bahnhofe aufhält, ſo ſehr moleſtiren. Freilich liegt der Bahnhof ſehr hoch, und hat alſo ſchon im Weſentlichen den Vortheil einer geſunderen Luft gegen die Stadt, aber dieſer Vortheil wird durch die eben berührten Nachtheile wohl überwogen. Was das Irrenhaus betrifft, ſo ſpricht man davon, als von einer ausgemachten Sache. Leider ſind aber die Verhandlungen darüber weder bei der Hofkammer noch im ſtädtiſchen Amte ſo weit gediehen, daß man den neuen Bau als ganz ſicher angeben könnte. Und doch iſt der Zuſtand des hieſigen Irrenhauſes ein ſolcher, daß er nicht allein gegen die Einrichtungen ähnlicher Anſtalten in andern großen Städten, ſondern ſelbſt gegen die Irrenhäuſer in manchen Provinzſtädten unendlich zurückſteht. So abſchreckend der hieſige „Narrenthurm", ein unförmlicher, runder, feſter Thurm von Außen iſt, ebenſo unfreundlich, düſter und an die fürchterliche Beſtimmung erinnernd iſt er auch im Innern. Nicht allein, daß zu wenig Zellen für die Anzahl der Kranken ſind und alſo in mancher Zelle mehrere beiſammen ſein müſſen, ſind dieſe Zellen auch zu beſchränkt und ſchon der Bau derſelben iſt nicht geeignet, jene Reinlichkeit und jenes heitere, wohnliche Weſen ihnen zu verleihen, welches für Geiſteskranke ſo unendlich wohl-

Digitized by Google

thätig ist. Die Regierung hat nun freilich bereits seit einiger Zeit, eben weil sie die Unzweckmäßigkeit der großen öffentlichen Anstalt einsah, die Bewilligung zu mehreren Privat-Verpflegungsanstalten für Irrsinnige gegeben und es befindet sich auch eine solche recht gut eingerichtete in der Nähe der Stadt, aber leider ist damit noch nicht die Nothwendigkeit eines Umbaues und einer Vergrößerung der Staatsanstalt weggefallen. Es ist eine Appellation der Humanität an die Regierung, wenn man sie zum kräftigen, raschen Einschreiten auffordert.

Vor einigen Tagen ist der 71 Jahre alte Peter von Boor, der wegen Banknotenverfälschung verurtheilt war, im Zuchthause gestorben. Er soll daselbst mit Härte behandelt worden sein und es circuliren in dieser Hinsicht Gerüchte, wobei ein ziemlich hochgestellter Mann sehr compromittirt erscheint, und welche einen Beitrag zu den Mystères de Vienne geben könnten. Ein hoher Beamter der Nationalbank, erzählt man — habe seinen Verwandten bei der Bank zu placiren gesucht, und es fand sich um so leichter eine Gelegenheit, als dieser sich mit der Anfertigung einer neuen Art von Banknotenpapier beschäftigte, welche man dann dem Staate vorlegen wollte. Schon die während der Untersuchung von Boor hin und wieder gemachten Aeußerungen wurden bestens benutzt, aber als eine Papierprobe fertig war, begab sich jener hohe Beamte zu Boor in's Gefängniß, legte ihm die Proben vor und fragte ihn um seine Meinung. Boor sah das Formular an und erklärte, binnen zwei Tagen es nachmachen zu wollen. Nun versprach jener Beamte dem Boor nicht allein mehr Freiheit, sondern sogar einen Strafnachlaß zu erwirken, wenn er ihn in seine Geheimnisse einweihen wolle. Boor, im Vertrauen auf das Wort dieses Mannes, that es und kaum war dieser im Besitze der Geheimnisse, welche er nun dazu benutzte, um sie als von seinem Verwandten erfunden auszugeben und diesem die Stelle zu sichern, als Boor strenger und schärfer als bisher gehalten wurde und auch in der That nicht lange im Gefängnisse lebte. Man erzählt sich nun die vorliegende Geschichte mit verschiedenen Varianten und Zusätzen und wie bei allen Gerüchten solcher Art, wo die Phantasie freien Spielraum hat, ist wohl kaum der zehnte Theil, ja vielleicht das Ganze unwahr. Nichts desto weniger kann es nicht schaden, wenn man höhern Orts die Volksgerüchte erfährt. Vielleicht dürften Nachforschungen nicht überflüssig sein. Die Demoralisation ist hier wie überall im Steigen. Nahrungslosigkeit und Theurung häufen sich auf eine fürchterliche Weise, man merkt es nicht, daß in demselben Maße Vergnügungssucht und Verschwendung abnehmen; aber bezeichnend ist es, daß vor wenigen Tagen an einem Nachmittage 14 Kaufleute sich insolvent erklärten, es ist bezeichnend, daß dem Criminalgerichte über hundert Wechselverfälschungen jetzt vorliegen, bezeichnend aber auch, daß so eine Menge Quartiere hier frei stehen. Es ist dieses ein Beweis, daß der Zudrang nach Wien abgenommen, weil die Ernährungsschwierigkeit hier viel größer geworden. Hat man doch vor Kurzem eine förmlich organisirte Diebesbande entdeckt, meist aus Burschen von 8—12 Jahren bestehend. Das sind traurige Aspecten für den Winter und für die Zukunft unserer Bevölkerung.

Digitized by Google

III.

Aus Dresden.

Miniſter von Könneritz. — Düſſeldorfer und Münchner. — Köchly und Blochmann. — Gutzkow. — Dramatiſche Vorleſungen. — Muſeum.

In unſerm Staats- und Kunſtorganismus haben ſich in letzter Zeit mehrfache Perſonalveränderungen gedrängt. Daß der Juſtizminiſter Herr von Könneritz ſein Portefeuille niedergelegt hat, iſt theils zu bedauern, inſofern als er mit entſchiedenem miniſteriellen Talente eine allſeitige Kenntniß der Rechtswiſſenſchaft und gegenwärtigen Rechtsgeſtaltung verband, theils aber iſt dieſer Schritt erfreulich, inſofern er eine unumwundene Anerkennung des conſtitutionellen Princips enthält. Herr von Könneritz vermochte nicht, ſeine Anſicht über Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Strafrechtspflege den Kammern gegenüber aufrecht zu erhalten, und er verließ einen Poſten, auf welchem er etwas mit ſeiner innern Ueberzeugung Unvereinbares in Vollzug zu ſetzen genöthigt worden wäre.

Da Ihnen ſchon von anderwärts über Schnorr von Carolsfeld berichtet worden, ſo kann ich nur auf Anlaß ſeines hieſigen Empfanges die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es doch ein ganz eignes Ding um den Kunſtenthuſiasmus iſt. Noch iſt es kein Jahrzehnt, daß in der Düſſeldorfer Schule eine Meſſiaserſcheinung erblickt ward, daß man die Meiſter, wie einen Schadow, Bendemann, Leſſing, über die Sterne überhob, nichts ſehen wollte, als Düſſeldorfer Bilder. Und ebenſo eifrig iſt man jetzt bemüht, dieſe Schule auf Koſten der Münchener herabzuſetzen, ihr alles das als Fehler vorzuwerfen, was man früher als ſchön und unvergleichlich erkannte! Das iſt die fliegende Hitze eines Strohfeuerenthuſiasmus, der ſich am Ende doch ſelbſt nicht deſſen klar bewußt iſt, was er will.

Dr. Köchly, deſſen Name auch bereits in den Grenzboten auf Anlaß der Philologenverſammlung in Jena genannt wurde, hat hier, wo er als Lehrer an der Kreuzſchule angeſtellt iſt, einen Verein zur Gymnaſialreform in das Leben gerufen, und bezweckt eine Gelehrtenſchule zu begründen, in welcher die Vorbildung zur Univerſität nicht auf dem bisherigen Wege, durch gelehrte Wälder eines tiefounklen Formencultus geführt, ſondern wo den für das Wirken im Leben berufenen Jünglingen das Ziel ihrer Bahnen in dem freien Sonnenlichte der Gegenwart gezeigt werden ſoll. Und ob es wohl Zeit iſt, daß die Scholaſtik dem Flügelſchlage der Zeit weicht! Wir haben übrigens in Dresden bereits eine Gelehrtenſchule, in welcher die Emancipation von der ſtarren Fürſtenſchulentheorie ſchon vorlängſt ins Leben getreten, als zweckmäßig und heilſam erkannt worden iſt — nämlich die Erziehungsanſtalt des Geheimen Schulrath Dr. Blochmann, vereint mit dem Bitzthumſchen Geſchlechtsgymnaſium, deren Ruf aber leider! wohl im Auslande verbreiteter iſt, als im Inlande. In dieſem Inſtitute werden dem Studium der Geſchichte, der Mathematik, der Literatur, der neuern Sprachen, nicht nur dem Namen, ſondern auch der

Sache nach, wenigstens gleiche Rechte mit dem der alten Sprachen eingeräumt, und für den Lehrcursus über diese gilt in den obersten Classen das Princip eines Auffassens der römischen und griechischen Literatur im Geiste der Antike, nicht das eines conjecturirenden Sprachformalismus. Daß die Herren Schulmänner doch so selten vergessen wollen, daß sie nicht nur Philologen, sondern auch Juristen, Mediciner, Theologen, kurz Männer für die weite Welt, nicht für die enge Schule vorzubilden haben! Von allen Seiten wird dem Köchlyschen Unternehmen, als einem durchaus zeitgemäßen, Glück und Gedeihen gewünscht.

In diesen Tagen ist auch eine wichtige Entscheidung für das hiesige Theater gefallen. Die Direction mag denn doch wohl zu der Ueberzeugung gelangt sein, daß die nach Ed. Devrients Rücktritt von der Oberregie eingeführte doppelköpfige Regie wie alles Doppelköpfige ein querköpfiges Unding ist; wenigstens stachen die „Fortschritte auf der Bahn des Rückschritts" gegen die glänzenden Resultate der Devrient'schen Periode zu grell ab, als daß sie nicht selbst einem nur auf der Stufe des Cassenintereſſes Beharrenden hatten in die Augen springen müssen. So ist denn Dr. Carl Gutzkow als Dramaturg beim hiesigen Hoftheater angestellt worden: der Name des Gewählten beweist, daß die Wahl eine der Bedeutung des Kunstinstitutes angemessene ist. Es würde voreilig sein, über die Vortheile schon jetzt zu sprechen, welche das Theater von dieser Oberleitung zu erwarten hat: der Wirkungskreis, in den Gutzkow hier eintritt, ist, was namentlich dessen praktische Ausführlichkeit anlangt, für ihn jedenfalls ein so durchaus neuer, daß wohl erst nach Jahresfrist ein einigermaßen begründetes Urtheil darüber zu sprechen ist, ob die getroffene Wahl eine glückliche war oder nicht. Aber von einer andern Seite können wir Gutzkow's Berufung nur als ein erfreuliches Ereigniß für Dresden bezeichnen: seine Persönlichkeit kann einen Kern für ein so lange schon vermißtes literarisches Streben und Leben bilden. Von seinem Uriel da Costa, welcher noch im Laufe dieses Jahres zur Vorstellung kommen wird, verspricht man sich Großes. Vor der Hand wird alle Thätigkeit des Theaters auf Laube's „Karlsschüler" concentrirt, welche auch hier einmal allgemein an unsers Schiller's Geburtstag erinnern sollen. Ich behalte mir vor, über beide Stücke Ihnen ausführlich zu schreiben.

C. v. Holtey hat hier dreimal öffentlich gelesen; Ed. Devrient hat begonnen, einem Kreise seiner Freunde dramatische Dichtungen zu lesen und wird damit in den bevorstehenden Wintermonaten fortfahren; auch die Abonnementsconcerte unter Ferdinand Hiller's Leitung beginnen wieder mit nächstem Monat; kurz überall, allüberall Kunst! Endlich zeigen sich auch dem erwartungsvollen Dresdner Anfänge zu dem Museumbau, die denn zugleich die Gewißheit geben, daß die Zweifel, welche neuerdings über die Wahl des Bauplatzes angeregt worden sind, keinen Anklang, ja sogar, wie man hört, sofortige Beseitigung durch allerhöchste Hand gefunden haben. So wird denn das Museum an der nach dem Theater zu gelegenen Seite des Zwingers aus dem Boden des italienischen Dörfchens erstehen.

E. P.

Digitized by Google

IV.

Die Singakademie in Berlin.

Berlin, 31. October.

Es wird Ihnen und Ihren musikalischen Mitbürgern nicht ohne Interesse sein, von einer executirten Aufführung der Compositionen des Fürsten Radziwill zu Goethe's Faust in den Räumen der Singakademie zu vernehmen, da Sie ja in Ihrem kunstsinnigen Leipzig den Meister besitzen und warm verehren, das unter den jetzigen Umständen unserem berühmten Gesangsinstitut seinen frühern Ruhm allein vindiciren könnte. Es ist in der That befremdend, daß Berlin die einzige Stelle, die es dem Schöpfer des Paulus und Sommernachtstraumes mit würdigem Stolze anbieten durfte, ihm nicht nur vorenthielt, sondern auch Leitern fernerhin übergab, die selbst die geringen Aenderungen, welche durch Mendelssohn's Einfluß momentan hervorgerufen wurden, wieder einschlummern ließen. Gewisse Animalia verfallen nach dem Willen des Weltschöpfers um diese Zeit in einen höchst angenehmen und nützlichen Winterschlaf. Leider währt dieser Zustand bei unserer berühmten Akademie das ganze Jahr hindurch und macht sich den Naturkundigen nur in den fünf Wintermonaten durch fünf lethargische Lebensandeutungen besonders interessant, die man in Berlin mit dem Kunstausdruck „Abonnementsconcerte der Singakademie" bezeichnet hat. Sie wissen, daß dieses Institut wesentlich in das geheimste Leben der vornehmern Berliner Familien eingreift. Wie Ibykus mit geheimnißvollem Schauer in Poseidons Fichtenhain tritt, so führt die Berlinerin ihre Töchter in diese heiligen Hallen, in denen sie selbst einst ihre Stimme erschallen ließ und ach! vielleicht auch noch erschallen läßt. So hat sich naturgemäß die Akademie in zwei Legionen getheilt: in die große Akademie, d. h. in jene Prätorianer, die allein bei Aufführungen mitwirken und sich durch Reife der Jahre wie der Kunstbildung auszeichnen, und eine sogenannte kleine Akademie, die, wie ich Ihnen unter dem Siegel des Briefgeheimnisses mittheile, sich selbst mit dem zarten und vielversprechenden Namen „Küchlein" belegt hat und bei gereiften Jahren die Reihen der ersten Classe rekrutirt. Dieses jüngere hoffnungsvolle Geflügel gewöhnt sich in besondern Zusammenkünften die Untugend des Detonirens ab und ernährt eine nicht unbeträchtliche Anzahl hiesiger Gesanglehrer. Hieraus wird ersichtlich, welch eine Menge Väter, Mütter, Brüder, Schwestern, Liebhaber und Geliebten bei den Uebungen und Aufführungen der Sänger Spannung und Theilnahme zeigen. Daraus entsteht dann aber für den armen Vorstand die nicht kleine Verlegenheit, an Tagen, wie der gestrige, wo ein entscheidender Schlag geführt werden soll: Raum zu schaffen. Während andere Concertgeber, wie z. B. der arme Nagiller, der sein Concert am Montag fast verödet sah, nicht wissen, wie sie die großen Säle mit Musikern und Zuhörern bevölkern sollen, hat sich die Direction gezwungen gesehen, eine Anzahl Damen der ersten Classe (schrecklich, aber wahr!) von der Ausführung auszuschließen. Selbst Billets zum Raum der Zuhörer sollen nicht, wie billig, verabfolgt sein. Wenn der Vorstand auch vollkom-

Digitized by Google

men gerechtfertigt erscheint durch die Nothwendigkeit, mittelst Verwerthung der numerirten Plätze eine Erhöhung der Einnahme zur Deckung der Kosten zu erzielen, hat der genannte Schritt doch eine bedeutende Gährung hervorgebracht und die Zahl der Mißvergnügten beträchtlich vermehrt. Natürlich geht es jetzt über den armen Vorstand her, der schon an und für sich seine liebe Noth mit dem Einstudiren, mit alle den schnellen Tempis, mit krankgewordenen Declamatoren und jähzornigen Contrabässen hat. Noch besitzen wir ein Institut, genannt philharmonische Gesellschaft, das sich befleißigt, im Instrumentalgebiet ein Pendant der Singakademie zu werden. Dieser Dilettantenverein greift energisch und kräftig, vielleicht nur allzukräftig, von seiner Seite bei Aufführungen ein. Solisten unter den Blase-Instrumenten gibt die Kapelle dazu her, und es bleibt dem Zuhörer die angenehme Aufgabe, durch Herauslauschen der größern Discretion seinen musikalischen Scharfsinn in Unterscheidung der Künstler und Dilettanten zu üben. Wenn schon diesem Tonclubb meistens jugendlicher, ja theilweise pueriler Individuen energische Kraftäußerungen nicht verübelt werden können, um so weniger, ja seltener dergleichen ihm öffentlich gestattet werden, bedurfte es doch gestern der ganzen Grandezza des Dirigenten und seiner weisen Mäßigung der Tempi, um der vorschnellen Jugend einen Damm entgegenzustellen. Nichtsdestoweniger fand man im Ganzen die Aufführung zufriedenstellend — man ist hier nicht wählerisch. Der große Musard, Gebieter von zwölf Contrabässen, und der kleine Gerli in der Königstadt, ein Fabius Cunctator, erziehen die Berliner jetzt so, daß ihnen das Rumpeln eines bösartigen Basses süß und ein schneckenartiges Allegro sogar angenehm vorkommt. Genug, die Compositionen zum Faust, an und für sich Sprößlinge eines dilettantisirenden, wenn schon begeisterten Musikers, wurden wieder dilettantisch und begeistert vorgetragen. Daß für ein verwöhnteres Ohr eigentlich Fehlgriff über Fehlgriff in Auffassung, Execution und Direction vorkam, dürfte hier in Berlin nicht erlaubt sein zu sagen; ich schreibe es Ihnen daher nach Leipzig mit der Bitte, den großen Componisten des Paulus zu ersuchen, sich für seine nächste Anwesenheit mit einer guten Portion Geduld zu wappnen. Z. Z.

V.

F. L. Schlosser's „Weltgeschichte für das deutsche Volk."

Die Grenzboten enthielten vor einiger Zeit einen Aufsatz: Die Heidelberger Historiker. Da Schlosser unter diesen obenan steht und die übrigen, auch Gervinus, größtentheils von ihm ihren Ausgangspunkt genommen haben oder nehmen, so dürften einige Bemerkungen über die von Dr. Kriegk in Frankfurt für's deutsche Volk bearbeitete Weltgeschichte auch für das größere Publicum von Wichtigkeit sein.

Die Becker'sche Weltgeschichte, so vortrefflich sie auch geschrieben war, ist theils veraltet, theils, da viele Köche den Brei verderben, durch die verschiedenen Ueberarbeitungen, welche sie erfahren, ungenießbar geworden,

Digitized by Google

die Rotteck'sche konnte, weil ein gar zu einseitiger Standpunkt darin durchgeführt war, in Deutschland nicht durchdringen, also ist eine volksthümliche Weltgeschichte ein wirkliches Bedürfniß. Ist aber die Schlosser-Kriegk'sche Arbeit geeignet, dies Bedürfniß zu befriedigen, verdient sie den Namen einer populairen Geschichte, einer Geschichte für's Volk? Wir müssen dies leider verneinen und bedauern, daß Schlosser sie beharrlich für eine solche ausgeben mag, daß der Verleger verleitet wurde, eine auf den größten Absatz berechnete Auflage davon zu veranstalten und, um diese abzusetzen, alle die Mittel, als Anpreisungen durch Literaten und pomphafte Ankündigungen, anzuwenden, gegen deren Gebrauch von Andern Schlosser sich so oft und so stark erklärt hat. Nichtsdestoweniger ist der gewünschte Zweck nicht ganz erreicht, und man versucht jetzt die Menge der übrig gebliebenen Exemplare unter dem Aushängeschilde eines „Zweiten unveränderten Abdrucks" an den Mann zu bringen. Dies Mittel ist nicht zu billigen, wir müssen es sagen, wie sehr uns der Verleger auch dauert, besonders wenn es wahr wäre, daß er für eine so bequeme Bearbeitung von Werken, die schon sein Eigenthum waren, ein unverhältnißmäßig hohes Honorar zu zahlen habe. Der Vortheil Weniger darf dem Interesse Vieler nicht vorgehen, und bei aller Anerkennung des fraglichen Werks glauben wir doch dazu beitragen zu müssen, daß es nicht in die Hände solcher Unvermögenden gebracht werde, die zugleich unfähig sind, es zu benutzen. In zwei Beurtheilungen ist bereits auf die Unzulänglichkeit desselben als Volksschrift aufmerksam gemacht worden, von A. Boden in Nr. 187 der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung und kürzlich auch in den Brockhausischen Blättern für literarische Unterhaltung. Da die letztere offenbar von einer der ganzen Schlosser'schen Richtung und Schule feindlichen Seite ausgeht, so übergehen wir sie und theilen lieber das Hierhergehörige aus der erstern mit, in welcher zwar gleichfalls die „Selbstüberschätzung" Schlosser's und seiner Schule leise gerügt wird, die aber seinen Verdiensten volle Anerkennung zollte und das fragliche Werk nicht überhaupt, sondern nur in Bezug auf den Zweck tadelt, welchen es durchaus erfüllen soll. Boden sagt u. A.:

„Es würde überflüssig sein, in einer gelehrten Zeitschrift mit der Anzeige dieser „Weltgeschichte für das deutsche Volk" eine Würdigung der allgemein anerkannten Verdienste zu verbinden, die sich der mit solcher Rüstigkeit fortwirkende Geheimerath Professor Schlosser zu Heidelberg als Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber erworben hat . . . . Inwiefern jedoch die Schlosser'schen Arbeiten zu einer „Weltgeschichte für's Volk" geeignet seien, inwiefern die letztere als solche uns mehr oder weniger gelungen scheine, darüber wollen wir, nachdem wir sie näher eingesehen, unsere Meinung offen aussprechen. Die „Einleitende Vorrede des Verfassers der Weltgeschichte" gibt auf befriedigende Weise den Plan an, nach welchem diese geschrieben wird, und wir können den Bedacht und Fleiß des Verfassers wie des Bearbeiters nur loben. Aber wie vielen Lesern eine Schlosser'sche allgemeine Weltgeschichte von mäßiger Bändezahl in möglichst populairer Form auch angenehm sein wird, wie sehr also das Unternehmen in dieser Beziehung für erwünscht gelten

Digitized by Google

kann, so scheint mir doch eine solche für's Volk oder, nach den Ankündigungen der Verlagshandlung und nach der Stärke der veranstalteten Ausgabe, für möglichst viele Abonnenten bestimmte Arbeit kein so glücklicher Gedanke zu sein. Man wird mir hierin gewiß gern beistimmen. Die vor uns liegenden Bände umfassen die Geschichte der alten Welt und geben unter Benutzung des ersten Theiles der Weltgeschichte, wenn auch abgekürzt und zusammengezogen, die an dessen Stelle getretene Universalhistorische Uebersicht im Wesentlichen, und so viel als möglich wörtlich, wieder. Wer nun die letztere kennt, wird mir zugeben müssen, daß sie mit ihren geistvollen Darlegungen, z. B. der griechischen Cultur, Poesie, Philosophie und Geschichtsschreibung allenfalls für den unterrichteten Kaufmann, den studirten Geschäftsmann, aber vielleicht schon nicht für den Volksschullehrer, geschweige für das Volk und die Jugend, welche doch aus einer „Weltgeschichte für's Volk" ihre ersten Geschichtskenntnisse schöpfen soll, zurecht gemacht werden könne. Dazu setzt sie viel zu viel voraus und Alles, was zur Ausfüllung dieser Lücke bei dem vorliegenden Werke wie unwillig eingeschaltet wird, ist für den Gebildeten störend und für den Ununterrichteten ungenügend. Dies tritt besonders auffallend in der Geschichte der Griechen hervor. Gewiß mußten in einer Weltgeschichte für's Volk die bekannten homerischen und herodot'schen Geschichten in der bisher üblichen oder wo möglich in besserer Weise nacherzählt werden. Da dies aber nicht zum Tone und Inhalte der Universalhistorischen Uebersicht paßt, so unterblieb es. Aber daß es unterbleibt, ist natürlich nicht minder drückend für die Verfasser einer populairen Weltgeschichte, sie sehen sich also genöthigt und lassen sich herbei, gelegentlich zu sagen, daß die Cyklopen eine Art Halbgötter gewesen, und einige homerische Helden mit ihren Schicksalen und die zwölf Arbeiten des Herkules und Aehnliches so trocken und so kurz als möglich herzuzählen. Obendrein sind diese Einschiebsel nicht ohne Unrichtigkeiten.

VI.

Die österreichischen Schriftsteller im „Auslande."

Der etwas auf die Spitze getriebene Vorwurf, der in unserer heutigen Nummer gegen den trefflichen Grillparzer erhoben wird, weil er nicht in seiner Jugend auswanderte und seiner Muse die Freiheit gerettet hat, wird Jedermann, der den edlen und reinen Charakter dieses Dichters und die Verhältnisse, unter denen er zuerst aufgetreten ist, näher kennt, ziemlich ungerecht finden. Man kann Grillparzer bedauern, daß sein seltner Genius nicht in freier Luft sich entfalten konnte, aber anklagen darf man ihn deshalb nicht. Die Liebe zur Heimath hat eine ebenso große Berechtigung wie der Drang zur Poesie; wenn alle deutsche Schriftsteller, die ihre Gedanken tagtäglich unter dem Messer der Censur bluten sehen, auswandern sollten, dann würden bald die Eunuchen des Rheinischen Beobachters und Consorten sich für die Könige deutschen Schriftthums proclamiren lassen. Oesterreich ist noch um viele Grade schlimmer

Digitized by Google

daran als Deutschland, aber wer will es leugnen, daß die Gegenwart Grillparzers in seinem Vaterlande vielen edlen jüngern Geistern ein Sporn und eine Aufmunterung wurde, sich von der Cloake niederer Possenreißerei loszusagen und den Weg zur Poesie einzuschlagen. An Grillparzer haben sich Grün und Lenau herangebildet; Halm und manche andere schwächere dramatische Potenzen, die aber nichtsdestoweniger das Edle anstrebten, hat die Nähe Grillparzers in ihrem Thun ermuntert und aufrecht erhalten. Vielleicht wäre der Geschmack in Wien längst eine vollständige Beute Nestroy's und Seinesgleichen geworden, wenn Grillparzer nicht dort lebte. Zudem war zur Zeit, als Grillparzer auftrat, für den aus Oesterreich flüchtenden Schriftsteller der Weg noch hundertmal dornenvoller. Ist noch heute, wo Eisenbahnen und Buchhändlergelegenheiten den persönlichen und literarischen Verkehr vielfach erleichtern, der nach Deutschland zur freiern Geistesthätigkeit sich sehnende österreichische Schriftsteller durch unzählige Querbalken und Polizeigewalten gehemmt — ist noch heute der in Deutschland lebende Oesterreicher in dem Momente, wo ihm seine heimathliche Behörde die Verlängerung des Passes verweigert, gezwungen, von Ort zu Ort umherzuirren und ohne feste Wohnstätte bald dort bald da auf kurze Fristen sein Heil zu suchen: wie erst zu jener Zeit, wo ein Adelsbrief viel leichter zu erlangen war, als ein Paß in's Ausland und wo die Kettenbrücken von Munkacz und Spielberg viel rascher hinab und hinauf rollten, um jedes freie Wort mit langjährigem Kerker zu strafen. Das Princip hat sich seit jener Zeit wenig geändert, aber die Praxis hat wenigstens einen Theil ihrer Formen aufgegeben und ein österreichischer Schriftsteller, der den Muth hat für seine Ueberzeugung zu leben, ist heute so glücklich, blos seine persönliche Ruhe, sein eignes Schicksal in die Schanze schlagen zu dürfen; er braucht wenigstens nicht für die Ruhe und das Glück der Seinen daheim zu zittern, wie in frühern Jahren. Grillparzer aber hatte eine alte Mutter, deren einzige Stütze und Ernährer er war!

Indessen haben wir bei dieser Gelegenheit einen Blick auf das kleine Häuflein österreichischer Schriftsteller geworfen, die gezwungen oder freiwillig ihren Aufenthalt außerhalb ihres Vaterlandes nahmen und die Zahl derselben zeigte sich zu unserem eigenen Erstaunen viel größer als man wohl vermuthet. Fast jede Provinz des Kaiserstaates hat ihr Contingent dabei. Wir wollen hier blos Diejenigen aufzählen, deren Namen uns bekannt sind, und man wird sich gewiß wundern, wie zerstreut und zersprengt dieses kleine Häuflein von Männern ist, deren Thätigkeit und Kräfte ihr Vaterland so trefflich brauchen könnte. Da sind die Oesterreicher Duller in Darmstadt, Dräxler-Manfred in Wiesbaden, Francis Grund in Philadelphia (bis vor einigen Monaten nordamerikanischer Consul in Antwerpen, einer der ausgezeichnetsten Publicisten deutscher und nordamerikanischer Presse, Verfasser der bei Cotta erscheinenden Werke: Die Aristokratie in Amerika — das Untersuchungsrecht u. s. w. und der Hauptcorrespondent der Allgem. Zeitung aus Amerika, wo er seit 18 Jahren, nachdem er von Oesterreich auswanderte, Bürger ist), Johannes Nordmann in Leipzig (von dem soeben das „Novellenbuch" und ein Band Gedichte erschienen), Pipitz in Zürich (Verfasser

des Buches: Die Jacobiner in Wien) Herrmann Rollet in Stuttgart, Heinrich Börnstein in Paris; — die Tyroler: Hormayer in Bremen, Fallmerayer in München, Fenner v. Fennenberg in Ulm, Schomberg-Gervasi in Berlin; — die Mähren: Dr. Schöll (Bibliothekar) in Weimar, Steinschneider (philolog. Schriftsteller) in Berlin, der Czeche Celakowsky (in Breslau?); — die Deutschböhmen: Moritz Hartmann, Karl Herloßsohn, J. Kuranda in Leipzig, Alfred Meißner in Dresden, Franz Schuselka in Hamburg, Sporschil in Leipzig; — die Ungarn: Karl Beck in Berlin, Eduard Mautner („Gedichte" bei Georg Wigand) in Leipzig, Terzky in Zürich (Verfasser der Romane „Adolay", „Tony", „der Zeitkrüppel" unter dem Pseudonym Anton Vilnay), Johann Horárik in Tübingen (Verfasser der Schrift Kampf mit Hierarchie und Kirche in den Jahren 1841—45); — der Gallizier Zadwarnacky in (Paris, ständiger Mitarbeiter des Journal de debats); — die Lombarden: Graf Arivabene in Brüssel (Oeconomie politique etc.), der Triestiner Debreau in Paris (Hauptmitarbeiter an dem Journal la presse). Und noch manchen andern Namen könnten wir nennen, wenn wir nicht durch ein kürzliches Beispiel von Neuem die Erfahrung gemacht hätten, welche nothwendige Pflicht es für die deutsche Journalistik ist, bei anonym erscheinenden Schriften österreichischer Autoren, die sorgsamste Discretion und Vorsicht auch dann noch zu beobachten, wenn der Name des Verfassers sogar schon ein lautes Geheimniß. Leicht wird das gedruckte Wort zu einem Anklageact und man provocirt die Aufmerksamkeit vielleicht auch da, wo sie nichts sehen wollte. Es geht jetzt in Wien das Gerücht, Baron Andriani, der letzthin als der Verfasser der Schrift Oesterreich und seine Zukunft genannt wurde, sei zu seinem Chef, dem obersten Kanzler, berufen und dort befragt worden, ob er wirklich der Verfasser jenes Buches sei. Dieser soll hierauf eine nicht ablehnende Antwort gegeben haben, worauf der Kanzler ihm den wohlmeinenden Rath ertheilte, seine Entlassung aus dem Staatsdienste nachzusuchen. Sei dies nun bloßes Gerücht oder wirkliches Factum: es muß uns eine neue Lehre sein, uns darauf zu beschränken, bei ähnlichen Gelegenheiten nur solche Namen zu nennen, deren literarische Thätigkeit von ihnen selbst offen vertreten wird, oder deren vollständige Lossagung von ihrem Geburtslande sie allen Unannehmlichkeiten enthebt.

Zwei Namen wird der Leser vielleicht noch vermissen, und nur mit zitternder Hand schreiben wir sie zur Completirung nieder: den des Tyroler Sylvester Jordan in Marburg und des Ungarn Nicolaus Lenau in — Winnenden!! Sind es die Unglücklichsten dieser kleinen Phalanx? O wenn jeder von all den Genannten seine Schicksale, seine innern und äußern Kämpfe, die Risse seines Herzens und seiner Lebensfäden erzählen würde, das gäbe eine moderne Odyssé, in der Gefängniß und Irrenhaus vielleicht noch nicht als die fürchterlichsten Asyle erscheinen könnten!

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Die bairiſche und badiſche zweite Kammer.

Die zwei wichtigen ſüddeutſchen Kammern, an die gar viele Hoffnungen ſich knüpften, haben ihre Arbeiten in dieſem Jahre beendet. Da wir beide aus eigner langer Beobachtung genauer kennen, ſo wollen wir hier in kurzen Umriſſen eine vergleichende Charakteriſtik derſelben zu geben verſuchen.

Baden hat unter den neuern deutſchen Conſtitutionen, Kurheſſen abgerechnet, die freiſinnigſte, Baiern die feudaliſtiſchſte Wahlordnung. In Baden wählt das ganze Volk ſich frei ſeine Abgeordneten, die nur das badiſche Bürgerrecht zu beſitzen und einen höchſt niedrigen Steuerſatz zu zahlen brauchen; in Baiern wählen beſtimmte Stände ſich ihre beſtimmten Vertreter, die zu dem Stande, von dem ſie erwählt werden, gehören und in dem Kreiſe, wo dies geſchieht, angeſeſſen ſein müſſen. Dort wird daher die Intelligenz, hier der Beſitz mehr repräſentirt, dort iſt mehr Theorie, hier mehr Praxis. Eine Oppoſitionspartei bildet ſich bei dieſen Wahlgeſetzen natürlich leichter in Baden als in Baiern. Jene hat über mehr geiſtige Mittel zu gebieten und vermag nach beſtimmtern Plänen zu handeln; da die Mitglieder ſich ſchon von früher genauer kennen, können ſie ſich bei ihrer Wählbarkeit gegenſeitig unterſtützen und auf jede Weiſe mehr zuſammenhalten. In Baiern iſt dies ſchwerer der Fall; Adel, Geiſtlichkeit, Univerſitäten, Städte und Landgemeinden wählen ſämmtlich unabhängig voneinander ihre Vertreter, Männer, die ſich ſonſt im Leben fern ſtehen, oft ſich kreuzende Intereſſen zu vertreten haben, bei der größern Ausdehnung des Königreichs weit voneinander entfernt wohnen, ja bisweilen an dem Einfluſſe provinzieller Eiferſüchtelei leiden. Von den badiſchen Deputirten z. B. wohnen 9 in Mannheim, 5 in dem nahen Heidelberg, 6 — 8 in Karlsruhe; die bairiſchen ſind vom Böhmerwald bis zum Bodenſee, von der franzöſiſchen bis zur ſächſiſchen Grenze zerſtreut; in Baden ſind faſt ein Drittheil Ab-

vocaten, ein zweites Drittheil Regierungsbeamten; in Baiern sind Bierbrauer wie Prediger, Käsehändler wie Barone bunt durcheinander und kaum ein Drittheil sämmtlicher Abgeordneten hat seinen akademischen Cursus durchgemacht. Die Feinde der badischen Opposition können dieser daher leichter die Phrasen vorwerfen: sie sei nur „gemacht, das Volk selbst nehme nicht daran Theil, sondern nur die unruhigen Köpfe einiger Städte, die sich durch Machinationen aller Art einen Platz in der Kammer zu erringen gewußt hätten" u. s. w.; in Baiern hingegen kann diese so beliebte Phrase auch nicht einmal einen Schein von Anwendung finden. Ist hier Opposition, so wurzelt sie gewiß tief im Kern des Volkes, ist erst durch langjährigen Druck entstanden, aber auch nur schwer wieder zu besiegen, obgleich sie sich vielleicht weniger in Reden gegen das Ministerium äußert, als in unbedingtem Mißtrauen gegen Alles, was von demselben ausgeht. Ist auch in der Theorie das freisinnige badische Wahlgesetz dem bairischen weit vorzuziehen, so hat es in Wirklichkeit doch mehrere Schattenseiten. In Baden ist jeder Bürger Urwähler, abgesehen von seinem sonstigen Besitz. Leider ist der materielle und intellectuelle Zustand unserer unteren Stände gegenwärtig noch nicht der Art, daß sie lebhaftes Interesse an dem öffentlichen Wohl nehmen und sich auch aus Mangel an Zeit viel um die landständischen Angelegenheiten bekümmern könnten. Einem bedeutenden Theil der badischen Wähler ist es daher ganz gleichgültig, wem sie ihre Stimme giebt, sie folgt dem Beispiele ihrer vornehmern Mitbürger, oder läßt sich durch Geld, Wein oder Versprechungen von Seiten der Beamten oder ihrer Brodherren dazu bewegen. Daher denn diese Wahlumtriebe, die nirgends in ganz Deutschland stärker wie in Baden vorkommen, diese Einwirkungen der Regierung, diese Rundreisen der liberalen Deputirten, diese nachherigen Debatten in der Kammer über Rechtmäßigkeit der Wahlen, die so viel Zeit rauben und so viel persönliche Erbitterung erzeugen, die nachher während des ganzen Landtags sich oft auf so unangenehme Weise bemerkbar macht. In Baiern kommt Alles dies fast niemals vor, man hört nicht von Einwirkungen der Regierung, von Wahlumtrieben, von Bestechungen u. s. w., es geht hierin Alles viel gesetzlicher zu. Freilich kommen dafür in Baden nicht diese Sorten von Urlaubsverweigerungen, selbst bei Advocaten vor, wie sie beim letzten Landtage in Baiern so viel gerechten Unwillen im ganzen Volke hervorriefen. Ein ungeheures Uebergewicht gegen die bairische hat die badische zweite Kammer, in ihrer trefflich und klar ausgearbeiteten Verfassungsurkunde. Diese ist in Baiern so unklar,

Digitized by Google

ſo verſchiedener Auslegungen fähig, ſo voller Schlupfwinkel, daß außer den Budgetbewilligungen die Stände nur äußerſt geringen Einfluß haben und ein gewandter Miniſter mit ihnen machen kann, was er will. Treffend verglich ein geiſtreicher Redner in der bairiſchen Kammer (Dekan Wagner aus Baireuth) ihre Verfaſſung mit einem weichen Stück Wachs, aus dem die geſchickte Hand des Modelleurs durch einen unmerklichen Druck ein Engelsantlitz in eine Teufelslarve umwandeln könne, und das jetzige Miniſterium ſei dieſer Modelleur. Auch die Beſtimmung wegen Errichtung der Ausſchüſſe, ihrer Ergänzung, ihrer Pflichten u. ſ. w. iſt in Baden weit trefflicher wie in Baiern, wo ſie im höchſten Grade unzweckmäßig iſt. Einzelne wenige Mitglieder werden dort durch Arbeiten furchtbar gequält, während die übrigen den ganzen Landtag nichts zu thun haben, die Geſchäfte auf alle Weiſe verzögert, die Sitzungen aufgehalten, und die aus gegenſeitiger Unkenntniß geſchehenen Fehler bei der erſten Wahl der Ausſchußmitglieder können für den ganzen Landtag nicht mehr abgeändert werden. Einen fernern, unendlich mächtigen Vorzug hat der badiſche vor dem bairiſchen Landtag darin, daß er durch eine freiere Preſſe unterſtützt wird. Trotz der vielen Klagen, die in Karlsruhe über die Bedrückungen der Cenſur vorkommen, iſt die badiſche Preſſe doch ungemein viel freier wie die bairiſche. Die liberalſten bairiſchen Blätter, der „Nürnberger Courier" und der „Nürnberger Correſpondent", die einzigen, welche der Erwähnung werth ſind (die „Allgemeine Zeitung" widmet natürlich den bairiſchen Zuſtänden verhältnißmäßig nur geringe Aufmerkſamkeit und kann daher nicht als bairiſches Blatt im begrenzten Sinne betrachtet werden), dürfen nicht halb ſo freimüthig über die innern Angelegenheiten ſich ausſprechen, wie die „Mannheimer Abendzeitung", das dortige „Journal", die „Seeblätter zu Conſtanz". Daß aber eine Oppoſition einen ſehr ſchlimmen Stand hat, wenn ſie nicht von einer tüchtigen Preſſe auf alle Weiſe unterſtützt wird, iſt ja allgemein anerkannt; wo dieſe fehlt, da dringt ihr Wirken auch nicht in's Blut und Leben des Volkes, ſie wird ſtets vereinzelt daſtehen, und von einem gewandten Miniſterium leicht geſtürzt werden können.

Baden iſt im Allgemeinen ein viel mehr geiſtig ausgebildetes Land wie Baiern, ſeine Bewohner ſind weit lebendiger, regſamer und Antheil nehmender an den innern Angelegenheiten des Landes. Nur ein großer Theil von Franken und ganz Rheinbaiern vermag ſich im Allgemeinen hierin mit Baden auf gleiche Stufe zu ſtellen; bei den

übrigen bairischen Provinzen ist dies entschieden nicht der Fall. Da nun, wie vorhin bemerkt, auch das nicht an Stand und Ort gebundene Wahlsystem dort die Intelligenz vorzugsweise begünstigt, so steht in ihrer Gesammtheit die badische Kammer auf einer weit höheren geistigen Stufe wie die bairische. Nicht daß es dieser an in jeder Weise ausgezeichneten Männern fehlte, man wird deren unter den 130 bairischen Deputirten ebensoviel, aber — auch nicht mehr, wie unter den 60 badischen herausfinden können. Wir bekennen offen, daß wir in der bairischen Kammer einige bessere Redner gefunden haben, wie in der hierin so berühmten ganzen badischen, dennoch stehen sie in ersterer vereinzelter da, wie in letzterer. Der Geschäftsgang in der badischen Kammer ist viel rascher, die Discussionen sind dort viel lebendiger. Es werden daselbst nicht so lange, vorher zu Hause ausgearbeitete Reden gehalten, es wird freier, gleich vom Augenblick eingegeben gesprochen. Die ganze Kammer kommt darin der französischen Deputirten-Kammer, von deren Einrichtungen sie bekanntlich Manches entlehnt hat, viel näher.

Zudem finden auch in Karlsruhe nicht die oft endlosen Wiederholungen derselben Dinge, wie es in München so oft geschieht, statt. Die förmlich ausgebildete Oppositionspartei Badens macht vorher einen festen Feldzugsplan für die einzelnen wichtigern Sitzungen und vertheilt die Rollen an die einzelnen Streiter. Jeder Redner hebt daher einen besondern Grund in seiner Rede vorzugsweise hervor, greift auf einem verschiedenen Terrain wie sein Vorgänger oder Nachfolger an, da ihm schon vor der Sitzung bekannt war, was dieser in der Hauptsache sprechen würde, und er sich also danach hat einrichten können. In München geschieht dies nicht, da es keine förmlich organisirte Oppositionspartei dort gibt und die einzelnen Redner außer den Rheinbaiern und einigen wenigen Andern, die sich vorher besprechen, außerhalb den Kammern fast nie mit einander verkehren. So arbeitet Jeder, unbekannt mit der Absicht des Andern, seine Rede zu Hause aus, und ist dies geschehen, so erlaubt es die liebe Eitelkeit nicht anders, sie muß auch vorgetragen werden, gleichviel ob schon 5—6 Vorgänger in mehr oder weniger guten Worten ganz dasselbe gesagt haben. Dadurch ereignet es sich häufig, daß oft ein Dutzend Redner in München nacheinander aufgetreten, die mit mehr oder weniger Geist und mehr oder weniger Rhetorik, ganz dasselbe sagen, und so der Kammer nur unnöthige Zeit rauben. Diese Nichtachtung der Zeit ist überhaupt in München recht zu Hause, es gibt da Redner, z. B. Banquier Schäzler aus Augsburg, Prof

Digitized by Google

Edel aus Würzburg, die unter einigen Stunden die Rednerbühne so leicht nicht verlassen, und dabei wenig Anderes vorbringen, als was man in jedem Compendium finden könnte. So etwas geschieht in Karlsruhe entschieden nicht, und die Kammer selbst würde schon nicht die Geduld haben, solche langathmige Redner wiederholt anzuhören. Daher währen in der Regel dort die Sitzungen von 9½ bis 12½, und in München von 9 bis 2½ Uhr, und die Landtage dort vier, hier aber 7—8 Monate. Was dagegen in München nie stattfindet, ist das willkürliche Abschweifen von den durch die Tagesordnung bestimmten Fragen, wie in Karlsruhe besonders von einigen Rednern der Opposition, namentlich Welcker, Hecker, Rapp so oft geschieht. Diese halten sich oft nicht im Mindesten an die Tagesordnung, sondern bringen in ihren Reden Gegenstände vor, die oft nicht im geringsten Zusammenhang mit dem eigentlichen Redezweck stehen. Daher hört man dort so oft des Präsidenten Mittermaier halb bittenden, halb strafenden Zuruf: „Aber, meine Herren, ich muß bitten, doch nicht gar zu viele Abschweifungen zu machen und beim Gegenstand selbst zu bleiben," was in München nur äußerst selten vorgekommt, obgleich der dortige erste Präsident Freiherr von Rotenhan hierin bedeutend strenger wie der badische ist. Auch der Ton der Debatten selbst, ist in München viel ruhiger und leidenschaftsloser als in Karlsruhe. Man merkt da gleich, daß Baden ein kleines Land, mit kleinlichen Verhältnissen ist, daß früherer persönlicher Haß zwischen manchen einzelnen Mitgliedern besteht, der sich nur in ihren Reden gegeneinander Luft zu machen sucht. Daher die Erregtheit, die Heftigkeit, welche einzelne Redner so sehr dort charakterisirt, der Gebrauch der Worte „Lüge", „Büberei" u. s. w., welche wir daselbst schon vernommen, und welche in keiner anständigen Gesellschaft und vielweniger noch in einer Ständekammer gebraucht werden sollten. Die Abgeordneten Rapp, Mathy und Hecker von der Opposition, und Buß und der Chef des Justizministeriums Jolly von der ministeriellen Seite, zeichneten sich vorzüglich durch die oft unangemessene Heftigkeit ihrer Reden aus, und es bedurfte häufig der ganzen Gewandtheit des Präsidenten Mittermaier, um noch ärgeren Excessen vorzubeugen. Offen bekennen wir, daß trotz aller Intelligenz und dem regen Eifer für den Fortschritt, den man in der badischen Kammer so vielfältig findet, uns manche Sitzungen derselben den unangenehmsten Eindruck gemacht haben, und wir bei manchen Discussionen mehr an eine Studentenversammlung als an eine Kammer

Digitized by Google

der Vertreter des Volks, die in ernster Berathung über das Wohl desselben versammelt waren, erinnert wurden.

Was in der badischen Kammer angenehm auffällt, ist die rege Theilnahme, mit der fast beständig alle Abgeordneten den einzelnen Reden wie dem ganzen Gang der Verhandlung folgen, während in der bairischen oft die Hälfte theilnahmslos vor sich hinstarrt und mit ganz andern Gegenständen beschäftigt ist. Auch die Zuschauer folgen in Baden der Verhandlung mit ganz anderer Aufmerksamkeit wie in Baiern und nehmen viel regeres Interesse daran. Die nur geringen Platz gewährenden Zuschauer-Tribünen in München sind größtentheils blos von fremden Studenten, Zeitungsreferenten und einzelnen Leuten der höhern Stände besetzt und auch dies nur bei besonders wichtigen Fragen, z. B. bei der Willich'schen Reclamation, der Klage über Bedrückung der Protestanten, der Vermehrung der Klöster u. s. w., sonst aber in der Regel nur leer. In Baden aber, wo die Tribünen gewiß zweimal so viel Menschen wie die zu München fassen, sind dieselben stets drückend voll mit Personen aus allen Ständen angefüllt und die Zuhörer stehen oft Stunden lang auf den Gängen, um nur etwas von den Debatten zu hören. Und doch hat Karlsruhe nur 24,000 und München 100,000 Einwohner, das ganze Großherzogthum Baden nur 1,200,000, Baiern aber 4,200,000 Einwohner. Aber den Münchner Bürger interessirt auch Alles mehr wie grade die Ständeversammlung, und würde man ihm das Maas Bier um einen Pfennig wohlfeiler verkaufen, könnte seinetwegen die ganze Constitution aufgehoben werden. Da ist es ganz anders in Baden, da nimmt das Volk selbst Antheil an den Kämpfen im Ständesaal und zeigt auf jede Weise, wie sehr die ganze constitutionelle Freiheit schon bis in sein Innerstes gedrungen ist.

Der Standpunkt, auf dem die Oppositionspartei beider Kammern sich befindet, ist ein sehr verschiedener. Mit Ausnahme von 10 bis 12 Mitgliedern, größtentheils Rheinbaiern, ein Land, das entschieden die lebendigsten, regsamsten Deputirten sendet, ist der übrige Theil der bairischen Opposition auf dem letzten Landtage von der Gesinnung, die man in Baden conservativ nennen würde. Er opponirt nur gegen das Reactions-Princip des Herrn von Abel, was dieser um jeden Preis in Allem durchführen will, er will nur diesen, dem er alles Unheil zuschreibt, von seinem Platze stürzen, im Uebrigen ist er ganz zufrieden, wenn die Sachen nur nicht schlimmer werden, wie sie vor einigen Jahren waren, an dem Fortschritt, wie ihn die badische Opposition oft

Digitized by Google

ſogar auf ungeſtüme Weiſe verlangt, denkt er nicht. Die Herrn Baron Gumpenberg, von Lerchenfeldt, die Pfarrer Wagner, Bauer, Würth, Götz u. ſ. w., mit die tüchtigſten Männer der bairiſchen Oppoſition, würden in Baden mit ihren jetzigen politiſchen Geſinnungen eher auf der miniſteriellen, als auf der opponirenden Seite ſitzen. Nur die Gutsbeſitzer von Closen und Schneyer aus Altbaiern, wie die Rheinbaiern Willich, Stockinger, Heintz, Chriſtmann, können ſich der badiſchen äußern linken Seite ſchon nähern, obgleich ſie noch lange nicht ſo radical in Geſinnung und mehr noch im Auftreten, wie dieſe ſind. Die Abgeordneten Zittel, Mittermaier, Chriſt, Schmidt, denen die badiſchen radicalen Blätter ſo oft die Halbheit ihrer Geſinnung mit höhnenden Worten vorwarfen, gehörten nach derſelben der äußerſten Oppoſition in München an. Dort will man nur das Beſtehende erhalten und den Fortſchritt in gemäßigter ruhiger Weiſe gemacht wiſſen; in Karlsruhe aber von der äußerſten, aus 8 bis 10 Mitgliedern beſtehenden Linken, Veränderung in allen ſtaatlichen Verhältniſſen, und zwar möglichſt an einem Tage. Es iſt dies ein ungeheurer Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Oppoſitionen, die in beiden letzten Kammern ſo viel das Miniſterium angriffen, demſelben ſo oft einen harten Schlag beibrachten. Auch das Verhältniß der Kammern zu dem ihnen gegenüberſtehenden Miniſterium ſelbſt iſt ein ganz verſchiedener. Herr von Abel, denn von dieſem allein kann nur die Rede ſein, iſt entſchieden mit der gewandteſte, aber zugleich reactionairſte und der ſchroff ultramontanen Richtung ergebenſte unter allen Miniſtern unſerer neununddreißig verſchiedenen deutſchen Staaten. Daß, ſo lange er das Ruder in Händen führt, keine Aenderung zum Beſſern, wohl aber eine allmälige ſtets vermehrte Beeinträchtigung jeglicher Freiheit eintreten wird, weiß in Baiern nicht allein die Oppoſition der Kammern; daher mußte dieſe alle Mittel aufbieten, um Hrn. v. Abel von ſeinem Platze zu entfernen und kein noch ſo großes Opfer ſcheuen, wenn ſie dies dadurch hätte erlangen können. Dies iſt aber nicht immer mit voller Kraft von ihr geſchehen, denn es fehlte ihr Einheit und feſter Plan; darum hat zwar Herr von Abel ſie ſo oft beſiegt und ſteht jetzt ſogar feſter, wie er je geſtanden, und die Reſultate des ganzen letzten Landtags ſind daher für die Gegenwart für nichts anzuſchlagen, wie auch ſchon der Landtagsabſchied, der aus der Feder des Herrn von Abel gefloſſen, dem Blindeſten begreiflich machen mußte.

Ganz anders aber in Baden. Die beiden der Kammer hauptſächlich gegenüberſtehenden Vertreter der Regierung, Geheimerath Re-

Digitized by Google

benius und Beck, sind mit die liberalsten, dem Fortschritt ergebensten Männer, die an der Spitze einer deutschen Verwaltung stehen; ja, wir behaupten sogar, daß, so lange alle übrigen deutschen Verhältnisse der Art sind, wie es jetzt noch der Fall ist, und so lange der deutsche Bund sein bisher befolgtes Princip nicht aufgibt, es für den Minister eines kleinen deutschen Staats, der durch unendlich viele Verhältnisse gebunden, eine Unmöglichkeit ist, den Fortschritt in jeder Weise mehr zu begünstigen, wie es Nebenius thut. Darum wurde seine Erwählung im ganzen Lande von der liberalen Partei mit Freude begrüßt, und man betrachtete sie mit Recht als ein Zugeständniß, das die Regierung der Opposition, die den früher mächtigen Minister von Blittersdorf vom Posten gedrängt, aus Noth gemacht hatte. „Nur wir, die Opposition, haben das Ministerium Beck-Nebenius geschaffen, und wir halten es auch trotz der ihm feindlichen reactionairen Partei, dem es viel zu liberal ist, denn man soll einsehen, daß es das einzige Ministerium ist, was mit uns fertig zu werden vermag!" dies sind die Worte eines der Führer der badischen Opposition. Deshalb hat auch das Ministerium in der entscheidenden Budget-Bewilligung mit bedeutender Majorität seinen Willen durchgesetzt, obgleich ja sonst in der Kammer die Opposition stärker als die ministerielle Seite war. Wenn trotzdem das Ministerium in jeder Sitzung sehr heftige Angriffe erfahren mußte, so geschah dies theils, um es mit Gewalt fortzutreiben mehr und mehr zu bewilligen, theils um die reactionaire Hof- und Adelspartei einzuschüchtern, damit sie ja dies Ministerium, was doch noch diesen Stürmen Trotz zu bieten vermöchte, nicht wieder verdränge, um eins nach ihrem Sinne zu bilden, theils aber auch aus alter Angewohnheit einzelner Redner, die nun einmal nicht anders zu sprechen vermögen. Hierin haben viele Oppositionsredner gar arge Verstöße begangen und sich und ihrer ganzen Sache dadurch unendlich geschadet. Der allgemein geachtete Greis Nebenius hat Worte, wie „Büberei" und „Schandthat" in Empfang nehmen müssen (?), so daß er wiederholt den Großherzog um seine Entlassung gebeten hat. Es hätte aber der radicalen Opposition kein härterer Schlag geschehen können, der ihr mehr im ganzen Lande geschadet hätte, als wenn es geheißen, sie habe das Ministerium Nebenius gestürzt, daher diese Entlassungsgesuche große Bestürzung bei ihr erregten; aber im ganzen übrigen Deutschland, namentlich in den nicht constitutionellen norddeutschen Staaten, haben diese einzelnen unangemessenen heftigen Reden bei allen Freunden des Fortschritts einen peinlichen, bei allen Feinden dessel-

Digitized by Google

ben einen triumphirenden Eindruck gemacht und der conſtitutionellen Förderung unendlich geſchadet. Letztere argumentiren: „Seht, ſo wird ein anerkannt liberales Miniſterium in einer Kammer behandelt, es muß doch nicht viel Gutes an einer Sache ſein, die ſolches zuläßt.“ Als ob einzelne Unbeſonnenheiten einzelner Mitglieder das unendliche Wohl, was dieſe Conſtitutionen den durch ſie geſegneten Völkern ſchon gebracht haben, zu beeinträchtigen vermöchten?

Dies iſt der Unterſchied zwiſchen beiden Kammern; die bairiſche kämpfte gegen, die badiſche für ihr Miniſterium. Erſtere hat ihren Zweck nicht erreicht, weil ſie nicht kräftig und einſtimmig genug auftrat, letztere hätte ihn faſt vernichtet, weil einzelne ihrer Mitglieder zu heftig waren. Wir haben oft bedauert, daß nicht ein Tauſch ſtattfinden konnte, und hätten die Abgeordneten Hecker, v. Soiron, Rapp, Welcker, Mathy, Baſſermann, aus der badiſchen in die bairiſche, die hingegen Wagner, Bauer, v. Lerchenfeldt, v. Gumpenberg aus der bairiſchen in die badiſche gewünſcht; gewiß, in mancher Hinſicht hätte dieſer Wechſel für beide Kammern keine üble Wirkung gehabt.

Hier eine Vergleichung der einzelnen bedeutendern Mitglieder beider Kammern zu geben, würde wohl zu weit führen und wir müſſen uns begnügen, blos eine Parallele ihrer erſten Präſidenten zu liefern. Beide haben ſich den faſt ungetheilten Beifall der Kammern erworben.

Mittermaier, der Präſident der badiſchen zweiten Kammer, führte ſein oft unendlich ſchwieriges Amt mit Glück und Geſchick durch und hat, was in Baden viel ſagen will, es ſo ziemlich beiden Parteien recht gemacht. Eine vieljährige Uebung zahlreichen Verſammlungen aller Art als Leiter vorzuſtehen, große Rednergabe, langgeübtes Talent durch den Wirrwarr der verſchiedenſten Discuſſionen dennoch das Richtige herauszufinden und dabei eine Gabe, wenn es ihm geeignet ſcheint, nichts zu hören und zu ſehen, und ſo den Rednern oft mehr Freiheit, wie ihnen der Geſchäftsordnung nach zuſtände, zu laſſen, dies ſind Eigenſchaften, welche ihm auf ſeinem Platze ſo ſehr zu Statten kamen, ihn allen Parteien ſo angenehm machten. Obgleich der Präſident Mittermaier ſtets dem Fortſchritt ergeben iſt und ſich oft mit Wärme dahin ausſpricht, ſo gehört er doch nach der Bezeichnung in Baden der „Mitte“ an, für einen Präſidenten, der Allen gerecht ſein ſoll, offenbar das Beſte. Stets ſuchte er daher vermittelnd einzuſchreiten, die Aufgeregtheit zu beſänftigen, die Streitenden zu verſöhnen, und zwar möglichſt durch Milde und Ueberredung. So lange als möglich vermied er es, be-

Digitized by Google

ſtimmt aufzutreten, und nur wenn es gar nicht anders mehr gehen wollte, machte er und zwar dann ganz beſtimmt, von ſeinem Rechte als Präſident Gebrauch und brach die zu heftigen Discuſſionen ab. Aber man merkte ihm an, wie ungern dies geſchah. Sehr kam ihm bei ſeiner Stellung die genaue perſönliche Bekanntſchaft mit faſt allen einzelnen Deputirten und die Achtung, die er noch als früherer Lehrer einer großen Mehrzahl derſelben genießt, zu Statten.

Freiherr von Rotenhan, der Präſident der bairiſchen zweiten Kammer, wäre in Karlsruhe nicht an ſeinem Platze geweſen, obgleich er es in München vollkommen war; die Gewandtheit Mittermaiers, das diplomatiſche Talent zu vermitteln, das Beſtreben, es möglichſt Allen recht zu machen, fehlten demſelben gänzlich; an Ruhe, Leidenſchaftsloſigkeit, ſtrenger Unparteilichkeit und Vertrauen erweckender Würde konnte er ſich vollkommen mit demſelben meſſen, ja hat ihn wohl hier und da darin übertroffen. Herr von Rotenhan hat in allen wichtigen Dingen ſtets mit der Oppoſition geſtimmt, aber ängſtlich vermieden, ihr als Präſident nur den mindeſten Vorzug zu geben, ja er iſt hierin vielleicht bisweilen gar zu weit gegangen und hat das Miniſterium bevorzugt. Iſt dies geſchehen, wie hier und da behauptet wird, ſo geſchah es nur aus zu peinlichem Gerechtigkeitsgefühl, damit ja die Gegner nicht behaupten konnten, weil er ſtets gegen ſie ſtimme, ſuche er auch noch als Präſident ihnen zu ſchaden. Als Redner iſt derſelbe verhältnißmäßig nur wenig aufgetreten, er hat dann klar, logiſch und verſtändig, aber ſonſt nicht ausgezeichnet, blühend, geiſtvoll oder gewandt geſprochen, in welch letzterer Eigenſchaft vorzüglich Mittermaier ihm überlegen iſt. Zu vermitteln ſuchte Herr von Rotenhan nur wenig, ſondern ließ jede Partei nach Gutdünken reden und handeln, ſobald nur der Anſtand nicht dadurch verletzt und die Geſchäftsordnung nicht geſtört wurde; drohte es, hierzu zu kommen, ſo ſchritt er mit wenigen ernſten Worten ein und erfüllte ſeine Präſidentenpflicht mit Strenge.

Was nun, um zum Schluß dies auch noch zu erwähnen, die äußere Einrichtung beider Kammern betrifft, ſo iſt die zu Karlsruhe entſchieden zweckmäßiger. Beſonders die dortige Beſtimmung, daß die Deputirten ſich ihre Plätze frei wählen können, iſt beſſer als wie die in München, wo die Sitze verlooſt werden, und Alles ohne Unterſchied der Meinung bunt durcheinander ſitzt. In Karlsruhe nimmt die Oppoſition die linke Seite des Saales ein und wird daher nach franzöſiſcher Art kurzweg die „Linke“ genannt, die gemäßigte Partei Mittermaier und der Pfarrer Zittel an der Spitze, die Mitte, daher auch nur ſo, oder das

Digitized by Google

„Centrum" genannt, die ſchroff miniſteriellen, ja das jetzige Miniſterium oft weit in der Conſervativität oder Reaction ihrer Geſinnungen übertreffenden Abgeordneten aber die rechte Seite, daher auch als „Rechte" bezeichnet. In München kann man dergleichen Bezeichnungen auch nicht gebrauchen, wie denn überhaupt, mit einigen Ausnahmen, die Parteien dort nicht ſo ſcharf ſich abzeichnen.

Die ganze Erſcheinung der badiſchen Kammer, die ſehr viele, theils ehrwürdig ſchöne Köpfe, z. B. v. Itzſtein, Mittermaier, theils jugendlich kräftige, wie Buhl, Hecker, Baſſermann, Mitglieder zählt, iſt ſowohl im Ausdruck der Geſichter im Allgemeinen geiſtvoller, wie im äußern Auftreten eleganter, wozu ſchon viel beiträgt, daß ſämmtliche Mitglieder ſtets im Frack erſcheinen. In München dagegen findet man gar manche etwas ſtupide Bierbrauergeſichter, und die Abgeordneten ſitzen im Paletot und ganz wie es ihnen beliebt, angezogen da. Zum Gegenſatz erſcheinen in München ſtets alle Miniſter und ſonſtige Vertreter der Regierung in voller Uniform, mit großen Ordensbändern, in Karlsruhe aber nur im einfachen Leibrock; der Saal ſelbſt hat in Karlsruhe eine runde, in München eine lange Geſtalt, und iſt dort zwar kleiner, aber viel zweckmäßiger eingerichtet wie in letzterer Stadt. Die Sitze der Abgeordneten, die in Karlsruhe mit grünem, in München mit rothem Tuch ausgeſchlagen ſind, haben in erſterer Stadt bequeme Tiſche mit ſchließbaren Fächern vor ſich, was in letzterer gänzlich fehlt. Die Zuſchauer-Tribünen faſſen in Karlsruhe noch zweimal ſo viel Sitzplätze und ebenſo viel Stehplätze wie in München, wo dieſelben ſehr eng und ſchlecht eingerichtet ſind. In München dagegen kann man ſich an einer Maſſe Bedienten in Hoflivree erbauen, die Ordnung unter den Zuſchauern erhalten, was in Karlsruhe gänzlich fehlt; dort bedarf man auch eines Billets, was man übrigens unentgeldlich ohne weitere Umſtände erhält, um in den Saal zugelaſſen zu werden, was hier aber nicht nothwendig iſt. Störend fällt es aber in Karlsruhe auf, daß während der Discuſſion ein Bedienter der Kammer mit Circulären und Miſſiven bei den einzelnen Mitgliedern herumgeht und ſie unterſchreiben läßt, was allerdings auch in Paris, Brüſſel u. ſ. w der Fall iſt.

Dies eine kurze, aber unparteiiſche vergleichende Schilderung beider Kammern.

⊙ . . .

Digitized by Google

Oesterreichische Regierungspläne in Galizien.

Lemberg, den 1. November.

Sie wünschen einige Aufschlüsse über Das, was in nächster Zukunft in unserm so aufgeregten und unglücklichen Lande sich vorbereitet? Solche Frage dürften vielleicht keine drei Personen in Galizien zu beantworten im Stande sein, und unter diesen drei Personen ist vielleicht auch nicht eine, die es mit Bestimmtheit thun könnte. Es ist nicht zu leugnen, daß seit der Anwesenheit des Hof-Commissairs Grafen Stadion offenbar ein bestimmter und energischer Regierungsplan zur Umgestaltung der Urbarialverhältnisse sich vorbereitet. Die strengen Formen des Standrechts, die weniger in den Städten als auf dem Lande Schrecken einjagen, sind keineswegs vom Standpunkte einer mißverstandenen Humanität zu tadeln, vielmehr wurden sie von allen Deutschen, die in Galizien ansässig sind und von allen nach Ordnung, Gesetz und Schutz sich sehnenden Einwohnern als eine Nothwendigkeit anerkannt, sowohl den ununterbrochen fort conspirirenden Edelleuten gegenüber, die plan- und nutzlos nur die Fäden noch mehr verwirren und ohne Hoffnung auf Erfolg nur noch eine größere Zahl von Familien in unsägliches Leid stürzen, als hauptsächlich den zügellosen Bauernhorden gegenüber, welche sich in den letzten Monaten in wahre Räuberbanden umgewandelt haben und sich wie die Bestie, die Blut geleckt, nach Erweiterung ihres Mordgeschäfts sehnten. Bevor man etwas thun kann, muß vor Allem Leben und Eigenthum gesichert sein; die spanischen Provinzen sind in den letzten Jahren oft genug bei viel geringfügigern Gelegenheiten in Belagerungszustand versetzt worden. Und bei uns handelt es sich nicht blos um politische Emeuten, sondern um räuberische Anfälle und Mordthaten. Glauben Sie nicht, daß, weil ich ein Deutscher bin, mein Herz erbittert gegen die Polen

Digitized by Google

iſt, die uns allerdings mit Augen anſehen, bei denen Einem nicht behaglich werden kann. Wir Deutſchen hier in Galizien dürfen uns rühmen, großmüthiger als die Polen zu ſein, denn während dieſe uns zwar mit Stumpf und Stil ausrotten möchten, iſt in unſerer Mitte die aufrichtigſte Theilnahme für das Schickſal dieſer unglücklichen Nation rege, und wäre nur irgend eine Ausſicht da, daß ihr geholfen werden könnte, unſere beſten Wünſche ſollten ſie begleiten. Aber dieſe Ausſicht war eine Utopie gleich von Anfang dieſer unglückſeligen Verſchwörung und iſt in gegenwärtigem Augenblicke ein Wahnſinn. Stünde Galizien jetzt unter einer vollſtändig unabhängiger Nationalregierung, es hätte kaum ein anderes Mittel zur Herſtellung der Ordnung in ſeinem zerfleiſchten Innern als die Intervention einer nachbarlichen Macht anzuſuchen, oder Städte und Güter unter der Brandfackel und unter dem Mordbeil fallen und vernichtet zu ſehen. Um wie vielmehr iſt es Pflicht der beſtehenden Regierung, dem Geſetze Achtung, dem Leben und Eigenthum Schutz zu ſichern. Das Standrecht wird hoffentlich wenig Opfer finden, da die Proclamation deſſelben einen großen Eindruck hervorgebracht hat und viele Conſpiranten von ihren Phantasmagorien und noch mehr Bauern von ihren Raubplänen abſchrecken wird; aber ſelbſt wenn ein Paar hundert Köpfe von Neuem fallen mußten unter der Wucht des Ausnahmsgeſetzes in der verzweifelten Lage, in der das Land ſich befindet, iſt Sicherheit und Ordnung dadurch nicht allzutheuer erkauft.

Eine andere Frage aber iſt: Wozu wird die Regierung die Zeit benutzen, in welcher das Land unter ſolchem Ausnahmsgeſetze ſteht? Welche Saat wird ſie ausſtreuen in dieſer großen Pauſe? Wozu hat ſie ſich nach Monaten endlich entſchloſſen, um die Rückkehr der frühern Zuſtände und ein abermaliges Durchbrechen des Dammes zu verhüten? Denn jetzt oder nie! Dies ſagt ſich hier Jedermann, Freund wie Feind der Regierung. Was in Wien bei dem letzten Aufenthalte des Grafen Stadion daſelbſt in der Staats-Conferenz beſchloſſen wurde, oder ob überhaupt ein entſcheidender Beſchluß bereits gefaßt wurde, darüber herrſcht allenthalben das tiefſte Geheimniß. Wohl aber bin ich im Stande, Ihnen die Beſchlüſſe mitzutheilen, welche eine eigens dazu ernannte Hofcommiſſion zur Reorganiſation ſämmtlicher galiziſcher Zuſtände bereits im Juli der höchſten Entſcheidung vorgelegt hat und die Grundſätze, von denen man dabei ausgegangen iſt. Sie dürfen dieſe Mittheilung als *authentiſch* betrachten, und es ſteht zu hoffen, daß ein guter Theil jener Commiſſionsbeſchlüſſe binnen Kurzem die

Digitized by Google

Sanction erhalten wird, obschon die vielfachen Modificationen nicht vorhergesagt werden können, die namentlich durch die persönliche Anschauung und die Berichte des kaiserlichen Hofcommissairs eintreten mögen, da jene Commission ihr Gutachten vor der Ernennung des Grafen Stadion abgegeben hat.

Jene Grundsätze, wie sie nach den Beschlüssen der erwähnten Commission lauten, sind in zweiundzwanzig Paragraphen zusammengefaßt. Nach dem Wortlaut des ersten einleitenden Paragraphen werden alle jene Grundbesitzungen, die nach dem gegenwärtigen Stande der Gesetze „unterthänige" Gründe sind, zum Nutzungseigenthum ihrer rechtmäßigen Besitzer erklärt und diesen alle damit verbundenen Befugnisse und Rechte gegen Erfüllung der auf diesen Gründen haftenden Verbindlichkeiten zugestanden. (Doch werden hierbei alle Gesetze, welche die Theilung unterthäniger Gründe nur unter gewissen Beschränkungen gestatten und den Grundherrschaften die Erwerbung unterthäniger Güter verbieten, in voller Kraft aufrecht erhalten.) Auf jenen Gütern, wo herrschaftliche und bäuerliche Grundstücke oder auch letztere untereinander in kleinen Parzellen dermaßen zum Nachtheil der Bewirthschaftung durcheinander vermengt liegen und deren Zusammenlegung in abgerundeten, von einander abgesonderten Grundstücken sich als nothwendig darstellt, wird den Grundherrschaften und den bäuerlichen Grundbesitzern (letztern jedoch nur dann, wenn die Mehrzahl derselben in einer Gemeine darnach Verlangen trägt) das Recht vorbehalten, die Zusammenlegung der Gründe mittelst Austausch zu verlangen. Eine eigens aufzustellende Provinzialbehörde wird über die Nothwendigkeit solcher Abrundungen und Austausche, sowie über die Mittel, dieselben zu bewerkstelligen, erkennen und entscheiden, ohne daß diese Verhandlungen jedoch den Fortgang, den die Regelung der Verhältnisse zwischen Herrschaften und Unterthanen nach der Bestimmung der nachfolgenden Paragraphen aufgehalten werden dürfen.

Der zweite bis fünfte Paragraph spricht hierauf die vollständige Ablösung der Robotpflichtigkeiten aus: Alle Schuldigkeiten und Leistungen, welche nach dem bisherigen Stand der Gesetze von den unterthänigen Gründen aus was immer für einem Titel und in was immer für eine Art in Frohnen, Zinsen oder Naturalien, an die Gutsherrschaft rechtmäßig geleistet wurden, werden gegen Entschädigung der Betheiligten aufgehoben. Die Entschädigung hat in dem Werthe dieser Urbarialleistungen, wie solcher in den bisherigen Steuerkatastern zum Behufe der Bemessung der Urbarialsteuer veran-

Digitized by Google

ſchlagt iſt, zu beſtehen, jedoch nur in ſo weit, als dieſelbe die Hälfte des reinen Ertrags der mit dieſen Leiſtungen belaſteten Gründen nicht überſteigt. In jenen einzelnen Fällen aber, in welchen durch die Ermittelung dieſer Entſchädigung 1 bis 30 Procente überſteigender Ausfall an dem zur Steuerbemeſſung angegebenen derzeitigen Urbarialertrage in Gelde ergibt, wird dieſer durch eine, an die berechtigte Herrſchaft zu entrichtende mit dieſer unzertrennlich verbundenen Rente vergütet werden. Dieſe Rente wird von dem Lande (da ſich die Vortheile einer zweckmäßigen Regulirung der bäuerlichen Verhältniſſe über alle Claſſen ſeiner Bewohner verbreiten müſſen) getragen und durch einen Zuſchlag auf die directen Steuern hereingebracht. Die erwähnte Entſchädigung von dem Reinertrag der Bauerngründe*) iſt dem Obereigenthümer in vierteljährigen Renten zu entrichten. Bei der Eintreibung von Rückſtänden wird die Regierung den Grundherrſchaften den geſetzlichen Schutz nach dem über die Eintreibung der Grundzinſe im Allgemeinen beſtehenden Vorſchriften, auf das Kräftigſte angedeihen laſſen.

Von dem Zeitpunkte an, wo das Geſetz die Umwandlung der Frohnen in eine Geldrente ſich decretirt, werden ſechs Jahre als eine Uebergangsepoche gezahlt werden, innerhalb welcher es ſowohl den Grundherrſchaften als den bürgerlichen Gemeinden (in letzteren nach Stimmenmehrheit) zuſteht, die Abtragung der Geldrente in entgeldlichen Dienſtleiſtungen zu fordern oder anzubieten, worauf die Gegenpartei einzugehen verpflichtet iſt. In ſolchen Fällen wird die ermittelte Geldrente auf Frohntage (in den zur Bemeſſung der Urbarialſteuer beſtehenden Preiſen) zurückzuführen ſein, doch darf die Zahl dieſer Frohntage in keinem Falle die Zahl der bisher geleiſteten Frohnen überſchreiten. Nach Verlauf dieſer ſechs Jahre hat die Robot gänzlich aufzuhören. Doch bleibt es auch dann den Herrſchaften wie den Grundholden überlaſſen, freiwillige Verträge abzuſchließen, mittelſt welcher eine gewiſſe Zahl von Arbeitstagen an die Stelle der Geldrente geſetzt werden. Verträge dieſer Art dürfen jedoch nie auf einen längern Zeitraum als neue ſechs Jahre abgeſchloſſen werden. Auch dürfen bei neuen Anſiedlungen nie mehr periodiſche Dienſtleiſtungen, Zehenden oder „Laudemien“ bedungen werden.

---

*) Reinertrag iſt nach Beſtimmung der 4 Paragraphen jener, welcher nach Abrechnung der Culturkoſten und nach Abrechnung der Zehnten und Meſſalien dem Beſitzer übrig bleibt.

Digitized by Google

Mit dem Aufhören der Frohnen hört natürlicher Weise die Verpflichtung der Grundherrschaft auf, ihre Unterthanen zur Verbrodung und zum Anbau zu unterstützen. Die Regierung wird darauf bedacht sein, für künftige Unterstützung unterthäniger Grundbesitzer in Nothfällen einen Fond zu bilden. Für die (unter Haftung der Herrschaften) bisher aus öffentlichen Fonds bereits ertheilten Vorschüsse haben die Herrschaften zur Zeit der Aufhebung der Frohnden nur noch für jenen Theil zu haften, welcher dann von den Unterthanen schon eingebracht, dem Fond aber nicht zurückgezahlt war, oder nach den der Herrschaft diesfalls gegebenen Rückzahlungsfristen bereits eingebracht und zurückgezahlt sein sollte.

Ferner wird mit dem Aufhören der Frohnen auch die Urbarialsteuer der Grundherrschaften nicht mehr in den jetzigen Verhältnissen bemessen werden, sondern nach dem Maßstabe, welcher dem künftigen Aequivalent ihrer Urbarialbezüge entspricht.

Im neunten Paragraphen werden die Wald- und Weideverhältnisse erwähnt. Die zu Gunsten der unterthänigen Grundbesitzer bestehenden Weiderechte auf herrschaftlichen Gründen, ebenso wie die Holz- und Weiderechte in den herrschaftlichen Waldungen, und die in manchen Gemeinden bestehenden Gemeinschaften zwischen Herrschaft und Unterthanen werden vor der Hand mit den für dieselben bestehenden und noch zu erlassenden Gesetzen aufrecht erhalten. Doch bleibt es den interessirten Parteien unbenommen, wegen Aufhebung, Ablösung ꝛc. Verträge abzuschließen, deren Zustandebringung nachdrücklichst zu erleichtern die landesfürstlichen Behörden angewiesen werden, sowie überhaupt dieser Gegenstand noch späteren Bestimmungen vorbehalten bleibt.

Die Frohnen, zu welchen die Häusler und Innleute verpflichtet waren, werden dort, wo dieselben an den für die unterthänigen Grundbesitzer bestehenden Wald- und Weide-Rechten keinen Theil nehmen, ohne alle Entschädigung aufgehoben; dagegen werden diese Häusler und Innleute dort, wo sie diese Rechte mitgenießen, die Hälfte der gesetzlich zu leistenden Frohntage, jedoch nur in den zur Bemessung der Urbarialsteuer angegebenen Preisen in Gelde zu entrichten haben. Nur die auf herrschaftlichen Gründen angesiedelten Häusler werden die volle Zahl der schuldigen Frohntage, versteht sich auch nur in den zur Bemessung der Urbarialsteuer angegebenen Preisen derselben in Gelde zu entrichten haben. — Als solche Häusler werden jedoch nur jene anzusehen und zu behandeln sein, welche nebst dem Grunde, auf welchem das Haus steht, entweder gar keine, oder nur so wenig dazu

Digitized by Google

gehörige herrschaftliche Gründe erhielten und besitzen, daß die von demselben entfallende Grundsteuer nicht 1 fl. 20 kr. beträgt, ansonsten dieselben bezüglich ihrer Leistungen, wie alle übrigen Grundbesitzer zu behandeln sind. Auf Ansiedlungen, welche im Grunde zwischen den Herrschaften und Unterthanen geschlossenen Verträge zu Stande gekommen sind, hat in der Regel das gegenwärtige Gesetz volle Anwendung. Da indessen in solchen Verträgen, namentlich in jenen, welche über Ansiedelungen auf Gütern, die im Besitze des Staates oder der unter seiner Aufsicht stehenden Farde sind oder waren, abgeschlossen wurden, bereits die Verleihung eines mehr oder minder vollständigen Eigenthums an die Unterthanen stattfand, und auch die Robot, wenigstens zum größten Theile, in Getreidezinse oder in stehende oder nach den Getreidepreisen wandelbare Geldzinse umgestaltet wurde, so wird solchen Ansiedlungsgemeinden die Wahl gelassen, entweder bei den Stipulationen der bestehenden Ansiedlungsverträge stehen zu bleiben oder zu verlangen, daß die Bestimmungen des gegenwärtigen Gesetzes darauf angewendet werden. Im letztern Falle wird den Ansiedlungsgemeinden das Nutzungseigenthum ihrer Gründe, wenn sie nicht bereits das vollständige Eigenthum haben, eingeräumt und ihre Giebigkeiten und Leistungen in eine stehende, ablösbare Grundrente nach den Grundsätzen des gegenwärtigen Gesetzes verwandelt, welche die Hälfte des Reinertrags des unterthänigen Grundbesitzes nicht übersteigen darf. Eine gleiche Wahl steht auch denjenigen Gemeinden zu, welche mit ihren Herrschaften Aboltiionsverträge geschlossen haben, wodurch die Roboten ganz oder zum Theile in Getreide- oder stehende oder wandelbare Geldzinse umgestaltet wurden. Auch diese können bei den eingegangenen Contractstipulationen stehen bleiben oder verlangen, daß die Bestimmungen des gegenwärtigen Gesetzes in der oben angedeuteten Art darauf Anwendung finden. Diese Gemeinden können selbst verlangen, daß die Abolitionscontracte aufgehoben und die Bestimmungen des gegenwärtigen Gesetzes auf ihre frühern Urbarialverhältnisse angewendet werden, wenn sie dies vortheilhaft finden und nach den Stipulationen des Abolitionscontractes hierzu berechtigt sind.

Die Gemeinden können nur nach der Mehrheit der unterthänigen Grundbesitzer ihren Beschluß fassen und müssen solchen binnen drei Monaten, vom Erscheinen dieses Gesetzes gerechnet, den Steuerbezirks-Obrigkeiten kund thun, widrigenfalls angenommen wird, daß sie bei den dermal bestehenden Contracten stehen bleiben wollen.

Ist die Rente auf diese Art festgestellt, „so steht es jedem, zur

„Zahlung derselben verpflichteten Grundbesitzer frei, durch den Erlag „des zwanzigfachen Betrags dieser Rente als Capital, nicht nur seinen „Grundbesitz von der Zahlung derselben zu befreien, sondern auch das „vollständige Eigenthum seines Grundbesitzes zu erwerben, und der „Obereigenthümer wird verpflichtet sein, dem dahin gerichteten Anspruche „des Nutzungseigenthümers gegen Erlag dieses Capitals Folge zu geben, „wenn der Ablösungsbetrag eines oder mehrerer Grundholden den Be„trag von 100 Fl. erreicht."

Nur wird der Erlag des Ablösungscapitals, wie es sich von selbst versteht, unter den zur Sicherung von Rechten dritter Personen, durch die bürgerlichen Gesetze vorgeschriebenen Vorsichten zu geschehen haben.

Es versteht sich zwar von selbst, wäre aber auf das Feierlichste anzukünden, daß bis zu dem Zeitpunkte, wo die neuen Schuldigkeiten der unterthänigen Grundbesitzer in dieser Art bestimmt und denselben zur Entrichtung vorgeschrieben sein werden, sie ihre bisherigen Schuldigkeiten an Diensten und Abgagen fortan unweigerlich bei sonst zu gewärtigenden schweren Strafen, zu leisten haben werden. Behufs der Ausführung dieser Maßregeln und der dazu führenden Ermittelung des unterthänigen individuellen Grundbesitzes mit seinen Lasten und Einführung der Grundbücher werden folgende Grundsätze angetragen:

Zur Ausführung dieser Maßregel wird eine eigene Provinzial-Commission bestellt, welche in der Hauptstadt des Provinz ihren Sitz haben und in den Kreisen Untercommissionen bestellen wird, welche aus einem leitenden politischen Commissair und einem Oekonomieverständigen unter Beiziehung vertrauenswürdiger Gutsbesitzer gebildet, mit dem Detail der Ausführung beschäftigt sein werden.

Ehe die Provinzial-Commission mit ihren Hülfsbehörden ihre unmittelbare Wirksamkeit beginnt, werden die Steuerbezirks-Obrigkeiten oder die an deren Stelle tretenden landesfürstlichen ersten Instanzen beauftragt werden, in einer angemessenen Frist nach den ihnen hinauszugebenden Instructionen und Formularien auf Grundlage der vorhandenen berichtigten Grundmatrikeln mit Benutzung der bestehenden Evidenzhaltungsregister und rücksichtlich der Urbarialleistungen mit Benutzung der Urbarialfassionen und bestehenden sonstigen Verhandlungen und Entscheidungen Operate zu verfassen und vorzulegen, aus welchen der individuelle unterthänige Grundbesitz nach dem dermaligen factischen Besitzstande mit den darauf haftenden bisherigen Rechten und Verbindlichkeiten und den nach obigen Grundsätzen künftig zu entrichtenden Leistungen zu entnehmen sein wird.

Digitized by Google

Die Provinzial-Commission wird sonach den Zeitpunkt wahrnehmen, mit welchem ihre unmittelbaren Operationen ohne Besorgniß einer Hemmung aus Anlaß der nicht vollzogenen Vorarbeiten begonnen werden können, und mit diesem Zeitpunkte zur Aufstellung der Untercommissionen in den Kreisen schreiten.

Die Aufgabe dieser Untercommissionen wird es sein, nach den ihnen zu gebenden Instructionen die vorgelegten Operate gemeindeweise an Ort und Stelle zu verificiren, und auf Grundlage dieser Verificirungen den erhobenen individuellen Grundbesitz mit Rücksicht auf die etwa stattgefundenen Arrondirungen mit seinem Reinertrage festzustellen, — bezüglich der etwa bestehenden Wald- und Weiderechte, dann der Gemeinschaften die ihnen in den obigen Absätzen zugewiesenen Verrichtungen zu vollziehen, sohin mit Rücksicht auf diese Ergebnisse und die verificirten Urbarialleistungen die für dieselben nach obigen Grundsätzen zu berechnende Entschädigung in Gelde individuell auszumitteln und in der entfallenden Geldrente auszudrücken, endlich über die sonach festgestellten Verhältnisse und Leistungen eine förmliche Erledigung auszufertigen, und der Provinzial-Commission vorzulegen, welche diese Operate mit deren Erledigung prüfen, und falls sie anstandlos befunden werden, entweder selbst genehmigen oder höhern Orts zur Genehmigung vorlegen, und diese, wenn sie erfolgt, den Operaten beisein wird.

Die genehmigten Operate werden den Parteien kund gegeben, aus denselben die einzelnen Besitzungen mit den auf dieselben entfallenden Schuldigkeiten in die Grundbücher, deren Form und Führung mittlerweile gesetzlich bestimmt sein wird, eingetragen, und diese den zu deren Führung berufenen Behörden übergeben werden.

Die in dem gehörigen Zuge genehmigten Operate haben die volle Wirkung rechtskräftiger Entscheidungen.

Mit diesen Operationen ist in den westlichen Kreisen zu beginnen, und gegen Osten nach Maßgabe der sich darbietenden Nothwendigkeit und Thunlichkeit kreisweise fortzufahren, auf die Bukowina aber nicht auszudehnen, auf welche die angetragenen Maßregeln keine Anwendung finden.

. . . . . .

So lauten die Anträge, die von einem in Galizien lange wirksamen höherem Regierungsbeamten im Verein mit einer in Wien aus mehrern Hofräthen der verschiedensten Branchen zusammen-

Digitized by Google

gesetzten Commission ausgearbeitet wurden. Der ganze Plan ist in seinen Hauptzügen ein volksfreundlicher, obschon den Rechten des Adels kein Jota genommen wird, als was die Civilisation der Zeit überall nöthig gemacht hat, wo die agrarischen Verhältnisse einer geregelten Ordnung sich erfreuen.

Nichts destoweniger sind mittlerweile vier Monate verstrichen, ohne daß man dem Ziele näher gerückt ist. Die Stimme der mittlern Stände hier zu Lande behauptet die Ansichten des kaiserlichen Hofcommissairs sei im Allgemeinen den aristokratischen Prärogativen zu sehr geneigt, um einer so durchgreifenden Reform sich günstig zu zeigen, die allerdings, wenn sie einmal ins Leben gesetzt würde, auch in Böhmen, Mähren und Oesterreich von den bäuerlichen Grundbesitzern gefordert würde und dem aristokratischen Principe in der ganzen Monarchie einen Theil seines bisherigen Einflusses rauben würde. Dem mag sein wie ihm wolle, wenn der Staat, wenn die Dynastie etwas zur Feststellung der Zukunft in Galizien thun will, so muß es jetzt geschehen — jetzt oder nie. Oesterreich hätte vom factischen Standpunkte aus dem galizischen Adel gegenüber in diesem Augenblicke das Recht, sich als Eroberer zu geriren. Wohlan, so erobere es im Interesse der Civilisation, der Menschenrechte und der Humanität, es erobere fünf Millionen Menschen aus den Händen von hunderttausend kleinen Tyrannen, indem es ihnen persönliche Freiheit und Eigenthum sichere. Was hat Oesterreich jetzt noch zu fürchten, jetzt, wo das Aergste geschehen ist? In frühern Jahren konnte man sich mit dem Gedanken täuschen, die Localverhältnisse müssen trotz aller Ungerechtigkeit und Nachtheile beibehalten werden, um den Adel nicht aufzuwiegeln. Jetzt aber, wo dieser von selbst die Fahne des Kriegs aufgepflanzt hat, wo er selbst an dem morschen Gebäude zuerst gerüttelt hat — jetzt hat die Regierung das Recht, die Pflicht, Das auszuführen, was sie aus unseliger Schonung so lange verschoben hat. † †

Eine deutsch-französische Allianz*).

Unter den Redensarten, welche die hyperloyalen deutschen Staatsphilosophen oder vielmehr Staatssophisten mit besonderer Vorliebe im Munde führen, steht besonders die eine obenan: daß Frankreich der Erbfeind Deutschlands sei, ungefähr ebenso wie die Osmanen ehedem die Erbfeinde des christlichen Namens genannt wurden; daß Germanien Niemanden mehr zu fürchten habe, als die treulosen, arglistigen Gallier, und es daher die Pflicht jedes ächten Deutschen sei, diese von Grund des Herzens zu hassen. Ich erlaube mir entgegengesetzter Meinung zu sein, nämlich zu glauben, daß das gegenwärtige Deutschland nicht nur keinen Grund habe, das jetzige Frankreich zu fürchten und es darum zu hassen, sondern daß unter allen Allianzen, die Deutschland schließen könnte, in der dermaligen Weltlage keine so sehr seinem wahren Interesse entspricht, keine ihm so entschiedene Vortheile bieten dürfte, als eben die mit seinem gallischen Nachbar; daß die gewichtigsten Gründe der

*) Dem im vorigen Jahre erschienenen ersten Bande meines Buchs: „Frankreichs Einfluß auf und Beziehungen zu Deutschland von 1517—1789" setzte ich den Ausspruch Quinet's: Ce qu'il y a de sur, c'est que la haine est du passé, l'alliance c'est l'avenir als Motto vor und beabsichtigte in einer, jenem beizufügenden, Vorrede die damit ausgesprochene Ansicht zu begründen und zu rechtfertigen. Ein Zwischenfall verhinderte indessen deren Ausgabe mit diesem ersten Bande, weshalb sie für den zweiten zurückgelegt werden mußte. Da dessen Erscheinen jedoch sich noch einige Zeit verzögern und im gegenwärtigen Momente die Erörterung dieser Frage von besonderem Interesse sein dürfte, so glaube ich wohl daran zu thun, die beregte Vorrede jenem auf diesem Wege vorauszuschicken, natürlich mit einigen durch die jüngsten Ereignisse veranlaßten Abänderungen und Ergänzungen. S. S.

Digitized by Google

Staatsraison das möglichst baldige Zustandebringen einer entente cordiale zwischen diesen beiden Ländern fordern.

Es ist die orientalische, diese am Zukunftshimmel Europens gleich einer schwarzen Wetterwolke hängende Frage, die Deutschlands und Frankreichs innige Vereinigung um so gebieterischer heischt, da ihre Lösung vielleicht näher sein dürfte, als Viele glauben. Sie ist unstreitig die wichtigste, deren Erledigung der Weisheit der Cabinette noch vorbehalten ist.

Im Südosten Europas wankt das alterschwache Reich der Osmanli unaufhaltsam dem Grabe entgegen, und mit welcher Anstrengung die Mehrzahl der Großmächte sein klägliches Scheinleben auch zu fristen sich bemüht, es wird ihr nimmer gelingen, die Fermente der Auflösung auch nur zu schwächen, die in dem entnervten Körper wühlen und durch Rußlands Tücke fortwährend neue Nahrung erhalten. Es ist hier keine andere Lösung möglich, es muß getheilt werden, und diese Theilung wäre schon längst erfolgt, wenn sie nicht so unermeßliche Schwierigkeiten böte. Vergegenwärtigen wir uns zuvörderst, worin diese Schwierigkeiten bestehen.

Ohne Zweifel darin, daß von den bislang alliirten beiden der vier hier zunächst betheiligten Großmächte die eine genau dieselben Beutestücke will, wollen muß, welche die andere begehrt und dieser nicht lassen darf, ohne ihren theuersten Interessen tödtliche Wunden zu schlagen. Zuvörderst: was will England? Aegypten, Syrien und ein Paar Inselchen im Mittelmeere; das ist so augenfällig, daß es gar keiner weitern Ausführung bedarf. Von der bekannten Genügsamkeit des meerbeherrschenden Albions steht zu erwarten, daß es sich einige Stücke von Kleinasien und Arabien auch noch gefallen läßt. Ist aber das mit ihm seither verbündete Frankreich nicht durch die Staatsraison gezwungen, dasselbe Aegypten und Syrien ebenfalls zu begehren; kann es diese Länder der Meereskönigin überlassen? Gewiß nicht! Wenn das schwächliche Geschöpf, die entente cordiale, auch einer ungleich kräftigern Constitution genossen und nicht schon jetzt an der spanischen Heirathsfrage den Hals gebrochen hätte, diese totale Unvereinbarkeit der Interessen Englands und Frankreichs in dieser Frage müßte ihm über kurz oder lang ganz unfehlbar das Lebenslicht ausgeblasen haben.

Ganz dasselbe ist mit den beiden andern, seither alliirten Großmächten, mit Rußland und Oesterreich, der Fall. Was will Rußland? Constantinopel, den Bosporus, die europäischen Provinzen der Türkei. Ja, die will Oesterreich, wenigstens großentheils, aber auch und wenn

Digitized by Google

es sie auch nicht für sich selber wollte, darf es diese Beutestücke Rußland überlassen? Gewiß, wenn das je, — es ist freilich undenkbar, — geschehen sollte, wenn der Knutenstaat mit seinem Riesenleibe Oesterreich auch von der Seite umgarnte, wenn er die Donau, das schwarze Meer ganz in seinen Klauen hat, dann dürfte Oesterreich nicht allzuviel Zeit vergönnt sein, an sein Testament als europäische Großmacht zu denken.

Es folgt hieraus, daß um nur überhaupt eine Lösung der orientalischen Frage, sei es nun eine friedliche oder nicht friedliche, möglich zu machen, vor Allem eine Umbildung im Heerlager der europäischen Großmächte nöthig ist, d. h. daß die bislang verbundenen, deren Interessen in dieser Angelegenheit keine Ausgleichung zulassen, sich trennen und mit der Macht alliiren, mit welcher eine solche Ausgleichung allerdings möglich ist, und wenn ich nicht sehr irre, so hat die Heirath Montpensier's den Anstoß zu dieser Umbildung gegeben. Hier sind nun allerdings verschiedene Combinationen möglich; es kann Oesterreich mit England, es kann Frankreich mit Rußland sich verbinden. Bleiben wir zuvörderst bei diesen Allianzen stehen. Welchen Nutzen hat Oesterreich von einem Bündnisse mit Großbritannien? welchen hat dieses von einer Allianz mit dem Hause Habsburg in der Angelegenheit zu erwarten? Die geschichtliche Erfahrung gibt darauf eine ganz unzweideutige Antwort. In den letzten Kriegen war nicht nur England, sondern das halbe Europa mit Oesterreich verbündet, ohne die Franzosen abhalten zu können, diesem nicht nur Italien zu entreißen, sondern sogar bis Wien vorzudringen. Stürzt sich Frankreich auf diese Halbinsel, was England, was das ganze übrige Europa völlig außer Stande ist zu verhindern, so wird Oesterreichs Kraft gegen Rußland total paralysirt, jedes erfolgreiche Auftreten gegen dieses in den türkischen Provinzen ihm unmöglich. Ebenso sind die Franzosen zu einer Zeit, wo ihre Seemacht noch lange nicht ihre gegenwärtige Höhe erklommen, als sie Algier noch nicht besaßen, mit großer Heeresmacht nach Aegypten gekommen, welches nebst Syrien zu erobern und gegen die vereinte Kraft Frankreichs und des von dem letztern Lande nicht allzufernen Moskowitenstaates zu behaupten das alsdann auf sich allein angewiesene Großbritannien denn doch zu schwach sein dürfte.

Größern Nutzen hat Rußland allerdings, wie sich schon aus dem Vorstehenden ergibt, von einer Allianz mit Frankreich gegen Oesterreich zu erwarten, aber keineswegs auch gegen England, mit welchem jenes zur See schon für sich genug zu thun haben würde. Ohne Groß-

britanniens Zustimmung wird der Czaar Constantinopel, für ihn die Perle der türkischen Beute, im glücklichsten Falle wohl zeitweilig erobern, aber nie behaupten, nie besitzen können. Und was ist das schwarze Meer für Rußland, wenn die Dardanellen sich im Besitze Master John Bull's befinden, welcher liebenswürdige, im Zugreifen gar nicht blöde Theerjunge diese, wenn der Moment gekommen, in seinen Pfötchen halten wird, ehe man sich dessen versieht. Und welche Macht der Erde wäre dann stark genug, sie ihm zu entreißen?

Nun ist aber noch eine dritte Gruppirung möglich, nämlich daß England mit Rußland, daß Oesterreich mit Frankreich sich alliire, und diese Combination, will mich bedünken, ist den beiden andern bei weitem vorzuziehen, weil sie allen vier Mächten ungleich größere Vortheile bietet. Betrachten wir zunächst die Allianz zwischen Rußland und Großbritannien.

Des Letztern Schwergewicht in der Wagschale der Weltverhältnisse beruht nicht in seiner Stellung auf dem europäischen Festlande; seine Grenzen rückt der Czaar, wie viel er von diesem auch an sich reiße, um keines Haares Breite näher. Es ist mithin mehr als jede andere Großmacht im Stande, dem heißen Verlangen Rußlands nach den europäischen Provinzen des Osmanenreichs Befriedigung zu gewähren und, wie schon angedeutet, auch im Stande, den Besitz derselben und zumal Constantinopels ihm zu verschaffen, ihm zu sichern. Ebenso unterliegt es keinem Zweifel, daß Rußland um diesen Preis den bescheidenen Wünschen John Bull's bezüglich Aegyptens und Syriens ein Genüge thun kann, thun wird und zur Behauptung Syriens, wie schon berührt, ihm sehr ersprießliche Dienste zu leisten vermag. Ich brauche, um mindestens die große Wahrscheinlichkeit dieser Combination noch augenfälliger, noch einleuchtender zu machen, daß das Petersburger Cabinet hierzu längst entschlossen ist, nur an die Vorgänge von 1840 zu erinnern.

Um, was damals zum unendlichen Verdrusse des Autokraten gescheitert ist, wieder anzubahnen, buhlt derselbe seit einigen Jahren wieder sehr eifrig um eine erneuerte Allianz mit Großbritannien. Was dem Abschlusse derselben bislang im Wege stand, erfahren wir vielleicht später; möglich, daß es das junge Königreich Griechenland gewesen, welches der Czaar noch gerne ganz, ungetheilt mit in den Kauf haben, die Meereskönigin ihm aber vorläufig in der Ausdehnug noch nicht bewilligen will; möglich auch, daß die holde Dame gegen ihren juchtenduftenden Anbeter seither nur darum die Spröde spielte, um sich noch

Digitized by Google

kostbarer, diesen zu noch größern Gegeneinräumungen geneigt zu machen. Ich müßte mich aber sehr irren, wenn die Heirath Montpensier's sothane Sprödigkeit nicht um ein Bedeutendes minderte, und das pfiffige Rußland verkennt das so wenig, daß es jetzt, um für diese Sprödigkeit sich zu rächen, auch vortheilhaftere Bedingungen mit England abzuschließen, sich die Miene gibt, als beabsichtige es eine Allianz mit Frankreich, obwohl ihm an einer solchen, wie vorstehend dargethan worden, doch bei weitem nicht so viel gelegen sein kann, wie an einem Bündniß mit dem stolzen Albion.

Es ist jetzt (ich muß bei dem Gegenstande doch etwas verweilen) in öffentlichen Blättern wieder viel die Rede von einer Allianz zwischen Rußland und Frankreich, und ängstliche deutsche Politiker trösten sich damit, daß Kaiser Nikolaus ein viel zu entschiedener Feind der Julirevolution und ihrer Principien, von zu intensiven persönlichen Antipathien gegen die Dynastie Orleans erfüllt sei, um mit dieser, um mit dem heutigen Frankreich sich zu verbinden. Paperlapapp! der Scheidewand ist eben nicht viel zu vertrauen. Für seine ohne russische Erlaubniß bewerkstelligte Revolution findet Frankreich, für ihre Illegitimität findet die Dynastie Orleans in St. Petersburg ganz bestimmt Verzeihung, sobald der natürliche Edelmuth, die angeborne Clemenz und Versöhnlichkeit des russischen Autokraten durch das Staatsinteresse, durch die Anforderungen der Staatsraison einige Verstärkungen erhalten. Aber dafür, daß Frankreich sich unterstanden hat, das junge Königreich Griechenland zu gründen — kein Zweifel, Frankreich ist der eigentliche Gründer desselben —; daß es ihm behülflich gewesen und noch immer ist, aus dem Chaos, in welches zunächst russische Intriguen es gestürzt und fortwährend zu stürzen suchen, zu einem geordneten constitutionellen Staatswesen allmälig sich emporzuarbeiten; daß es, in seinem wohlverstandenen Interesse, bei Zeiten dafür gesorgt, daß, wenn die Sterbestunde des Osmanenreichs schlägt, die griechischen Bevölkerungen desselben an einen andern bestehenden Staat griechischer Religion — und das ist die Hauptsache — sich anschließen können, an einen Staat, der mit Oesterreichs und Frankreichs Unterstützung wohl im Stande ist, im Besitze dieser neuen Erwerbungen sich zu behaupten: für diese Todsünde (sie ist der wahre Grund des Hasses des russischen Autokraten gegen das Juli-Frankreich und die Dynastie Orleans) wider den heiligen Geist der russischen Politik gibt es in St. Petersburg keine Absolution. Nur wenn Frankreich diese seine Schöpfung fallen lassen, wenn es sich dazu verstehen würde, sie der russischen Großmuth preis-

Digitized by Google

zugeben, dürfte es Gnade finden vor den Augen des Czaren. Aber welches franzöſiſche Miniſterium möchte wohl ſo verblendet ſein, Griechenland mit ſeiner vortheilhaften Lage, mit ſeinen ſchönen Seehäfen im Mittelmeere, mit ſeinen tüchtigen Seeleuten der ruſſiſchen Clemenz zu überlaſſen? Wenn man erwägt, daß aus den hier angedeuteten Gründen Maſter John Bull von der Anweſenheit Griechenlands in der europäiſchen Staatenfamilie, von dem ihm unentbehrlichen Protectorate Frankreichs über daſſelbe ſich gar wenig erbaut fühlen kann; wenn man ſich erinnert, daß beſagter Maſter eben darum die wohlwollenden Bemühungen Rußlands, Griechenland zu verwirren und zu zerrütten, unter der Hand nach Kräften unterſtützt hat und zweifelsohne fortwährend unterſtützt, ſo wird man unſchwer erkennen, daß hier noch ein bei der dereinſtigen Löſung der orientaliſchen Frage ſehr weſentlicher Punkt vorhanden iſt, in welchem die Intereſſen Rußlands und Großbritanniens ebenſo ſehr Hand in Hand, als die Rußlands und Frankreichs auseinander gehen.

Aber auch für dieſes Letztere hat eine Allianz mit Rußland, will mich bedünken, jetzt lange nicht mehr den Werth, den ſie früher gehabt haben mochte. Jene, die gegenwärtig an eine ſolche wieder glauben, berufen ſich auf das, was kurz vor der Julirevolution zwiſchen Rußland und Frankreich abgekartet worden. Aber dabei wird, ſcheint mir, nur eine Kleinigkeit überſehen. Damals beſaß Frankreich noch nicht Algier, welche Erwerbung ſeiner auswärtigen Politik eine durchaus veränderte Richtung gegeben hat und geben mußte. Nach dem Mittelmeere ſind jetzt vorzüglich ſeine Blicke gerichtet, und von welch großem Nutzen könnte ihm hier die Freundſchaft Rußlands ſein? Das Einzige, was ihm dieſe zu bieten vermöchte, müßte vor Allem, wie eben gezeigt worden, mit einem ſo großen Opfer grade im Mittelmeere erkauft werden, daß auch, ganz abgeſehen von den unermeßlichen Anſtrengungen, die vonnöthen wären, jenes Einzige zu erringen und, was noch ungleich ſchwieriger, zu behaupten, mit Recht gefragt werden dürfen: ob bei dem Handel der Verluſt nicht größer als der Gewinn wäre. Und wozu ihn eingehen, da es für Frankreich eine andere, ihm weit vortheilhaftere, mit keinem Opfer verknüpfte Allianz gibt? Es iſt die mit Oeſterreich. Was die innige Verbindung mit Spanien dem franzöſiſchen Staate — wahrlich nicht allein der Dynaſtie Orleans! — ſo werthvoll macht, läßt ihn auch die mit Oeſterreich wünſchen, die jetzt ſchon nicht unbedeutende und mit der ſteigenden Entwicklung ſeiner Seemacht noch weit bedeutender werdende Stellung deſſelben im Mittelmeere, ſeine

Digitized by Google

ſchönen Häfen, der tüchtige Stamm von Seeleuten, welchen es in ſeinen Küſtenländern beſitzt. Dazu kommt noch ein zweites, weit wichtigeres, ſchon angedeutetes Motiv einer Allianz zwiſchen Frankreich und Oeſterreich. Kein anderer Staat iſt ſo ſehr im Stande, beſitzt ſo dringende Aufforderung wie dieſes, wenn die Kataſtrophe des Osmanenreichs eintritt, für das junge Königreich Griechenland gegen den ruſſiſchen Autokraten zu ſtreiten, und wenn ich nicht ſehr irre, heiſcht das Oeſterreichs wahres Intereſſe noch weit gebieteriſcher als Frankreichs Staatsvortheil. Aber noch aus einem andern Grunde iſt die Allianz des Letztern für Oeſterreich von unendlichem Werthe. Dieſes vermag ſeine ganze ungetheilte Kraft gegen Rußland nur dann zu wenden, wenn ſein Rücken gedeckt, wenn es Italiens ſicher iſt, wenn es ſeine Großpolizeimeiſter-Stelle dort zeitweilig mit voller Beruhigung niederlegen darf. Und nur Frankreich kann ihm dieſe Sicherheit gewähren und muß ſie alsdann in ſeinem eignen Intereſſe ihm gewähren, und das bietet immer die verläſſigſte Bürgſchaft, damit Oeſterreich Griechenlands mit vollem Nachdrucke ſich annehmen, dem Küſtenſtaate tüchtige Wichſe verſetzen könne. Wenn das Wiener Cabinet ſeinen wahren Vortheil verſteht, wird es darum auch, beiläufig bemerkt, die reformatoriſchen Bemühungen des jetzigen Papſtes nicht durchkreuzen und erſchweren, ſondern im Einverſtändniſſe mit Frankreich unterſtützen und fördern. Nur durch Reform, durch Umbildung unerträglicher, unhaltbarer Zuſtände wird die fortwährend bedrohte Ruhe in jener unglücklichen Halbinſel dauernd hergeſtellt, nur durch Reformen hier die öffentliche Meinung mit Oeſterreich verſöhnt, nur durch Reformen kann der Revolution vorgebeugt werden. Ich dächte, das hätte man erſt jüngſt in Galizien ſo eindringlich erfahren, daß man das in Wien doch endlich begreifen ſollte. Ich komme jetzt auf die Gründe, die auch dem übrigen Deutſchland, Preußen und den Zollvereinsſtaaten, eine Allianz mit Frankreich gebieten.

Daß Preußen wie Deutſchland im Allgemeinen keinen grimmigern, keinen furchtbarern Feind beſitzt, als den ruſſiſchen Autokraten, iſt zwar zur Genüge bekannt, es dürfte jedoch nicht überflüſſig ſein, die Motive dieſer Feindſchaft etwas näher zu betrachten. Der Czar fürchtet nämlich den trotz aller hermetiſchen Abſperrung, zwar mühſelig und langſam, aber ſicher ſich Bahn brechenden Einfluß des germaniſchen Geiſtes auf die inneren Verhältniſſe ſeines Staates, des Geiſtes, deſſen nicht ſo augenfällige, ſtille und tiefgreifende, der des raſtlos fallenden Waſſertropfens, der auch den Stein aushöhlt, vergleichbare Einwirkung allein

fähig ſein möchte (der Champagnergeiſt der Franzoſen entbehrt dieſer nachhaltigen Kraft, weshalb der Selbſtherrſcher aller Reußen den franzöſiſchen Geiſt auch lange nicht ſo ſehr wie den deutſchen haßt), unter einem in Barbarei und Thierheit ſo völlig verſunkenen, geiſtig ſo verkümmerten Volke, wie das ruſſiſche, fruchtbare Keime der Civiliſation auszuſtreuen, ihm Begriffe von Menſchenwürde und von Menſchenrechten einzuflößen. Der Czar fürchtet ferner, Preußen möchte dereinſt ſeine glorreiche Miſſion begreifen lernen, die Sympathien umfaſſend benutzen, welche in den ruſſiſchen, weiland deutſchen Oſtſeeprovinzen für den ſtamm- und glaubensverwandten Staat ſchlummern. Darum werden dort ſo enorme Anſtrengungen gemacht, um den Proteſtantismus auszurotten, um mit ihm die wirkſamſte Handhabe zu vernichten, deren der gefährliche Nachbar dort einſt ſich bedienen könnte; darum finden alle ſtaatlichen Verbeſſerungen, durch welche Preußen ſeine innere Einheit wie ſeine Nationalkraft und damit ſeine Macht nach Außen erhöhen, ſowie ſeine Verbindung mit dem übrigen Deutſchland noch feſter ſchürzen kann, in Rußland den entſchiedenſten Widerſacher. Und doch hält dieſes gegen Preußen die Maske der Freundſchaft vor, die wahre Geſinnung bricht freilich mitunter ſehr deutlich durch, — muß ſie vorhalten, weil es für den Czarenſtaat von unendlichem Werthe iſt, bei der einſtigen Löſung der ihm ſo überaus wichtigen orientaliſchen Frage ſich Preußens zu verſichern, es in das Schlepptau ſeiner Politik zu nehmen.

Die Bundesgenoſſenſchaft dieſes Staates iſt für den Fall des Eintrittes der Kataſtrophe im Oriente von großer, ich möchte ſagen von entſcheidender Bedeutung wegen der Hinderniſſe, die er der freien Bewegung Oeſterreichs wie Rußlands in der Türkei zu bereiten vermag. Beiden Mächten iſt dieſe nur dann möglich, wenn ſie ihren Rücken gedeckt, alſo von Preußen nichts zu beſorgen haben. Es läßt ſich daher vorausſehen, daß deſſen Freundſchaft von dieſen Beiden für den in Rede ſtehenden Fall ſehr eifrig nachgeſucht werden wird, am eifrigſten aber unſtreitig vom Czaren. Gelingt es demſelben auch nur, Preußen zur bewaffneten Neutralität zu bewegen, ſo iſt ſchon der Zweck erreicht, Oeſterreich zur Theilung ſeiner Kräfte zu zwingen. Während es mit der einen, größern Hälfte gegen Rußland kämpfte, würde es mit der andern, wenn auch kleinern Preußens Parteiloſigkeit, in die es alsdann kein zu großes Vertrauen ſetzen dürfte, überwachen müſſen. Glückt der ruſſiſchen Diplomatie aber der Meiſterſtreich, an Preußen einen thätigen Bundesgenoſſen zu gewinnen, es mit Oeſterreich in einen Waffentanz zu verwickeln und ſomit den Kampf um die

Digitized by Google

türkiſche Erbſchaft ebenſo zum Theil auf deutſchem Boden ausfechten zu laſſen, wie im Anfange des vorigen Jahrhunderts der ſpaniſche Erbfolgekrieg auf demſelben ausgeſtritten wurde, dann wird ſie ſich in Wahrheit rühmen dürfen, gar drei Fliegen mit einer Klappe erwiſcht zu haben. Einmal wird der Gewinn des beſten Stückes der türkiſchen Erbſchaft dem Petersburger Cabinette dadurch weſentlich erleichtert; dann würden die frommen Wünſche, welche dieſes für Deutſchlands innere Zerklüftung, Abſchwächung und Erniedrigung tagtäglich zum Himmel ſendet, eine glänzende Erfüllung finden, die Deutſchen ſo zerriſſen und entkräftet werden, daß ſie auf lange hinaus Luſt und Fähigkeit verlieren dürften, die völkerbeglückenden Intentionen des Selbſtherrſchers aller Reußen zu durchkreuzen. Drittens wird dieſer mithin, wenn er ſich eines Tages bemüßigt finden ſollte, die Oeſterreich und Preußen bislang noch belaſſenen ſlaviſchen Provinzen mit ihren unter Rußlands Scepter ſich ſo überaus glücklich fühlenden Bruderſtämmen zu vereinen, auf die Einſprache der fraglichen Staaten, weil dieſe ſo gutmüthig geweſen, ſich gegenſeitig abzuſchwächen, eben keine ſonderliche Rückſicht zu nehmen nöthig haben.

Preußen leidet an einem ſehr großen, an einem ſehr ſchmerzlichen Mangel; ihm fehlt der räumliche Zuſammenhang zwiſchen ſeinen öſtlichen und ſeinen weſtlichen Provinzen. Dieſer preußiſchen Bruchkrankheit iſt aber nur durch Veränderungen in Deutſchland ſelbſt auf Koſten anderer deutſchen Staaten abzuhelfen; es kann daher auch gar nicht zweifelhaft ſein, daß die Kataſtrophe im Oriente ſolche veranlaſſen wird. Nun iſt allerdings nicht zu läugnen, daß das officielle Preußen in ſeinen Reden und Landtags-Abſchieden große Achtung vor dem Beſtehenden, vor dem hiſtoriſch Begründeten, vor deutſchem Weſen, vor deutſcher Sitte an den Tag legt, es iſt aber auch nicht minder wahr, daß der preußiſche Adler, wenn es zum Zugreifen kam, von jeher mehr ausländiſcher Mode ſich angeſchmiegt hat, daß zwar ſein Gemüthe ſtets fromm und chriſtlich geſinnt geweſen, daß aber in dem Conflicte zwiſchen Gemüthe und Schnabel, nicht nur in den Tagen des freigeiſteriſchen großen Fritz, ſondern auch zu andern frömmern Zeiten, der irreligiöſe Schnabel gewöhnlich den Sieg über das religiöſe chriſtliche Gemüthe davon getragen. Und wenn man ehrlich ſein will, wird man zugeben müſſen, daß es das Vollmaß politiſchen Blödſinnes und der Legitimitätspinſelei wäre, wenn Preußen den unwiederbringlichen Moment, wo zwei Gruppirungen der Großmächte um ſeine Allianz werben, nicht dazu benutzte, für ſeine Bruchkrankheit ſich das

Digitized by Google

zweckmäßigste Heilpflaster auszubitten. Eine Allianz Preußens gegen Oesterreich können wir uns kaum denken, da dieses nicht nur die so oft und heftig proclamirte deutsche Einheit vollkommen zerstören würde, sondern auch einen Zustand der Dinge herbei führen würde, die an die Zeiten des dreißigjährigen Krieges mahnten. Bei jeder Allianz gegen Frankreich würde Preußen jedoch vor Allem seine Rheinprovinzen bedroht sehen. Dagegen würde es im Verein mit Oesterreich und Frankreich ein Heilpflaster finden, durch welches es keinen Riß in den Zollverein brächte, wodurch vielmehr diesem selber ein unermeßlicher Vortheil erwüchse. Es ist freilich wahr, daß Oesterreich sich nicht so leicht zur Bewilligung dieses Heilpflasters entschließen dürfte, aber sicher, daß es sich dazu wird entschließen müssen. —

Die dringende Aufforderung, die sonach Preußen, damit es von der dereinstigen Lösung der orientalischen Frage die vortheilhafteste und gründlichste Heilung seines bösen Gebrestes ernte, die sonach der Zollverein besitzt, damit diese auch ihm zum Segen gereiche, alsdann mit Oesterreich und Frankreich Hand in Hand zu gehen, wird aber noch wesentlich verstärkt durch ein gewichtiges Moment des deutschen Welthandels. Gleich Oesterreich und Frankreich muß nämlich auch der Zollverein dafür sorgen, daß die Donau nicht unter russische Herrschaft falle, daß die orientalischen Märkte von Rußland und England Andern nicht verschlossen werden, was, wenn diese beiden Haie die Löwenantheile der türkischen Beute an sich reißen sollten, bei der exclusiven Handelspolitik derselben, ganz gewiß erfolgen wird. Der Verkehr mit dem Oriente ist schon jetzt von großem Belange für Frankreich und Deutschland, und wird voraussichtlich zu noch weit größerer Bedeutung sich erheben, wenn jenen, von der Natur so reich gesegneten Provinzen erst einmal die Wohlthat geordneter europäischer Verwaltung zu Theil geworden. Die Concurrenz der, noch immer und wohl noch lange, in den Windeln liegenden russischen Industrie im Oriente hat Großbritannien nicht zu scheuen, wohl aber die der deutschen und französischen. Es wird daher zweifelsohne die größten Anstrengungen machen, diese beiden dort zu verdrängen. Mit der französischen, von einer großen Seemacht unterstützten, wird ihm das nicht gelingen, wohl aber mit der deutschen, und am leichtesten mit der des Zollvereins, der gar keine Seemacht besitzt, wenn ihm Frankreich nicht zur Seite steht, wenn Preußen durch Verträge mit dieser Macht in der Beziehung nicht Vorsehung trifft. — Wo Gründe von so entscheidender Bedeutung, wie die hier dargelegten, für die Allianz Preußens und des

Digitized by Google

Zollvereins mit Frankreich ſprechen, dürfte es kaum noch vonnöthen ſein, auch auf die übrigen minder gewichtigen aufmerkſam zu machen. Doch will ich, zu allem Ueberfluſſe, hier noch daran erinnern, daß dem Zollvereine, wenn er endlich einmal daran denken ſollte, die ihm ſo überaus nöthige Marine ſich zuzulegen, die Unterſtützung und der Schirm Frankreichs ebenſo trefflich zu Statten kommen, als gerne gewährt werden dürften; daß die ſchleswig-holſteiniſche, richtiger die Sund-Frage (denn daß der Sund umgetauft, ruſſiſcher Religion werde, das iſt der eigentliche Senf an dieſer) doch einmal über kurz oder lang, Preußen und den Zollverein gegen Rußland und England in die Schranken rufen muß. Frankreich kann hier mindeſtens neutral bleiben, findet aber wahrſcheinlich in ſeiner veränderten Stellung zu England und Deutſchland ein genügendes Motiv letzteres zu unterſtützen, während es dem, gegen den Zollverein ſo erbitterten Albion (für welches es, beiläufig bemerkt, eine Kleinigkeit iſt, dafür zu ſorgen, daß aus der beregten Umtaufe des Sunds ihm keine Unbequemlichkeiten erwachſen) überaus erwünſcht ſein muß, jenem eine ſo häßliche Brille auf die Naſe zu ſetzen, ſeiner, immer impertinenter werdenden, Entwicklung einen ſolchen Hemmſchuh anzulegen. Man ſieht, wie auch in dieſer, Deutſchland ſo nahe berührenden, Angelegenheit des Czarenſtaates und Großbritanniens Intereſſe Hand in Hand geht. —

Wann werden dieſe Beiden, nachdem ſie in der orientaliſchen Frage wieder, wie im Jahre 1840 einig geworden, wohl auf ihre Beute ſich losſtürzen? Sobald es ihnen gelingt, Deutſchland und Frankreich wieder aneinander zu hetzen; wahrſcheinlich warten ſie auch nur den Hintritt Louis Philipps ab. —

Möchte dieſer Deutſchland und Frankreich vereint, gewappnet finden zur Vereitelung der ſchlimmen Anſchläge ihrer ärgſten Feinde, vollkommen einverſtanden über die zu dem Behufe, im beiderſeitigen wohlverſtandenen Intereſſe, zu ergreifenden Maßregeln. Daß Frankreich dem Bunde auch Maſter John Bulls Brüderchen, den kleinen Jonathan (der aber ein ſchönes Wachsthum und, gleich allen im Wachſen begriffenen Jungen, einen wahren Wolfsappetit entwickelt) zuführen wird, darf nicht bezweifelt werden. Die verdächtigen Liebesblicke, die der Burſche der Jungfer Canada ſchon ſeit geraumer Zeit zuwirft, ſind der franzöſiſchen Diplomatie gewiß nicht entgangen, ſo wenig wie es ihr entging, daß die Copulation des Herzogs von Montpenſier mit der ſpaniſchen Infantin am ſchicklichſten in dem Mo-

Digitized by Google

mente vorgenommen werde, wo die Californien und noch andere Stücke Meriko's in den geräumigen Magen des kleinen Jonathan spazieren. Von allen Cabinetten war das zu Washington von dem bevorstehenden Abschlusse der Heirath Montpensier bestimmt am frühesten unterrichtet; man bemerke, wie fein das abgekartet gewesen, wie trefflich sich das gegenseitig unterstützt. —

Wenn irgend etwas, so möchte die hier vorgeschlagene Gruppirung der Großmächte zunächst im Stande sein, zu einer friedlichen Lösung der orientalischen Frage zu führen, und selbst diese, die Erhaltung des Weltfriedens so bedrohende Angelegenheit, ohne Störung desselben zu erledigen; die schwarze Wetterwolke auch für Deutschland in befruchtende Regenschauer aufzulösen, wie denn überhaupt die Erhaltung des europäischen Friedens durch eine Allianz zwischen Deutschland und Frankreich mir weit kräftiger verbürgt zu werden scheint, wie durch die zwischen Frankreich und England. Dieses und Rußland werden, wenn Oesterreich, Preußen, das übrige Deutschland und Frankreich, mit Nordamerika im Hintergrunde, vereint ihnen zurufen: „Halt da, Ihr Schnapphähne; ehrlich getheilt! Wir sind ebenso nahe Anverwandte des theuern Verblichenen wie Ihr!" sich wohl dazu bequemen müssen, auf die Löwenportionen der türkischen Erbschaft zu verzichten und selbe so zu vertheilen, daß hierdurch das Gleichgewicht unter den Großmächten nicht gestört werde, das Interesse Aller gebührende Berücksichtigung finde.

Von dem Kampfe für oder gegen Principien, Ideen, Meinungen, Systeme ist noch kein Staat fett geworden; wohl aber sind schon mächtige Monarchen dadurch zu Grunde gegangen, wie z. B. die Philipps des Zweiten. Wenn es überhaupt von jeher thöricht und fruchtlos gewesen, gegen Meinungen, gegen Ideen zu streiten, so muß das im Zeitalter der Eisenbahnen vollends als baarer Unsinn erscheinen. Die Principien der innern Politik, die persönlichen Sympathien oder Antipathien, die Vorliebe der Machthaber für dieses oder jenes System, dürfen durchaus von keinem Einflusse auf die auswärtige Politik, auf die Allianzen mit dem Auslande, für diese darf nur das Interesse des Staats, der Staatsvortheil maßgebend sein. Wo man das vergißt, werden Böcke, wie der im Jahre 1840 gemachte, immer unvermeidlich sein, aber nur nicht immer so glücklich wie damals noch rechtzeitig zurückgenommen werden können.

Meine historischen Studien und Arbeiten haben mir Gelegenheit genug gegeben, den Witz, den Scharfsinn deutscher Staatsmänner und

Digitized by Google

Diplomaten früherer Tage zu bewundern. Demungeachtet muß ich bekennen, daß die Allianz Oesterreichs und Preußens im Jahre 1840 mit England und Rußland doch weit über mein Vorstellungs-Vermögen ging. Diesen beiden Haifischen, die täglich so fromme Wünsche für die Wohlfahrt des gesammten Deutschlands zum Himmel emporsteigen lassen, diesen wollte man auch gar noch helfen, die Löwenantheile der türkischen Erbschaft einzusacken, und damit sie in diesem Geschäfte ja nicht gestört würden, ihm mit voller Muße und Bequemlichkeit obzuliegen, zeigte man nicht übel Lust, war man ganz nahe daran, Deutschland in einen Waffentanz mit Frankreich zu verwickeln, wollte also wieder einmal für Master John Bull die Kastanien aus dem Feuer holen, wieder einmal mit deutschem Gut und Blut die Zeche bezahlen! Es sind damals in Deutschland noch allerlei andere, wenn auch nicht ganz so, doch annähernd sublime Studien der höhern Diplomatie zu Tage gekommen. So ist mir z. B., als ich las, daß dem unsterblichen Sänger des Rheinliedes ein gewisser Pokal mit sehr huldvollem Handschreiben übermacht worden, eingefallen: wie lange König Otto in Athen wohl noch spazieren gehen möchte, wenn Frankreich ihn aufgeben, nicht mehr im Stande sein würde, ihn auf seinem überaus wackeligen Throne festzuhalten?

Doch, rechten wir nicht länger über das Vergangene, um so weniger, da es in der Hand der gütigen Vorsicht andere, als die bezweckten, sehr erfreuliche Resultate zeitigte. Sorgen wir nur Alle, Jeder in seinem Kreise, so weit er es vermag, dafür, daß solche Böcke in Deutschland nicht mehr geschossen werden, nicht mehr geschossen werden können; unbekümmert darum, daß Jene, die diesem undankbarsten aller Geschäfte ohne Menschenfurcht, mit Energie und Freimuth sich widmen, ganz anderer Remunerationen, als silberner Pokale, sich zu getrösten haben.

Frankfurt a. M. S. Sugenheim.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Düsseldorf.

Lessing und seine Anhänger. — Festessen. — Rheinische Kunst und Berliner Kritiker.

Sie haben vor Kurzem über Lessing's Abgang von Düsseldorf und den daraus entspringenden Veränderungen im Kunstleben ausführlich berichtet; die jüngste Zeit hat indeß Alles zum Guten gewendet, und für die Zukunft der Kunstschule ein besseres Prognostikon gestellt, als in jenem Bericht ausgesprochen war. Lessing hat sich nunmehr entschlossen, in Düsseldorf zu bleiben; nachdem ihm die ehrenvollen Anträge der Frankfurter anfangs sehr annehmbar geschienen, hatte er bei genauer Erwägung aller Pflichten einer Lehrerstelle dennoch eingesehen, daß er mit Annahme der Professur viel von seiner freien künstlerischen Thätigkeit einbüßen würde. Dieser Umstand und die unablässigen Bitten seiner Freunde bewogen ihn, die angeknüpften Unterhandlungen mit dem Directorium des Städelschen Instituts abzubrechen und sich für einen fernern Aufenthalt in Düsseldorf zu entscheiden.

Es ist, als ob mit diesem Entschlusse unseres großen Meisters eine neue Phase für die Schule und ihrer Mitglieder begonnen habe; mit Lessing wollten viele andere Koryphäen fort, mit Lessing haben sie die beabsichtigte Veränderung reiflich erwogen, und ebenfalls mit seinem Entschlusse auch den ihrigen kund gethan, nämlich: hier zu bleiben.

Als nun die neue Kunde von der glücklichen Wendung der Dinge im Orte bekannt wurde, reifte in wenig Tagen der Entschluß bei der gesammten Bürgerschaft, dem allverehrten Meister Lessing, der seit zwanzig Jahren ihr Mitbürger gewesen und es auch ferner bleiben wolle, auf solenne Art ihre Freundschaft und Hochachtung zu bezeugen. Es geschah am 31. October in Form eines glänzenden Abendessens; läge es irgendwie in der Aufgabe Ihres Blattes, derartige Festivitäten speciell zu schildern, so würde ich nur mit Vergnügen von den schönen Toasten auf

Digitized by Google

das Wohl des Gefeierten sowie seines alten Meisters von Schadow, auf das Zusammenleben der Bürger und Maler und auf eine schöne Zukunft der Kunst und ihrer hiesigen Schule berichten. So aber muß ich mich beschränken, Ihren Lesern mitzutheilen, daß die Demonstration der Bürger an die Herren der Kunst für letztere von großer Bedeutung sein wird. Geschaart im Kreise um ihren hochverdienten Director schwuren die Jünger der Akademie, in fester Vereinigung fortzupflanzen, was er geschaffen; Hand in Hand mit ihnen schlossen die Bürger der Stadt einen schönen Bund für's fernere Zusammenleben und die Losung Aller war: Vereintes Streben zu Nutz und Frommen des Ruhmes der Düsseldorfer Schule.

Während solchergestalt die rheinische Kunstschule unter sich Triumphe feiert, geht der böse Geist mit hochgeschwungenem Gänsekiel auf der Berliner Ausstellung umher, zu suchen, wen er verschlinge. Es sind halt mal wieder die Düsseldorfer Bilder — und es ist ebenfalls halt wieder das alte Lied von der Düsseldorfer Sentimentalität! Jenen Kritikern geht es grade so wie (nach Kalisch) unserm Adel — sie leben von historischen Erinnerungen. Statt sich eine Waffe aus neuer Werkstatt zu schmieden, greifen sie zu der längst verschimmelten Partisane, hervorgeholt aus der Rumpelkammer der weiland blühenden Düsseldorfer Romantik; mit diesem uralten Sündenbock stoßen sie durch die Leinwand der neuen Bilder, und beweisen damit, daß der zehnjährige Rost, den der neue Aufschwung unserer Schule auf die alte Waffe gelegt, dies alte Eisen noch nicht zerfressen hat. Wenn doch die Mitglieder der Düsseldorfer Schule endlich einmal Ablaß erhielten für ihre uralten Sünden! Die hartherzigen Berliner Beichtväter können es aber nimmer verschmerzen, daß die Sünderin, Düsseldorfer Schule genannt, trotz aller Beschimpfung immer noch schön ist, und daß sie diese ihre bürgerliche Schönheit den Wünschen und Lüsten des alten Aristokraten, Berliner Akademie benannt, nicht preisgeben will. Wir kennen einige Fälle, wo jener Ablaß von einzelnen Sündern bei diesem oder jenem Tetzel erhandelt worden, legen aber darauf kein Gewicht, weil dabei Beichtvater und Sünder auf gleicher Stufe moralischen Werthes standen. Wir wollen auch gerne gestatten, daß eine angemessene Buße und Pönitenz für manches hier begangene Vergehen auferlegt werde — mag immerhin die Geißelung den Sünder hart verwunden, sie gehört einmal dazu, die Sühne verlangt ihr Opfer. Aber statt der neuen Vergehen immer wieder das alte Verbrechen vorzunehmen, immer wieder das alte Medusenhaupt als Schreckbild anzuwenden — das ist ebenso ungerecht wie absurd.

Die in Heften erscheinende humoristische Besprechung der Berliner Ausstellung hat u. A. „ein Vernet'sches Bild in's Düsseldorf'sche übersetzt" in Holzschnitt gegeben, worin sie alle lebensvollen Figuren des französischen Malers versentimentalisirt, d. h. schlaff und süßlich darstellt. Vor zehn Jahren hätte dieser Witz treffend genannt werden müssen, jetzt aber geht es damit wie mit den alten Nantiaden und sonstigen Berliner Witzen — sie ziehen nicht mehr. W. K.

Digitized by Google

II.

Aus Berlin.

Gutzkow. — Menzel. — Der Geſellſchafter. — Concerte. — Die Dirigenten Henning und Taubert. — Eine neue Oper.

In unſern Mauern befinden ſich gegenwärtig zwei intereſſante Fremde: Karl Gutzkow und Frau von Bacharach, die Verfaſſerin mehrerer geſchätzten und vielgeleſenen Romane. Karl Gutzkow wird ſeinen Aufenthalt hierſelbſt nur auf drei Wochen einſchränken, um alsdann nach Dresden zu gehen. So ehrenwerth ſeine neue Poſition dort auch ſein mag, ſo ſcheint ſie uns doch ſtreng genommen unvereinbar mit dem Innern eines productiven Autors. Verdrießliche Verwickelungen, langweilige und abſpannende Amtsgeſchäfte, zeitraubende Correſpondenzen ſind unzertrennbar von den Functionen eines Dramaturgen. Ob nun durch längere Wirkung dieſer Verhältniſſe nicht die productive Stimmung geſchmälert oder wenigſtens beeinträchtigt wird, muß die Folge zeigen. Uebrigens ſcheint dieſer Gutzkow nun ſchon ſeit längerer Zeit dem Geſchmack des Publicums und der Schauſpieler größere Conceſſionen zu machen, als das Recht der dichteriſchen Unabhängigkeit zuläßt. Allerdings hat das theatraliſche Element gerechte Anſprüche an den Autor, allein die Grenzlinie muß ſcharf gezogen werden, wo man ihm Satisfaction gegeben hat und nun das Gebiet des Waltens originaler und unbeſchränkter Kräfte anhebt.

Franzöſiſche Autoren machen ſich im theatraliſchen Moment zu geltend, deutſche Dichter im Dramatiſchen. Ein Ideal bleibt noch immer ein Werk, das hierin richtige Proportionen aufzuweiſen hat. Karl Gutzkow ſteht bis jetzt noch immer dem Feldlager der Franzoſen näher, als dem der Deutſchen. Vielleicht führt ihn der Ueberdruß in unſere Reihen hinüber und die Einſicht, wie viel leichter der Ruhm erreicht wird, auf der Bühne temporair angenehm zu ſein *).

Vom Namen Gutzkow kommen wir wie von ſelbſt auf den ſeines alten Widerſachers Menzel. Dieſer iſt wirklich im Anzuge und wird in etwa drei Wochen in unſerer Mitte anlangen. Er iſt berufen, die zum Januar notoriſch erſcheinende deutſche Zeitung in's Geleiſe zu bringen, nachdem er glücklich die Literaturbeilagen des Morgenblatts aus dem Geleiſe gebracht hat. Man dürfte ihm ſeine vergangenen Sünden hier nicht vergeſſen haben und der Empfang von Seiten der hieſigen Literatur möchte nur wenig an arabiſche Gaſtfreundſchaft erinnern.

Der Geſellſchafter des Profeſſor Gubitz hat eine Umwandlung erfahren. Seine Literatur- und Kunſtſpalten haben ſich als Monatsſchrift unter der Redaction des talentvollen Anton Gubitz conſtituirt. Die Conceſſion des Geſellſchafters oder vielmehr der Mangel einer ſolchen (denn

*) Uriel Accoſta ſoll, wie uns Eingeweihte verſichern, eine ſehr günſtige Ausnahme machen und überhaupt die bedeutendſte poetiſche Production unter allen dramatiſchen Leiſtungen Gutzkow's ſein. D. Red.

Digitized by Google

er stammt aus dem goldenen Zeitalter der Journale, wo sie dergleichen nicht bedurften) ist so beschaffen, daß er selbst die politischen Zustände in den Kreis seiner Besprechungen ziehen darf. Wenn er dessenungeachtet so wenig leistet, liegt dies nur an der verrosteten Feder des Professor Gubitz, der nicht allein in seiner eigenen Zeitschrift, sondern auch in der Vossischen Zeitung, fern von allen höhern Gesichtspunkten, auf eine Kritik dringt, die ihn mit frischern ästhetischen Ansichten schon lange in geheimen Conflict gebracht hat. Die von Anton Gubitz in einigen scharf durchdachten Aufsätzen ausgesprochenen Ansichten zeigen eine erfreuliche Lossagung von den Principien des Professor Rötscher, die früher den Leistungen des genannten jungen Kritikers stofflich und stylistisch ein unangenehmes graues Kolorit gaben.

Der Concertjammer geht jetzt in Berlin los. Hoffentlich werden einige kritische Räucherungen, wenn schon nicht mit Weihrauch, unternommen werden, um die Heuschreckenschwärme der anziehenden Virtuosen abzuschrecken, sonst dürften wir bald auf dem Standpunkte eines der frühern Winter sein, wo man den Berlinern die Concertbillette gratis und franco zuschickte, mit der artigen aber dringenden Bitte, doch nur ja zu kommen. Wir warnen denn auch alle Virtuosen, unser Spree-Athen zu betreten, wenn sie sich nicht eminenter Fähigkeiten bewußt sind, und auch dann noch den Muth und die Börse besitzen, eine Zeitlang der allgemeinen Gleichgiltigkeit zu trotzen. Als das erste Opfer dieser Saison ist am Dienstage der allerdings ausgezeichnete, jedoch nicht von dem Vorwurfe der Charlatanerie freizusprechende Hornvirtuose Blviers aus Paris gefallen. Sein Concert war trotz der mächtigen Subsidien einer Anzahl Freibillets nur halb gefüllt und die Gunst, welche er vor einem Jahre genoß, hat sich ihm diesmal nicht zuwenden wollen. Wer hier einmal willkommen war, komme nicht zum zweiten Male. Nur künstlerischen Größen, wie Mad. Viardot, Fräul. Lind, die Gebrüder Müller, wird stets ein freies Logis in der allgemeinen Beliebtheit reservirt.

Stehende musikalische Aufführungen sind die Symphonieseiréen der königl. Kapelle, die Quartette der Herren Zimmermann u. a. m. und die Trioabende der Gebrüder Stahlknecht und des Pianisten Steifensand. Wenn schon die Berliner Kapelle bei weitem hinter der Virtuosität des Pariser Conservatoire's zurückbleibt, muß man doch eingestehen, daß viele treffliche Bestandtheile da sind, um Aehnliches zu leisten. Nur eignen sich die zeitweiligen Dirigenten, Henning und Taubert, nicht dazu, die Kapelle auf dem Wege der künstlerischen Entwicklung zur Reife zu führen. Ersterer, an unheilbarem Phlegma laborirend, ist bis jetzt noch nicht zum Vorschein gekommen; Letzterer ist trotz äußerer lebhafter und unstatthafter Action doch kein genialer Anführer des Orchesters. Er hat keinen Blick für die Feinheiten Beethoven's. Die gröbern Züge sieht er, aber der Mangel an einer uneignen Natur rächt sich schwer diesem Titanen gegenüber. Man muß selbst Componist in der Symphonie und zwar ein großer sein, um Beethovens Werke einzustudiren und zu leiten. Die Execution der Pastoralsymphonie argumentirte vorgestern diese Behauptung. Correctheit, ein so großes Verdienst sie bei einer geringern Kapelle sein mag,

Digitized by Google

ist erst die Basis, auf der ein Orchester, aus lauter ausgezeichneten Künstlern bestehend, ein fein nüancirtes und ausgearbeitetes Gebäude errichtet. Eine Symphonie von Niels Gade gefiel ungemein.

Zum Geburtstage der Königin steht uns eine neue Oper von Karl Eckert: Wilhelm von Oranien, bevor. Unterdessen müssen die Musketiere der Königin herhalten. Man hofft, diese unangenehme Speise den Berlinern zuletzt doch noch mundrecht zu machen. Mit Austern und Caviar hat man zwar schon manchen Gaumen bekehrt, aber mit den Musketieren? Diese Waffe macht kein Glück bei uns, weshalb Mad. Birch-Pfeiffer ihre Anna von Oesterreich auch nicht „die drei Musketiere" taufte. Die königl. Sängerin Fräul. Mary leidet seit geraumer Zeit an einer bedenklichen Indisposition ihrer Stimmorgane. Z. Z.

III.

Aus Prag.

I.

Judenverfolgung in einem Universitätssaale.

Gestatten Sie, daß in Ihrem hochgeachteten Blatte eine kleine Angelegenheit zur Sprache komme, die, obgleich in dem engen Kreise eines unserer Universitätssäle spielend, dennoch nicht ganz ohne höhere Wichtigkeit ist. — — — — Die drückende und abnorme Lage der hiesigen zum großen Theil noch ins Ghetto gebannten Juden ist fast sprüchwörtlich geworden und die Regierung hat in letzterer Zeit von selbst den Beweis gegeben, daß sie die mittelalterlichen Ausnahmsgesetze, welche die hiesige zahlreiche jüdische Bevölkerung (10,000 Seelen) erdrückt, zu mildern sucht; sie hat die enorme und fast unerschwingliche Judensteuer von selbst nach Ablauf der nächsten sieben Jahre für aufgehoben erklärt, sie hat die Zulassung israelitischer Privatdocenten an der hiesigen Universität (wenn auch vor der Hand nur für hebräische Literatur) möglich gemacht und überhaupt mannigfache Zeichen gegeben, daß es ihr an gutem Willen zur Einführung einer zeitgemäßern Legislation in Bezug auf die hier mehr wie in allen deutschen Staaten gedrückten israelitischen Unterthanen nicht fehlt. Wenn in dieser Beziehung die Schritte unserer Gesetzgeber allerdings noch immer nicht jenen der übrigen Regierungen Deutschlands (von Frankreich und England zu schweigen) gleich kommen, so liegt das vielleicht in jenem Princip der Behutsamkeit, die einen bekannten Hauptzug der österreichischen Regierung bildet. Offenbar rechnet sie auf die Unterstützung der Intelligenz und der Gebildeten, die wie allenthalben in Deutschland, so auch in Oesterreich, die Absurdität und die unpolitischen Folgen der mittelalterlichen Judengesetze einsieht. Um so trauriger ist es, wenn gerade von dieser Seite Dinge geschehen, die Alles in die alte Nacht zurück zu stoßen drohen, wenn die Universität, die ihrem Berufe nach eine Hüterin und Vorbereiterin des Lichts und der Humanität sein soll, zum Schauplatz mittelalterlicher Judenscenen wird. Beeilen wir uns

Digitized by Google

zu sagen, daß der allergrößte Theil unseres Lehrstandes in dieser Beziehung vollkommen auf der Höhe der edelsten Bildung und Toleranz steht und daß selbst in den geistlichen Lehranstalten (wie in dem Piaristengymnasium) ein Beispiel von Unduldsamkeit gegen die israelitischen Studenten zu den größten Seltenheiten gehört. Um so auffälliger und widerlicher ist es, wenn ein weltlicher Universitätslehrer, ein bloßer Sprachlehrer sich zu solchem Beispiele berufen fühlt und durch sein Verfahren die Ausbreitung einer versöhnlichen Toleranz und die vorbereitenden Schritte der Regierung in den Weg tritt.

In den an der k. k. Karl Ferdinand'schen Universität durch Herrn Professor Francesconi abgehaltenen Vorlesungen über italienische Sprache traf benannter Herr Professor am Eingange des Schuljahres $18\frac{4}{5}$ die Anstalt, den Hörern israelitischer Religion ohne Unterschied ihres akademischen Grades einen besondern Platz in den hintern Bänken der letzten Abtheilung anzuweisen, während es allen übrigen Zuhörern freistand, wie ehedem ihre Plätze nach Belieben zu wählen, mit dem Bemerken, dies geschehe im Sinne einer allerhöchsten Entschließung. Mittwoch den 28. October wurde ein israelitischer Hörer, der in einer der vordern Bänke der mittlern Abtheilung Platz genommen hatte, aus dem Collegio deshalb von Herrn Professor Francesconi ausgewiesen und mußte den Saal verlassen. Am 30. Oct. setzten sich fünf Hörer der Logik nach früherer Abgabe ihrer Meldungsscheine vor Ankunft des Herrn Professors in die dritte Bank mittlerer Abtheilung; zu ihnen setzte sich auch ein nicht akademischer Zuhörer, während die andern israelitischen Zuhörer in den Bänken hin und wieder zerstreut saßen. Als Herr Prof. Francesconi ins Collegium kam, betrat er das Katheder, überschaute das Auditorium und seine ersten Worte, auf die oben erwähnten Logiker deutend, waren folgende: „Die da setzen sich auf die hintern Bänke." Auf abermalige Wiederholung dieser Worte erklärte der Logiker F.... bestimmt und entschieden, er werde dieser Weisung nicht Folge leisten, mit dem Bedeuten, es sei weder von irgend einem der Herren Professoren, noch vom Studiendirector selbst jemals ein solcher confessioneller Unterschied gemacht worden. Hr. Professor Francesconi rief nun entrüstet, er müsse heraus und gleich den Saal verlassen. Auf diese Aufforderung erfolgte eine unruhige Bewegung im Saale. Hierauf forderte der Hr. Prof. dem Logiker F... und hierauf den übrigen fünf israelitischen Zuhörern die Angabe ihres Namens, Studiums und ihrer Wohnung ab, unter stets erhöhter Aufregung eines Theils der Zuhörer und fortwährendem Toben und Lärmen gegen die sechs erwähnten israelitischen Zuhörer, welches Toben Hr. Prof. Francesconi dadurch zu stillen bemüht war, daß er die Anwesenden ersuchte, ihm durch Voreiligkeit eine Sache nicht zu verderben, welche, wie er sich ausdrückte, erst „recht magnifique" zu werden anfange. Mit freudigem Gesichte rief Hr. Prof. Francesconi: „Meine H. H.! Wir werden künftig nur brave Schüler haben, die Schule wird vom Auswurfe befreit werden; ich hoffe, wir werden uns gegenseitig verstehen" u. dgl. m. Diese Ausdrücke verursachten ein noch heftigeres, von Kundgebung judenfeindlicher Gesinnung begleitetes Toben im Saale, welches der Hr. Professor

Digitized by Google

folgendermaßen stillte. Er forderte sämmtliche Herren Hörer der Rechte auf, ihre Sitze zu verlassen und wies ihnen, als sie zusammengetreten waren, eine Abtheilung im Saale an. Dieselbe Aufforderung erging an die Herren Hörer der Philosophie und an die Schüler der Humaniora, und auch diesen wurden gemeinschaftliche Plätze angewiesen. Als erwähnte fünf israelitische Logiker den Herren Hörern bei der Einnehmung der jetzt erst angewiesenen Plätze sich anschließen wollten, befahl der Hr. Professor drohend denselben, sich nicht vom Platze zu rühren. Er erbat sich hierauf Schreibmaterial und ersuchte einen Herrn, seine Worte aufs Papier zu bringen. Zugleich ersuchte er die Herren Hörer der Rechte, ihm in der Wahl der Ausdrücke behülflich zu sein und die Billigung oder Mißbilligung einzelner Phrasen frei auszusprechen. Nun dictirte der Herr Professor unter Zuratheziehung einzelner Hörer ein Gesuch an die k. k. Hochlöbl. Studien-Hofcommission, zu dessen Unterfertigung er die Herren Hörer aufforderte, da dasselbe in ihrem Namen an die hohe Behörde gerichtet werden sollte, während er selbst die Angelegenheit bei namhaft angeführten hohen Staatsbeamten und bei Sr. Majestät vorbringen wollte.

Während des Dictirens konnte der Herr Professor nicht umhin, durch die Worte: Es sei doch ein freudenvoller Tag für ihn; die Herrn Techniker würden heute in Folge seiner guten Stimmung eine Vorlesung wie niemals erhalten und mit der Bitte, ihn durch Unruhe nicht in seinen glücklichen Ideen zu stören, kein Vergnügen am statt gehabten Vorfalle kund zu geben. Nun rief der Herr Professor die Herren Hörer der Rechte, der Philosophie und Humaniora zur Unterschrift. Ein Theil der Anwesenden leistete der Aufforderung Folge, während ein anderer Theil sich demselben durch Entfernung aus dem Hörsaale entzog. Einer der Herrn Hörer, ausdrücklich vom Herrn Professor zum Unterschreiben aufgefordert, erklärte offen, er werde nicht unterschreiben. Nachdem mit dieser Angelegenheit bereits ¾ Stunden verflossen waren, rief der Herr Professor namentlich zwei der Herrn Hörer der Rechte und zwei der Herrn Hörer der Philosophie, denen sich zwei Schüler der Humaniora freiwillig anschlossen, um besagte sechs Individuen bis in die Judenstadt zu begleiten. Als dieselben erklärten, keiner Begleitung zu bedürfen, sagte der Herr Professor: „Wenn ich will, bedürfen Sie eines sehr starken Geleites", worauf ein furchtbares Schreien im Saale erhoben wurde und man unter andern Drohungen die Worte hörte: zum Fenster hinaus. Nur mit Mühe gelang es dem Herrn Professor die verursachte Aufregung zu dämpfen. Ernst um ihre persönliche Sicherheit besorgt und Thätlichkeiten fürchtend, warteten die sechs Betheiligten den Verlauf der Sache ab. Als hierauf um halb 2 Uhr, eine halbe Stunde nach der gesetzlichen Schlußzeit der Vorlesung, einer der israelitischen Logiker W... W..... des langen Wartens müde sich nach Hause begeben wollte, sah er sich im Saale sogleich von einer Menge Anwesenden umgeben, die ihn gewaltsam aufhielten. Der Herr Professor eilte von dem Katheder herab, erfaßte ihn heftig beim Arme und rief: „Wohin wollen Sie?" Als dieser einfach erwiederte: „zum Essen", entließ ihn der Herr Professor,

Digitized by Google

gebot jedoch zwei Studierenden ihm zu folgen. Auf dieſer Weiſe gelangten auch die übrigen nach Hauſe.

Dies iſt der authentiſche Hergang der Sache, wie ſie von den betheiligten und tiefgekränkten iſraelitiſchen Studenten in einer Eingabe an den hochwürdigen Herrn Studiendirector P. Zeidler, ſowie an die k. k. Stadthauptmannſchaft treu geſchildert wurde. Wir dürfen es getroſt dem Urtheil der öffentlichen Meinung überlaſſen, ein ſolches Verfahren zu qualificiren. Wenn an einer Univerſität ein Profeſſor ſelbſt das Zeichen gibt zu grenzenloſem Scandal und zur Aufreizung der jugendlichen Gemüther — was iſt dann erſt von dem Pöbel zu erwarten? Nie iſt es einem Lehrer je in den Sinn gekommen, die iſraelitiſchen Zuhörer auf andere Bänke zu verweiſen, als die chriſtlichen und die traurige mittelalterliche Iſolirung des Ghetto in die Hallen der Wiſſenſchaften hinein zu ſchieben, in welchen alle Geiſter gleich ſind. Herrn Francesconi iſt es zuerſt vorbehalten geweſen, ein ſolches Kunſtſtück auszuüben. Die maßloſe Heftigkeit dieſes Mannes, die Ort und Gelegenheit ſo vollkommen vergeſſend, durch fanatiſches Thun und Wort ſolche Scenen herbeiführt, macht ihn zu ganz andern Beſchäftigungen würdig, als zu der Ehre an der älteſten Univerſität Deutſchlands das Lehreramt zu verſehen — und wäre es auch nur das Amt eines Sprachlehrers. Wenigſtens iſt das Beiſpiel unerhört, daß ein Profeſſor in offenem Collegium die Studentenſchaft auffordert, ein unmittelbar im erſten Augenblicke der Leidenſchaft von ihm dictirtes Geſuch an die k. k. Hofſtudiencommiſſion zu unterſchreiben.

Geſtatten Sie Herr Redacteur die Ausdrücke u. ſ. w.

. . . .

2.*)

Herr Prof. Francesconi und die iſrael. Zuhörer.

„Denn das iſt kein guter Baum, der faule Früchte trägt" — heißt es im heiligen Evangelium, und dieſes paßt buchſtäblich auf unſere hieſigen Hebräer, welche ſich nicht begnügen damit, daß man ihnen den Beſuch chriſtlicher Schulen und Collegien geſtattet, wie es nicht in Rom und nicht in Neapel der Fall iſt, ſich auch noch vermeſſen, mit ihren langen Naſen und Schlitzaugen (bravo! Herr Einſender!) ſich in der Mitte der chriſtlichen Studenten die beſten Plätze auszuſuchen, ſtatt froh zu ſein, daß man ſie überhaupt da duldet und nicht in den Trödelmarkt ſendet, wo ſie hingehören, und wir haben dieſer Tage in den Vorleſungen einer unſerer geiſtreichſten und hochgelehrteſten Herren Profeſſoren,

*) Wir erhalten faſt gleichzeitig mit dem erſten Brief (der von keinem unſerer gewöhnlichen Correſpondenten, obſchon von einem höchſt achtbaren Manne) einen zweiten Brief von der Gegenpartei, und obſchon dieſer mit einem uns unbekannten Namen unterzeichnet iſt, geben wir ihn treu der Maxime audiatur et altera pars hier Raum. D. Red.

Digitized by Google

dem größten Kenner der italienischen Sprache und Literatur, den Oesterreich vielleicht besitzt, der hebräischen Nation eine Lehre gegeben, an die sie hoffentlich denken wird und die den andern Herren Professoren wohl zum Beispiel dienen wird, wie man mit dieser von unserm Heiland gezeichneten Kaste umgehen muß. Herr Prof. Francesconi, welcher besser weiß, was man der Würde eines Hochschullehrers schuldig ist, als andere von jüdischem Reichthum und Schwägerschaft (!) geblendete Herren, hat, nachdem in seinem Lehrsaale die Ruhe und die augenblickliche Ordnung durch die Gegenwart und durch den Ungehorsam jüdischer Menschen gestört wurde, sogleich Mittel gefunden, ihnen mit voller Energie zu begegnen. Er hat seine Achtung vor den christlichen Studenten dadurch bethätigt, daß er diese selbst aufforderte, ein Gesuch an den k. k. Hofstudienrath abzufassen und was ich in dieser Zeitschrift hier zum Abdruck einsende, weil es am Besten die Uebergriffe schildert, welche man sich gegen den ausgezeichneten Mann zu Schulden kommen ließ.

Hochl. k. k. Studien-Hofcommission!

Um die allerhöchste Entschließung vom 23. Nov. 1825 nach ihrem wahren Geiste beobachten zu lassen, hat unser Professor der italienischen Sprache für gut befunden, eine besondere Einrichtung in seinem Collegium wegen der Besetzung der Plätze einzuführen und das um so mehr, da die Anzahl der Hörer der italienischen Lehrkanzel auf eine auffallende Weise in diesen Tagen gewachsen ist. Nach dem Sinne der allerhöchsten Entschließung, deren Lectüre er uns einmal mit allem Nachdruck gemacht hat, hätte der Professor die Juristen, die Philosophen, Schüler der Humaniora und die Beamten, sonst keinen, aufnehmen sollen. Um aber auch Andern, welche es wünschen, eine in der Ansicht der hohen Regierung so wichtige Sprache auch lehren zu können, hat der Professor ein besonderes Studium, eine besondere Beobachtung der Bänke und derjenigen, welche auf denselben Platz zu nehmen pflegen, gemacht. Das Resultat dieser Beobachtung war, daß die mittlern Reihen der Bänke beständig von Israeliten besetzt waren. NB. Die israelitischen Zuhörer bestehen: a. aus einer sehr unbedeutenden Anzahl von Juristen, Philosophen und Hörern der Humaniora und keine Beamten; b. aus einer sehr bedeutenden Anzahl von nur durch die Gefälligkeit des Professors eingeschriebenen, sehr selten die jährliche Prüfung machenden Zuhörern, welche nach dem Sinne der allerhöchsten Entschließung nicht den geringsten Anspruch auf einen Unterricht in der italienischen Sprache in einem überfüllten Collegium machen können. Dies gilt um so mehr für die unzähligen israelitischen Gäste, welche besonders am Samstag das Collegium der italienischen Sprache als einen Erholungsort zu besuchen pflegen. Bei solchen Umständen und in dem Bewußtsein, immer nach dem Sinne der allerhöchsten Entschließung zu handeln, ersuchte er zu wiederholten Malen die Herren Israeliten, nicht in den mittlern Reihen der Bänke, sondern in der Reihe der rechten Seite des Professors Platz zu nehmen und das, weil er auf diese Art gewiß war, daß die diese Collegien besuchenden Israeliten meistentheils Leute seien, welchen wir auf der Straße ganz müßig

Digitized by Google

begegnen und welche gewöhnlich die ersten sind, das Collegium zu besuchen. Seine Bitte fand bei den meisten Israeliten den besten Erfolg; an dem heutigen Tage aber, wo er glaubte, daß man nie mehr brauchen werde, ein Wort über eine solche zweckmäßige Einrichtung zu sprechen, stellten sich sechs Herren Israeliten in die mittlere Reihe gegen die wiederholten Bitten und Ermahnungen des Professors, der Mehrzahl ihrer Glaubensgenossen einen grellen Contrast darbietend, welche die ihnen angewiesenen Plätze ganz ruhig und in der besten Ordnung einnahmen und einen noch grellern Contrast uns allen Unterschriebenen gegenüber machend, welche wir auf einen einzigen Wink und Spruch die besondern für Juristen, Philosophen, die Schüler der Humanoria und Gäste angewiesenen Plätze gleich annahmen. Die Art und Weise, wie die sechs Logiker gegen alle, uns recht gut bekannte akademische Gesetze, gegen allen, einer Universität geziemenden Anstand den Ermahnungen des Professors geantwortet haben, hat uns in die größte Entrüstung und Bestürzung gebracht und wir verdankten den wiederholten innigsten Bitten des Professors den friedlichen Ausgang einer Sache, welche bei einer so unerhörten und vielleicht in den Annalen der akademischen Universität nicht zu findenden Widersetzlichkeit gegen die akademischen Gesetze einen andern Ausgang hätte haben können. Unser auffahrendes Blut wurde durch die Bitten, durch die Beschwörungen des Professors besänftigt, unsere auf den Lippen schon stehenden Drohungen wurden von der Bitte und gleichsam den Händen des Professors zurückgehalten. Damit aber der einer Universität geziemende Anstand gänzlich beobachtet werden könne, haben sich die unter dem Gefertigten mit einem * bezeichneten Akademiker sich freiwillig dem Professor angeboten, die sechs unwürdigen Mitglieder nach Hause zu begleiten. (Folgen die Unterschriften.)

Man kann aus dieser Anzeige ersehen, welche hohe Humanität Herr Professor Francesconi mit seinen andern ausgezeichneten Geistesgaben verbindet, denn ihm allein haben die sechs erwähnten jüdischen Studenten ihr Leben zu verdanken. Wenn die Juden darauf hinweisen, daß in frühern Jahren, namentlich bei Herrn Spirk, niemals solche Vorgänge stattfanden, so mögen sie vielleicht in jener Zeit weniger dünkelhaft gewesen sein, auch waren wohl jene Vorlesungen nie so beliebt und so stark besucht, als die des Hrn. Prof. Francesconi. Ch. S.

IV.

Literarische Notizen.

Laube's „Karlsschüler" auf der Bühne. — Ein zweiundachtzigjähriger deutscher Dichter. — Zeitungsgegacker.

Laubes neuestes Drama: „die Karlsschüler" ist am 11. November (dem Geburtstage Schillers) an drei verschiedenen deutschen Bühnen zur Aufführung gekommen: in München, Dresden und Mannheim. Bis jetzt kennen wir blos den Dresdner Erfolg und dieser war ein glänzender! Der Verfasser, der behufs der mise en scene nach Dresden gereist war,

Digitized by Google

wurde von dem übervollen Hause gleich nach dem zweiten Acte gerufen und am Schlusse des Stückes noch einmal; auch die Schauspieler mußten mehreremals erscheinen und die Darstellerin der Gräfin von Hohenheim wurde im vierten Acte sogar bei offener Scene gerufen. Dieser vierte Act ist der glänzendste Punkt des Stückes und ist nicht nur das Beste, was Laube bisher geschrieben hat, sondern überhaupt eine der gelungensten Productionen der jüngern Dramatik. Bis zum vierten Acte sind die „Karlsschüler" ein gutcomponirtes Intriguenstück in Scribeschem Genre mit mehrern sehr picanten Scenen (namentlich jener, wo Schiller das Schubartische Gedicht die „Fürstengruft" in Gegenwart des Herzogs lesen muß) und fortwährender Spannung, aber ohne jene höchste Aufgabe zu lösen, die wir bei einem Drama voraussetzen, dessen Held der schwungvollste und edelste deutsche Dichter ist. Im vierten Acte aber wächst das Stück mit seinem Helden, der Horizont erweitert sich zu einer wahrhaft schwungvollen und genialen Charakteristik; der vierte Act der „Karlsschüler" ist eine poetische Production in ächt deutschem Sinne und der fünfte Act, der bloß der theatralischen Oekonomie, schließt würdig das Ganze ab. Wir werden auf die Einzelnheiten dieses Stückes in einer späteren Nummer zurückkommen, weil es, obgleich keineswegs frei von Mißgriffen, ohnstreitig eine der gelungensten und dankenswerthesten Bereicherung des deutschen Repertoirs ist.

— Von dem zweiundachtzigjährigen Dichter des Liedes: „Fröhlich und wohlgemuth, wandelt das junge Blut", dem greisen Schmidt von Lübeck, ist so eben die dritte Auflage seiner Gedichte (bei Hammerich in Altona) erschienen. Wahrhaft rührend ist das letzte Lied der Sammlung: „Am achtzigsten Geburtstag."

Wo sind sie, die den muntern Knaben
Am Traveufer spielen sah'n?
Die Söhne haben sie begraben,
Urenkel spielen auf dem Plan, u. s. w.

Der liederreiche Greis verlebt den Rest seiner Tage in Altona. Mögen Diejenigen, die ein freundliches Wort über seine so eben versandten Gedichte zu sagen haben, sich mit ihrer Besprechung beeilen, damit sie den Dichter noch vor Thorschluß erreichen und erfreuen.

— Wenn hundert Hennen zusammen ihre Eier in einem Hofe legen wollten, so würde dies kein solches Gegacker geben, wie wir seit drei Monaten über das Ei hören müssen, welches in Berlin in der Form einer neuen Zeitung erscheinen soll. Die deutsche Zeitung wird erscheinen — sie wird nicht erscheinen — sie wird vielleicht doch erscheinen — sie wird wahrscheinlich nicht erscheinen — Herrn Dahlmanns Brief ist ablehnend, Herrn Dahlmanns Brief ist zusagend — erstes Programm — zweites Programm und so in's Unendliche! Es wundert uns nur, daß der Michaelis-Meßkatalog nicht bereits dreißig bis vierzig Brochüren über diese große Frage angekündigt hat. Der Oster-Meßkatalog wird hoffentlich dies nachtragen — um einem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Die öffentlichen Schulen und die Sittlichkeit*).

Die Grenzboten brachten uns in Nr. 23 vom Jahre 1846 einen gediegenen Aufsatz des Geh. Rathes Dr. Casper über die Geographie der Verbrechen. In demselben sind auch über die Wirksamkeit des öffentlichen Schulwesens gegen die Zunahme der Verbrechen einige Bemerkungen enthalten, welche eine nähere Beleuchtung verdienen.

Der geehrte Statistiker scheint sich darüber zu wundern, daß gerichtliche Thatsachen ein so trauriges Zeugniß von der Rechtlichkeit**) des gebildetsten Standes in Frankreich ablegen. Wir dagegen wundern uns über jene Verwunderung, deren Gegenstand wir aus den obwaltenden Umständen sehr wohl erklärlich finden.

Ohne uns auf Streitfragen der psychologischen Theorien einzulassen, dürfen wir in pädagogischer Betrachtung so viel als entschieden richtig anerkannt und praktisch begründet ansehen, daß es bei der Bildung der Jugend für das nachfolgende Leben auf zwei Hauptpunkte ankommt: Entwickelung der geistigen Fähigkeiten an würdigen Gegenständen, welche den Geist zugleich mit nützlichen Kenntnissen bereichern, und Regelung des Willens und der Bestrebungen nach sittlich guten Grundsätzen. Jene ist die besondere Aufgabe des Unterrichts, diese die

*) Von einem praktischen, durch seine Schriften sehr bekannten Schulmanne. D. Red.

**) Die Sittlichkeit im wahren Sinne kommt bei gerichtlichen Verhandlungen, welche ausschließlich die Befolgung der Landesgesetze überwachen und im Auge haben, nur Thatsachen zu richten berufen sind, nicht Grundsätze und Bewegungsgründe, blos nebenbei zur Sprache und in Betracht. Daher zeugen auch die Thatsachen der gerichtlichen Verhandlungen mehr für oder gegen die Rechtlichkeit als die Sittlichkeit der Bewohner eines Landes. Letztere muß nach andern Wahrnehmungen abgeschätzt werden, als denen in den Gerichtshöfen.

Digitized by Google

besondere Aufgabe der Erziehung. Daß beide Aufgaben als ein untrennbares Ganzes in dem öffentlichen Schulwesen noch nicht zusammengefaßt worden, darf man nicht den Schulen, wohl aber eher den Staatsbehörden, welche für eine zweckmäßigere Einrichtung jener zu sorgen haben, zur Last legen.

Für den niedern und den höhern Unterricht der Jugend wird durch öffentliche Anstalten, welche wir Schulen zu nennen pflegen, in Frankreich nothdürftig, in Deutschland unbestreitbar besser gesorgt. Um die Erziehung der Jugend ist es dagegen in beiden Ländern ziemlich gleich schlecht bestellt. Sie liegt fast ganz außerhalb der eigentlichen Absicht des öffentlichen Schulwesens. Ihr hilft der allgemeine Charakter des Volks und der Zustände desselben nach oder schadet ihr. Wie die höchst wesentlichen äußern Einflüsse auf die Erziehung des Einzelnen überall durchaus zufällige sind, so ist auch das endliche Ergebniß ein eben so zufälliges, dem gewöhnlich alle verständige Berechnung von vorn herein mangelt. Ob Einer in die gefahrvolle und verabscheuungswürdige Laufbahn des Verbrechers gegen die Staatsgesetze geworfen wird oder nicht, hängt in der That mehr vom Unglücke oder Glücke, das ihn trifft, als von der Erziehung ab, die ihm im höhern Sinne meist gar nicht zu Theil geworden ist.

Denn das älterliche Haus sorgt in den mittlen Schichten der staatlichen Gesellschaft durchschnittlich wenig oder dürftig, in den obern und den untern beinahe gar nicht für die naturgemäße Entwickelung des sittlichen und des rechtlichen Bewußtseins der Jugend. Dort hindern vielfache Berufsgeschäfte die Aeltern, die Erziehung der Kinder nach einem wohldurchdachten Plane oder aus Mangel an Kenntnissen in der Erziehungskunst wenigstens mit gehöriger Einsicht zu leiten; hier das Uebermaß an sinnlichen Zerstreuungen und Genüssen oder die quälendste Noth und namenloses Elend. Ja in der überwiegenden Zahl der hierher gehörenden Fälle muß man den unmittelbaren Einfluß der Aeltern auf die Kinder als einen verderblichen betrachten. Nur in den mittlen Schichten der Gesellschaft ist er unter besonderer Gunst der äußern Lage theilweise ein wohlthätiger, bisweilen ein so vortrefflicher, als man ihn nur denken mag; in den obern vernichtet er gewöhnlich schon früh das sittliche, in den untern das rechtliche und meist auch das sittliche Bewußtsein allein durch das tägliche Beispiel und die stetige Anschauung dessen, was eben verwerflich ist, von der Wurzel aus. Ja, schützten nicht der Besitz und die Landesgesetze die Glieder der obern, so würde man wahrscheinlich aus ihnen weit

Digitized by Google

mehr Verbrecher zählen, als so der Fall ist. Für die Kinder aus den obern wie aus den untern Schichten sind deshalb Bewahranstalten ein sehr dringendes Bedürfniß.

Die Kirche, wie sattsam bekannt, übt gegenwärtig auf die Seelen der Gläubigen einen ziemlich beschränkten Einfluß aus, weshalb ich gegen statistische Beziehungen der Art einiges Mißtrauen hege. Das Volk liest viel und das Verfänglichste, das Verbotene am eifrigsten und liebsten, und wer nicht selbst lieset oder lesen kann, hört wenigstens von dem Gelesenen. Das Uebel wurzelt oft tief an Stellen, an denen es der dem vertrauten Umgange mit dem Volke sich Entziehende gar nicht sucht. So gehören zu den Schriften, welche die erstaunlichste Umwälzung in der religiösen, der kirchlichen, selbst in der politischen Sinnesweise des Volks erzeugt haben, die im rechten Volkstone gehaltenen naturwissenschaftlichen und nächst ihnen die erdkundlichen, die technologischen und landwirthschaftlichen, wegen des Anreizes zum Weiterdenken, welchen sie nach allen Richtungen des gemeinen Lebens geben. Eines der zahlreichen Beispiele, welche ich kenne, möge veranschaulichen, was ich meine. Auf einer Gebirgsreise durch Schlesien traf ich mit einem — wie ich glaube — katholischen Bauer zusammen. Wir plauderten Vielerlei mit einander. Aus meinen Fragen nach dem landesgemäßen Vorkommen von Steinen, Pflanzen und Thieren, deren Beschaffenheit, Benutzung und Lebensweise, meinte er entnehmen zu dürfen, daß ich Gelehrter sei. Es entspann sich hierauf ungefähr folgendes Gespräch zwischen uns, dem ich leider die eigenthümliche Färbung des naiven Volksausdrucks nicht verleihen kann.

Der Bauer. Also die Planeten da droben sind wirklich Erden. Nun, das habe ich schon gelesen und von unserm Schulmeister gehört, der ein großer Sterngucker ist. Auch Menschen sollen da droben wohnen. Sagen Sie mir doch, gibt's auch gut katholische Christen unter ihnen?

Ich. Das weiß ich nicht zu sagen.

Der Bauer. Nicht? — Ja doch! so steht's mit den Gelehrten. sie wissen sonst Alles; aber wenn's auf den Christusglauben ankommt, da wissen sie nicht mehr, als unser eins. Und kann doch nicht anders sein, ich mag hin und her denken, wie ich will. Wenn's einmal Menschen da droben gibt, werden sie auch sündigen, wie wir hier unten, und der liebe Herrgott wird sie in seiner Allbarmherzigkeit auch erlösen wollen. Unser Herr Christus ist also gewiß schon dort gewesen oder

Digitized by Google

wird noch dorthin gehen, um sich von Juden oder Heiden kreuzigen zu lassen. Meinen Sie nicht?

Ich. Davon wissen wir durchaus nichts, können auch schlechterdings nichts davon wissen.

Der Bauer. I je doch! — Sie sprechen fast wie unser Pfarrherr und haben's ihm wohl abgelernt, nur werden Sie nicht so böse über meine einfältigen Fragen, wie er. Kann aber nicht anders sein; wenn einmal Menschen da droben wohnen. Ich bedauere nur unsern lieben Herrn Christus, der gar nicht fertig wird, den grausamen Martertod zu erleiden. Daher kommt auch gewiß so viel Elend im Lande. Denn wenn der liebe Herr Christus auf allen den unzähligen Sternen in der Welt herumreisen muß, um die armen Menschen zu erlösen, hat er freilich nicht Zeit und Gelegenheit, sich um uns elendes Volk hier unten zu bekümmern.

In dieser Weise ließ ich den Bauer sich weiter aussprechen, schweigend zuhorchend, ich lernte mehr von ihm, als ich ihm zu lehren vermochte. Am Ende überraschte mich die plötzliche Wendung seiner Rede mit der Frage: „Oder ist an Dem, was uns die Priester einreden wollen, überhaupt gar nichts?" — Ich war froh, mich hier nach einem Wege erkundigen zu können, welcher uns trennte und mich aus einer Verlegenheit befreite, in die ich leider oft durch dieselbe Frage dem gemeinen Manne gegenüber gerathen bin, da mich die Natur weder mit den Anlagen eines Sendboten unter die Heiden noch eines Bekehrers der Ungläubigen begabt hat.

Was Preußen betrifft, so ist die kurze Dienstzeit im Heere für den gemeinen Mann ungefähr das, was für den Gebildetern im guten wie im schlimmen Sinne ehemals das Leben auf der Universität war. Er beobachtet schärfer, als man gewöhnlich glaubt, und um so mehr vom Reize der Neuheit der Dinge um ihn her angezogen; er erweitert seinen Gesichtskreis und dringt in Lebensverhältnisse ein, welche ihm anders ewig fremd geblieben sein würden. Wie käme sonst wohl ein thüringer Holzfäller im entlegenen Harze zu der Aeußerung: „Wir kleinen Leute können nicht zu unserem Spaße und Vergnügen fromm spielen, wie die großen Herren in Berlin und Potsdam", wenn er nicht in der Berliner Garde gedient hätte?

Die Berührungen zwischen den Landleuten und den Städtern, deren Wälle und düstere Stadtthore mit den städtischen Vorrechten fast zugleich fallen, sind häufiger und inniger geworden. Der Bauer,

Digitized by Google

welcher sein Gut abgelöst hat, betrachtet sich als Freiherrn, und der Bürger sieht auf ihn nicht mehr stolz herab, sondern in ihm einen Ebenbürtigen. Jener redet mit dem Gebildeten in der Sprache der Gebildeten; er kannegießert nicht mehr, wie vordem, zur Belustigung städtischer Zuhörer, sondern bespricht oft recht verständig öffentliche Angelegenheiten, obgleich noch etwas derb und fast ohne Ausnahme aus dem Gesichtspunkte der materiellsten Interessen. Was kirchliche Fragen betrifft, so hat er seine eigenen Gedanken. Ein Bauer beschwichtigte die den Zeitungen entnommenen Befürchtungen seiner Genossen in der Dorfschenke hinsichtlich der Berliner geistlichen Berathungen vor Kurzem mit den Worten: „Wenn dort beschlossen wird, was uns nicht gefällt, so gehen wir Sonntags nicht nach der Kirche, sondern in unsern Feldern spazieren."

Der Unterricht muß sich seiner wesentlichen Beschaffenheit nach an den Verstand wenden, denn er soll vom Schüler geistig erfaßt und durchdrungen, d. h. verstanden und so viel als thunlich auch begriffen werden. Daraus entspringt die (jetzt oft gescholtene) einseitige Verstandesbildung, welche das nachfolgende Leben weit häufiger zu gemeiner Klugheit erniedrigt, als zu Weisheit erhebt. Es fehlt eben die Erziehung dabei, welche die andere Seite des Bildungsgeschäfts ist und den Unterricht zu vollkommener Bildung ergänzt. Deshalb haben auch die Klagen über die Schädlichkeit der Verbreitung des Unterrichts einen scheinbaren Grund für sich, welcher auf Machthaber, sofern sie die innern Zustände des Volks blos oberflächlich kennen und alles Heil von der Verwirklichung ihrer deshalb erfahrungsunsichern Ansichten erwarten, verderblich zurückwirkt, weil sie, ohne Zweifel von den besten Absichten geleitet, Wahres und Falsches nach willkürlichen Vorstellungen vom wahren Bestande der Dinge durcheinander mengen und das Uebel nicht da zu finden wissen, wo es in der That sitzt. So hat man, ganz unzweifelhaft in der besten Absicht, Anordnungen für die Weise, in den Religionskenntnissen und dem überlieferten kirchlichen Glauben zu unterrichten getroffen, welche, ich mag nicht grade sagen, mit den herrschenden Ansichten und dem gemeinen Bewußtsein der Zeitgenossen, aber offenbar mit dem Wesen des Schulunterrichts im grellsten Widerstreite steht. Denn in allen übrigen Zweigen des Schulunterrichts dringt der Lehrer auf das innigste Verständniß des Gegenstandes und muß, als guter Lehrer, dieses aus allen Kräften zu bewirken suchen; im sogenannten Religionsunterrichte dagegen weicht er von seinem Verfahren gänzlich ab; er beruft sich auf ein äußeres

Digitized by Google

Ansehen, begnügt sich mit einem halben, oft sogar, durch den Gegenstand dazu gezwungen, mit keinem rechten Verständnisse des Gegenstandes und läßt auswendig lernen, was dem Schüler, von ihm nicht gefaßt, nicht verstanden, für die Schulzeit wenigstens ein Fremdes bleibt; denn als Knabe, als angehender Jüngling selbst noch befindet er sich ja nicht auf der Höhe der Erkenntniß unserer Philosophen, welche zwischen dem Wissen und dem Glauben haarscharf unterscheiden.

Wie schon Knaben in dieser Beziehung zu denken pflegen, mag von vielen mir bekannten Beispielen eines darthun. Ich war vor Kurzem unbeachteter Ohrenzeuge des Gespräches zweier Gymnasialsertaner, die Otto und Julius heißen mögen, und theile es der Hauptsache nach mit, wie es in meinem Gedächtnisse noch lebt, mit Uebergehung der ärgsten Aeußerungen jener kleinen Freigeister, weil sie die mildeste Censur unterdrücken würde und hier nicht ohne genügenden Grund. Deshalb greife ich ihr lieber vor.

Otto. Hast du schon die Gebote und die Artikel auswendig gelernt?

Julius. Dazu habe ich gar keine Lust, denn ich verstehe wenig davon und finde diese Geschichten sehr langweilig. Aber in der Schule wird's wohl gehen; wir helfen einander ein.

Otto. Hör' mal! Vom Ehebrechen weiß uns der Lehrer doch gar nichts Rechtes zu sagen. Er ging immer darum herum, wie die Katze um den heißen Brei und sprach von ganz andern Dingen; es muß hinter dem Ehebrechen was ganz Besonderes stecken, das er uns nicht sagen will.

Julius. Ja, das ist wahr! — Aber wenn ich nur erst erfahren hätte, was das heißt: „Empfangen vom heiligen Geiste" und: „Niedergefahren zur Höllen". Da blieb der Lehrer mit aller seiner Gelehrsamkeit im Quarke stecken."

Otto. Und warum da steht: „Geboren von einer Jungfrau", mag auch nicht Jeder wissen. Ich meine, es sollte heißen: „Von der Frau Joseph."

Julius. So viel ist klar: Lateinisch und Rechnen versteht der Lehrer, denn da sollen wir immer selbst denken; aber auf die Religion und den Katechismus hat er sicherlich nicht ordentlich studirt.

Otto. Darum sagte er auch neulich, als wieder so ein Hoppaß vorkam, wenn wir nur erst zum Pfarrer gingen, da würden wir Alles gründlich erfahren.

Digitized by Google

Julius. Nun bin ich begierig, was der uns ſagen wird. In der Kirche möchte ich ſterben vor langer Weile.

Otto. Hör' mal! Sag's aber nicht weiter, denn ich darf nichts ausplaudern. Neulich erzählte mein Vater der Mutter über Tiſche, der Miniſter wolle noch viel mehr Religion in der Schule haben.

Julius. Nun das käme mir gelegen.

Man glaubt kaum, auf welche wunderlichen Einfälle Schüler ſich verirren und welch' eine widerkirchliche Geſinnung unter ihnen grade da herrſcht, wo der Religionsunterricht nach dem Katechismus mit dem lebhafteſten Eifer für kirchliches Leben von den Lehrern ertheilt und betrieben wird. Es fehlt unſerer Jugend ſammt und ſonders, der pietiſtiſchen nicht minder als der rationaliſtiſchen, die Pietät, d. h. die fromme, gläubige Hingebung an ein höheres Anſehen, welche vor hundert Jahren noch alle Verhältniſſe des Lebens durchdrang, jetzt aber aus ihnen lange gänzlich und, wie es ſcheint, unwiederbringlich entwichen iſt. Die Verbindung der Kirche mit der Schule iſt gegenwärtig eine pädagogiſch-widernatürliche, unglückſelige und wird von Jahre zu Jahre der Kirche ſelbſt immer verderblicher. Daher ſollte man ſie bei guter Zeit noch völlig auflöſen. Allein die Geiſtlichen, von einem ſeltſamen Wahne befangen, halten ſtreng auf ſie und ſuchen ihre Macht, der ſie wie einem trügeriſchen Scheinbilde nachjagen, über die Schulen zu erweitern, ohne von dem erfolgloſen Streben befriedigt werden zu können. Nordamerikaniſche Zuſtände darf man ihnen als klaren Nachweis ihres Irrthums und ihrer Befangenheit kaum zu nennen wagen, denn ſie werden von der europäiſchen Geiſtlichkeit durchweg tief verabſcheut. Sie will eben die Gemüther beherrſchen, aber nicht von der Gemeinde abhangen, die religiöſen und kirchlichen Bedürfniſſe derſelben in ihrem eignen Sinne, nicht im Sinne der Gemeindeglieder zu befriedigen. Viele Geiſtliche ſcheinen, dem Verfahren nach zu urtheilen, wirklich zu meinen, ein beliebiger Ausſpruch werde dadurch wahr, daß er den Leuten von Kindesbeinen an eingeprägt, auswendig gelernt und brav wiederholt wird. Ja, wenn die Leute keine Schriften weiter leſen wollten, als die von den Geiſtlichen gebilligt werden! Die Schulen ſind jedoch wenig geeignet, ein ſolches Verfahren mit großem Glücke und Erfolge anzuwenden. Die Jugend kommt oft nicht deswegen weniger gottesfürchtig, als man wünſcht, aus den Schulen zurück, weil in ihnen die Religionskenntniſſe nicht genug, nicht in alter Weiſe eifrig genug getrieben werden, ſondern eben deshalb,

Digitized by Google

und weil jeder von den Regierungen anerkannte Katechismus der schulgemäßen Behandlung zu arg widerstrebt.

Steht es um die Erziehung der Kinder mißlich, so noch weit mehr um die richtige Leitung der angehenden Jünglinge während der sittlich gefährlichsten Lebensjahre, d. h. vom dreizehnten bis achtzehnten. Der junge Mensch, welcher nicht mehr Knabe sein will, beobachtet die Erwachsenen, denen er sich gern gleichstellt, ohne sich von ihnen sonderlich beachtet oder doch richtig genommen zu werden, angespannt, ahmt ihnen leidenschaftlich blind nach, hält sich aber vorzugsweise an Aeußerlichkeiten, die er mit der Sache selbst verwechselt. Daher ist die Zuziehung solcher jungen Leute zu den Gesellschaften, den Vergnügungen, den Genüssen der Erwachsenen nicht blos bedenklich, sondern jenen fast ohne Ausnahme verderblich und erzeugt allerlei Uebel, deren Wurzel man anderwärts vergebens sucht. Von dem nächsten Beispiele, den unmittelbaren Umgebungen, den Freundschaften hängt daher sehr oft die Sinnesweise, das sich entwickelnde und befestigende sittliche Gepräge, also das innere Lebensglück des Menschen ab. Und wer leitet den jungen Menschen durch jene Gefahren? Wer sorgt um ihn? Selten Jemand ernstlich. Denn ein großer Theil der jungen Leute muß bei Herren dienen, wer nicht gefällt, wird fortgejagt, Keiner erzogen; ein zweiter, sich selbst und seinen Gelüsten überlassen, arbeitet in Fabriken um spärlichen Lohn, Keiner wird erzogen; ein dritter befindet sich in der Lehre bei Gewerksmeistern, die aber nicht mehr, wie ehemals, auch außer den Arbeitsstunden ihre Lehrlinge in Zucht und Ordnung halten, Keiner wird da erzogen; ein vierter genießt höhern Unterricht in Gymnasien, Gewerbsschulen u. s. w. und spielt gern, falls es irgendwie angeht, den unabhängigen Herrn. Dieser ist hauptsächlich vielfachen und starken Versuchungen zu unsittlichen und unrechtlichen Handlungen ausgesetzt und unterliegt ihnen häufiger, als daß er sie inkräftig besiegt. Aus ihm ergänzt sich aber der Stand der öffentlichen Beamteten, der einflußreicheren Kaufleute, der Vorsteher umfassender gewerblicher Anstalten u. s. w., überhaupt der Stand, dessen Glieder dem Volke Führer und Beispiele sittlichen und rechtlichen Lebenswandels sein sollen. Und wie wenige von ihnen, im Ganzen genommen, sind wirklich erzogen, obgleich die meisten wohlunterrichtet!

Es ergibt sich nun aus unsern Betrachtungen folgender Schluß:

1. Von einer öffentlichen, richtig geleiteten Erziehung der Jugend ist weit mehr als vom bloßen Unterrichte für die Hebung und Befesti-

Digitized by Google

gung des sittlichen und rechtlichen Lebens in der staatlichen Gesellschaft zu erwarten.

2. Der Wirkungskreis der öffentlichen Schulen, sofern sie bloße Unterrichtsanstalten sind, ist ein zu einseitiger und als solcher ein viel zu beschränkter, um dem staatlichen Leben die rechten Früchte zu tragen.

3. Von der nachhaltigen Wirkung des Schulunterrichts in einem bestimmten kirchlichen Glaubensbekenntnisse auf das spätere Leben hegt man unrichtige Vorstellungen und viel zu günstige Erwartungen, welche die Schulen beim besten Willen nicht zu erfüllen vermögen, weil das Wissen ohne mit ihm verbundene, vielfach beobachtete und beurtheilte Uebung ein unfruchtbares bleibt.*)

4. Die häusliche Erziehung wird nicht etwa blos durchschnittlich, sondern vielmehr in der weit überwiegenden Zahl der Fälle, mit Unkunde in der Erziehungskunst, mit Ungeschicke oder Unlust behandelt, genügt daher den billigsten Anforderungen nicht, ja sie wirkt häufig auf die gesunde Entwickelung des sittlichen und des rechtlichen Bewußtseins verderblich ein und vertilgt sogar das wenige Gute, welches die Schule noch stiftet und in ihrer jetzigen äußern Stellung stiften kann, bald wieder, insofern die Kinder durch das augenscheinliche Beispiel, ja durch offene Aufforderung der Aeltern zu Unsittlichkeiten und Gesetzwidrigkeiten verleitet werden.

5. Besondere Beachtung von Seiten des Statistikers, der über die Wirksamkeit der Schulen für das staatliche Leben ein sichereres Urtheil, als bisher gewöhnlich, fällen will, verdient der wichtige Umstand, daß der Schulunterricht für den größern Theil der Jugend viel zu früh abgebrochen wird und Fortbildungsschulen gegenwärtig noch eine große Seltenheit sind; daß während der sittlich gefährlichsten Lebensjahre die Jugend meist so gut wie gar nicht erzogen und für die Abwendung der Gefahren nur Unzureichendes gethan wird; endlich, daß die höhern

*) Wenn eine Regierung in ihrem Lande an allen Kreuz- und Gabelwegen hölzerne oder steinerne Wegweiser und Meilenzeiger, auf allen Hügeln Hemmschuhzeichen aufsteckte und meinte, sie habe dadurch den öffentlichen Verkehr belebt, den Handel gehoben u. s. w., so würde alle Welt über einen solchen Wahn lächeln. Aber unsere Statistiker sind sehr ernsthaft und fern von aller Schalkheit, wenn sie von den öffentlichen Unterrichtsanstalten ohne öffentliche Erziehung etwas gewagte Schlüsse auf die Hebung des sittlichen und rechtlichen Bewußtseins im Volke machen.

Digitized by Google

Schulen das Recht haben, Schüler fortzuschicken, welche entweder das Erforderliche nicht leisten, oder ein sittlich böses Beispiel geben*).

6. Niemanden darf es also befremden, wenn die statistischen Ergebnisse bei den Gerichten mit den Bemühungen der Staatsbehörden, das öffentliche Unterrichtswesen zu befördern, nicht nur nicht im rechten Einklange, sondern bisweilen in schreiendem Widerspruche stehen**).

Da nun die öffentlichen Schulen von Seiten der Staatsregierung wohl die (einseitige) Bestimmung haben, die Jugend zu unterrichten, aber nicht — wenigstens im Ganzen nicht ausdrücklich — auch die Bestimmung, die Jugend zu erziehen; da selbst der öffentliche Unterricht ein mangelhafter ist und an Unvollkommenheiten, welche weder den Schülern, noch den Lehrern zur Last gelegt werden dürfen, leidet: so sind auch die Schulen hinsichtlich der Erfolge des Unterrichts für den Staat nur theilweise und bedingt, hinsichtlich betrübender Erscheinungen aber, welche im Gebiete des sittlichen und rechtlichen Lebens der Staatsglieder vorkommen, so gut wie gar nicht verantwortlich. Was unsere Statistiker und Staatsmänner bei ihren Berechnungen und mitunter etwas voreiligen Schlüssen sich anmerken mögen.

„Wenn, um aller göttlichen Gnade willen, soll denn einmal jene goldene Zeit anbrechen, wo die Erziehung der Kinder nicht mehr der Erziehung junger Gänse gleichen wird, welche eben auch von keiner andern Gans zur Weide gegackert werden, als von derjenigen, die sie ausgebrütet hat? Ist es unausführbar und wird es unausführbar bleiben, daß der Staat seine Kinder (in manchen, ja in vielen Fällen) vor ihren Aeltern oder sonstigen, Aelternstelle vertretenden Verwandten sichere und sich so seine künftigen Bürger rette?"

---

*) Diese Strafe, welche von den höhern Schulen verhängt wird, trifft die Eltern so gut als deren Kinder. Schlimm genug, daß diese büßen müssen, was in der Regel jene allein verschuldet haben.

**) In Frankreich sind die Verhältnisse des Familienlebens und der öffentlichen Zustände der Erziehung der Jugend, besonders der höher gebildeten, noch viel ungünstiger als in Deutschland, daher dort auch die berührten statistischen Ergebnisse weit betrübender als hier. Daß übrigens die katholische Religion ein Abwehrmittel des Selbstmordes nicht ist, lehrt Frankreich grade zur Genüge; und gibt es etwa nicht Beispiele davon, daß Selbstmörder vor der That sich erst haben kirchlich absolviren lassen?

Digitized by Google

Ungarische Zustände.

Aus Wien.

Die Nachrichten über das Befinden des Palatins lauten zwar für den Augenblick günstig, aber Privatbriefe aus seiner Umgebung in Ofen wollen leider nicht an eine dauernde Besserung glauben. Die gesunkenen Kräfte des hochbetagten Greises in Folge einer vorgenommenen Leistenbruch-Operation lassen noch immer das Schlimmste erwarten, und eine scheinbare kurze Besserung gibt immer doch nur einen schwachen Hoffnungsschimmer. Die Verhandlungen zwischen dem Fürsten Metternich und dem ungarischen Kanzler, Grafen Appony, waren in der letzten Zeit sehr häufig; es handelte sich darum, für alle möglichen Fälle vorbereitet zu sein. Wenn es das Unglück wollte, daß der allgemein verehrte Greis jetzt stürbe — nebenbei gesagt, hat einer der Hofkapellmeister bereits ein Requiem für den Palatin geschrieben, und derselbe Kapellmeister ist nun jetzt selbst gefährlich erkrankt — so würde die Regierung wohl kaum, wie man hier allgemein glaubt, den ungarischen Landtag sogleich zusammenberufen, sie würde gewiß von ihrem constitutionellen Rechte einer sechsmonatlichen Frist Gebrauch machen, um so mehr, da im März k. J. ohnehin der Landtag einberufen wird. Sie würde in dieser Zwischenzeit nicht allein Gelegenheit haben, sondern auch Gelegenheit suchen müssen, sich sowohl von der Stimmung im Lande genau zu unterrichten, als auch die Männer, welche zu dieser Würde vorgeschlagen werden, zu sondiren und sich ihrer zu versichern. Bei der Wahl eines Palatins hat die Regierung das Recht, vier Candidaten, darunter einen Prinzen des Hauses, vorzuschlagen. Von den andern drei Candidaten muß einer der lutherischen, einer der helvetischen Confession angehören. So weit die Stimmung in Ungarn bisher laut geworden, muß man glauben, daß das Land unter den kaiserl. Prinzen nur den Erzherzog Stephan als Palatin anzunehmen Lust

Digitized by Google

hat; würde dieſer nicht ernannt, ſo würde die Wahl dann auf einen Magnaten fallen, und als die drei Candidaten aus dem Magnatenſtande nennt man den Fürſten Eſterhazy, den Grafen Stephan Szecheni und den Gouverneur von Siebenbürgen, Graf Teleki. Letzterer, ein entſchieden freiſinniger Mann, gewandt und gelehrt, praktiſch und erfahren, hat die meiſten Sympathien und auch die meiſten Chancen für ſich — es müßte denn ſein, daß die Regierung den Erzherzog Stephan mit vorſchlüge, was aber immer noch problematiſch iſt. Die grade jetzt erfolgte Ernennung des Präſidenten der Studiencommiſſion und des Cenſurcollegiums in Ofen, Herrn von Szögöny, zum zweiten Vicekanzler der ungariſchen Hofkanzlei beweiſt, wie die Regierung jetzt bemüht iſt, die fähigſten Köpfe Ungarns in ihre unmittelbare Nähe zu bringen. Hr. von Szögöny iſt einer der entſchiedenſten Anhänger des Appony'ſchen Syſtems, jung, thatkräftig und grade liberal genug, um zu erkennen, wie man mit den Ungarn umgehen müſſe. Uebrigens hat aber auch grade jetzt die ungariſche Oppoſition durch die Entweichung des Directors der ungariſchen Handelsgeſellſchaft einen der empfindlichſten Stöße erlitten. Die Handelsgeſellſchaft, ſowie der Schutzverein waren Phantaſien der ungariſchen Ultranationalen, zu Papier gebracht von Hrn. von Koſſuth, einem Manne, der als Journaliſt nicht ohne Feuer, ſonſt aber ohne alle Lebenspraxis iſt. Durch Beides wollte man ſich von Oeſterreich oder vielmehr von den verhaßten Deutſchen emancipiren. Durch die Handelsgeſellſchaft ſelbſt mit Frankreich, England und Amerika in Verbindung treten, während ſonſt der Produktenhandel Ungarns meiſt durch die Hände Wiener Kaufleute ging. Durch den Schutzverein wollte man eine inländiſche Induſtrie erzwingen, um Oeſterreich ſeinen großen Markt Ungarn abzuſchneiden. Aber der Schutzverein ſcheiterte 1) an den mangelhaften Creditverhältniſſen des Landes, 2) an dem Geſetze der Aviticität, welches den Grundbeſitz auf adeligem Boden dadurch unſicher macht, daß nach ungariſchem Geſetz nach Jahren noch ein Anverwandter des Verkäufers auftreten und gegen Rückerſtattung der ehemaligen Verkaufsſumme ſich wieder in den Beſitz des verkauften Gutsantheils ſetzen kann; ein Geſetz, durch welches ſchon an und für ſich jeder Ausländer von Errichtung von Fabriken, zu welchem Behufe er doch nothwendig Grundeigenthum erwerben muß, zurückgeſchreckt werden muß; 3) an dem Mangel von Arbeitskräften und der dadurch hervorgebrachten Theuerung des Arbeitslohnes; 4) an dem Mangel guter Communicationsmittel in dem Innern des Landes, denn es laſſen ſich doch unmöglich alle Fabriken in der Hauptſtadt anlegen,

Digitized by Google

oder alle Fabrikszweige in der unmittelbaren Nähe der wenigen gut erhaltenen Hauptstraßen betreiben ꝛc. ꝛc. Ich könnte hier noch mehrere Gründe angeben, aber dieses sind die am meisten in die Augen springenden, wenn auch alle diese Gründe, so wichtig sie sind, bei einem thatkräftigen und praktischen Volke, wie die Engländer oder Amerikaner, von keiner so großen Bedeutung wären, indem diese sie durch Beharrlichkeit bald überwunden hätten. Aber suchen wir alles Edle bei den Ungarn, nur nicht Beharrlichkeit. Der Ungar hat in seiner Sprache ein eignes Wort, welches so viel bedeutet wie „ungarisches Strohfeuer" und man weiß es, wie sehr der Ungar seine Sprache in Ehren erhält. Wer seine Phantasie zu erhitzen, seine Begeisterung zu erregen versteht, der hat bei ihm gewonnenes Spiel, ebenso wie im Gegentheil wieder Jener, der nicht dem ersten Angriffe des ungarischen Enthusiasmus nachgibt, der ihm zu widerstehen versteht und klug die Folgen abwartet; man sieht, der Ungar ist noch ganz wie sein Scythischer Vorfahre, ungestüm im ersten Angriff, ist dieser abgeschlagen, so werden nur fliehend noch einzelne Schüsse abgesendet. So war es mit dem Schutzvereine, für welchen sich in den ersten Monaten über eine Million Menschen erklärt hatten und der nach einem Jahre so weit war, daß er nicht einmal mehr die wenigen Beamten seines Hauptbureaus in Pesth bezahlen konnte und dann, um seine Finanzen und den gesunkenen Handelsgeist zu heben, ein Ballfest veranstaltete, wobei aber auch einige hundert Gulden weniger als die Kosten eingingen. Man darf nicht übersehen, daß die Idee des Schutzvereins bei einem Volke wie die Ungarn, in einem Lande von der Größe und Bevölkerung Ungarns, von der ungeheuersten Wichtigkeit für die österreichische Industrie hätte werden können, aber um so imposanter gegen das übrige Oesterreich auftreten zu können, hätte Ungarn erst selbst eine vielfach entwickelte Industrie haben müssen, Straßen, um diese Industrie im Lande selbst flüssiger zu machen, und Geld, um eine solche Industrie auf den höchsten Punkt zu treiben. Dann hätte es zu Oesterreich sagen können: Wir schließen unsern Markt dem millionenfachen Absatz euerer Waaren und erhöht ihr den Ausgangszoll unserer Producte, so lähmt ihr nur selbst mehrere Zweige eueres Handels, während wir dann Fiume zum ungarischen Odessa machen. Aber bei den Ungarn war so etwas nicht zu fürchten, die ganze Geschichte war ein Champagnerrausch, der Mehrere zu Boden warf. Wie unpraktisch die Ungarn überhaupt in staatsökonomischen Dingen denken, beweisen sie auch schon daraus, daß sie hier wie überall bei dem großen schönen Hause, das sie bauen wollen, zu-

Digitized by Google

erst das Dach machen und dann erst an den Grund denken: sie wollten ihre Industrie emancipiren und begannen zuerst mit dem Schutzverein, und dann mit dem Fabriks-Verein, d. h. dem Verein zur Errichtung von Fabriken im Lande; denn, sollte man es glauben, als der Schutzverein gegründet wurde, hatte das ganze große Ungarn keine einzige Spinnfabrik, keine einzige Baumwollwaarenfabrik, Eine Tuchfabrik, zwei Porcellanfabriken, zwei Seidenfabriken in Pesth, eine Glasfabrik, ein paar Eisenhämmer auf den Coburg'schen Gütern, einige Papierfabriken und mehrere Cigarrenfabriken; das übrige waren meist zünftige Gewerbe, als Handschuhmacher, Gerber, Hutmacher ꝛc. ꝛc., von einer Industrie im Großen nirgends eine Spur. Diese Industrie, so nothwendig, um den Schutzverein eine Wahrheit sein zu lassen, sollte nun der Fabriksverein ins Leben rufen, und in der That figurirten auf den Subscriptionslisten neben den bescheidenen Ziffern des vorsichtigen Kaufmannsstandes, die vielen Nullen des hohen Adels, so daß man glauben sollte, es müßten Millionen zusammenfließen. Aber endlich, als es zu den Einzahlungen kam, schmolzen diese großen Subscriptionssummen zu so bescheidenen Ziffern zusammen, daß auch diese Sache zusammenfiel. Unter die Tendenzen des Fabrikvereins gehörte es auch, Jene, welche in Ungarn Fabriken errichten wollten, durch Vorschüsse zu unterstützen; welche Bedingungen machte aber da der Verein? Für's Erste natürlich vollkommene Sicherstellung des Darlehens, dann sechs Procent Interessen und endlich jederzeit Einsicht in die Bücher des Geschäfts; es waren dieses die klügsten Bedingungen, um Jedermann von einem Anlehnsgesuche abzuhalten. Und nun muß man denken, was aus der ungarischen Handelsgesellschaft werden mußte, da ihr mit unumschränkter Vollmacht ausgerüsteter Director rein eine Creatur jener Männer war, welche an der Spitze der oben genannten Vereine standen. Von dem Momente an, wo nach dem Rechnungsabschlusse des ersten Jahres diese Partei es durchsetzte, daß Szabo unumschränkte Vollmacht erhielt, waren schon erfahrene Kaufleute hier und in Pesth der Meinung, daß die ganze Sache einen schiefen Gang nehmen würde, denn hier kannte man Szabo nur als einen jungen Menschen ohne Erfahrung und Geschäftskenntniß, in Pesth aber als einen Schwindler, Radamonteur und — Bankroteur! Die Gesellschaft kann unter den jetzigen Verhältnissen, wo sich die Fälschungen in der Buchführung immer mehr und mehr herausstellen, froh sein, wenn sie mit einem Schaden von 200,000 Fl. durchkommt. Auch wurde in der letzten Generalsitzung vor einigen Tagen beschlossen, daß

Digitized by Google

die Gesellschaft alle ihre Verpflichtungen, die Szabo bis zu seiner Flucht eingegangen, decken und dann unter einem Ausschusse von mehrern der ersten und erfahrensten Kaufleute Pesths fortbestehen werde, und in der That läßt sich noch eine schöne Zukunft für dieses Unternehmen hoffen, denn Ungarns unerschöpflicher und vielfacher Productenreichthum wird einem klugen und gewandten Kaufmanne immer glückliche Combinationen erfinden lassen. Szabo ist in Salzburg wieder erwischt worden. Mit ihm ist das Project einer ungarischen Flotte, wo er selbst am besten den ersten Mastbaum hätte vorstellen können, sowie auch die für jetzt unausführbare Idee einer Eisenbahn von Bukovar nach Fiume, und überhaupt noch manche Raketen eines Ultra-Magyarismus in's Meer gefallen; daß dieses aber, wie Kossuth jammernd ausruft, der härteste Schlag für Ungarns Größe seit Jahrhunderten sei, ist eine lächerliche Phrase; ein junger Mensch — Szabo ist einige zwanzig Jahre — hat einen dummen Streich gemacht, damit Holla!

Digitized by Google

Venedey und Schuselka über die deutschen Juden.

Ein Preuße und ein Oesterreicher, zwei Schriftsteller, in deren Wirken der Enthusiasmus für deutsche Nationalität und Größe den Grundzug bildet, behandeln in ihren neuesten Publikationen die Frage der Judenemancipation. Was ist noch Neues in dieser Frage zu sagen übrig? Ist nicht Alles schon vorgebracht worden? Im Namen der Menschheit, im Namen des Rechts, im Namen der Liebe, im Namen der Vernunft, im Namen der Freiheit sind die schönsten, glühendsten und überzeugendsten Worte gesprochen worden; im Namen des Fanatismus, im Namen des Vorurtheils, im Namen des Hasses, des Mißtrauens, des Zunftneids und des Egoismus sind nicht minder glühende Worte und erschöpfende Gründe zur Welt gekommen. Dennoch hat in den letzten Jahren die Judenfrage eine neue Wendung genommen. Viele hochherzige Männer haben die Judenemancipation im Namen deutscher Ehre, im Namen des christlichen Vortheils verlangt, während die Gehässigkeit der Gegner die neue Taktik erfanden, jene Stimmen, die für die Rechte der Juden sich erhoben, als lauter jüdische Stimmen auszuschreien. Diese Taktik ist nicht ohne Erfolg geblieben und die Erfahrung lehrt, daß ein großer Theil des Lesepublikums jene Aufsätze, welche die Tagespresse gegen die herrschenden Judengesetze enthält, rasch überschlägt, weil man immer Advokaten in der eigenen Sache dahinter vermuthet. Der christliche Schriftsteller, dem das schreiende Unrecht, das an den Juden begangen wird, ans Herz geht, leistet daher der Sache einen doppelten Dienst, wenn er mit seinem ganzen Namen in die Arena tritt. Von diesem Gesichts-

Digitized by Google

punkte aus lassen wir hier einige der jüngsten Urtheile, die in dieser Angelegenheit gefällt wurden, sprechen, um so mehr als die streng deutsche Anschauung darin dominirend ist, und manche neue Wendung sich herausstellt, die eben nur ein Ergebniß der jüngsten Zeit sein konnte.

Schuselka.*)

„Wie sehr das reactionäre conservative Element selbst den Völkern Deutschlands noch im Blut steckt, beweist das Schicksal der deutschen Juden. Eine Reform, die wesentlich von den Völkern ausgehen und vollbracht werden könnte und sollte, geht eben so langsam von statten, wie die Reformen, die von den Regierungen abhängen; und fast wörtlich dieselben nichtigen Bedenklichkeiten, mit denen die Minister ihre Reaction zu beschönigen suchen, hört man selbst von sonst freisinnigen Volksmännern gegen die Emancipation der Juden vorbringen. Schon daß auf die politische und sociale Lage einer so großen Zahl unsrer Mitbürger das Wort angewendet wird, welches den Begriff von heidnischer Sclaverei voraussetzt, bezeichnet den unsre christliche Cultur beschimpfenden Uebelstand verdammend genug.

Es ist in neuester Zeit allerdings hierin etwas besser geworden — und wer wird nicht auch in dieser Beziehung mit freudiger Verehrung auf Baden blicken — aber es geschieht zu wenig, und wenn auch mehr geschähe, es wäre umsonst, weil eben Alles geschehen soll. Noch immer ist der Wahn vorherrschend, es komme in der Judensache von christlicher Seite auf eine gnädige Herablassung, auf eine christliche Barmherzigkeit an. Es ist bei weitem noch nicht zur Anerkennung durchgedrungen, daß es eine strenge und ganz gemeine Rechtspflicht für uns ist, die Juden in die bürgerliche Rechtsgleichheit eintreten zu lassen. Von allen gewöhnlichen Bürgerlasten lassen wir sie gleichen Antheil mit uns tragen und legen ihnen überdies noch einige besondere Lasten auf; aber von den gewöhnlichen bürgerlichen Rechten, Ehren und Vortheilen schließen wir sie aus.

Doch nicht die weitere Darlegung dieses empörenden Unrechts ist der Zweck dieses Aufsatzes. Ich will vielmehr im Interesse unsrer eigenen Freiheit und Nationalwürde für die Befreiung und Berech-

*) Siehe: Deutsche Volkspolitik von Franz Schuselka, Hamburg bei Hoffmann und Campe, 1847.

tigung der Juden sprechen; ich will in kurzen Sätzen zeigen, daß wir durch Unterdrückung und Knechtung der Juden den Despotismus befestigen, unter dem wir selber seufzen, daß wir unsre Nationalität beschimpfen, so lange wir die Juden von derselben ausschließen wollen.

Das wirksamste Haupthinderniß der Judenerlösung liegt unstreitig blos in unsern christlichen Vorurtheilen und persönlichen Antipathien. Es gibt freisinnige Männer, welche es offen aussprechen, daß sie von unserer Ungerechtigkeit gegen die Juden vollkommen überzeugt sind, daß sie aber dessen ungeachtet durch ein gewisses Etwas, durch ein angeerbtes, ja angebornes Vorurtheil, durch eine unbezwingliche Abneigung verhindert seien, für die gänzliche Aufhebung jener Ungerechtigkeit zu stimmen. Allein, wenn auch nicht geläugnet werden kann, daß in den jetzigen Volkszuständen der Juden noch mancherlei vorkomme, was eine gewisse Abneigung erregen kann, und wenn es ferner nur allzuwahr ist, daß die mit der Muttermilch eingesogenen Vorurtheile das ganze Leben beherrschen; so ist es doch eben für diejenigen Freisinnigen, die wirklich von einem Vorurtheil, von einer Antipathie gegen das Judenthum und gegen die Juden besessen sind, um der allgemeinen Freiheit willen die dringendste Pflicht, für die Judenfreiheit zu wirken. Denn lassen wir persönliche, angeerbte Vorurtheile und Neigungen in politischen Dingen herrschen, so rechtfertigen wir dadurch die uns allen feindlichen Vorurtheile und Neigungen derjenigen, die uns alle beherrschen. Wie wir es den Juden machen, so machen sie es uns. Aus angeerbten Vorurtheilen, aus persönlicher Antipathie gegen die Demokraten, gegen die „Antichambre, die in den Salon dringen will," versagen uns die Herrscher die staatsrechtliche Anerkennung und Freiheit. So lange wir aus gleichen Gründen gleiches Unrecht an den Juden verüben, anerkennen wir das despotische Princip, nach welchem in Staats- und Nationalsachen persönlichen Antipathien und Vorurtheilen ein herrschender Einfluß eingeräumt wird.

Es gibt freisinnige Volksmänner unter uns, die dem Princip nach das Recht der Juden auf staatsrechtliche Gleichstellung und Freiheit anerkennen, aber dennoch gegen die unverzäumte und vollständige Durchführung dieses Princips stimmen, weil, wie sie sagen, die Juden für die Freiheit noch nicht reif seien, sondern erst nach und nach durch stufenweise Concessionen herangebildet werden müßten. Buchstäblich dasselbe setzt die despotische Partei unserm eigenen Freiheitsstreben entgegen. Sie ist zwar auch schon so weit gebracht, daß sie die staatsrechtliche Freiheit dem Princip nach nicht mehr negiren kann; aber sie

Digitized by Google

iſt gegen die unverſäumte und vollſtändige Durchführung dieſes Princips, weil, wie ſie ſagt, die Völker überhaupt und beſonders die deutſchen Völker für die Freiheit noch nicht reif ſeien, ſondern erſt durch ſtufenweiſe Conceſſionen herangebildet werden müßten. Wagen wir es nun, über ein Volk, welches ein Theil unſers eigenen Volkes geworden iſt, die Unmündigkeitserklärung auszuſprechen, ſo ermächtigen wir dadurch die herrſchende Partei, daſſelbe Urtheil über uns ſelbſt zu fällen.

Die Gegner der Judenfreiheit behaupten hartnäckig, dieſelbe ließe ſich ohne die größten Nachtheile nicht durchführen, die Juden ſeien nun einmal nicht darnach, ſie könnten und wollten ſich nicht eigentlich und organiſch unſerm Volksleben anſchließen, ſie würden immer ein fremdes und feindliches Element bleiben. Weiſt man nun gegen dieſe Behauptung ganz einfach auf Frankreich und England hin, ſo erwidern jene Judenfeinde kurz und ſchlecht, in Frankreich und England ſeien andere Verhältniſſe. Ganz genau ſo machen es nun die Feinde der deutſchen Freiheit überhaupt. Sie behaupten fortwährend, Preßfreiheit, Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Juryverfaſſung des Gerichtsweſens und eine wahrhaft conſtitutionelle Freiheit ſei mit den ganz beſondern und ſehr ſchwierigen deutſchen Zuſtänden unvereinbar. Weiſt man nun gegen dieſe grauſame Behauptung auf die Macht und das Glück Frankreichs und Englands hin, ſo wird man kurz mit der Bemerkung abgefertigt, in Frankreich und England ſeien eben ganz andere Verhältniſſe. Wenn wir alſo in einer ſo wichtigen Richtung der Freiheit gegen das engliſche und franzöſiſche Beiſpiel blind ſind, ſo rechtfertigen wir dadurch gewiſſermaßen das Verfahren unſrer Regierungen, die uns in Betreff der Freiheit überhaupt gegen jenes Beiſpiel blind machen wollen.

Es iſt aber überdies geradezu gelogen, wenn behauptet wird, die Juden würden ſich niemals wahrhaft mit unſerm Volksthum vereinigen. Sie haben ſich ja ungeachtet aller Unterdrückung, Ausſchließung und Beſchimpfung bereits ſo vollſtändig nationaliſirt, daß Juden in den erſten Reihen unſrer patriotiſchen Kämpfer ſtehen. Sie haben alle unſere innern und äußern Nationalkämpfe mit Treue und Begeiſterung mitgekämpft, ſie ſind in den fernſten Weltgegenden die Träger deutſcher Sprache und Bildung, zu allen unſern großen Nationalwerken haben ſie Geiſt und Gut beigeſteuert und auf allen Gebieten der deutſchen Kunſt, Wiſſenſchaft und Literatur glänzen als Sterne erſter Größe jüdiſche Namen. Das alſo, was die Juden für unſer Nationalleben

Digitized by Google

leisten, nehmen wir an, eignen es uns zu, lassen es als deutsch gelten; den Juden selber aber wollen wir den deutschen Charakter absprechen, wollen sie von der deutschen Nationalität ausschließen unter dem Vorwand, sie wollten und könnten nicht deutsch sein?! Durch dieses ungerechte Verfahren beschimpfen wir die deutsche Nationalität. Denn wenn die Juden nicht deutsch sind, wenn sie nicht werth sind, es zu werden, warum nimmt dann die große deutsche Nation von den verachteten Fremdlingen Almosen an, warum schmückt sie sich mit den geistigen Werken derselben?

Bis zu welchem Grade unsre Juden deutsch sind, beweist ein für unsere Culturgeschichte äußerst merkwürdiges neuestes Beispiel, nämlich der Verfasser der Dorfgeschichten, der edle Berthold Auerbach. Gewiß wenige Leser dieser lieblichen und einfach großartigen deutschen Volksbilder werden es auch nur für denkbar gehalten haben, daß diese Dorfgeschichten von einem Juden geschrieben seien. Und doch ist Berthold Auerbach ein Jude und zwar ein aus einer armen Dorfjudenfamilie stammender Jude. Geist, Scharfsinn und Witz hat man den Juden immer zugestehen müssen; hier habt ihr nun einen Juden, der als Repräsentant derjenigen Eigenschaft gelten kann, die man sonst gewöhnlich für ein Urprivilegium der urdeutschen Natur hält; hier habt ihr einen tief gemüthlichen Juden. Hier habt ihr einen Juden, der unser eigentliches deutsches Urvolk in seinem innersten Wesen belauscht und erkannt hat; und dessen Herz das wärmste Mitgefühl für alle Freuden und Leiden dieses deutschen Volks empfindet. Und nun sage Jemand, daß dieser liebe Berthold Auerbach nicht deutsch sei!

Wer selber ächt deutsch ist, der muß die deutschen Juden als deutsche Mitbürger anerkennen; wer die Freiheit überhaupt will, der muß auch für die Freiheit der Juden wirken. Und ihre Befreiung hängt recht eigentlich von uns ab. Nicht nur die deutschen Kammern können für sie wirken, sondern jeder deutsche Mann, wenn er damit anfängt, sein angebornes Vorurtheil und seine persönliche Antipathie gegen die Juden abzulegen. Die deutschen Städte, in deren Weichbild kein Jude wohnen oder sogar nur schlafen darf, die deutschen Zünfte, die keinen Juden aufnehmen, die deutschen Städtecollegien, die den jüdischen Mitbürgern Sitz und Stimme verweigern, die deutschen gelehrten und geselligen Vereine, die durch Ausschließung der Juden beweisen, wie ungebildet und ungesellig sie sind, — sie Alle und jeder einzelne Deutsche erweise den Juden Gerechtigkeit, und die Regierungen werden um so lieber nachfolgen, je nothwendiger sie die Juden brauchen."

Digitized by Google

Venedey.*)

„Die Emancipation der Juden hängt mit den deutschen Preßzuständen auf das Innigste zusammen. Sehr oft antworteten die Gegner der Ansichten, die in der deutschen Presse sich am klarsten geltend machen, auf die am lautesten ausgesprochenen Forderungen, mit einer Hinweisung darauf, daß so viele Juden in der Presse thätig seien. Sie glauben damit dann meist, den von den Juden in den Zeitungen vertheidigten Ansichten, auch für die Christen den Gnadenstoß gegeben zu haben. Sie haben aber nichts gethan, als einen Grund mehr für — die Emancipation der Juden angeführt.

Vier Landtage in Preußen sprachen sich für die Emancipation der Juden aus. Die Regierung antwortete allen, daß ihre „Anträge bei der bevorstehenden legislativen Berathung dieses Gegenstandes näher erwogen werden sollten." Der Antwort an die Rheinländer aber fügte die Regierung noch besonders hinzu: „Wir wollen indessen Unsern getreuen Ständen schon jetzt nicht vorenthalten, daß Unsere Absicht nicht dahin geht, die Juden in Beziehung auf die politischen Rechte Unsern christlichen Unterthanen völlig gleich zu stellen, und halten Uns auch überzeugt, daß der so weit gehende Antrag bei der Mehrzahl der Letzteren keine Unterstützung finden würde."

Die schlesischen Stände hatten insbesondere auf Zulassung der Juden zu akademischen Lehrstellen, sowie als Bürgermeister angetragen; und in Antwort hierauf erklärt die Regierung, „daß es nicht ihr Wille sei, die Juden zu Aemtern zu befähigen, welche ihnen eine obrigkeitliche Gewalt über die christlichen Unterthanen gäben."

Somit ist die Regierung gesonnen, die politische Ungleichheit der Juden den Christen gegenüber aufrecht zu erhalten. Sie beruft sich zu dem Ende selbst auf das Vorurtheil der Massen, die, wie sie glaubt, im Gegensatze zu der Ansicht der Landstände, „dem so weit gehenden Antrage keine Unterstützung" zukommen lassen würden. Diese Berufung ist um so auffallender, als sie das System der Regierung umstößt, da sie gewiß ihre Gründe hat, warum sie nur Leute zu den Landtagen beruft, die zehn Jahre Grundbesitz haben und so und so viel Steuern zahlen.

---

*) Siehe: Vierzehn Tage Heimathluft. Von J. Venedey. Leipzig (Verlag von W. Jurany) 1847.

Digitized by Google

Das Vorurtheil der Massen mag noch vielfach gegen die Emancipation der Juden sein, aber die ganze denkende Welt verwirft dies Vorurtheil. Es gibt auch außer Preußen noch Staatsmänner, die da meinen, daß man den Juden wenigstens die politischen Rechte nicht zuerkennen dürfe. In einzelnen Theilen Deutschlands scheint man Zustände, wie die des Elsasses, die schlimm genug sind, zu befürchten, und bedenkt nicht, daß diese Zustände Folge von Ausnahmeverhältnissen, Folge alten Herkommens und vor Allem Folge des Umstandes sind, daß der deutsche Bauer alle seine höhern Geschäfte französisch betreiben muß und dazu eines Uebersetzers und Führers bedarf, — und endlich, daß der französische Grundbesitz durch das französische industrielle Schutzsystem überall auf eine furchtbare Weise verschuldet ist.

Ohne die politische Emancipation der Juden aber ist auch die bürgerliche nicht möglich. Das politische Element greift gegenwärtig so tief in das bürgerliche und gesellschaftliche Leben über, daß wer von den politischen Rechten ausgeschlossen ist, sich auch in allen andern Beziehungen im bürgerlichen und gesellschaftlichen Leben unbehaglich finden muß. Das größte Unglück der Ausschließung ist, daß der Zurückgesetzte sich selbst als einen Benachtheiligten, als einen Zurückgesetzten betrachtet. So würde also, selbst wenn man auch von all den socialen Stellungen, die die politischen Rechte, Aemter, Würden, Orden geben, nicht sprechen wollte, dennoch die moralische Emancipation, die Versöhnung, die gesellschaftliche Gleichstellung gar nicht möglich sein, wo die politische, die staatsrechtliche nicht zugleich mit stattfände.

„Die Emancipation der Juden muß also vollständig sein, wenn sie überhaupt stattfinden, den gehofften Nutzen haben, moralische, gesellschaftliche Aussöhnung und Gleichstellung herbeiführen und verwirklichen soll." Nicht um etwas mehr oder weniger, so oder so viel handelt es sich, sondern um Alles oder Nichts, um Etwas, das sich nicht theilen läßt, um Freiheit und Recht.

Die Frage ist also einfach: Müssen und sollen die Juden emancipirt werden?

Daß man diese Frage nur noch stellen kann, ist kaum begreiflich. Sie ist eine der wunderbarsten Mißtöne in dem tollen Concerte unserer Zeit. Ist es nicht eine Art Hohn, von der „Judenemancipation" zu sprechen? **Wie wollte ich Euch geißeln, wenn ich ein Jude wäre! — Und der Rothschild, der die Wage über Krieg und Frieden in der Hand hält? Und Meyerbeer, Mendelsohn sind sie nicht als die ersten**

Digitized by Google

Künſtler der Welt anerkannt? und die zahlloſe Schaar deutſcher Schriftſteller, die unbedingt über die ganze deutſche Preſſe gebieten?

Judenemancipation? Seid Ihr denn in Folge des Unrechts Eurer Väter mit Blindheit geſchlagen? Seht ihr denn nicht, daß es ſich einfach um die Emancipation der Chriſten in Deutſchland handelt, die von den Folgen der Ausnahmsſtellung, die die Geſetze unſerer Väter den Juden gemacht haben, erdrückt werden?

Gleichſtellung der Juden mit den Chriſten in politiſcher, bürgerlicher und geſellſchaftlicher Beziehung iſt nicht mehr die Emancipation der Juden, ſondern die der Chriſten. „Ja, Chriſtenemancipation durch die Zernichtung der Ausnahmsgeſetze der Juden" iſt eins der unerläßlichſten Bedürfniſſe der Zeit für uns Chriſten. Denn der, der da ſagt: „die Erſten ſollen die Letzten und die Letzten ſollen die Erſten ſein," hat ſein Geſetz an uns vollzogen; und als wir glaubten, den Fuß auf den Nacken unſerer Mitmenſchen zu ſetzen, hat er uns in des Bedrohten Hand gegeben, daß er uns niederhalte und erdrücke.

Seht um Euch; gibt es in dieſer Welt eine Stellung, die Anſehen, Macht, Genuß bietet; und Ihr werdet ſie öfterer von einem Juden denn von einem Chriſten beſetzt finden. Alle Chriſtenmächte kriechen zu Kreuz vor dem Judenkönige der Bank. Fragt den nächſten hohen Herrn, dem Ihr begegnet, auf welchen Ball, zu welchem Tanze er heute gehe? — und Ihr könnt Drei gegen Eins wetten, daß er Euch einen Juden nennen wird. In der letzten Soirée, in der ich geſtern erſt war, machte ein deutſcher Baron, Chefpräſidentenſohn aus K., den Spaßvogel, und die Dame des Hauſes lachte von Herzen ob der Schnurrn des hohen Herrn. Ich weiß nicht, ob ſie Rachel heißt, aber ſie trägt den Namen auf Stirn und Naſe in orientaliſchen Schriftzügen aufgedruckt. Beſchmeißt Euch eine ſtolze Pracht-Caroſſe mit Koth, ſie gehört dieſem oder jenem jüdiſchen Banker. Sprechen alle Blätter von einem Künſtler, ſo ſeid zum Voraus überzeugt, er iſt ein Jude, denn alle Blätter, mit ſeltener Ausnahme ſind in der Hand von Juden, und die ihnen nicht unmittelbar untergeben ſind, die verſehen ſie wenigſtens in Mehrzahl mit ihren Beitragen und Correſpondenzen. Der ganze Ton der deutſchen Preſſe, der deutſchen politiſchen Schriftſtellerei hat einen ſehr ſtarken jüdiſchen Beigeſchmack, und die öffentliche Meinung in Deutſchland lebt vorherrſchend von den Anſichten, die jüdiſche Schriftſteller auf- und anregen. Es iſt um Deutſchland und um Chriſtenthum gänzlich geſchehen, wenn die deutſche Chriſtenemancipation nicht bald ſtattfindet, wenn die Juden nicht durch die

Digitized by Google

gleichen Gesetze auf die Höhe der christlichen Weltanschauung und der deutschen Volksauffassung hinaufgehoben werden.

Die Ursache dieser Zustände liegt in den Ausnahmsgesetzen, die auf den Juden zu lasten scheinen und die ihnen in der That nur zur Unterlage, zur Folie dienen. Die Gesetze schließen den Juden von einer Menge Erwerbszweige, insbesondere von allen bürgerlichen Aemtern, deren Zahl in Deutschland Legion ist, aus. Es gibt viele deutsche Länder, wo der Jude nicht Schuster und nicht Schneider werden darf, in allen aber darf er werden: Kaufmann und Banker, Künstler und Schriftsteller.

Die Armen, sie sind gezwungen, Kaufmann, Banker, Künstler, Schriftsteller zu werden; sonst dürfen sie nichts werden; nicht Schneider, nicht Ackerbauer, denn sie haben meist kein Zunft- und kein Eigenthumsrecht; nicht Hofrath und nicht Büttel, denn sie sollen keine „obrigkeitliche Gewalt über christliche Unterthanen" haben. Der christliche Unterthan wird Schuster und Schneider, Hofrath und Büttel. Mitunter freilich verläuft sich auch Einer unter die Kaufleute und Banker, die Künstler und Schriftsteller. Aber sie sollen zusehen, daß sie nicht Schiffbruch leiden.

Die Ausschließung zwingt nicht nur jeden tüchtigen Juden — und es gibt deren scheinbar wenigstens um so mehr, als der Druck überall ekräftigt, so lange er nicht zerdrückt — Banker, Künstler oder Schriftsteller zu werden, sondern bringt ihn auch in jeder Beziehung in eine bevorzugte Lage. Als Juden, ausgeschlossen von den Christen, haben sie ein Recht, eine Pflicht und das Bedürfniß, sich fester Einer an den Andern anzuschließen. Der jüdische Banker, der in Gefahr kommt, kann auf alle seine Glaubensgenossen rechnen; der christliche steht in seinem Rechte auf eignen Füßen und fällt meist, sobald er nur wankt.

Der jüdische Künstler kann seiner Glaubensgenossen an der Bank, auf der Börse und in der Presse stets sicher sein. Sie bilden überall und vor Allem an der Presse, durch die Ausschließung ganz naturgemäß ein geschlossenes Ganze, eine gezwungene Phalanx, gegen die der Christ, den sein Recht vereinzelt, nicht ankann.

Ich habe angestanden, ehe ich diese grellen Farben, wie wahr sie auch sind, aufzutragen mich entschloß. Ich stand an, zauderte und frug mich: „Soll ich die Wahrheit sagen?" weil ich fürchtete, einem Juden damit wehe thun zu können. Ich könnte die angedeuteten Zustände noch durch die schlagendsten Beispiele belegen. Aber ich habe

Digitized by Google

nicht Luſt, irgend Jemanden perſönlich zu verletzen, am wenigſten aber einen Juden. Ja, jeder Jude muß als ſolcher, als Ausgeſchloſſener, als Paria für jeden chriſtlichen Ehrenmann eine geheiligte Perſon ſein, auf der der Strahlenſchimmer des unverdienten Unrechts, des unbefugten Drucks der nichtverſchuldeten Hintanſetzung ruht. Die Ausſchließung der Juden von Geſammtheit und Geſammtpflicht wird in unſerer Zeit, bei den Gefühlen und der Denkart des neunzehnten Jahrhunderts — ein Vorrecht für jeden einzelnen Juden und den ganzen Stamm. Die Söhne des neunzehnten Jahrhunderts ſchämen ſich des Unrechts ihrer Väter, und in dieſem Schamgefühl liegt die unbedingteſte moraliſche Emancipation aller Juden. Und dieſe moraliſche Emancipation wird dann nothwendig bei der geſetzlichen und politiſchen Zurückſetzung zu einem perſönlichen Vorzug für jeden einzelnen Juden. Das iſt die natürliche Folge des Widerſpruches zwiſchen Geſetz und Zeitgeiſt. — Die Ausſchließung der Juden von dem Geſammtrechte zwingt ſie, ſich in die höchſten, die beſten, die ergiebigſten Stellungen der Geſellſchaft hineinzudrängen. Sie wird für alle Juden unter ſich zu einem unſichtbaren Freundſchafts- und Verbindungsmittel, ſie wird für alle Chriſten, den Juden gegenüber, ein Mittel zur Ausſchließung von den Stellungen, die die Juden einzunehmen gezwungen ſind. Sie wird für die Juden, den Chriſten gegenüber, zu einem Schritte, der ſie überall ſchützt, wo ſonſt Anmaßung, vorlautes Weſen und unbefugte Keckheit, alle die gräßlichen Folgen langjähriger Sclaverei und Ausſchließung, in ihre natürlichen Grenzen zurückgewieſen werden würden.

Und deswegen verlangen wir Chriſten: „Gleiche Rechte ohne alle „Ausnahme für die Juden, und ſomit Emancipation der Chriſten von „dem auf uns laſtenden Drucke des Judenthums.“

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Schleswig-Holstein. — Oesterreichs Ruf. — Die Aussichten an der Donau. — Die Beamten und ihre Noth. — Nothwendige Corruption. — Das neue Anlehen. — Rothschild. — Börsenzustände. — Die Kornwucherer. — Eine Anekdote. — Galizische Zustände. — Die Militärsendungen. — Die Regierungen und die Bauern. — Ausdehnung des Standrechts.

Der Herzog von Schleswig-Holstein-Glücksburg ist hier gewesen und bei Hofe mit allen ihm zukommenden Ehren empfangen worden. Er hatte den zweiten Tag gleich eine lange Unterredung mit dem Fürsten Metternich und denkt man daran, wie sich Oesterreich gleich Anfangs in der Schleswig-Holsteinschen Angelegenheit benommen, welche Instructionen nach Frankfurt gingen und wie der österreichische Beobachter hier keinen Schritt der Opposition unerwähnt ließ, so muß es nur wundern, warum der Herzog nicht früher schon seinen Blick nach Wien wandte, der einzigen Macht, die selbst auch mit weniger Vorbehalt als Preußen sich für die deutsche Sache der Herzogthümer ausgesprochen. Man hat sich leider in Deutschland gewöhnen müssen, Oesterreich wie einen Menschen zu betrachten, der zwar in seinen vier Pfählen ein ehrlicher Mann, aber für seine Umgebung kalt, verschlossen, theilnahmlos und egoistisch dasteht.

Die Anwesenheit eines zweiten „hohen Hauptes" geht hier spurlos vorüber, jenes des Vladika von Montenegro. Es ist eine Ironie des Zufalls, daß er hier die Erlaubniß von Petersburg abwartet, um jene nordische Kaiserstadt zu besuchen. Sie werden fragen, wozu es nothwendig ist, erst die Erlaubniß zur Reise einzuholen? Der Vladika ist Pensionair von Rußland, er bezieht jährlich ein paar tausend Dukaten daher, und wenn der Diener eine Aufwartung machen will, muß er doch erst fragen, ob er kommen darf und angenommen wird! Also in Oesterreich, dem natürlichen Schutzherrn der untern Donaugegenden, wartet dieser

Digitized by Google

Fürſt einer dortigen Provinz die Erlaubniß ab, in die Reſidenz des Uſurpators der Fürſtenthümer zu kommen! Als der Vladika vor einigen Jahren das erſte Mal hier war, wurde er mit vieler Auszeichnung empfangen; hatte dieſer Mann damals mehr Bedeutung? Iſt der wichtige Schlüſſel, den er in der Hand hält, jetzt unſicher? In der That: Rußland hat mit goldenem Finger dieſen Schlüſſel an ſich genommen und dadurch eine Feſtung für ſein einſtiges Reich an der untern Donau gewonnen. Montenegros unbezwungene Berge werden in nicht gar ferner Zukunft eine wichtige Rolle in jenen Gegenden ſpielen, denn man iſt keinen Tag ſicher, daß nicht die Nachricht einläuft, Bosnien, Albanien, die Herzegowina ſind gegen den Islam aufgeſtanden; Montenegro, eingekeilt in dieſem Winkel, iſt der Schlüſſel jener herrlichen Provinzen, und Rußland wird ſich dieſe Gelegenheit, ja kann und darf ſie ſich nicht entgehen laſſen, ebenſo wenig, als ſie Oeſterreich ſich früher entgehen ließ. Werfen Sie einen Blick auf die Karte, welche weite Wohnung dann unſer Nachbar in unſerem Rücken nimmt!

Ein Theil der hieſigen untergeordneten Beamtenwelt hat ſich kürzlich in einer Eingabe an den Hofkammer-Präſidenten gewendet und in Hinſicht auf die ſo enorm zunehmende Theuerung um einen ſogenannten „Theuerungsbeitrag" gebeten, weil es Vielen, ja den Meiſten nicht mehr möglich iſt, mit Familie von ihrem äußerſt geringen Gehalte zu leben. Sie weiſen darauf hin, daß auch der König von Baiern ſeinen Beamten für den bevorſtehenden Winter einen Theuerungsbeitrag bewilligt, und hoffen nun ſowohl von der Huld des Kaiſers, als der Vorſorge des Präſidenten, eine ähnliche Gnade, oder einfacher geſagt: ein ähnliches Almoſen. Der Präſident Kübek antwortete ihnen aber: er ſehe ſich leider genöthigt, ihnen die ihm ſelbſt ſo dringend ſcheinende Bitte abzuſchlagen, indem die Finanzen des Staates jetzt unmöglich in der Lage ſeien, eine ſo unerwartete und außerordentliche Ausgabe bewilligen zu können. Er hätte noch wahrer geſprochen, wenn er unſern jetzigen Zuſtand eine bittere Armuth genannt hätte. Aber der Hof, dem, wenn auch nicht dieſe Eingabe, ſo doch die jetzige Theuerung und das jämmerliche Beſoldungsverhältniß unſerer niedern Beamten bekannt ſein muß, ſollte hochherzig als milder Rettungsengel auftreten. Man vergeſſe nicht, wie ein ſolcher Zuſtand den Geiſt unſerer Beamtenwelt demoraliſiren muß! Welcher Familienvater ſoll ſowohl der Verſuchung, der Beſtechung widerſtehen, wenn er bei dieſer Zeit ſeine leidende Familie damit unterſtützen kann? und mit welchem Gefühle erfüllt dann der Arme ſeine Pflicht, wenn er ſich im Dienſte eines Staates ſieht, der ſeinen Beamten zur Zeit der Noth wenigſtens nicht in etwas die rettende Hand bietet? Man hat die allzu niedern Beſoldungen ſchon lange als einen Krebsſchaden des öſterreichiſchen Beamtenweſens erkannt, und man muß, um nur ein Beiſpiel zu geben, nur die Grenzdiſtricte bereiſt haben, um zu ſehen, wie der Beamte mit ſeinem niedern Gehalte ſein Gewiſſen betäubt und ſelbſt die Hand zur Defraudation bietet. Es gibt vorzüglich beim Cameralweſen Beamte, welche von den betreffenden Parteien einen jährlichen Gehalt beziehen, der oft größer iſt als jener, welchen der Staat ihnen gibt, und nicht wenige Beamte auch

Digitized by Google

in andern Dikasterien rechnen die sogenannten „Neujahrsgeschenke" unter ihre regelmäßigen Einnahmen. Wenn auch die Finanznoth in gegenwärtiger Zeit groß und drückend ist, das Bedürfniß der Armuth ist es nicht minder, und es ist ein großes, heiliges Recht, worauf der treue Diener von seinem Herrn Anspruch hat. Zudem wäre streng genommen die Ausgabe nicht so kolossal, als sie vielleicht im ersten Augenblick erscheint, denn sie wäre vorzüglich nur in einigen großen Städten und auch da nur auf die Dauer von ungefähr vier Monaten nothwendig. Hoffen wir von der Milde unseres Hofes und von der Vorsorge Kübek's, daß in dieser traurigen Angelegenheit etwas Gutes geschehe.

Sie sehen schon daraus, daß die von mir bereits früher gemeldete Negociation eines neuen Anlehens in der That eine begründete war, nur suchte man bisher nach Mitteln, um den häßlichen Ausdruck „Anleihe" zu umgehen, oder sind sie bereits gefunden? Man will 39 Millionen Bankscheine auf drei Procent creiren und sie nach und nach auch derart dem Verkehr übergeben, daß sie wie Banknoten circuliren sollen, daher denn auch die Ziffern der einzelnen Bankscheine von der verschiedensten Höhe sein werden. Zudem werden die $5\frac{0}{0}$ Papiere auf $4\frac{0}{0}$ herabgesetzt (?), aber Alles dieses wird doch nicht hinreichen, um die Krisis, in welcher wir uns befinden, zu überstehen und die Ankunft Rothschild's, welche auf den 20. d. bestimmt ist, wird von der Staatsverwaltung wie von der Börse mit Sehnsucht erwartet. Letztere, nämlich die Börse, befindet sich in einem Zustande, wie er seit Jahren nicht vorgekommen, wie er aber von allen Vorsichtigern und Scharfsichtigern über kurz oder lang in Aussicht gestellt war. Die Verluste gehen in das Ungeheuere und die noch immer steigende Verwirrung lähmt den Credit, der niemals hier so ruinirt war, wie jetzt. Wer auch baares Geld hat, zieht es von der Börse zurück und wendet es auf den Getreidehandel, welcher jetzt bei uns zu einem wahren Kornwucher sich gestaltet hat. Alle Welt kauft jetzt „Früchte" und alle Welt speculirt auf Steigen; es liegen ungeheuere Vorräthe in den Magazinen von Privaten aufgespeichert, während die Theuerung hier auf einen äußerst hohen Grad gestiegen ist und für den Winter noch mehr fürchten läßt. Und so wie es hier ist, ist es in den Provinzen; auch dort speculirt alle Welt auf den Hunger seines lieben Nächsten, und es ist so weit gekommen, daß selbst Adel und hohe Geistlichkeit so tolerant werden, unter die Kornjuden zu gehen. Und glauben Sie, daß ein Steigen der Nahrungsmittel nothwendig ist? Gewiß nicht, denn weder Böhmen, noch ein großer Theil Ungarns haben schlechte Ernten gehabt, aber der Wucher ist überall hinterdrein und preßt dem Armen seinen letzten Kreuzer aus. Und dabei fallen auch Geschichtchen vor, die, wären sie nicht so gar ernst, recht komisch sein könnten. Ein geistlicher Herr, der . . . von . . ., trieb in der letzten Zeit mit aller Strenge die noch ausstehenden Steuern ein, verkaufte, was grade gut wegzugeben war und ließ dafür von seinen Wirthschaftsbeamten 2000 Metzen Getreide ankaufen, wobei das Gerücht im Volke ging, daß sie erst später bei höhern Preisen verkauft zu werden bestimmt sind. Erzherzog Stephan, der von dieser Geschichte hörte, fuhr eigens nach . . . . ., wo der geistliche Herr

Digitized by Google

höchlich erstaunt und überrascht war, Se. kaiserl. Hoheit ankommen zu sehen. Der Prinz sagte ihm viel Lobendes über seinen menschenfreundlichen Entschluß eines so bedeutenden Getreideankaufs und schloß mit den Worten: er werde hoffentlich das Getreide dazu anwenden, es bei einbrechender Noth unentgeltlich an die Armen seiner Diöcese zu vertheilen. Man kann sich das süßsaure Gesicht des geistlichen Hirten denken, wie der edle Prinz ihn so liebenswürdig zur Wohlthätigkeit preßte.

Die Nachrichten aus Galizien lauten höchst beunruhigend. Wenn etwas im Stande ist, uns diesen Winter vor einem neuen Ausbruche zu bewahren, so ist es der Mangel an baarem Gelde, der Mangel an Lebensmitteln, der in Galizien herrscht. Noth und Mißwachs, die nun bereits seit zwei Jahren dieses unglückliche Land verheeren, sind durch die verstärkten Militäreinquartierungen nur noch vermehrt worden und werden es immer mehr, denn so eben haben wieder drei Regimenter Befehl erhalten, nach Galizien einzurücken. Die militärische Besetzung des Landes ist so vollständig als möglich, und man könnte fast sagen, daß jeder Bauer an einem Soldaten einen Aufseher hat. Denn das Militär wird in kleinen Abtheilungen, je nach der Größe der Dörfer, auf dem Lande einquartiert, und die Anzahl ist so bemessen, daß immer ein Soldat auf zwei, höchstens drei Häuser kommt. Kommt es nun dazu, daß der Bauer mit Zwangsmitteln auf das Feld getrieben werden muß, um es zu bestellen, so macht er seine Arbeit so schlecht und ruinirt lieber den Acker, als daß er das adelige Gut, das nach seiner Ansicht nur ihm gehört, ordentlich bebaut. Bei einem Theil der galizischen Bauern sind durch die letzte Revolution alle Ideen von Rechtsgefühl und Eigenthum erloschen, er verlangt mit lauter Stimme, daß Alles sein Eigenthum bleibe, was er in der Revolution gestohlen und geraubt, er verlangt für den Mord seiner Gutsherrschaft jetzt nichts weniger als ihr Besitzthum. Daß in der Revolution nicht Alles richtig und menschlich zugegangen, kommt nun immer mehr und mehr am Tage, und jetzt hat man den bisherigen Kreishauptmann von Bochnia, Reindl, seines Amtes entsetzt. Es wurde in diesen Blättern einmal die Ansicht ausgesprochen, daß die Regierung in Galizien nur zwei Wege habe, entweder den Bauer frei zu machen und für alle Zeiten sich an ihm eine Stütze zu erziehen, oder das ganze Land, Adel und Bauer mit eiserner Strenge niederzuhalten. Die Regierung hat bisher noch keines von Beiden gethan, sie hat in ihrer beliebten Manier einen Mittelweg gesucht und ist damit noch nicht vorwärts gekommen. Sie hat den Adel noch mehr aufgebracht, weil sie den Bauer begünstigte, und diesen, weil sie ihm, seiner Meinung nach, zu wenig that. Und in der That, was die Regierung in Galizien that, zeigt Alles nur von momentaner Rathlosigkeit. Wer den galizischen Bauer kennt, weiß, wie tief, wie viehisch dieser Menschenschlag noch ist, er weiß, wie schwierig es ist, diese verdumpften, von Branntwein, Aberglaube und Schmuz entmenschten Seelen für irgend etwas Höheres empfänglich zu machen. Und während nun auf dieser Seite sich die Widersetzlichkeit in ihrer empörendsten Gestalt fortnährt, wird sie in den Kreisen der Gebildeten von den gefährlichsten Feinden, die es geben kann —

Digitized by Google

den Frauen — wach gehalten. Alle Emissäre der Propaganda zusammen haben nicht den zehnten Theil so viel gewirkt, als die Polinnen, und wenn die Polen ruhig sein wollten, der glühende Geist der Frauen würde es nicht zugeben. Es ist dies einer der charakteristischesten Züge polnischen Charakters. Die Ernennung des Grafen Stadion hat gar heftigen Widerspruch in Galizien gefunden und es ist zu fürchten, daß dieser junge, zwar energische, aber nicht immer bedächtige Staatsmann sich dort immer mehr und mehr dem Rande eines Kraters nähert. Daß er sich noch nicht ganz in seine Verhältnisse gefunden, beweisen seine häufigen Reisen nach Wien, wo er sich einen Theils Rath, theils ausgedehntere Vollmacht holte, während man andrerseits nicht übersehen darf, welche Verdienste er durch Schnelligkeit im Arbeiten und Erledigen sich bereits erworben. Daß aber für Galizien mehr als je zu fürchten ist, beweist die einfache Thatsache, daß während des Aufstandes das Standrecht in drei Kreisen publicirt war, jetzt aber — in zwölf Kreisen.

C. C. C.

II.

Aus Berlin.

Kein Pulver für den Hunger? — Diebstähle und Armenzustände. — Schluß der Kunstausstellung. — Klatschereien. —

Die Erfindungen jagen sich. Am Mittwoch sind in Gegenwart durchaus glaubwürdiger Personen, von denen mir das folgende interessante Factum mitgetheilt wurde, Versuche mit einem neuen explodirenden Präparat angestellt worden, welches sowohl die Schießbaumwolle, als auch das Schießpulver überflügelt. Man soll mit einem Pistol und mäßiger Ladung eine Kugel durch drei zweizöllige Bretter getrieben haben. Die Masse besteht aus einem röthlichen Pulver, welches der Professor Erdmann, wenn ich nicht irre, Pharmaceut bei der Charité oder königlichen Thierarzneischule, aus dem Steinkohlentheer erzeugt hat. Gleich der Schießbaumwolle entzündet sich das Präparat urplötzlich, verbrennt mit einer dem Phosphorlichte ähnlichen Flamme und hinterläßt nicht das geringste Residuum. Außerdem soll der Erfinder die Wohlfeilheit des neuen Products außer Zweifel gestellt und sogar behauptet haben, daß es billiger als Pulver und Schießbaumwolle herzustellen sein werde. Die Erfindungen, Menschen schneller und leichter aufzureiben, mehren sich also; ach, wer erfindet ein Präparat, Menschen schneller und leichter zu ernähren? Ist denn die Chemie nur eine diabolische Wissenschaft, die aus ihrem Füllhorne nichts als Zerstörung über die unglücklichen Sterblichen ausstreuen kann und nicht auch einige Fruchtkörner für sie in geheimer Verwahrung hält. Ihr Weisen und Männer der Wissenschaft, strengt euren Scharfsinn an und findet einen Stoff, mit dem man leicht und wohlfeil tausend hungrige Menschen sättigen kann. Das ist der Stein der Weisen des neunzehnten Jahrhunderts, und es mag dem tiefdenkenden Geiste eine erhabene Hoffnung für die Zukunft nach seinem Tode

Digitized by Google

sein, neben Columbus, Guttenberg und Luther, als neben Phalaris, Berthold Schwarz und Professor Schönbein genannt zu werden

Die Noth aber mehrt sich. Die öffentliche Sicherheit wird auf eine Schauder erregende Weise gefährdet. Einbrüche, ja Raubanfälle mit bewaffneter Hand, sind keine Seltenheiten mehr, und das öffentliche Gerichtsverfahren dürfte nur zu bald Gelegenheit finden, über einige eclatante Verbrechen, welche ihrer Zeit durch die öffentlichen Blätter bekannt geworden sind, Recht zu sprechen. Es steht indessen dahin, ob alle diese Gesetzesübertretungen mit dem Nothstande der armen Klassen zusammenhängen, indem man die Tugend und Reinheit der menschlichen Natur nicht genug bewundern kann, wenn man bedenkt, wie gering die Zahl der Eigenthumsverletzungen im Verhältniß zu der Zahl der Darbenden ist, denn nur freche Diebe, vielfach gestrafte Verbrecher waren es, die in der letzten Zeit diese kecken Erbrechungen von Juwelenladen gewagt haben. Uebrigens geschieht von Seiten der Behörden und der öffentlichen mildthätigen Anstalten Mancherlei, um den heranrückenden Feinden, Kälte und Hunger, zu begegnen. Die Holz- und Suppenvertheilung hat ihren Anfang bereits genommen und ist man zu gleicher Zeit auf die höchst zweckmäßige Einrichtung gekommen, durch erwärmte Locale die Verzehrung der Suppe an Ort und Stelle möglich zu machen. Noch spricht man, wie ich schon wiederholt gehört habe, von einer Bäckerei, die auf Staatskosten das Brod zu einem billigern Preise als die städtischen Bäcker verabfolgen wird. In wiefern sich diese Dinge realisiren werden, müssen wir abwarten, so viel aber steht fest, daß die Controlle der Polizeibehörden in Betreff des Gewichts der Bäckerwaaren eine geschärfte geworden ist. Man hat Strafen auf die Unterlassung des Aushängens der gesetzlichen Brodpreise gesetzt. Möchte man ähnliche Maßregeln doch auch im Fleisch- und Brennholzverkauf ergreifen.

Am funfzehnten November wird die Kunstausstellung geschlossen. Man hat den Plan gefaßt, Horace Vernet und einigen Berliner Künstlern, unter denen ich Ihnen den geistreichen und fleißigen Eybel nennen kann, silberne, nicht goldene, Medaillen als Erinnerung an die diesmalige Kunstausstellung, sehr bunten Angedenkens, zu übersenden. Was der reiche Horace Vernet, der nun schon mit allen möglichen europäischen und orientalischen Schmeicheleien, Orden und Geschenken überschüttet ist, zu dieser silbernen Denkmünze sagen wird, möchte ich wohl wissen, um so mehr, da er sehr böse gewesen sein soll, als er erfahren hat, daß dieses schon zwanzig Jahr alte Bild: das Schlachtfeld von Hastings, zur Ausstellung gekommen sei. Der Neid unter einer gewissen Klasse der Berliner Maler ist übrigens so groß, daß man ausgesprengt hat, Eybel habe sein Bild: der große Kurfürst bei Fehrbellin (beiläufig gesagt, die beste Berliner Arbeit in dem Akademielocal) nicht selber gemalt, sondern durch den Schlachtenmaler Rechlin machen lassen. Daß dieser kleinliche Klatsch von allen besser denkenden Malern gemißbilligt wird, darf ich Ihnen wohl nicht erst betheuern.

Z. Z.

Digitized by Google

III.

Aus Prag.

Weiteres über die Skandale des Herrn Francescóni.

Der Scandal, mit dem Herrn Francescóni die hiesige Universität verunzierte, wird seine Beurtheilung von Seiten der Behörden erhalten, denen die ganze Angelegenheit vorliegt. Mittlerweile begnügt sich dieser weise Mann mit den Scenen des ersten Tumults nicht, sondern setzt sie zur Erbauung der Zuhörer weiter fort. Folgendes ist die wörtlich treue Copie einer Anrede, die er am 3. November Abends im Hörsale der ital. Sprache II. Jahrgangs hielt. Die israelitischen Zuhörer — wenigstens die meisten — sind wegen der Kränkung, die ihnen widerfahren, an diesem Abende weggeblieben.)

„Meine Herren! Die Bank, auf der neulich bei jenem grenzenlosen „Scandal jene sechs Verführten saßen, soll leer bleiben fünfzig Jahre, ent„weiht, profanirt für ewige Zeiten. Meine Herren! die Studien-Hofcom„mission wird uns loben, uns erheben; hätten mich nicht die Behörden „geschützt, ich stünde nicht mehr auf dieser Kanzel, ich würde nicht mehr „zu Ihnen sprechen; man hat mich verklagt, aber hier bin ich Studienhof„commission, hier bin ich Oberhaupt, Alles. Niemand, das Gubernium „darf nicht mehr annehmen, ich nehme noch an; aber es könnten ja sechs „Sträflinge, die dem Strafhause entsprungen sind, — sechs Tieger, sechs „Wilde herkommen, und ich soll sie aufnehmen? Ich, ich hätte sollen die „Schurken, die Kerls in Stücke zerreißen lassen, denn ich bin Italiener; „ich mäßigte mich, ich rettete ihnen das Leben, und das loben die Be„hörden. Ich, meine Herren, fürchte mich nicht, Sie sehen ja, ich gehe „ohne Stock aus, ich bin ein Italiener, ich fürchte mich nicht vor Hundert; „und wenn sie mich stürzen, dann gehe ich in mein schönes Vaterland zu„rück; ich werde mein Brod noch immer finden. Stereotypen haben mir „mein Collegium verdorben, und Israeliten sind es! was kann ich dafür? „ich habe sie nicht zu Juden gestempelt. Beamte weigern sich, mein Col„legium zu besuchen, aus Furcht, neben den Stereotypen des Samstags „zu sitzen zu kommen. Aber nein, nein, nicht durch Verfolgung dieser „Kerls will um meine Katheder ich kommen. Professor Müller ist gestor„ben: sein Blut über ihr Gewissen. Er trug vor in der Physik, ich in „der Logik. Da kamen wir eine Viertelstunde zusammen im hintern Zimmer „beim Schmiedt; da sagte er: „Ich muß sterben, meine Schüler, meine „Landsleute bringen mich um." Herr Professor, rief ich, Sie werden ja „verehrt! „Ja, aber Zwei schreiben in ausländischen Zeitschrif„ten! O Licht außer dem Lichte der Schöpfung!" Ich weiß, sie wer„den es nach Leipzig und Hamburg schreiben, aber ich werde eine Ant„wort geben, wie sich's gehört. Ein Complott haben sie gegen mich „gesponnen, zum Bettler wollen sie mich machen, Geld hat es mich ge„kostet. Arme sechs Verirrte, arme Opfer eines verruchten Complotts,

Digitized by Google

„blinde Werkzeuge! Was ist der Unterschied zwischen diesen Narren und „denen aus dem Tollhause. Ihr Protocoll ist lächerlich; sie verklagen mich „und ich, ich habe ihnen das Leben gerettet, denn sie wären erdrückt „worden. Verboten ist den Sechs worden, das Collegium zu besuchen.“

Wie finden Sie dieses Muster von Kathederberedtsamkeit? Wie finden Sie diese Roheiten in dem Munde eines Jugendlehrers? Man kann die Leidenschaft, die im ersten Augenblicke zu Excessen greift, vielleicht entschuldigen; — wo aber Kopflosigkeit und Wuth eine chronische Krankheit ist — da ist Abhülfe nöthig! Wie ich in meinem ersten Briefe meldete, hat Herr Professor Francesconi, um die israelitischen Hörer auf andere Bänke, als die christlichen, verweisen zu können, sich auf ein altes Gubernialdecret vom 23. Nov. 1825 (an das seit vielen Jahren Niemand gedacht) berufen. In diesem Decret heißt es nämlich: „Schüler, welche sich der Prüfung nicht unterziehen und dadurch andere Ausgezeichnete verhindern, sind nicht zu berücksichtigen.“ Ferner heißt es: „Beamte und höhere Akademiker haben den Vorzug vor den niedern und Nicht-Akademikern.“ Bei den Vorlesungen über italienische Sprache und Literatur sind nun in der Regel sehr viele Nichtakademiker, junge Leute, die sich dem Kaufmannsstande widmen, zugegen, da bei unserer staatlichen Verbindung mit dem lombardisch-venetianischen Königreiche die italienische Sprache und Correspondenz wichtige Bestandtheile des kaufmännischen Wissens sind. Die Juden, durch die Zustände unserer Legislation hauptsächlich auf den Handel angewiesen, sind darum unter den Hörern der ital. Sprache zahlreich vertreten, aber die christliche Kaufmannschaft gewiß nicht in minderer Zahl. Diese Nichtakademiker haben dem Wortlaute jenes längst vergessenen Decrets nach allerdings den Akademikern und Beamten nachzustehen, aber wer will in einer Versammlung von so vielen hundert Köpfen, von denen die meisten dem Professor unbekannt sind, die Nichtakademiker von den Akademikern unterscheiden? Dem Vorgänger des Hrn. Francesconi, dem allgemein beliebten Professor Spick, ist es nie in den Sinn gekommen, diese Unterscheidung zu machen, obgleich seine Vorlesungen den Saal so füllten, daß die Zuhörer oft bis zur geöffneten Thüre standen. Aber der Weisheit des Herrn Francesconi war es vorbehalten, die große Frage zu lösen. Da die meisten Juden Kaufleute sind, so machte er kurzen Proceß und verwies Alle in die Hinterbänke. Aber wer ist Jude? wer nicht? Wehe dem, der schwarzes Haar und eine gebogene Nase hatte! Heil dem Glücklichen, der stumpfnäsig ist und semmelfarbige Locken hat! Jenes Gubernialdecret lautete nach der Auslegung des Hrn. Francesconi: Alle Gesichter, die eines Zusammenhangs mit den fünf Büchern Moses verdächtig sind, werden verurtheilt, auf einem abgesonderten Platz zu sitzen. Die Thatsache ist, daß durch die geniale Erfindung des weisen Herrn Francesconi, vollberechtigte (jüdische) Akademiker grade jene Zurücksetzung erhielten, vor welcher sie das Gubernialdecret schützen wollte, während Nichtakademiker, wenn sie nicht das Judenthum im Gesichte trugen, unter den Privilegirten sitzen durften — abgesehen davon, daß es abenteuerlich ist, eine Classeneintheilung nach Gesichtern und Nasen einzuführen. Gegen diese Barbarei und Ungesetzlichkeit haben nun jene fünf Hörer der

Digitized by Google

Logik (der ſechſte war allerdings ein Nichtakademiker) als ſie der Profeſſor in die hintern Bänke wies, proteſtirt, und ſie konnten dies mit vollem Rechte, denn das Geſetz iſt für ſie. Wer Billigkeits- und Ehrgefühl beſitzt, wird das Benehmen der jungen Leute ſicherlich nicht tadeln. Man ſchiebt den Juden ja ſo gerne Feigheit und Kriecherei zu, und hier ſollen fünf Jünglinge, denen ein ſchreiendes Unrecht geſchieht und die in Gegenwart von einigen hundert Menſchen beſchämt werden, ſich fortſchleichen, ohne zu muckſen. Denn, als ſie ihr Recht in Anſpruch nehmen, geräth der Profeſſor durch den bloßen Widerſpruch in eine Berſerkerwuth, als wäre ein Student ein gemeiner Soldat, der es wagt, gegen ſeinen General ſich zu widerſetzen. Herr Francesconi rühmt ſich, daß er die ſechs jungen Leute nicht hat in Stücke reißen laſſen und doch hat er noch edlere Proben von Enthaltſamkeit gegeben: er hat nicht ein Mal die Bank hereinholen und ihnen 25 Stockprügel aufhauen laſſen, wie es einem ſubordinationswidrigen Soldaten geſchieht.

Den erwähnten ſechs jungen Leuten iſt übrigens der Beſuch der Vorleſungen von der Behörde unterſagt worden. Bei der nächſten Vorleſung theilte Herr Francesconi Zettel aus, auf welchen das erwähnte Gubernialdecret von 1825 abgedruckt war; die oben citirten Stellen waren groß gedruckt. Der ehrwürdige Studien-Director, der Herr Prälat Zeidler, wohnte der Vorleſung am 31. October perſönlich bei und ſetzte ſich, um durch ſeine Gegenwart jeden Tumult niederzuhalten, in eine der Bänke, in welchen ein iſraelitiſcher Zuhörer ſaß. Dieſe Ruhe ſcheint aber dem nach Spectakel lechzenden Hrn. Francesconi nicht zu erquicken. Denn in der nächſten Vorleſung hielt er vor den Hörern des erſten Jahrgangs eine noch ſüßere Rede, von der ich den Eingang citiren will.

„Meine Herren! Heut iſt die Luft rein, das erſte Mal ſeit fünf-
„Jahren rein; Triumph, Triumph! ſeit fünf Jahren das erſte Mal, daß
„die ſtereotypen Geſichter fehlen, die, um der Kälte zu entgehen, herein-
„kommen und ſich in die mittlern Bänke ſetzen. Wer iſt Unterdrücker?
„wer Unterdrückter? Der Prälat war Samſtag hier; noch war es hier
„nicht rein, der Iſrondato ſaß neben ihm. Meine Herren! Ich habe
„viel Geld dafür ausgegeben (für den Abdruck des Gubernial-Decretes)
„und ich werde das großgedruckte (die großgedruckten Stellen des Gubernial-Decrets) „orientaliſch, hebräiſch ſagen. Dieſe Stelle will ich
„commentiren, wie der heilige Thomas nicht commentirt wurde. Dieſe
„Lumpen, dieſe perfiden Kerls drohen mir mit der Veröffentlichung. Drei
„Briefe habe ich erhalten. O, o! meine Herren! Exoriare aliquis nostris
„ex ossibus ultor, ruft Prof. Müller aus dem Grabe mir zu. Noch-
„mals, ja aus unſern Gebeinen wird aufſtehen ein Rächer! Man wird
„es erfahren, es wird ans Tageslicht kommen, ja veröffentlicht ſoll es
„werden, wer ein Schuft, wer ein Lump und wer ordentlich iſt. O, die-
„ſer jüdiſche Schurke, der mir droht, mich zu veröffentlichen" u. ſ. w.

Iſt dies genug? — — Was würden wohl die Studierenden an irgend einer deutſchen Univerſität dazu ſagen, wenn man vom Katheder herab fünf ihrer Collegen — und wären es Türken — per „Kerls," „Schufte," „Lumpen" ꝛc. tractiren möchte! Iſt Oeſterreich deutſch?

* * *

Digitized by Google

IV.

Heinrich Laube's „Karlsschüler."

Oftmals wurde auf den großen Vortheil hingewiesen, der dem französischen Theaterdichter daraus erwächst, daß ein Stück, wenn es die Feuerprobe eines Pariser Theaterabends bestand, ein Schicksal für ganz Frankreich gesichert hat. Der Pariser Dramatiker legt seinen Dichtungsproceß sogleich der allerhöchsten Instanz vor und hat diese entschieden, so geht das Urtheil der kleinern Instanzen ohne Einfluß vorüber. Der scharfsinnigste Kritiker in Lyon, Marseille, Bordeaux und Straßburg kann dem Stücke keinen Schaden mehr zufügen und der mißlungenste Erfolg in zehn Provinzialstädten wiegt den einen Succeß in Paris nicht auf. Wie schlimm dagegen ist der deutsche Dramatiker daran. Das ist ein wahres Spießruthenlaufen über die sämmtlichen Bühnen der neunundreißig deutschen Vaterländer. Jede Stadt hat ihr souveraines Urtheil, und was in Wien ein Lorbeer war, kann sich in Berlin in eine Dornenkrone umwandeln, die Triumphpforte, die Stuttgart aufgebaut hat, kann Leipzig wieder ganz umstürzen. Die Majorität der Städte entscheidet hier; allein — von welchen tausend Zufällen hängt diese Majorität ab! Zehn Bühnen fehlt der Darsteller für diese oder jene Rolle und von allen zehn tönen Trauerbotschaften und vernichten so den guten Ruf, den die Dichtung an andern Orten, wo ihr Recht ihr geworden, errungen hat. Daher dieses ewige Kreuz- und Querfeuer von hundert Widersprüchen und Urtheilen, deren Pulverdampf das wahre Schicksal eines neuen Stücks in den ersten Monaten gar nicht erkennen lassen und Feinden und Freunden und Cliquenwesen und Particularinteressen den weitesten Spielraum lassen zu übertriebenem Lobe wie zu übertriebenem Tadel. Es wäre kein geringes Verdienst unserer jüngern Theaterdichter, die großentheils die journalistische Schule durchgemacht haben und die practischen Publicitäts- und Erfolgsfragen besser und näher kennen, als die Bühnenschriftsteller früherer Zeit, wenn sie die Mittel fänden, um diesem nicht unwesentlichen Nachtheil deutscher Dramenschicksale abzuhelfen.

Heinrich Laube scheint bei der Versendung seines neuesten Dramas diesen Umstand im Auge gehabt zu haben. Er hat den Versuch gemacht, sein Stück an einem und demselben Abende an mehrern Bühnen zugleich aufführen zu lassen, wobei ihm der Umstand zu Gute kam, daß Schiller der Held des Stücks ist und der Geburtstag desselben ein plausibler Grund wurde, um die Aufführung gleichzeitig an verschiedenen Punkten für den 11. November festzusetzen. So liegen uns denn bereits Berichte von zwei Hauptbühnen (Dresden und München) und mehrern kleinern vor, die über das Schicksal der „Karlsschüler" ein entschiedenes Urtheil erlauben. Ein Erfolg, der an den entgegengesetzten Ecken Deutschlands gleichmäßig sich herausstellt, wird zu einer Thatsache, die sich nicht umstürzen und ableugnen läßt, und glücklicherweise fiel diese neue Procedur so entschieden zu Gunsten des Autors aus, daß das Beispiel wahrscheinlich bald Nachfolger finden wird. Referent hat der Aufführung in Dresden beigewohnt, wo das Stück in fünf Tagen drei Vorstellungen bei überfülltem

Digitized by Google

Hause erlebte und die Beifallsbezeugungen stets den gleichen Wärmegrad hatten. Ein Theil dieses ungewöhnlichen Erfolges ist dem Stoffe oder vielmehr der Hauptperson des Stückes zuzuschreiben. Die populärste Gestalt der deutschen Literatur, der Lieblingsdichter der Nation, für den alle Jünglingsherzen feurig klopften, in dessen Dichtungen Männer und Greise die heiligsten Schwärmereien ihrer Jugend wieder auftrauchen sehen, Friedrich Schiller in seiner eignen Persönlichkeit, in seinen eignen Lebenskämpfen auf der Bühne zu finden, hat einen so gewaltigen Reiz, daß wohl Niemand ausbleibt, der je für die Glocke, für die Bürgschaft, für Posa, Moor und Wallenstein geschwärmt hat. Und diesen Liebling aller deutschen Herzen aus dem Kampf gegen eine tyrannische Macht, aus Lebensgefahr und von der drohenden Vernichtung seiner ganzen Zukunft gerettet zu sehen, ist an und für sich ein so dankbarer Stoff, daß er selbst mit weniger Tüchtigkeit der dramatischen Behandlung der Sympathien des Theaterpublicums gewiß sein könnte. Laube hat hier den glücklichsten Griff unter allen seinen dramatischen Arbeiten gethan, und das Bewußtsein, daß er auf einem sichern Boden steht, hat ihn bei der Ausarbeitung mehr Schwung, mehr Freiheit und mehr Natürlichkeit gegeben Die „Karlsschüler" sind ein höchst erfreulicher Wendepunkt in der Entwicklung dieses Bühnendichters. Die Laube'schen Dramen hatten bisher den gemeinsamen Fehler, daß sie an Ueberkünstelung litten. In allen diesen Stücken wird der unparteiische und leidenschaftlose Beobachter ein reiches und tüchtiges Bühnentalent anerkennen; aber er wird zugleich die Bemerkung machen, daß der Dichter zu sich selbst kein rechtes Vertrauen hat und statt sich in sich selbst zu versenken und von innen heraus zu schaffen, nach äußerlichen Hülfsmitteln greift und durch raschen Scenenwechsel, durch coupirte Dialoge, durch vielfach verschlungene Knoten und Auflösungen dem Interesse zu Hülfe kommen zu müssen glaubt. Wer die innere Mechanik eines Stückes praktisch kennt, wird bemerken, daß Laube zu allen diesen Hülfsmitteln durch einen einzigen Dämon getrieben wird, durch die Furcht: langweilig zu werden. Deswegen gönnt er sich nicht Zeit, seine Charaktere tiefer zu motiviren, die Situationen innerlich vorzubereiten und die poetischen Momente, die sich ergeben, fest zu halten. Jener Dämon jagt ihn hastig von Scene zu Scene. Das breite Pathos der Schiller'schen Nachahmer, das zähe und langsame Getrippel der bürgerlichen Jammer- und Nothstücke Iffland'scher Schule schweben ihm drohend vor, und darum stürzt er sich oft in Extreme. Sein schlesisches Naturell ist erregt, productiv und poetisch genug, um ihm stets neue Stoffe zuzuführen, in welchen meist ein frisch pulsirendes Lebenselement liegt; aber die schlesische Leichtblütigkeit nimmt ihm andererseits die Ruhe und den Nachdruck, um die poetischen Elemente seiner Stoffe vollständig herauszumeißeln und er hilft sich mit theatralischer Drappirung und componirten Effecten. Offenbar hat ihn der große Succeß, den die Scribe'schen Stücke auf der deutschen Bühne finden, auf diesen Weg geführt; das Piquante der Situationen, das Interessante der Scenerie wurden ihm zur Hauptaufgabe, während die psychologische Wahrheit, die kernige Seelenhaftigkeit nur in zerstreuten Lichtpunkten den deutschen Dichter verrathen. Vom Standpunkt der heutigen Bühnenzustände und der herrschenden

Digitized by Google

Geſchmacksrichtung iſt Monaldecchi, Struenſee, Gottſched und Gellert hoch anzuerkennen, und nur Leidenſchaftlichkeit und Partheihaß können dieſen ein reiches Verdienſt abſprechen. Wir würden begreifen, daß eine Bühne, von der Scribe und die ganze franzöſiſche Dichtung ausgeſchloſſen iſt, ſich gegen die Anerkennung dieſer Dramen ſträubt. Aber in einer Epoche, in welcher Scribe und ſeine Dichtungsgenoſſen die Hauptmatadore deutſcher Theaterabende ſind, iſt die Prüderie und die plötzliche Aſcetik, gegenüber einem deutſchen Autor derſelben Schule ein ſchreiende Ungerechtigkeit. Auf dieſe Weiſe geben wir den Franzoſen ein Privilegium in unſrer eigenen Mitte — ſie allein behalten das Recht, in dieſer Form vor uns zu treten. Das einheimiſche Talent, daß dieſelbe Berechtigung für ſich in Anſpruch nimmt und mit gleicher Gewandtheit und mit gleichem Geiſt in die Arena tritt, wird mit Härte und mit der entzügeltſten Nachſichtsloſigkeit verfolgt. Dem Fremden gegenüber ſtimmt man die Anforderungen bis auf das Minimum herab, welches ſogar die letzten Dramatiker der pariſer Vorſtädte hofbühnenfähig macht. Dem deutſchen Autor gegenüber aber ſpannt man die Anforderungen ſo hoch, daß ſie kaum das höchſte Genie zu befriedigen im Stande wären. Zopf und Schwert, das Urbild des Tartüffe, Monaldecchi, Struenſee u. ſ. w. ſtehen nicht nur keinem Scribe'ſchen Stücke nach, ſondern ſie haben obendrein den höhern Werth für uns, daß ſie bei aller franzöſiſchen Form doch von deutſcher Gedankenwelt durchzogen ſind und theilweiſe deutſche Charactere populariſiren. Was kümmert uns der Duc de Richelieu und andere franzöſiſche Liebescelebritäten, von denen unſre deutſche Bühne wimmelt? Iſt es ein geringes Verdienſt, wenn die jüngern Dramatiker bei gleichem Talent und obendrein auch noch mit mehr poetiſchem Hauch unſere Bühne mit der hiſtoriſchen Skizzirung *deutſcher* Charaktere bevölkern? Volle lebenswarme Charakteriſtiken wären allerdings wünſchenswerther, als äußere geiſtreiche Umriſſe; da aber die Bühne die Skizze einmal adoptirt hat, warum will man grade, daß der Deutſche ſich ihrer begebe? Warum die ganze Berſerkerwuth der Kritik gegen ihn allein? Die deutſchen Schulmeiſter verlangen von jedem neuen Stücke, daß die Weltgeſchichte damit von Neuem begonnen werde; ſie haben lange Recepte vor ſich, nach denen ſie die Mixtur bereitet haben wollen; aber jedes Recept lautet anders. Die Briten, die Spanier, die Franzoſen hatten aber kein Recept und darum fanden ſie ihre Dramatiker. Das Theater entwickelt ſich aus dem Volk und aus ſeinen Stimmungen, nicht aber aus den Vorſchriften kritiſcher Adepten. Wenn die Franzoſen ſich nach der äſthetiſchen Kritik gerichtet hätten, ſo ſtünden ſie heute noch bei Boileau und den drei Einheiten; aber weil ſie die Pedanten beſſern ließen, fanden ſie ihre moderne Bühne.

Was wir über Uriel Accoſta gehört und was wir von den „Karlsſchülern" geſehen haben, überzeugte uns, daß unſere beiden fruchtbarſten jüngern Dramatiker in ſich ſelbſt noch einer edlen Entwickelung entgegen gehen. Die Karlsſchüler ſind ein großer Fortſchritt Laubes. In den drei erſten Acten iſt er noch ganz der Alte. Pikanter Situationswechſel, ein- und abſpringende Reden, geiſtreiche Schlagworte, etwas forcirte Komik und die meiſten Effecte äußerlicher Natur. Aber der vierte Act wächſt

Digitized by Google

plötzlich zu einer großen und herrlichen Dichtung auf, voll deutscher Seele, voll tiefster Innerlichkeit. Die Charactere sind prägnant und gestählt, die Empfindungen sind tief und voller Schwung. Es ist der Moment, wo der Herzog Karl die Räuber gelesen hat und voller Ahnung der Zeit, die mit dieser Dichtung heranwächst, voll Bewußtseins des revolutionären Geistes, der in Deutschland herannaht, den Untergang Schillers beschließt. Die Unterredung mit seiner Frau, die mit aller Macht den Dichter, ihren Liebling, vertheidigt, die Unterredung mit Schiller selbst, den er noch ein Mal von der Bahn, die er gewält, abzubringen sucht, indem er ihm sogar den geliebten Besitz „Lauras" (die natürliche Tochter des Herzogs) in Aussicht stellt, die Standhaftigkeit des bedrohten Dichters, seine Entsagung und Hingebung, alles dies ist mit großen poetischen und meisterhaften Zügen hingestellt. Der vierte Act der Karlsschüler gehört zu den besten, was wir im deutschen Drama besitzen. Folgt Laube dem Genius, der ihn bei dieser Schöpfung beseelte, so wartet noch eine reiche Zukunft seiner. Dieser vierte Act muß ihm Zutrauen zu seiner innern Welt geben, er muß ihm den Beweis liefern, wie viel lohnender der Erguß einer edlen Einfachheit, als die geistreichste und mühevollste Scenencomposition ist. Es fehlt den drei ersten Acten (der fünfte ist blos wegen der äußern Oekonomie vom vierten getrennt) an trefflichen Scenen nicht; die Scene namentlich, wo der Herzog die Karlsschüler bei ihren nächtlichen Versammlungen überrascht und Schiller die Schubart'sche „Fürstengruft" lesen muß, ist voll ergreifender Wirkung. Dennoch hätten wir an diesen Acten viel auszusetzen; das Verhältniß der Frauen im Schlosse ist offenbar zu patriarchalisch und bürgerlich, namentlich einem so harten Character wie dem Herzog gegenüber. Die Generalin genießt ein Privilegium des Freimuths, das unmotivirt ist, eben so ist Lauras Kindesverhältniß zu dem „Onkel Durchlaucht" wohl Manchem räthselhaft, weil der Dichter sich gescheut hat, es bestimmt anzugeben und die Andeutungen nicht ausreichen. Eben so ist auch die kleine Piquanterie, daß die (Gräfin) Gattin des Herzogs Anfangs den „Triumph der Liebe" von Schiller an sich gerichtet glaubt, nicht nur zwecklos, sondern sogar beeinträchtigend für die Charakteristik. Nichtsdestoweniger wußte Laube alle diese kleinen Fehlgriffe mit Grazie zu verdecken und der vierte Act strömt dann wie eine schöne Morgensonne über alle diese kleinen Nebel hinweg, um sie zu vergolden. Einen großen Fortschritt zeigt dieses Stück auch in Bezug auf den Dialog. Die früheren Dramen Laubes sündigen oft durch ihre zu stark aufgetragenen Zeitbeziehungen — namentlich Gottsched und Gellert. Die Karlsschüler, obgleich durch und durch politisches Drama, welches fast in jedem Acte unserer Zeit einen vollen Spiegel vorhält, erscheint dagegen so entfernt von allen absichtlichen Schlagworten, es ist alles so organisch und natürlich aus der Situation herausgearbeitet, daß man nirgends den Pferdefuß der Tendenz hinter dem Mantel hervorgucken sehen kann. Und doch ist das Drama durch und durch Tendenzstück, und doch ist dieser Schiller, der wegen einer Dichtung verfolgt wird, auf welche die Nation stolz ist, ein lebendes Bild unserer Zeit, und doch ist dieser Herzog mit seiner ästhetischen Bildung, mit seinen tyrannischen Erziehungsplänen und seinem historischen Recht ein ganz

Digitized by Google

modernes, wohlbekanntes Procotyp, und doch iſt dieſer pietiſtiſche General Rieger und dieſer junkerhafte Hauptmann Silberſtein in den Straßen unſerer Hauptſtädte leicht zu finden. Die Dresdner ſagten von mehrern Stellen der Karlsſchüler, es ſei „ſtarker Taback.“ Nun denn, ſchnupft, nieſ't und — helf Gott!

Geſpielt wird dieſes Stück in Dresden mit großer Präciſion, obgleich es an andern Bühnen, wo der erſte Liebhaber weniger naiv und ſelbſtbewußt iſt, wahrſcheinlich noch beſſer geſpielt werden kann. Die weiblichen Rollen ſind vortrefflich beſetzt. Wir haben Fräulein Bayer nach Jahren ein Mal wiedergeſehen und waren erſtaunt über die treffliche Entwickelung dieſes großen Talents. Auch Fräulein Berg und Lebrün waren voll Einfachheit und Wahrheit. Die Herren hingegen durchweg mittelmäßig; Herr Emil Devrient gradezu unausſtehlich. Dieſer Schauſpieler ſcheint drei bis vier numerirte Schubladen für alle Rollen zu haben, das iſt der Poſa-Schubladen, der Richard Wanderer-Schubladen, der Polimbroke-Schubladen und der: Sie iſt wahnſinnig-Schubladen; was dazwiſchen liegt, wird nicht anerkannt, Frühſtück, Mittagmal, Vesperbrod oder Nachtmal, phlegmatiſch, choleriſch, ſanguiniſch, melancholiſch — eins von den Vieren ſteckt in dem Thiere, denkt Herr Emil Devrient. Ach und weh dem Thiere, in dem eine fünfte Nüance ſteckt: reim dich oder ich freß dich. Der Schiller des Herrn Emil Devrient war ungereimt.

V.

Waiblinger's Grab.

Aus Berlin.

Alljährlich wandern viele Deutſche nach Italien, um ihre ſchönen Träume unter dem lachenden Himmel des Südens zu verwirklichen. In den Abenden des Winters ſitzen ſie daheim und beginnen ihre Studien, um die Reiſe, ausgerüſtet mit Allem, was Natur, Kunſt und Alterthum in reicher Fülle dem Fremden dort bieten, durchdringend und kundig zu genießen. Wer greift da nicht nach den Werken Waiblingers, dem jungen hoffnungsvollen Dichter, deſſen ſtürmiſcher Geiſt nicht Raſt noch Ruhe fand in dem Brauſen des tobenden Lebens, der geworfen wurde, wie die Welle des Meeres, bis er zerbrach und zerſtieb an den felſigen Geſtaden des Schickſals?

Wie erwärmend und beglückend ſind ſeine glühenden Beſchreibungen Italiens. Jener wunderbare Aether, der über Feld und See und an den Bergen dieſes Landes liegt, hat uns Waiblinger mit einer echten Meiſterhand hingezaubert. In ſeinen Schriften finden wir den wirklichen Himmel Italiens erſchloſſen und wärmen uns in unſerm nordiſchen Winter an der Sprache ſeines feurigen Herzens.

So werden auch viele Reiſende ſein Grab ſuchen, wenn ſie nach Rom kommen, um hier ihm ſtill zu danken für den Genuß, den er ihnen jenſeits der Berge bereitet hat. Auch ich wanderte, eingedenk der Beſchreibung ſeiner ſtillen Gruft, hinaus an die Porta di St. Paolo entlang zur Pyramide des Ceſtius, um hier an drei Gräbern zurückdenkend zu verweilen. Drei Gräber dreier junger Dichter, alle drei vielfach im Leben verkannt, alle drei fern von ihrer Heimat begraben, alle drei untergegangen im Wellenſchlage des kämpfenden Geiſtes. Und die drei

Digitized by Google

Gräber waren die der englischen Dichter: Shelley — Keats — und unseres Waiblinger. An der Stadtmauer, vor der alten Pyramide, liegen zwei Kirchhöfe, in Rom verstorbene Künstler fremder Nationen, fanden hier ihre Stätte, wo die glühende Sonne sie im kühlen Grabe noch wärmt.

Keats schläft auf dem alten Friedhof, auf seinem Grabe eine Leier mit der bezeichnenden Inschrift:

„Here lies one, whose name was writ in water."

Auf dem neuen Friedhofe glänzen stattliche Monumente vieler reicher Lords und Gentlemen. Oftmals herantretend, glaubte ich die Gesuchten zu erspähn — vergebens — da ging ich trauernd an der dunklen Mauer entlang — vereinsamt liegen nur Wenige in dem kühlen Schatten. Da fand ich Shelley. Ein dunkelgrauer Sandstein, der sein Grab deckt, spricht von ihm, und drei wunderbare Zeilen darauf berühren uns magisch und rufen dem Bekundeten das Leben, das Schicksal und die poetisch-metaphysische Tendenz seines Wirkens zurück. Die Worte, die dunkel auf dem Steine stehen, lauten:

„Nothing of him that doth fade,
„But doth suffer a sea-change,
„Into something rich and strange."

Doch war ich immer nicht zufrieden, fehlte mir doch noch Waiblinger. Sein Grab, so sagte mir ja die Vorrede zu seinen Werken, ist nicht von seinen deutschen Brüdern vergessen worden, deutsche Künstler in Rom setzten ihm kein Denkmal. Ich suchte — da zeigte man mir einen verfallenen Grabhügel — nicht fern von der Stelle, wo der Sohn unseres Göthe ruht — kein Epheu, keinen Kranz, keine Blume, kein Zeichen einer dankbaren Liebe fand ich, nur das verbrannte Gras wucherte auf dem dahingesunkenen Hügel. Trauernd dachte ich an Deutschland zurück, wie es seine Söhne und Brüder nicht achtend vergißt; wo andere Völker, selbst in weiter Ferne, ihren Talenten Dank und Liebe zollen und sich selbst dadurch ehren, läßt Deutschland seine Liebe für seine Brüder erkalten.

Nur noch eins will ich sagen, es sind viele deutsche Bildhauer in Rom, und Waiblinger hat ja auch so manchen Freund in Deutschland — auf! laßt die Grenzboten zu unserm Boten und Sammler werden, um unserm Dichter ein Denkmal zu setzen, sei es auch noch so einfach, und schreiben wir dann darauf: „Von seinen deutschen Brüdern."

Franz T. *)

*) Der Herr Einsender fordert in einem Privatbrief die Redaction der Grenzboten auf, dem Publikum anzukündigen, daß sie bereit sei, Beiträge zur Errichtung eines solchen Grabmals anzunehmen. So gerne wir dieser Aufforderung entgegen kommen möchten, so ist es uns doch kaum möglich, da der Redacteur dieser Blätter seiner Heimatsverhältnisse wegen zu einem häufigen Ortswechsel gezwungen und auf ein unstätes Reiselleben angewiesen ist. Die Redaction der Augsburger Allgemeinen Zeitung würde dieser Sache einen weit kräftigern Dienst erweisen können, sowohl wegen ihrer viel größern Verbreitung, wie auch namentlich wegen ihres großen Leserkreises in Italien. Wir glauben, daß Hr. Dr. Kolb, der ein Landsmann Waiblingers ist, vielleicht mit Bereitwilligkeit seinen Einfluß dieser Sache schenken wird. D. R. d. Grzb.

Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Studentenbilder.

I.

Blondlockig, blauäugig — ein ziemlich sicherer Grieche und gewiß ein vortrefflicher Lateiner — so trat er, Adalbert, noch nicht achtzehn Jahre alt, aller Erwartung voll, die erste Reise nach der Universität an. Wir lassen ihn selbst erzählen:

Der Vater und die Mutter hatten mir das Geleite bis Dresden gegeben. Deutschland wußte noch nichts von Dampfwagen und Eisenbahnen, die fünf Jahre später die Wanderpoesie zu vernichten begannen, und zwischen Dresden und Leipzig lagen zwei Tagereisen, wenn man nicht grade mit der Eilpost fuhr, deren rasche Bewegung nach der Meinung meiner Mutter der Brust schadete, wie sie nach der Ansicht meines Vaters nicht geeignet war, einen Kasten mit Betten, einen zweiten Kasten mit Büchern, einen dritten Kasten mit Wäsche und Kleidern und endlich — nebst Mantel, Hutschachtel, Regenschirm und Fußsack — den jungen Studenten selbst auf eine billige Weise in die Universitätsstadt zu bestellen.

Aber es gab Lohnkutscher, die den unbestrittenen Vorzug hatten, daß ihren Abgang zu versäumen ganz unmöglich war, weil sie einen Jeden ihrer Passagiere an Versäumniß weit übertrafen und auf den Achsen ihrer schwerfälligen Fuhrwerke hatten noch viel verwickeltere Existenzen Raum, als die eines angehenden Studenten. Der Wagen, der mir hinlängliche Besinnung lassen sollte, mich auf den Eintritt in die akademische Laufbahn, ja selbst auf den Aufbruch dazu vorzubereiten, stand in der großen Brüdergasse. Die Abfahrt war früh sechs Uhr angesagt. Eine halbe Stunde vorher flossen die ersten Thränen meiner Mutter, aber als wir auf dem Platze anlangten, wo ich mich von

Digitized by Google

ihrem Halse reißen sollte, war nur erst das Haus des Lohnkutschers sichtbar und auch dies nur darum, weil es bereits gestern schon auf dem Platze gewesen; von einem Wagen hingegen und von Pferden durchaus nichts zu erkennen. Eine Stunde später traf jedoch das erste Gepäck zu dem meinigen ein, um acht Uhr eine zweite Person, die sich einen Stuhl auf die Straße heraus und ein Buch aus der Tasche holte, um sich die unberechenbare Zeit bis zum Aufbruche durch Lesen zu vertreiben, und um neun erklärte der Lohnkutscher, daß es fortgehen solle, sowie ein gewisser Reisender angelangt sei, der aus Töplitz erwartet werde. Er komme von dorther gleichfalls mit dem Lohnkutscher, weshalb seine Ankunft zwar nicht auf die Minute zu bestimmen, aber doch mit Wahrscheinlichkeit im Zeitraume des Vormittags vorauszusetzen sei.

Dieser glückliche Aufschub gab nach und nach allen Dresdner Freunden meiner Familie Gelegenheit, sich nochmals um mich zu versammeln. Ein wohlbeleibtes Mitglied des Finanzministeriums schlug vor, die traurige Stunde der Trennung in einer nahen Handlung mit italienischen Waaren zu erharren. Einige Gläser alten Weines überwältigten meinen jungen Kummer. Sogar der Schmerz meiner Mutter zerstreute sich etwas, als sie zufällig hörte, daß andere Studenten mit ihrer ganzen Einrichtung für zwei Thaler nach Leipzig befördert würden, während sie für meine Fahrt einen Ducaten zugestanden hatte. So ist ein kleiner Aerger oft ein heilsames Mittel wider ein großes Bangen. Gegen elf Uhr trat zu unserer maßlosen Ueberraschung ein Bote des Lohnkutschers in das Gewölbe, um zu melden, daß die Pferde vor den Wagen gelegt seien.

Das Gewicht des Augenblicks ließ der tiefbewegten Gesellschaft nicht den unbefangenen Muth, das schreiende Mißverhältniß wahrzunehmen, welches zwischen den drei Pferdekräften und dem Umfange des unglaublich hoch bepackten Wagens bestand, den jene drei Pferdekräfte — das dritte Thier auf der Wildbahn gehend — in Bewegung setzen sollten. Nur die Gäule selbst — wunderbar fest ist mir ihr Bild im Gedächtnisse sitzen geblieben — schienen ihre Aufgabe keineswegs zu unterschätzen. Das erste Roß, wenn ein mit brauner, mit hier und da etwas beschabter Haut überspanntes Pferdegerippe jenen ritterlichen Namen zu tragen berechtigt war, senkte den Kopf so tiefsinnig gegen den Fußboden, als studire es Geognostik aus der Beschaffenheit des Dresdner Straßenpflasters, oder als wünsche es viel lieber ebenso tief unter den gewürfelten Steinen zu ruhen, als es jetzt dar-

Digitized by Google

über hinweg zu ſtolpern hatte. Das Geſchirr ſchlotterte haltlos um ſeine dürren Schultern und war nebſt der Andeutung eines vormals geführten Schweifes das Einzige an dem Thiere, welches einige Beweglichkeit verrieth. Das zweite Pferd blickte melancholiſch grad' aus, ſchloß dann, wie wenn es ſich eine herbe Erinnerung vor die Seele rufe, die träumeriſchen Augen — ich vermuthe, daß es Betrachtungen über die enorme Länge des Wegs von Dresden nach Leipzig bei ſo geringer Breite eben deſſelben anſtellte — und dann ſchauderte ihm, im wörtlichſten Sinne, die Haut. Das Pferd blieb nämlich mit allen Gliedern ruhig ſtehen, aber die Haut zuckte und zitterte am ganzen Körper hin und her, als ob ſie nirgends angewachſen wäre. Das dritte Pferd war eine unvermählt gebliebene Schimmelin; auch engliſirt war ſie worden in glanzvollern Tagen. Mehr braucht von dieſer mißhandelten Unſchuld nicht bemerkt zu werden.

„Lebe wohl und ſchreibe ſogleich, wie Du angekommen, was Du für eine Wohnung genommen, wer Deine Wirthsleute ſind und wie Du mit dem Kaffee zufrieden" — ſagte die Mutter an meinem linken Arme — „ſäume nicht, ſogleich die nöthigſten Collegia zu belegen und gib mir Nachricht, bei wem Du die Inſtitutionen hörſt", ſprach der Vater, mich von der rechten Seite zurückhaltend.

„Laß Dir nichts von der Wäſche wegkommen, Du haſt doch den Zettel dazu in der Brieftaſche? Auch das Gewicht Deiner Federbetten habe ich Dir aufgeſchrieben. Unredliche Menſchen nehmen manchmal ein paar Pfund heraus; gib ja ordentlich Acht und theile auch Dein Geld gut ein. So wie Deine Zeit! Geh' nicht in ſchlechte Geſellſchaft. — Und am allerwenigſten zu einer verbotenen Verbindung. Beim Auspacken der Kleiderkiſte ſei ſelbſt zugegen, denn Deine Munddoſe liegt oben auf. Grüße alle Bekannten angelegentlich von mir, an die Du Briefe haſt und warte nicht Wochen lang, bevor Du Deine Beſuche abſtatteſt. Betrinke Dich nicht, Du biſt zu jung, um ſo viel zu vertragen, als Andere! In dieſer Beziehung hatte ich eine ſtattlichere Meinung von mir, aber es war kaum Zeit zu hören, keineswegs aber zu widerlegen. Ich ſtand ſchon mit dem einen Fuße im Wagentritte, aber nachdem die Mutter geſprochen, fiel der Vater mit einem kräftigen Schütteln meines Arms ein:

„Halte Dir keinen Hund, das bringt Verlegenheiten und Händel! Und trage keine Sporen, es ruinirt die Kleider. Ueber Deine Ausgaben führe Buch und Rechnung. Und wenn Dir's fehlt, ſo borge nicht etwa, ſondern ſchreibe uns Dein Bedürfniß, damit wir ſelbſt Rath

Digitized by Google

schaffen. Hüte Dich vor Liebschaften — erinnerte der Vater auf seiner Seite, wobei er die Stimme etwas mäßigte.

— Und vor Duellen — das versprich mir heilig, mein Sohn. Keine Duelle! und so fahr' denn hin unter Gottes Schutz und unsern besten Wünschen", fügte die besorgte Mutter desto lauter von der andern hinzu.

Ich befand mich, wie erwähnt, zwischen Thür' und Angel. Mit dem Kopfe tauchte ich bereits freiheitssehnsuchtsvoll in das Innere des Wagens, während die bedrängte Seele sammt dem Rumpfe noch draußen war und von den älterlichen Ermahnungen zurückgehalten ward. Grade bei der Erwähnung der Duelle aber blickte ich zum ersten Male mit Bewußtsein auf die Insassen des Wagens und fühlte meine Aufmerksamkeit plötzlich gefesselt durch ein Paar braune Augen und eine lebendig blühende Miene voll der bittersten Ironie. Augen und Miene saßen jedoch nicht vereinzelt auf dem Rückplatze der Kutsche, sondern sie bildeten vielmehr den allerpassendsten Zusammenhang mit der kurzen energischen Gestalt eines schnurrbärtigen jungen Mannes, der offenbar seit Jahren schon und in der edelsten Form war, was ich übermorgen in Leipzig werden wollte: akademischer Bürger.

Ich weiß nicht, ob es Spott oder Mitleiden war, womit mich der alte Student betrachtete, aber ich weiß, daß mich der öffentliche Unterricht auf einmal so heiß beängstigte, daß ich mich mit einer entschiedenen Bewegung losriß und um jeden Preis den Platz zu gewinnen suchte, der mir im Wagen frei gelassen worden war. Ein Rattenkönig freundschaftlich nach mir ausgestreckter Hände folgte der kühnen That. Ich drückte eine jede der dargebotenen Rechten, aber die meiner Mutter küßte ich und preßte sie an meine Wangen.

„Alles hat seine Zeit!" sagt ein Weiser des alten Testaments. Auch ein Dresdner Lohnkutscher vermochte der Ewigkeit nicht für die Dauer zu trotzen. Wir fuhren ab, worunter man sich die knarrende Bewegung eines Lastwagens vorzustellen hat, in dessen Innern sich eine Höhle für vier Passagiere in der Kutsche und zwei im Kabriolet befand. Der „sanfte Heinrich", der die Pferde lenkte, saß in der Schoßkelle. Es war ein alter Studentenkutscher dieser „sanfte Heinrich" und auch sonst nicht ohne Verdienst. Jeden Augenblick, den er seiner Pflicht auf der Straße abzumüßigen vermochte, widmete er dem Dienste der Menschheit, indem er die schädlichsten Getränke vertilgte, deren Genuß der Gesundheit Anderer zum Unheil gedeihen konnte. Sein tief aufgeackertes Antlitz und die Röthe seiner kolbigen Nase leg-

Digitized by Google

ten helles Zeugniß für den Eifer ab, mit welchem er der Sache der Mäßigkeitsvereine vorarbeitete.

Das nachgrüßende Auge meiner Mutter war noch lange in meiner Erinnerung, als es nicht mehr in meinem Blicke war. O selige Wehmuth des Abschieds, mit der ich meinem unermeßlichen Glücke entgegenging!

Wiewohl uns das langsame Vorrücken des Wagens über die Schloßgasse durch das Georgenthor und über die Elbbrücke hinüber noch keineswegs über unsere Kräfte angestrengt hatte, so gab uns doch ein Anhalten in der jenseitigen Neustadt Gelegenheit zur Erholung. Zugleich erfuhren wir, daß unser Wagen noch nicht überladen sei, denn es wurden ihm zwei kleine, aber sehr schwere Fässer zugerollt und zu oberst auf dem Verdecke festgeschnürt, ohne einigen Widerspruch von Seiten der Pferde, obschon sie sich alle drei mit großer Bestürzung darnach umsahen. Dann raf'te unsere Arche mit mindestens drei Radumschwingungen Schnelligkeit in der Minute durch die meißner Gasse und über den Palaisplatz, so daß wir jeden der Vorübergehenden schon von Weitem ankommen sahen und seine Gestalt noch lange verfolgen konnten, wenn wir an ihm vorbeigezogert waren. Auch die Inschrift auf dem Japanischen Palais lasen wir so ungestört, daß sie sich uns unvergeßlich einprägte. Die öffentliche Bibliothek ist darin aufgestellt und die Inschrift des Gebäudes lautet: Usui publico patens. Ehe wir von einem Lapidarbuchstaben bis zum andern gelangten, die sich dem unbedachten Fußgänger nur zu leicht entziehen, verflossen Pausen, welche den Gebrauch des umfängstlichen Lexicons erlaubt hätten, und so reisten wir offenbar mit dem größten Nutzen.

Die Stadt lag hinter uns; die Gesellschaft hatte Muße wie zu allem Möglichen, so auch in sich selbst einzukehren. Ich begann meine Reisegefährten zu umstern. Zuerst meinen Nachbar auf dem Vorderplatze, den Töplitzer Badegast. Wir standen in den ersten Tagen des Mai, und doch hatte der Heilquell schon so viel an ihm bewirkt, daß er grade noch lebendig nach Hause zu kommen hoffte, wenn ihm ein Theil der Kräfte übrig blieb, mit denen er zu Ende März die Magdeburger Vaterstadt verlassen. Alles um ihn her war Pelz und Bette und er selbst nichts Anderes, als eine große Lähmung. Das Gesicht stak zur vorzüglichern Hälfte in einer Mütze, die mehr umgestülpter Muff als Mütze war. Der Hals ward mit einem Wildkatzenfell und der Mittelkörper mit einer Wolfsschur vor Verkühlung geschützt, der Rücken lehnte an einem Pfühle und über den Schooß war ein Federbett ge-

Digitized by Google

breitet. Dabei klagte er fortwährend über die rauhe Luft und über die Unsicherheit seiner Erwärmungsanstalten, womit er diesen und der Mittagssonne um so bitteres Unrecht that, als wir übrigen Passagiere so eifrig schwitzten, als ob wir damit dem Kranken die Geschmeidigkeit seiner Glieder zurückgeben wollten. Wenn der Badegast übrigens sprach, so hustete er, und noch häufiger hustete er, ohne zu sprechen.

Ihm gegenüber saß ein Student, in dem ich ein altes Haus erkannt zu haben glaubte, obschon mir die landsmannschaftlichen Farben, die er trug, fremd waren. Bei der außerordentlichen Ehrfurcht, mit der ich sein stolzes Haupt, einige leichte Narben in dem Gesichte und das Verbindungsband betrachtete, welches sich um seine Brust schlang, wäre es mir außerordentlich erwünscht gewesen, wenn er sich mit einem kameradschaftlichen Worte an mich gewendet hätte. Allein seit jener ironischen Miene beim Abschiede würdigte er mich auch nicht eines Blickes mehr, sondern stürzte stumm und verdrießlich bald aus dem Wagen hinaus in den Staub der Straße, bald auf eine Person, die Schulter an Schulter an seiner Seite und mir mithin Antlitz in Antlitz saß, während ich sie erst jetzt entdeckte, wo mein Auge der Augenbewegung des alten Hauses schüchtern nachging. Der Moment, wo ich von ihm als Commilito erkannt ward, mußte jedenfalls einer der freudigsten meines Lebens werden; aber er beeilte sich nicht. Ich hatte indeß sieben Duelle auf dem Brustbande angemerkt gefunden und noch schien die Reihe nicht geschlossen, sondern nur durch die Wendung des Bandes gegen den Rücken unterbrochen. Wie nämlich auf den historischen Landkärten die Schlachtfelder durch zwei gekreuzte Schwerter bezeichnet werden, so merkt der Student auf seinem Brustbande ebenfalls durch gekreuzte Schwerter und wenige beigefügte Buchstaben die von ihm ausgefochtenen Duelle und deren Jahrestag an. Ein solches Band, wie schmal es immer sei, hält die Brust, um die es sich schlingt, außerordentlich warm, viel wärmer als unser Badegast in seiner Wolfsschur saß! Inzwischen war jeder meiner Blicke, der auf jene Symbole wackerer Studentenschaft hinflog, eine neue Huldigung für deren Träger.

Die Züge des alten Hauses, welches die Pappeln am Wege sehr verächtlich und mich zu meiner steigenden Beunruhigung gar nicht ansah, erheiterten sich in der Regel um einige Grade, wenn er auf den vierten, mit ihm rückwärtssitzenden Passagier blickte. Das war ein junges Mädchen, dessen Kopf von einem grünen Schleier verhüllt ward. Als sie diesen Schleier bei einer Biegung des Wegs, die den Luftzug

Digitized by Google

veränderte und den Staub von uns abtrieb, etwas zurückſchlug, war's wie nach einem Sonnenaufgange im Wagen. Ich fühlte mich von einer Schönheit angeſtrahlt, daß ich die geblendeten Augen niederſchlagen mußte. Wäre der Magnet des Duellbandes nicht zu ſtark geweſen und hätte ich nicht gehofft, den achten Zweikampf, vielleicht ſogar einen neunten darauf zu entdecken, ſo hätte ich meine Blicke wahrſcheinlich niemals wieder erhoben. Der Frühling war zu uns in den Wagen geſtiegen; mit lächelnder Miene ſtreckte er mir die Knie entgegen. Er hatte Grübchen in den Roſenwangen und einen Kirſchlippenmund. Er war zum Küſſen ſchön und zum Mitverliebtwerden jung. Um allen Preis der holdeſten Anmuth mit Einem Satze zu begreifen: für die Reiſegeſellſchaft eines ſolchen Mädchens fuhr ſelbſt der Dresdner Lohnkutſcher zu ſchnell. Ein Jeder mußte mit den Minuten geizen, die er mit dieſer Gefährtin zuſammen verlebte.

Hätte ich nur beſtimmt gewußt, ob ſich alle Studenten „Du" nennen, und ob es nicht etwa eine ſchmeichelnde Schulfabel war, daß auch der jüngſte Fuchs berechtigt ſei, von dem bemooſteſten Haupte ſo überſchwengliche Vertraulichkeit zu fordern, ſo hätte ich den ehrfurchtgebietenden Genoſſen doch wohl angeredet. Vielleicht, daß er nur den erſten Schritt der Annäherung von mir erwartete. Wir kamen an den Seeplatz Zitſchewig. Ich hätte ihm den Namen des Dorfes nennen, oder ſonſt eine geiſtreiche Einleitung zu weiterm Geſpräche treffen können. Aber ließ ſich die perſönliche Anrede nicht umgehen? Und ſtand nicht auch ich auf den ſonnigen Höhen des Lebens, an der Pforte der Akademie wenigſtens, ſo daß mir wohl ein verwegnes Wort ziemte? Der ſanfte Heinrich hielt vor dem Gaſthofe das Geſpann an, was er mit einer Leichtigkeit verrichtete, daß es faſt ſchien, als ob das Geſpann aus Schwäche von ſelbſt Halt machte. Ich faßte mir endlich ein Herz und ſagte laut und männlich: „Das iſt Zitſchewig."

Eine geraume Weile ließ mich der hochgeehrte Gefährte auf Antwort warten, indem er nach einer Richtung hin blickte und hörte, in welcher ich durchaus nicht ſaß und geſprochen hatte. Dann faßte er mich feſt in's Auge; ich raffte meine Haltung zuſammen, daß die Schnuren meiner blauen Piqueſche darunter ſeufzten; — ging mit ſeinem Blicke von meiner Stirn bis auf die Bruſt herab, das heißt, ſo weit ihm das mir benachbarte Krankenlager die Ausſicht auf mich geſtattete, und ſprach darauf mit großem Ernſt: „Ja, Fuchs, Zitſchewig."

Ich hatte ausſteigen wollen, aber einer Fortſetzung des alſo angeknüpften Zwiegeſprächs gewärtig, blieb ich regungslos und geſpannt

Digitized by Google

auf meinem Platze, wobei mir das Lächeln gar nicht gefiel, mit welchem sich das alte Haus in der Betrachtung einer großen Schachtel ausruhte, die ich in den Händen hielt. Sie war von dem Finanzmann in der italienischen Handlung zärtlich fürsorgend mit Lebensmitteln vollgepfropft worden.

„Du bist also diesen Weg schon öfterer gereist?" fuhr er fort — und mit wollüstigem Entzücken bestätigten mir meine Ohren die Rechtsbeständigkeit des Du-Comments.

„Nur einmal. Es war zu einem Schulfeste in Meißen," fiel ich eifrig ein. „Ich habe einen Freund dort, der in Prima sitzt. Auch er wollte für Ostern das Maturitätsexamen" —

„Still von Penalibus," unterbrach mich der wichtige Mann mit unbeschreiblicher Würde. Dann nahm seine Miene plötzlich wieder die beißende Ironie an, die eigentlich die lange Reihe der gekreuzten Schwerter auf dem Bande recht natürlich zu erklären im Stande war. „Bist Du auch damals wie heute auf dem Vorderplatze gefahren, indessen eine Dame Deinetwegen auf den Rücksitz verwiesen ward?"

Es bedurfte einer längern Frist, bevor ich den Sinn des häßlichen Vorwurfs, dann seine einschneidende Wahrheit und damit schließlich auch den Grundbegriff, weshalb ich bis dahin von Seiten des Studenten mit der angenscheinlichsten Nichtbeachtung behandelt worden war. Aber kaum hatte ich auch nur einen Theil des Tadels aufgefaßt, als ich zum Schrecken des Kranken und mit dessen Bette, welches sich in meine Füße verwickelte, aus dem Wagen schoß und Entschuldigungen und Bitten, daß die Dame meinen Platz einnehmen möge, durcheinander mischte. Ich hätte mich des Sitzes bedient, den ich eben für mich offen erblickte; ich hatte nicht geahnt, daß meine gute Mutter ohne die Reisegesellschaft weiter zu mußtern, den Lohnkutscher genöthigt hatte, mir des höhern Betrags meiner Zahlung wegen den besten Platz zuzusichern, und daß, da der Badegast unvertreibbar war, die junge Dame zur Entrüstung des Studenten, der ihr die bequemere Seite des Wagens abgetreten hatte, auf die andere Hälfte verwiesen worden war.

Während ich mich peinlich um meine Rechtfertigung bemühte, klärte sich das Angesicht des Mannes, auf dessen gute Meinung mir Alles ankam, zu einer weniger zweideutigen Freundlichkeit auf. Er half sogar dazu, daß sich das Fräulein entschloß, auf den dringend angebotenen Wechsel einzugehen. Der sanfte Heinrich hatte sich und die Pferde getränkt, das Bett war zu dem Badegaste zurückgekehrt und nachdem noch eine Flasche rothen Landweins auf meine Bestellung gebracht und

Digitized by Google

in eine Seitentasche des Wagens versenkt worden war, rollten wir weiter.

Ich zog nach einiger Zeit einen Gummibecher aus meinem Reisesacke hervor, löste den Kork der Flasche und den Deckel der Schachtel und suchte durch die Einladung zu meinem Mahle das gute Verhältniß mit den Mitreisenden zu befestigen. Leider war der Student so stolz, jede Theilnahme an dem Imbisse mit dem Bemerken abzulehnen, daß in Meißen zu Mittag gespeist werde. Indessen dehnte sich der Weg dorthin doch ziemlich lang aus; ich wiederholte mein Anerbieten bei jedem Gegenstande, den ich der Schachtel entnahm, und als sich selbst das Fräulein zu einer mit Rheinlachs belegten Semmel hatte bestimmen lassen, ward auch das alte Haus vermocht, einige Schnitten Bayonner Schinkens mit eingemachten Gurken zu versuchen. Ich hatte ihm zu diesem Behufe die ganze Schachtel gereicht, mit der er plötzlich zu meinem athemlosen Erstaunen einen Handwerksburschen beschenkte, der einen Zehrpfennig von uns forderte. Auch den Weinrest sammt der Flasche fügte er der Gabe großmüthig hinzu, und schon fürchtete ich selbst für den Gummibecher, weshalb ich ihn rasch in den Reisesack rettete.

„Es reist sich unbequem mit so vielem Ballast," erklärte er mir beiläufig, „und die Wirthshäuser an der Straße sind ganz gut versehen."

Auch das Fräulein schaute etwas verwundert auf zu solcher Eigenmächtigkeit, die ich mich anstrengte, recht liebenswürdig zu finden, obschon sie mich außer einer Braunschweiger Schlackwurst auch noch einen ganz unangetastet gebliebenen Straßburger Käse kostete.

Dann kam die Rede auf Reiseveranlassung und Lebensverhältnisse. Der Student kehrte aus Breslau nach Leipzig zurück und war ein Mecklenburger, der den Ausflug nach Schlesien nur unternommen hatte, um Land und Leute kennen zu lernen. Von dem Riesengebirge und der Verbindung der Silesen auf der Breslauer Universität sprach er mit großer Befriedigung. Schlechter hatten ihm die Gasthöfe im Gebirge und unter den Studenten die Polen gefallen. „Unter den Silesen," sagte er, „sind prächtige Jungen, Bursche, die Haare auf den Zähnen, die Klinge beständig blank und auf der Mensur das frischeste Forellenblut haben. Ich hoffe, daß wir von Leipzig aus in ein perpetuirliches Cartel mit ihnen treten. Auch die Adersbacher Felsen sind der Mühe werth. Die Polen hingegen sehen verwildert aus, trinken Schnaps, schlagen mit dem Knüppel drein und ein anständiger Kerl geht ihrer

Rohheit aus dem Wege. Den Elbfall konnte ich ebenfalls nicht besuchen, weil noch zu viel schmuziger Schnee in den Bergschluchten lag."

„Du bist also Leipziger Student und trägst die Silesenfarben nur —?"

„Weil ich mein Band mit dem des Subseniors tauschte. Der herrlichste Mensch, mit dem jemals ein Schmollis getrunken ward! Ich heiße Perglow und bin bei den Seminolen."

Wenn ich vorhin von dem überwältigenden Eindrucke erzählte, den es auf mich hervorbrachte, daß das Fräulein ihren Schleier lüftete, so kann damit nur verglichen werden, was ich empfand, als mein Nachbar seinen Namen nannte. Es war der gefeierte Name eines der berühmtesten Häuptlinge, die damals in der Bewunderung der Studentenwelt und in den Erzählungen lebten, denen wir Schüler mit bebender Ehrfurcht lauschten, wenn uns die Ferien irgend einen gutherzigen Kameraden zuführten, der auf der Universität nicht ganz vergessen hatte, daß er einst auf dem Gymnasium Freunde besaß. Warum hatte ich nicht eine ganze Schiffslast von gepökelten und geräucherten Waaren, sie seiner Verfügung unweigerlich zu überlassen, anstatt der elenden Schachtel, mit der er dem Anscheine nach etwas willkürlich verfahren! Zugleich gehörte er der Genossenschaft meines Stammes an, — des Stammes der Seminolen, wenn es mir erlaubt ist, wie ich den Namen des Häuptlings etwas veränderte, auch die noch fortblühende Landsmannschaft mit einem indianischen Worte zu bezeichnen.

„Du bist Perglow! Und auch ich bin durch Schicksal und Neigung Seminole!" rief ich ihm in schöner Begeisterung zu. Er nickte, wie eben ein berühmter Krieger nickt, der einen Rekruten ohne Ahnen und Thaten zu seinem mächtigen Banner treten sieht.

Die Reihe der Mittheilungen war an dem Fräulein. Sie reiste in ihre thüringische Heimath, nachdem sie eine kranke Tante den Winter hindurch in Tharant gepflegt. Julie von Eichmann war ihr Name.

„Dich brauchen wir nicht erst um Auskunft zu bitten, Fuchs," sprach der Seminolenhäuptling und das gefährliche Lächeln spielte wieder um seinen Mund, „da wir Zeugen davon gewesen sind, wie die Familie Polonius von Dir Abschied nahm. Befolge die Mahnungen Deines Vaters und Du wirst ein überaus glückliches Examen bestehen, und wenn Du die Warnungen Deiner Mutter nicht in den Wind schlägst, Dein glattes Gesicht und das volle Gewicht Deiner Federbetten dereinst unversehrt nach Hause zurückbringen."

Digitized by Google

„Hättest Du keine Mutter, Perglow, daß Du die ängstliche Sorge der meinigen verspotten kannst?“ fragte ich, verletzt von einer Andeutung, deren verletzende Spitzen weniger mich als meine Aeltern trafen. „Sonst wären Deine Worte unverzeihlich.“

Da nahm das Antlitz des großen Kriegers eine so treuherzige Miene an, daß jeder Zug von Hohn daraus verschwand. „Keine Mutter?“ fragte er, „ein vollkommener Student kann der freilich nicht werden, der seiner Mutter folgt, indem er das Duell vermeidet und dem Vater gehorcht, indem er die Verbindungen seiner Kameraden flieht, deren Reiz mit ihrem Verbote zu besiegeln die Regierungen selten säumig sind. Aber ich wollte Dich nicht beleidigen, denn auch meine Schritte möchte ein geängstetes Mutterherz überwachen und leiten, wenn ich etwas folgsamer wäre. Darauf meine Hand.“

Wir fuhren in das engere Elbthal ein, in welchem sich das tausendjährige Meißen erhebt. Die Stadt blickt so romantisch über den schönen Fluß, die Albrechtsburg mit dem gothischen Afradom so mittelalterlich von der Höhe herab, daß die Stadt gar nicht recht in die neue Staatsverfassung und Geschichte paßt. Sie ist zu poetisch für die nüchterne Neuzeit. Das wußte die Eisenbahn, die später die alten Völkerstraßen veröden machte und sie ließ deshalb Meißen seitwärts liegen. Die Lohnkutscher waren gerechter. Sie lagen oft länger in Meißen, als es selbst der Weinbau der Landschaft verantworten mag, der alle Arten europäischen Traubenbluts versendet, besonders Asmannshäuser, Burgunder und Champagner. Aber verschämter Weise niemals Meißner!

Das Fräulein war so liebreizend, daß ich viel darum gegeben hätte, wäre es mir erlaubt gewesen, ihr gewisse kleine Reisedienste zu leisten, wie z. B. den, ihr beim Aussteigen aus dem Wagen die Hand zu reichen. Aber Perglow ließ mir in dieser Beziehung gar nichts übrig und bis zu dem Versuche, mit seiner Artigkeit zu wetteifern, verstieg sich meine Keckheit nicht. Vielmehr sah ich mich dem kranken Badegaste zugesellt, für den auch der Seminolenhäuptling die sehr erhebliche Rücksicht nahm, sich das Tabakrauchen in der Kutsche zu versagen. Während daher Perglow in Meißen unsere junge Dame an seinem Arme in den Gasthof zur „Sonne“ geleitete, war ich dazu verurtheilt, das fahrende Krankenbett in ein wandelndes Lazareth umgestalten zu helfen. Flott und schmuck schritt das eine Paar vor uns voraus, indeß der sanfte Heinrich und ich kaum stark genug waren, ein stöhnendes Bündel von Fellen und Betten nachzuschleppen.

Digitized by Google

Nach der Mahlzeit, die wir an der Gasthofstafel einnahmen, der Badegast vermochte kaum einige Löffel Suppe hinterzuschlürfen, worauf ich ihn auf ein Sopha schleifte und wieder unter Decken und Kissen begrub, entfernte sich Perglow in die Stadt. Er wollte nachfragen, ob einige Freunde schon wieder zur Universität abgereist oder bereit wären, eine Flasche mit ihm bei dem braven Küpermeister Baumgarten zu trinken, einem Manne von so unbeflecktem Rufe, daß ihn kein Student unbesucht ließ, der auch nur eine Viertelstunde Meißner Aufenthalts erübrigen konnte. Wir hatten behagliche Zeit zu einem Gelage, denn Heinrich fütterte und war überhaupt nicht der Charakter, der mit boshafter Eil' auf der Abfahrt bestand, so lange noch Ein Passagier zu zaudern verlangte. Der Seminolenhäuptling theilte mir seine weintrinkende Absicht mit und gestattete mir, ihn bei Baumgarten zu erwarten. Diese Erlaubniß würde den Umständen nach als ein Befehl für mich gegolten haben, wäre mir nicht ein sehr lockender und verrätherischer Plan in den Sinn gekommen. Ich ließ Perglow ruhig seine Runde antreten und bemerkte dann ganz zufällig, daß doch inzwischen für die Unterhaltung unserer Dame sehr schlecht gesorgt sei, worauf ich ihr einen Spaziergang zur Beschauung der Meißner Merkwürdigkeiten vorschlug. Als sie mein Anerbieten genehmigt hatte, quälte mich nur der Gedanke, daß wir dem Häuptlinge in der Stadt begegnen könnten, was ein harter Schlag für mich gewesen wäre. Deshalb beschleunigte ich meinen Weg durch die Stadt mit Julien und fühlte mich erst glücklich geborgen, als wir die Treppe zu ersteigen begannen, die gegen die Albrechtsburg hinaufführt. Ihr Arm lag dabei auf dem meinigen, von Zeit zu Zeit ruhten wir aus und sahen einander an. Ich empfand so viel, daß ich wenig reden konnte und um einige Mannichfaltigkeit in unser Gespräch zu bringen, zählte ich laut die Stufen. Wir waren aber entsetzlich rasch oben und mit der letzten Ziffer die Unterhaltung schon wieder zu Ende. Aber im Anblicke der alten Stadt und frühlingsfrischen Landschaft verklärte sich das Antlitz des Mädchens, und als Julie die Gegend als die schönste pries, die sie gesehen, vergaß ich mich vor ihrem lieben Lächeln bis zu der Aeußerung:

„Was Ihnen die Gegend, das sind Sie mir — das schönste Mädchen, welchem ich jemals begegnete!“ Ich erschrak vor mir selbst nach dem Worte, daß ich mich vorwärts an die Mauerbrüstung retten mußte und gewiß roth anlief, wie ein gesottener Krebs, während ich

eine arme Hauslaubpflanze ausrupfte, die zwischen dem verwitterten Mörtel herausgewachsen war.

„Sie scheinen die Meißner Berge schon zu kennen, da Sie gar kein Auge dafür haben", sprach meine Begleiterin nach der langen Pause, die ihr meine am Boden haftende Verlegenheit ließ. „Wollen wir nicht weiter gehen?"

„O ja — in den Dom. Er steht offen, wie ich sehe, und auch auf den Thurm hinauf müssen wir."

Aus dem Innern quoll tiefer Orgelklang. Der Dom rührt noch aus der Zeit her, wo der frömmste Gottesglaube gothische Tempel schuf, deren erhabene Formen wir kaum nachzuahmen, nicht zu übertreffen vermögen. Auch der Afradom von Meißen ist ein zu Stein gewordenes seliges Gebet von Millionen, und die Andacht von Jahrhunderten schwebt in und um ihn. Wir traten ein und schritten langsam und feierlich bewegt bis zum Hochaltar. Jenseits desselben führt die Treppe auf den Thurm empor. Ich war wohlvertraut mit ihren Windungen, und von den Orgeltönen umwogt, folgten wir der Stiege, abermals Arm um Arm geschlungen. Empor, empor, bis wir auf dem Austritte standen, wo sich das Thal mit seinen Gärten, der Strom mit seinen Schiffen vor unsern Blicken aufthat.

Anfangs waren wir still, dann war es etwas Schwärmerisches oder Heiliges, was wir sprachen. Wie es dahin gedieh, weiß ich nicht mehr, aber ich muß Julien um einen Kuß gebeten haben, denn sie sah mich darauf verwundert, aber nicht zornig an.

„Einen Kuß — und hier auf der Höhe vor aller Welt? Aber grade darum — das heißt, wenn Sie mir versprechen, den Ermahnungen Ihrer guten Mutter mehr gehorchen zu wollen, als den Anweisungen und dem Beispiele unseres Begleiters — küß' ich Sie."

Für einen Kuß von ihr hätt' ich Alles zugesagt und auf Erfordern zugeschworen.

„Wie gut Sie sind, Julie!" jauchzte ich. Ich umarmte sie und wir küßten uns ganz langsam und wohlbedächtig. Auf dem Herabwege erinnerte ich jedoch, daß es mir scheine, als ob das Fräulein keine ganz gute Meinung über Perglow hege, worin sie im größten Unrecht sei.

„Ich meine nur, Sie sollen ihn nicht auf Kosten Ihrer Zukunft bewundern", antwortete Julie. Seit wir uns im Namen meiner Mutter geküßt hatten, kam sie mir wie meine Schwester vor, und ich dachte ihrer Rede nach, als wär's ein Orakelspruch gewesen.

Digitized by Google

Durch die Berührung ihrer Lippen nicht zuversichtlicher geworden oder gar begehrlich, war ich dennoch so unbefangen und vertraut zu ihr, daß weder meine Gedanken im Gefühle, noch der Ausdruck im Gedanken erstickte wie vorhin. Ich vermochte ihr Alles zu sagen, was ich von Freude und Hoffnung in der Brust hatte, und der Hoffnung besonders trug ich viel in mir.

Julie selbst rief mir den Küpermeister Baumgarten in's Gedächtniß zurück, als wir wieder unten in der Stadt waren. Ich begab mich dahin und fand Perglow in Gesellschaft von einem sehr langen Studenten mit einem desto kürzern Rocke. Ebenfalls ein großer Krieger, dem ich bald vorgestellt war. Er hatte die Seminolenmütze auf dem röthlichen Haupthaar auch im Zimmer nicht abgelegt, vermuthlich weil er sie mit dem Halstuche verwechselte, wovon auch nicht eine Spur an seinem entblößten Nacken zu entdecken war. In seiner Linken hielt er eine starke „Flöte", worunter man sich einen Stock vorzustellen hat, der dann auch musikalisch wirken konnte, wenn er in rhythmischen Schwingungen auf den Rücken irgend eines mit Stimme begabten Wesens niederfiel. Mit der Rechten umspannte er eine Flasche, aus welcher er mir ein Glas füllte, welches beinahe größer als die Flasche war. Auf das Mittrinken beschränkte sich übrigens meine ganze Theilnahme an der Unterhaltung, da sie sich ausschließlich auf Personen und Zustände erstreckte, die ich erst näher kennen lernen sollte.

Der sanfte Heinrich kam selbst uns abzurufen. Er war so dienstfertig, daß er die angebrochenen Flaschen leeren half, nur um uns desto rascher zu befördern. Perglow führte wieder die Dame, ich trug meine Hälfte von dem Kranken an den Wagen. Aber als es an's Einsteigen kam, wollte Perglow, um zu rauchen, mit einem Passagier des Cabriolets tauschen. Es war der lesende Passagier, den er dazu einlud. Auch ging der Aufgeforderte auf den Wunsch des Häuptlings ein und siedelte mit der Bibliothek zu uns über. Da fand er aber, daß ihm das Licht ungünstig falle, mit welcher Umschreibung er vermuthlich den Badegast meinte, vor dessen Nachbarschaft er offenbar heftig zurückschrak.

„Nun, so lesen Sie einmal eine Station lang nicht!" rieth ihm Perglow.

„Ich muß aber lesen!" sagte der Passagier, „ich bin ein wandernder Naturforscher und studire eben Sachsen."

„Am zweckmäßigsten doch durch den Augenschein! In Klappendorf geb' ich Ihnen Ihren Cabrioletplatz zurück."

Digitized by Google

„Bis Klappendorf grade muß ich lesen.“

Dabei war er schon wieder ausgezogen, hatte das Cabriolet erklommen und sich in den Inhalt des Buchs, welches an der Reihe war, so innig vertieft, daß die Rede an ihn rein verloren ging, die der Seminolenhäuptling über Literatur im Allgemeinen und Naturgeschichte des Kameels im Besondern hielt. Das Wort „Kameel“ sprach er dabei accurat so aus, als ob er den lesenden Passagier damit im Allgemeinen bezeichnen und im Besondern beleidigen wollte.

„Wenn ich mir hier, die Bewilligung des Fräuleins vorausgesetzt, eine Cigarre anzündete, so mordete ich ein Menschenleben durch Stickhusten!“ schloß Perglow den Sermon und setzte sich, von Wein und Aerger ziemlich aufgeregt, auf den alten Platz. „Aber draußen vor der Stadt — und wenn ich deshalb auf's Verdeck steigen muß, kann ich mir die süße Gewohnheit des Daseins nicht länger versagen.“

Ich ahnte unendlichen Vortheil von der Abwesenheit des Häuptlings und das traulichste Zwiegespräch mit Julien, daher war ich beflissen, dem Gefährten ein Lager auf dem Verdeck als ein wahres Lotterbett üppiger Ruhe zu schildern. Erst pries ich den Reiz der Gegend, die er überblicken würde, dann besprach ich mit dem Häuptlinge die verschiedenen Arten des Rauchens mit einer so feinen Ausarbeitung aller Einzelheiten, daß ihm der narkotische Duft bei der bloßen Erinnerung durch den Mund und die Nase prickelte. In der Nähe der Klosterruine, die nicht weit hinter Meißen liegt, war auch seine Begierde so lebhaft aufgereizt, daß er den Kutschenschlag öffnete und mitten im Fahren aus dem Wagen sprang, was bei der äußerst vorsichtigen Bewegung der Rosse wenig Gefahr hatte und dem sanften Heinrich, nach einem Besuche bei Baumgarten, durchaus nicht Wunder nahm. Der Kutscher sah sich auch nach dem Zurückbleibenden nicht weiter um, wir im Innern aber gewahrten darauf an dem Geräusch über unsern Häuptern, daß Perglow über die Kisten des Hintertheils emporgestiegen und somit auf der Höhe des Fortschritts angelangt war.

Der Kranke stöhnte kläglich, und wir durften auf einen Trauerfall gefaßt sein, ehe wir Leipzig erreichten. Um ihm eine bequemere Lage einzuräumen, setzte sich das Fräulein zu mir herüber und ordnete das Bett des gelähmten Badegastes nach dieser Veränderung sorgfältig von neuem. Er dankte ihr, auch ohne Perglows Cigarre, mit einem tiefgefühlten Husten, und wir Gesunden sprachen dann von Seebädern und Sauerbrunnen und von der Heilquelle in Tharant, die mehr auf den Bergen wächst und in den Lüften webt, als aus dem

Digitized by Google

Felsen springt. Der Wasserstrahl, den die Erde gibt, wir wußten nicht, ob er sehr mächtig und genesungskräftig sei. Aber an der Frische der Tharanter Haine und an dem wundenheilenden Hauche der Natur, der sich über die waldigen Höhen des Weiseritzthales ergießt, zweifelten wir nicht, die wir noch an keiner Wunde gelitten. Juliens Tante, die dort genesen, war eine milde, sanfte Frau und das Mädchen sagte, die Pflege sei ihr leicht geworden. Aber wenig Gesellschaft habe die Dame bei sich gesehen, denn das Nervenübel, an dem sie krankte, habe vor allen Andern innere und äußerliche Ruhe verlangt. Doch sei der kleine Ort auch im Herbst und Winter viel bewegt gewesen durch die dortige Akademie.

„Für Forst- und Landwirthschaft!" fiel ich ein. „Wir haben eine zweite ältere und noch berühmtere Akademie im Lande, in Freiberg, für's Bergwesen. Die Studenten an beiden gelten in Leipzig für satisfactionsfähig." Zu dem „in Leipzig" fügte ich noch ein „bei uns" hinzu, aber ein sehr leises, weil noch völlig zukünftiges. Mit der anerkannten Satisfactionsfähigkeit glaubte ich aber den Akademisten in Tharant und Freiberg keine geringe Auszeichnung nachgerühmt zu haben. Fräulein von Eichmann versetzte nur leichthin:

„So, so." Sie schien die Wichtigkeit des Zugeständnisses nicht vollkommen zu übersehen. „Wir kamen mit den jungen Leuten selten in Berührung", fügte sie hinzu. — Ich war jedoch ein schlauer Fuchs. Daß siebzig bis achtzig Studenten der Forstwissenschaft ein Mädchen in dem engen Thale von Tharant sollten unbeachtet und ungehuldigt gelassen haben von der Jugend, Schönheit und den geistigen Vorzügen Juliens, das dünkte mir nicht glaublich. Also fragte ich sie gradehin, in welcher Weise sie der Gegenstand der akademischen Aufmerksamkeit gewesen.

„Ich darf mir dergleichen nicht einreden", erwiderte das Fräulein, und ihre langen Wimpern wehten dabei mit schalkhaftem Ausdruck über dem halben Auge. „Nur einmal, nach einem Balle, erwiesen mir die Studenten die Ehre, mir ein Zeichen ihrer freundlichen Erinnerung zu geben. Sie stellten sich Nachts unter meinem Fenster auf und feuerten dort ihre Gewehre ab, was eine Art von Ständchen sein sollte, welches sie mir brachten. Es waren einige Dutzend Doppelröhre, die auf einmal loskrachten und das grade in einer Zeit, wo meine arme Tante endlich nach langer nervöser Schlaflosigkeit einigen Schlummer gefunden hatte. Es war eine sehr gute Frau, allein der Schrecken

Digitized by Google

hatte ſie faſt getödtet und ich war lebhaft bemüht, mir dergleichen geräuſchvolle Artigkeiten nicht ferner zuzuziehen."

Ob nicht dennoch ein Bündniß der Neigungen die Folge des Tharanter Winters geweſen war, leuchtete aus der Erzählung dieſes Vorfalls freilich nicht ein. Wir geriethen darauf wieder in Jean-Pauliſche Stimmung. Es iſt ſo verzeihlich, mit achtzehn Jahren überſchwenglich ſein, das Paradies aus einer Roſenknospe zu riechen und himmliſche Unendlichkeit in einen Händedruck zu ſchließen. Eine Roſenknospe hatte ſich Julie in Meißen an die Bruſt geſteckt und wenn ſich unſere ſchweifenden Gedanken begegneten, ſo thaten es auch unſere Hände.

Ich ſtreckte den Kopf aus dem Wagen und richtete ihn ſehr verrenkt gegen den Deckpaſſagier, um ihm Cigarren anzubieten, falls er nicht genug verſorgt ſein ſollte. Denn Perglow's Abweſenheit war doch ſehr erſprießlich.

„Laß gut ſein, Fuchs", ertönte es von oben. „Ich liege zwar auf einem Proſtruſtesbette und habe überdies ein Fäßchen zwiſchen den Knieen zu halten, wenn ich nicht ſammt demſelben herunterfliegen ſoll. Aber die Cigarre iſt im Brande, daß ſie der geſammten engliſchen Kriegsflotte zur Lunte dienen könnte."

Der Kutſcher ſpitzte bei dieſer Unterhaltung, die ſehr laut geführt werden mußte, die Ohren und richtete ſich von ſeinem Platze empor.

Seltſamer Weiſe hielt mit einem Ruck der Wagen, und der ſanfte Heinrich hatte ſich ſo unſanft aus der Schoßkelle geſchnellt, daß er wie ein Graspferd bis in den feuchten Straßengraben hinüber gehüpft war, eine bedeutendere Entfernung, als jemals eines der Pferde, die er lenkte, in den beſten Tagen ſeiner Blüthe auf Einen Anſatz zurückgelegt hätte.

„Herr Jeſus! Es ſitzt Einer auf dem Wagen!" ſchrie der Sanfte und das Haar ſträubte ſich auf ſeinem Scheitel empor, von dem der Hut weit weg entflogen war. „Und das Verdeck raucht wie ein Schornſtein!"

„Ich bin's, Heinrich!" entgegnete ſehr gelaſſen der Seminolenanführer. „Meine Cigarre und da — wahrhaftig ein Stück alter Packleinwand iſt angeglimmt. Hocke nur wieder auf. Es iſt nicht drei Pfennige werth, und ich drücke den Brand mit zwei Fingern aus."

„Herr Jeſus, Herr Perglow! O du mein Himmel, das Unglück! Machen Sie, daß Sie herunter kommen oder wir ſind Alle verloren. Es ſind drei Centner Pirſchpulver in den Fäſſern und der Wagen brennt!" ſchrie Heinrich.

Digitized by Google

„Schießpulver — und der Wagen brennt!“ dröhnte ein mehrſtimmiges Echo nach.

„Kirſchpulver?“ fragte der naturforſchende Paſſagier und ſchaute träumeriſch aus den Blättern auf. Aber das Entſetzen, welches er in jeder Miene las und die raſende Eile, mit der die Inſaſſen des Wagens auf Heinrichs Wort aus der Kutſche ſtürzten, belehrte ihn augenblicklich, daß es ſich um eine fürchterliche Gefahr handle. Er gab nicht blos, ohne alles weitere Beſinnen, ſeinen wohlvertheidigten Platz, ſondern ſelbſt das Buch Preis, um die allgemeine Flucht ſofort mit anzutreten. Die Entladung der Pulverfäſſer ſelbſt hätte uns kaum raſcher auseinanderbringen können, als es die Furcht vor ihrem Aufſliegen, bei der Nachricht, der Wagen brenne, that. Wie ich Julien zugleich mit mir ins Freie hinausflüchtete, wäre mir jetzt unmöglich zu erklären. Eine Minute nach der Kataſtrophe ſchon wußte ich nicht mehr, ob ſie mich aus dem Wagen hinaus riß, oder ich ſie und wer von uns beiden eigentlich von dem Andern an die Hecke hinübergetragen ward, in deren Dornen eingehakt wir uns wieder fanden.

Perglow war ohne weitläufiges Meſſen der Höhe vom Wagen herabgeſprungen und hatte ſeinen Füßen nicht Zeit gelaſſen, ihm irgend eine Verletzung anzumelden. Wie ein Sturmwind brauſte er zu uns herüber.

Der Sanfte duckte ſich wie ein feiger Soldat vor dem Kartätſchenhagel unter den Graben und nur die Pferde ſchienen wohl unſern Schrecken, nicht aber deſſen Urſache zu begreifen, die ſie wie uns bedrohte. Sie ſtanden, offenbar ſehr zufrieden mit dem Aufenthalte, ſtill, und wenn ich den Ausdruck einer Schimmelphyſiognomie zu beurtheilen befähigt bin, ſo lächelte eines der Thiere ſogar beſtialiſch ſchadenfroh zu unſerer grimmigen Verwirrung.

Das Alles erfordert mehr Zeilen, um es zu erzählen, als es Secunden brauchte, um es zu erleben.

Perglow war in der Nähe der Hecke eingetroffen, deren Geſträuch vornämlich für Juliens Seidenkleid eine eben ſo zudringliche, als das Weiterfliehen behindernde Anhänglichkeit verrieth.

„Was thun wir jetzt, — will mir denn Niemand löſchen helfen?“ erklang der unterirdiſche Nothruf Heinrichs.

„Löſcht Ihr denn, indem Ihr Euch in den Graben werft?“ antwortete Perglow, indem die Lebensfarbe langſam in ſeine Wange zurückkehrte. „Du pflichtvergeſſener Schlingel haſt das Pulver heimlich aufgeladen! Schneide die Pferde los! Dann magſt Du nun auch erleben, wie Dein Wagen aufſliegt. Das Beſte iſt, wir ziehen uns

Digitized by Google

einige hundert Schritt die Höhe hinauf. Da haben wir wenigstens noch so viel von dem Bettel, daß wir den Wagen in die Luft gehen sehen."

„Mit allen meinen Habseligkeiten?" rief ich.

„Laß sie zum Geier sein. Hätte mich der Esel, der uns fuhr, nicht gleich mit dem Schlimmsten erschreckt, so hätte ich die Lohe des brennenden Lappens auf der Stelle erstickt" — —

„Vielleicht ist noch Rettung möglich, wenn wir uns hinanwagen. Meine Bücher, Kleider, Betten —"

„Mein neuer Hut — und der Kranke! der Kranke — Niemand hat an ihn gedacht — liegt noch in der Kutsche!" schrie Julie auf und rang die Hände, was außer dem Hute, dem unglücklichen Badegaste wenigstens zur Hälfte galt.

Auf die Erwähnung des Kranken sagte der Häuptling kein Wort, aber seine Bewegung gegen den Wagen hin, der bis auf die auffliegenden Thüren und ein dünnes Rauchwölkchen ganz unbescholten und harmlos aussah, war auffordernd genug. Ich folgte. Erst, als wir unmittelbar vor dem Fuhrwerke standen, war zu erkennen, daß die Packleinwandfetzen in hellen Brand übergegangen waren. Unser Angriff war in unausgesprochener Uebereinstimmung darauf gerichtet, den Badegast aus dem Innern heraus zu holen. Aber noch war eine Spanne zwischen uns und der Kutsche, als Perglow sagte: „Die Fässer bringen wir am Ende schneller weg, als einen unbeholfenen Menschenleib."

Dies Wort änderte unsern Entschluß. Von hinten auf stiegen wir auf das Verdeck, über das Cabriolet empor kam uns der Sanfte entgegen, der nach der ersten tödtlichen Bestürzung wieder Muth und Regsamkeit gewonnen hatte, als er Perglow selbst an den Feuerherd zurückkehren sah. Er bezeichnete uns mit heiserem Ton und bebender Hand die beiden Pulverfäßchen. So schwach das Flämmchen war, welches nach ihren Reifen hinleckte, so bedurfte es doch nur einiger durchgesickerter Körner, und was und wo waren wir im nächsten Augenblicke? An einem Gran der Mischung Salpeter, Schwefel und Kohle hing unser Leben. Die Arme, die sich gegen die Fässer ausstreckten, schienen ein Bewußtsein der Gefahr zu haben, nach der sie langten. Eine schmerzliche Empfindung rieselte durch ihr Mark und pflanzte sich durch den Körper fort.

„Ist gewiß kein Pulver weiter auf dem Wagen?" fragte Perglow.

Digitized by Google

„Nicht eine Priſe ſonſt, daß ich wüßte," verſetzte Heinrich.

„So ſind wir diesmal mit dem Schrecken davon gekommen," fuhr der Häuptling fort, und trat die angegangene Leinwand mit den Füßen aus.

Die Fäſſer aber lagen weit hinüber geſchleudert jenſeits der Straße. Wie wir ſie mit gemeinſchaftlichem Schwunge bis dahin geworfen, ſteht nur nebelhaft vor meinem Gedächtniſſe. Sie waren ſehr ſchwer, auch ſchwer anzufaſſen an den ſchmalen Rändern. — Unſere Körper hatten auf dem Wagen keinen zuverläſſigen Haltepunkt. Daß die Fäſſer dennoch fortgeſchleudert wurden, ohne daß Einer von uns, oder noch wahrſcheinlicher alle Drei ihrem Gewichte nachſtürzten, iſt ein mathematiſches Räthſel.

Aber wir ſtanden wohlbehalten aufrecht und ſie lagen beſeitigt im nächſten Acker. Wir vertilgten jede Spur des Brandes bis auf den Schmutzflecken, den der verkohlte Zunder auf einer der Kiſten zurückgelaſſen, und während der ſanfte Heinrich noch oben im Verdecke umherneſtelte und ſchnürte, ſtiegen wir hinab und riefen die Entfernung jeder Gefahr aus. Dann beſannen wir uns auch wieder auf den Badegaſt. Es war ſo mäuschenſtill im Wagen, daß wir einen Todten hervorzuziehen fürchteten. Die hilfloſe Verzweiflung des aufgegebenen Mannes mußte furchtbar geweſen ſein. Was war wahrſcheinlicher, als daß ſie ihn getödtet hatte!

„Fuchs — was iſt das?" fragte Perglow, der ſeinen Augen nicht traute. „Iſt der Kerl in ſein Bettſtroh gefallen und hat ſich darin verkrümelt?"

„Fußſack, Wolfsſchur und Alles, was er um ſich trug, liegt hier im Wagen — aber der Menſch dazu fehlt," entgegnete ich, nicht minder überraſcht.

„Sollten ihn die Cabrioletpaſſagiere herausgelangt haben? Aber davon nimmt der Eine drüben an der Haferfeldecke Hoffmann'ſche Tropfen, wie es ſcheint, um ſich den Schrecken aus dem Leibe zu treiben, und der Naturforſcher ſucht ſchon wieder nach ſeinem Buche, kein Dritter iſt zu ſehen!"

„Am Ende iſt der Badegaſt in aller Stille aufgeflogen. Himmelfahrtig genug ſah er aus dazu. Oder hätte das Fräulein irgend eine Kunde von ſeinem Schickſale?"

Die Dame ſaß bei der Dornenhecke und weinte. Auf unſere Frage antwortete ſie, weil ihr vor innerer Bewegung die Stimme verſagte, mit einem abwehrenden und verneinenden Winken ihres Taſchentuchs. Das Verſchwinden glich der Zauberei und wir ſchüttelten

Digitized by Google

wahrhaftig die Pelze und Betten durch, als könnten wir den Gelähmten, in einen Däumling verwandelt, in der Tasche der Wolfsschur entdecken.

„Meine Herren, wollten Sie mir jetzt wohl helfen das Pulver wieder aufladen?“ fragte der sanfte Heinrich mit beispiellos unbefangener Miene vom Verdecke herab.

„Ein Bündel Prügel wollen wir Dir aufladen, wenn Du Dich unterstehst, drei Centner Pulver und sechs Reisende noch einmal auf einem und demselben Wagen zusammen zu bringen!“ war die entschiedene Meinung des Seminolenhäuptlings und mithin auch meine unumstößliche Ansicht.

„Oho, das Pulver kann doch nicht im frischen Acker liegen bleiben!“

„So rolle es die Elbe hinunter, dort wird es am Besten aufgehoben sein.“

„In Klappendorf will ich das Pulver zurücklassen, wenn Sie das verlangen. Aber bis dorthin muß es noch mit.“ Der Kutscher verstummte nach diesem Satze, denn ein Mann, der die Straße daher geschritten kam, schien die Bitte um unsern Beistand zu erledigen, falls sich der Wanderer irgend bewegen ließ, seine rüstigen Glieder gegen ein Trinkgeld zum Hinaufreichen der Fässer herzuleihen. Seine Gestalt war ganz dazu angethan, ihm eine tüchtige Kraftanstrengung zu gestatten, nur war sein Anzug nicht der eines Tagelöhners und bei näherem Anschauen schien uns das Gesicht bekannt.

„Ist es denn wahr, wie Sie riefen, daß alle Gefahr vorüber?“ fragte er schon von fern. Wir waren keiner Erwiederung fähig. Der Töplitzer Badegast, in neuer verbesserter Auflage, schritt auf uns zu und seine Lähmung schien auf uns übergegangen zu sein, in so starrem Erstaunen standen wir.

„Wo in aller Welt kommen Sie her?“ fragte Perglow.

Der Verzauberte zeigte auf ein Gebüsch am Berghange: „Dort wartete ich den Hergang ab.“

„Und wie gelangten Sie aus dem Wagen und dorthin?“ verlangte ich zu wissen, indem ich im Geiste den jetzigen Mann mit dem vorherigen Todtengerippe verglich.

„Sie sehen ja, ich kann wieder gehen — nicht blos gehen, ich kann sogar laufen, wie ich zu meinem eigenen Erstaunen bemerkte, als ich vorhin in der Todesangst mit den Andern zugleich aus dem Wagen gesprungen war. Ich lief schneller als Sie Alle. Soweit

Digitized by Google

war ich noch nicht einmal, bevor ich in's Bad reiſte," fuhr er, ſich ſeelenvergnügt die Hände reibend, fort. „Nun ſage mir noch Einer, daß Töplitz nicht wohl thue."

Es ward uns wahrlich ſchwerer, an die Verwandlung des Mannes zu glauben, als ihm ſelber.

Julie weinte noch immer, als wir den Wagen wieder beſtiegen, aus Rührung jetzt, wie ſie ſagte, über die wunderbare Geneſung unſeres Reiſegefährten. Und das Pulver mußte wirklich mit. Der ſanfte Heinrich hatte es durch Bitten und Beſchwörungen durchgeſetzt, daß wir ihm die Mitnahme bis auf die nächſte Einkehr geſtatteten. Aber ich habe heute noch den Verdacht, daß die Fäſſer ſelbſt in Klappendorf nicht zurückgeblieben ſind. Unſere Stimmung hatte in feierlicher Weiſe ausgehalten bis dorthin, wo wir zu Ehren des Ereigniſſes eine Flaſche, dann die zweite, endlich die dritte leerten, wobei wir uns der Theilnahme des Badegaſt's und ſelbſt Juliens zu erfreuen hatten. Der ſanfte Heinrich war inzwiſchen lange im Hofe und um den Wagen beſchäftigt, ohne daß wir ihn beaufſichtigten. Bei der Abfahrt lagen allerdings die Fäſſer nicht mehr oben auf dem Gepäck. Aber höchſt wahrſcheinlich unter demſelben.

In Oſchatz ward übernachtet, aber mir nahte kein Schlaf.

Die Welt war alſo doch ſo abenteuerlich und romantiſch, wie ſie in der einſamen Schulzelle vor meiner glühenden Einbildung gelegen! Ich hatte am erſten Tage meines Eintritts in dieſelbe ein vieltheures Mädchen aus drohender Todesgefahr davon getragen — Julie ſagte es ſelbſt und ich glaubte es dringend, trotz meiner beſcheidenen Ablehnungen — und der allgemeine Du-Comment der Studenten war eine Wahrheit! O meine Mutter, meine Mutter! Wie begannen Deine blutrothen und thränenſchweren Warnungen vor der goldenen Sonne dieſer prächtig lachenden Welt zu erbleichen. Auch die Mahnungen des Vaters, wenigſtens die, mich vor einer Liebſchaft zu hüten, waren vergebens geweſen. Nein, nicht vergebens, nur überflüſſig. Denn was mich zu Juliens holdem Herzen zog, war keine Liebſchaft, es war Verehrung, Anbetung, es war die Liebe ſelbſt.

Auf der Fortſetzung der Reiſe am andern Tage waren wir Alle etwas abgeſpannt, am wenigſten jedoch der weiland Gelähmte. Körperlich empfanden wir die Nachwehen des Schreckens in einer gewiſſen Zerſchlagenheit aller Glieder, geiſtig fühlten wir, daß ſich unſer Geſchick geſtern dermaßen in Außerordentlichem erſchöpft habe, daß es uns zunächſt weiter nichts bieten konnte. Doch erneute jedes Lächeln

Digitized by Google

Juliens eine stille Ahnung unsaglichen Glücks in meinem Herzen. Sie war mir auch heute noch für das dankbar, was sie ihre Rettung nannte.

Den Kulmberg hinter uns lassend, näherten wir uns dem Flachlande der Pleißenebene, deren fruchtbaren Weizenboden alle Völker Europa's mit dem Blute ihrer Krieger gedüngt haben. Es wäre ein Wunder, wenn nicht wenigstens das Getreide üppig darnach wüchse, da die Früchte anderer Saaten, die über dem Leipziger Schlachtfelde aufgehen sollten, desto armseliger ausgefallen sind. In Wurzen erregte damals eine unter großen örtlichen Schwierigkeiten aufgeführte Muldenbrücke das Erstaunen der Gegenwart in dem Grade, daß sie jeder Fuchs zu Fuße überschritt, um sie desto ungehinderter zu bewundern. Fünfzig oder sechzig plan- und hindernißvolle Jahre hatte es gewährt, bevor der wichtige Wasserbau in's Werk gesetzt ward. Wie rasch aber ist unser jüngstes Zeitalter gegen die Vergangenheit gehalten! Um eine Straßenbrücke rang Wurzen ein halbes Jahrhundert. Ein Lustrum später baute ihm die Eisenbahnverwaltung binnen wenigen Monaten noch eine zweite, viel ansehnlichere Brücke neben der alten über den Strom. Wurzen hat die Gelegenheit mit Eifer benutzt, sich selbst zu entlaufen. Es ist nach Leipzig ausgewandert und hat an der Mulde nur seine Ruinen zurückgelassen. Die Eisenbahnen steigern das Leben lebenskräftiger Städte ins Unendliche. Absterbende Körper, denen sie auf ihrem Wege begegnen, führen sie dem vollen Tod zu. Das ist ihre Art.

In Borsdorf hatte jeder Fuchs die Verpflichtung, Sandkuchen zu essen, durch deren Gepäck das Dorf in der Nähe so berühmt war, als in der Ferne durch seine Aepfel. Ich erließ mir natürlich keine Weihe, die den Studenten in mir vollenden konnte. Aus Ungeduld, Leipzig zu erblicken, setzte ich mich dann zu Heinrich in die Schoßkelle.

„Wie weit ist's noch hin?"

„Ganz nahe. Sie sehen, ich kann schon mit der Peitsche darauf weisen", bemerkte der Kutscher sehr zufrieden mit seinem Witze und deutete auf einige Thürme, die in den blassen Horizont bläulich hineinragten. Die Namen der zur Rechten und Linken liegenden Orte wurden immer märchenhaft reizender und erinnerungsvertrauter. Ein Schauplatz der Leipziger Studentenwelt, in Liedern gepriesen und Stammbüchern verewigt, nach dem andern streckte sich an beiden Seiten des Weges aus. Mancher davon sah etwas schäbiger aus, als meine Vorstellung von ihm. Endlich die „grüne Schenke", in dessen

Digitized by Google

Tanzboden ſich ein Stück der Völkerſchlacht feſtgeſetzt hatte, welches an blauen Montagen empfindlich ſpukte, beſonders um Mitternacht. Dann die „drei Mohren", auf deren Saale das Blut der Ebenbürtigen nach den ſtrengſten Regeln des Kampfes vergoſſen ward — die braune Diele trank ſpäter auch ein paar Unzen des meinigen — dann der „kleine Kuchengarten". Aber es iſt der große, an deſſen Wand Goethe die witzigen Verſe geſchrieben und wo er mit poetiſchem Wohlgeſchmack fetten Oſterfladen gegeſſen. In letzterer Hinſicht zählt Leipzig noch immer viele Goethe's, ſelbſt im Schriftſtellerverein.

Auf der grünen Schenke war Perglow von einem großen Haufen von Seminolenkriegern empfangen worden; die lagen dort bei dem böhmiſchen Biere, wie vordem die Werbeoffiziere im deutſchen Reiche, auf Rekrutirung, um neuankommende Füchſe einzufangen. Alle Verbindungen hatten damals dergleichen Stationen an den Hauptſtraßen, um ihre Remonte nicht zu verſäumen. Die Häuptlinge betrachteten mich forſchend von oben bis unten, boten mir aber brüderlich die Hand und tranken mir zu.

„Sehr jung!" ſagte der Eine, auf deſſen Bruſtbande mindeſtens ein Dutzend Scalpe erlegter Feinde angemerkt waren. „Kann aber ein firer Junge werden."

Die jüngern Krieger muſterten ſtreng mit, tranken mir aber nicht zu, denn je weniger Scalpe im Rauche ihrer Hütten bleichten, deſto ſtolzer gebehrdeten ſie ſich, und Zurückhaltung iſt die erſte Eigenſchaft eines hohen Selbſtgefühls, welches nach Publicum ringt. Perglow blieb bei den Tapfern zurück und mir ward vom Senior die Kneipe geſagt, auf der ich zum Abende „einzuſpringen" hätte. Ein etwas zu lebhafter Ausdruck, wie mich dünkte, für das beklommene Eintreten eines jungen Gefährten in den Kreis gefeierter Zeitgenoſſen.

Eine vortreffliche Wirkung brachte es hervor, daß ich gleich auch nach der Stunde fragte, wo wir den Fechtboden hätten. Perglow, wahrſcheinlich um die gute Meinung für einen Seminolen zu verſtärken, den er der Verbindung zuführte, ſprach darauf:

„Der Fuchs hat überhaupt ganz brave Intentionen und hat ſich auch auf dem Wege hierher ſehr wacker mit einem Feuer gepaukt, welches wir auf dem Wagen hatten. Ich werde Euch davon erzählen."

Als ich in den Wagen zurückkehrte, um mit demſelben in die Stadt einzufahren, dachte ich — undankbar gegen Perglow's Empfehlung — mit unwegleugnenbarer Genugthuung daran, daß er es verſäumt, ſich bei Fräulein Julie zu empfehlen. Sie bat, daß ich ſie vom

Digitized by Google

Halteplatze des Kutschers in die „Laute“ begleiten möge, wo sie ein Wagen erwarten werde. Wer zweifelt an der Erfüllung dieses Gesuchs?

Das waren also die Mauern Leipzigs, durch die der Wagen alsbald schwankte. Ich wäre lieber vom Sitze aufgesprungen und hätte die Steine betastet, um zu fühlen, ob's wirkliche Leipziger Steine seien, denn manchmal fürchtete ich wahrhaftig, daß ein rosiger Traum meiner Sehnsucht schmeichle und ich am Ende erwachen könnte in dem kleinen Bautzener Stübchen, den Sophokles in der einen und das Riemersche Lexikon in der andern Hand — eingeschlafen über einer dringenden Schularbeit.

Aber das war doch eine leibhaftige schmale, langfingerige Hand und sie fühlte sich viel seliger an, als alle Steine der Welt, die Hand, die ich an meine klopfende Brust drückte.

„Ach, Julie, wie herrlich ist die Schöpfung und wie viel herrlicher noch ist's, daß uns der liebe Gott mitten hineingesetzt in die Schöpfung, in der es so lustig und groß hergeht!“

„Daß es uns Beiden vergönnt sei, das Beste in dieser Stadt zu finden, was sie uns gewähren kann!“ antwortete das Mädchen mit einem ihrer tageshellsten Blicke.

„Das Beste — was wär's ohne die Liebe? Wir sind jung, Julie, und unsere Aussichten auf Besitz erreichen nur in der entferntesten Zukunft ein Ziel. Könnten Sie uneigennützig lieben, lieben auf nichts hin, als eben auf die Liebe selbst? Die Philisterseelen verargen es der Jugend, wenn sie ihre Neigung verschenkt, ohne weitere Rücksicht auf Lebensstellung und Vermögen!“

„Eine solche Philisterseele bin ich nicht!“ betheuerte das Mädchen.

„Und das wollen Sie mir beweisen?“

„Ich hoffe, ja.“

Meine Gedanken gingen unter in dem Meere von Wonne, in dem ich schwamm. Ich blinzelte auf den Töplitzer hin, der etwas hart und hölzern aus der Ecke hervorsaß, dann preßte ich die vorige Hand nochmals und viel heftiger an mich und jauchzte: „Julie! Julie!“

Shakspeare hat wohl gewußt, mit welchem Namen er das Mädchen schmücken mußte, welches seinen Romeo liebt. Eine geniale Berechnung liegt noch der Meinung seiner weniger genialen Erklärer selbst in der kleinsten seiner Wendungen. Der Inbegriff alles dessen, was an einem Weibe reizend und liebenswürdig für den verlangenden Jüngling sein kann, konnte nicht anders als Julie heißen.

Wir hielten am Hôtel de Pologne, wo ich zunächst abtrat, bis

ich eine Wohnung nach den Vorschriften der Mutter gefunden haben würde. Julie bestellte ihr Gepäck nach der „Laute.“ Einige Kleinigkeiten, die zu Mißverständnissen oder Nachlässigkeiten Anlaß geben konnten, nahmen wir gleich mit. Leider war die große Schachtel mit dem neuen Hute dabei, ein Ding, gar nicht schwer, weshalb sein Umfang desto unverschämter erscheinen mußte. Ich trug aber nicht blos die Schachtel, sondern auch einen Reisemantel, ein Paar Filzschuhe — die Tharanter Tante hatte auf ihrer Mitnahme bestanden — einen Regenschirm, zwei Strickbeutel, eine Rolle von unbenanntem Inhalt, weshalb ich frecher Weise den Nachtanzug der Dame darin vermuthete, ein Kästchen, worin eine Vase — trotz des aufgemalten Glases wollte Julie der Sorgfalt der Hausknechte nicht trauen — einen Reisesack und ein Etui mit Kämmen, Bürsten und Pomade. Den Gedanken, daß die ganze Leichtigkeit zusammengenommen, schwer und der Weg, trotz seiner Kürze, lang sei, verwarf ich als nichtswürdig. Nur daß ich ein Bischen lächerlich aussah und um keinen Preis einem Seminolenkrieger hätte begegnen mögen, verbarg ich mir nicht. Die Schachtel, wenn ich sie vor die Brust nahm, bedeckte übrigens zu meinem Troste zugleich mein Gesicht.

So brachte ich das Fräulein in die „Laute“. Drei Häuser vorher sagte sie mir, nun würd' ich bald erlöst sein. Ich lächelte, als habe meine Beladung auch gar nichts zu bedeuten.

Gott bewahre jeden liebesbedürftigen Menschen vor solcher Erlösung! Wie ein Sturmstoß brach aus der „Laute“ ein schlanker Gesell in sehr hübscher Uniform, erfaßte Juliens Hände und wartete kaum darauf, daß er das Mädchen in die Hausflur gezogen hatte, um ihr mit Küssen und Umarmungen schier lebensgefährlich zu werden.

Ich setzte dabei langsam ab, was ich getragen, und legte endlich auch meine Hoffnung auf Julien hinzu. Nie sah ein junger Seminole niedergeschlagener und muthloser aus als ich in jenem Augenblicke.

„Das ist Herr Adalbert!“ sagte Julie endlich zu dem unbändigen Offizier, der gar nichts von mir und dem Gepäck wissen zu wollen schien, vermuthlich weil er ahnte, er werde letzteres die Treppe hinauf befördern müssen. „Student hier in Leipzig und mein sehr lieber Reisegefährte von Dresden. Ich verdanke ihm eine ganze Reihe der verbindlichsten Dienste, sogar —“

Ich bitte unterthänig,“ unterbrach ich das Fräulein mit einer entschieden zurückweisenden Armbewegung gegen die Lebensrettung, die ich im Anzuge bemerkte. Hätt' ich gewußt, für wen ich die Kastanie aus

Digitized by Google

dem Feuer holte, raunte mir mein Groll zu, so hätte das Mädchen mit dem ganzen Wagen verbrennen mögen, meine Habseligkeiten voran.

„Und dies ist Herr Kurt von Ruhla, der ärmste Offizier, der jemals von der Hoffnung auf seinen Degen lebte. Müssen wir warten, bis er Hauptmann ist, so werden wir uns zwanzig Jahre geliebt haben, ehe wir uns heirathen können. Bin ich also eine Philisterseele, oder einer uneigennützigen und aufopfernden Neigung fähig, mein Freund?"

Das Beispiel bildete, meiner Meinung nach, gar keinen Gegenbeweis. Der Haupteindruck der Scene war vielmehr der, daß ich mich grenzenlos überflüssig in der „Laute" fühlte. Der Offizier behauptete, daß ihm meine Bekanntschaft außerordentlich angenehm wäre, was ich zu erwidern unterließ, um nicht noch ärger zu lügen. Doch zwang ich mich, von Beiden mit leidlicher Höflichkeit Abschied zu nehmen. Vor der Thür stand ein kleiner Wagen zu zwei Sitzen und einem Pferde; die zwei Sitze waren auch eigentlich nur einer; auf dem sind sie höchst wahrscheinlich miteinander nach Hause gefahren. Sie müssen sehr eng gesessen haben.

Abends war ich auf der Kneipe der Seminolen, bevor noch irgend ein Seminole dort war; aber nach und nach kamen sie. Ich befand mich in einer so verbissenen Stimmung, daß sich die andern Füchse kaum an mich herangetrauten. Die Leipziger Steine waren ächt, aber die Hand war falsch gewesen, die ich gedrückt hatte!

Da erklang das Lied:

„Brüder, lagert Euch im Kreise,
Zecht nach Eurer Väter Weise;
Leert die Gläser, schwenkt die Hüte,
Auf der deutschen Freiheit Wohl!"

und zwanzig Seminolenkehlen stimmten in den Chor. Nur ich schmollte stumm in mich hinein und schwieg zu dem Liede. Als der Gesang vorüber war, klopfte Perglow mit dem Schläger auf den Tisch (er führte den Vorsitz am untern Ende der Tafel) und rief:

„Der Fuchs Adalbert trinkt ein Glas pro poena! Er hat nicht mitgesungen!"

Die übrigen Füchse beneideten mich so herzlich um dies Zeichen schmeichelhafter Aufmerksamkeit von höherer Seite her, daß sie sämmtlich mit pro poena tranken, wenn auch kein ganzes Glas. Ueberhaupt gewann ich unendlich dadurch an Ansehen, daß mich Perglow seiner unausgesetzten Beachtung würdigte. Dann ward ein rascherer Chor angeschlagen. Zu dem „Propoena"-Glase waren bald noch einige

Digitized by Google

andere „Thränen", wie der Student einen mäßigen Trunk nennt, gekommen und nach und nach vergaß ich den engen Sitz auf dem Einspänner. Ich muß später noch viel mehr vergessen haben, d. h. selbst meine Wohnung im Hôtel de Pologne. Denn als ich des andern Morgens erwachte, lag ich, anstatt in meinem Zimmer, in einem dunkeln Alkoven, der wie eine Waffenkammer mit allerhand Säbel- und Degenklingen ausgeschmückt war, inmitten welcher dicke Fechthandschuhe, auch Pistolen und Paukhüte hingen. Betroffen richtete ich mich im Bette empor; die Stubenthür stand offen und draußen, wo es heller Tag war, gewahrte ich die ritterliche Gestalt Perglow's, die dort munter auf- und abging.

„Wo hab' ich denn geschlafen?" rief ich, mir die Augen reibend, in's Zimmer hinein.

„In meinem Bette, Fuchs. Es ist zehn Uhr und Du kannst aufstehen. Ich habe das Frühstück bestellt."

„In Deinem Bette? Und du?"

„Auf dem Sopha. Du warst gestern etwas trunkfällig geworden, als wir nach Hause gingen und wußtest nicht recht, wohin. Da nahm ich Dich denn mit mir."

„Verzeih' mir, daß ich Dir lästig geworden bin. In Deinem Bette! Du auf dem Sopha!" Die Herablassung des großen Häuptlings rührte und entzückte mich, daß ich nur mit weicher, erschütterter Stimme zu sprechen vermochte, ungefähr wie Ziethen auf dem Kupferstiche, wo ihm König Friedrich II. seinen Besuch vor dem Bette macht. „Es soll mir eine solche Rücksichtslosigkeit nicht wieder begegnen."

„Hat gar nichts zu bedeuten, da ich Dich ohnehin gestern zu meinem Leibfuchs ausgewählt habe. Ich werde Dich selbst einschlagen."

Die Semjnolen zählten keinen bessern Mann als Perglow, und kein anderer Kriegerstamm der Universität hatte einen Helden seines Gleichen aufzuweisen. Ich sein Leibfuchs! Damit stand ich auf dem Gipfel akademischen Glücks. Fahr' wohl, Julie! Was war mir Deine verrathene Liebe gegen die entgegengebrachte Freundschaft eines Perglow! Als ich eine Stunde später mit ihm über den Marktplatz ging, war es sehr wohlgethan von den Laternenpfählen, daß sie mir auswichen. Mein Stolz schritt zu straff vorwärts, um irgend einem lebendigen oder leblosen Hindernisse aus dem Wege zu treten.

Digitized by Google

Censoren und Censur in Wien.

November.

Drei Censoren sind in den letzten vier Wochen aus dem Leben gestrichen worden: Rupprecht, Kuffner und Hohler. Wer wird ihre Stellen ersetzen? Die deutschen Zeitungen meldeten unlängst aus der preußischen Stadt Naumburg, daß sich dort nach dem Tode des Censors kein Mann vorfand, der zu diesem Amte sich hergeben wollte. In solche Verlegenheiten zu gerathen brauchen wir hier nicht zu fürchten. Wenn Baron Kübeck statt eines Anlehens von 20 Millionen Gulden mit 20 Millionen Censoren sich begnügen könnte, die wären in Oesterreich bald aufzutreiben. Es muß ein außerordentliches Bewußtsein, eine eigenthümliche Lust gewähren, Censor zu sein; der Hofrath Köhler z. B. (und Sie wissen, bei uns ist diese Stelle eine ganz andere als die preußische Hofrätherei) bezieht als Hofrath der Salinen ein Gehalt von 4000 Fl. C.-M. und als protestantischer Consistorialrath obendrein noch 700 Fl. C.-M. Und doch ist er nebenbei auch noch Censor! Ist es glaublich, daß ein lediger Mann, bei sonstigem Privatvermögen und einem so reichen Einkommen, für die Summe von 300 Fl. C.-M. (denn dies, höchstens 400 Fl. ist das jährliche Gehalt eines Censors*) eine solche Verantwortlichkeit und eben nicht den Dank der Bestgesinnten auf sich laden würde, wenn nicht eine besondere Passion für das Censoramt das vorherrschende Motiv wäre? Die erwähnten drei todten Censoren waren noch nicht beerdigt, und schon lagen neun Bittgesuche im Einreichungsprotokolle der Polizeihofstelle, darunter das des gesinnungs- und salbungsüberfließenden Redacteurs des „Zuschauers", Herrn Ebersberg, ferner ein Gesuch des Statisti-

*) In Oesterreich wird der Censor nicht wie in Deutschland von den Schriftstellern und Buchhändlern bezahlt, sondern von der Regierung. Darin ist wenigstens Consequenz!

Digitized by Google

kers Becher; ein Gesuch des hochwürdigen Herrn Wilhelm Gärtner, Verfassers eines eben erschienenen Trauerspiels: „Andreas Hofer", des Doctors August Schilling, obligaten Besingers des Grafen Dietrichstein, seines Chefs u. s. w. Unter allen Diesen ist nicht Einer, den das materielle Bedürfniß zur Concurrenz um die Censorstelle zwingt!

Was die genannten drei Todten betrifft, so waren sie alle drei — Schriftsteller; der schlechteste unter ihnen war Herr Johann Baptist Rupprecht, der sich vom bankrouirten Kaufmann zu dieser Stelle herabgeschwungen hatte. Der fürstl. schwarzenbergische Rath T. E. Hohler stand in der Mitte; er war es, der nach Hormayer in Gemeinschaft mit Herrn v. Mühlfeld das „Archiv" redigirte und von dem Hormayer das Witzwort sagte, das Archiv sei jetzt nur ein hohles Mühlengeklapper. Der beste und ehrlichste unter den Dreien war der greise Official des Staatsraths, Christoph Kuffner. Er hat mehrere nicht ganz werthlose Stücke für die Bühne geschrieben und ein recht brauchbares Werk nach Art der Reisen des jüngern Anacharsis unter dem Titel: „Artemidor im Reiche der Römer." Zweimal war er auf dem Wege, im Schlepptau eines Genies in die Unsterblichkeit mit hinein geschleift zu werden. Er hat nämlich zwei Cantaten geschrieben, die eine für Mozart, die andere für Beethoven; aber beide Meister überraschte der Tod während der Composition. Welch' ein eigenthümlicher Unstern des Poeten! — Hohler und Kuffner wußten übrigens durch Einsicht und Billigkeitsgefühl mit ihrer Stellung theilweise zu versöhnen; sie hatten aber auch nicht im besondern Grade das Vertrauen der Censurhofstelle und wenn man einen Schriftsteller besonders ins Auge fassen zu müssen glaubte, erhielt Rupprecht oder Hofrath Gärtner die Censur.

Das vielfach besprochene Censur-Collegium soll denn doch demnächst in's Leben treten; jedes der Hauptdikasterien: Hofkammer, Hofkriegsrath, Regierung u. s. w. wird einen Mann als Contingent in das Collegium stellen. Bis jetzt fand die Realisirung nur in dem Umstande ein Hinderniß, daß man sich über das Local nicht vereinigen konnte, indem die Herren, welche das Collegium construiren, erklärten, daß sie ihre Sitzungen durchaus nicht im Gebäude der Polizeihofstelle halten wollten, indem sie die leider in Oesterreich zu spät erkannte Gesinnung leitet, daß die Wissenschaft und die Literatur nicht in den Beruf der Polizei gehören; nur ist zu befürchten, daß diese Isolirung eben nur eine äußerliche sein werde, indem der Polizeidirector von Brünn, Hr. v. Haasenöhrl, zum Leiter des Censur-Collegiums designirt ist, ein Mann, der wohlwollend, aber ohne höhere literarische Bildung ist und sein ganzes Wissen ein

Digitized by Google

durch Routine lückenhaft angepaßtes iſt. Im Ganzen glaubt man, daß es wenigſtens mittelbar dem Präſidenten der Polizei ſubordinirt bleiben wird. Die ganze Maßregel, wenn ihr nicht andere Principien zu Grunde gelegt werden, dürfte auf die Verſorgung einiger neuen Beamten hinauslaufen und im Ganzen nichts beſſern. So viel iſt gewiß, daß der jetzige Zuſtand bis zur Unerträglichkeit und, was noch ſchlimmer iſt, zur Lächerlichkeit herangediehen iſt. Jeder der Cenſurbeamten ſelbſt iſt davon durchdrungen, aber alle zuſammen verfolgen conſequent das obſcurante Princip und es iſt da umgekehrt der Fall, was Grillparzer vom Publicum ſagt: „Stellt zehn Dummköpfe nebeneinander und laßt ſie ein Publicum bilden, ſo fährt der Gott in ſie.“ Hier heißt es: Stellt zehn geſcheidte Männer zuſammen und laßt ſie die Cenſur bilden ſo fährt der Gott aus ihnen. Nicht das Cenſurgeſetz, ſo ſchlimm und drückend dieſes iſt, iſt es, welches manche geſinnungsvolle Aeußerung, manche patriotiſche Meinung unterdrückt, aber die Willkür, die Beſchränktheit, endlich die politiſche Charakterloſigkeit der Cenſoren ſind es, welche den Ruhigſten empören. Ein glänzendes Beiſpiel des Widerſpruchs erlebte man dieſer Tage bei der Aufführung des Bauernfeld'ſchen Luſtſpieles: „Großjährig“, welches das bis jetzt Unerhörte, eine politiſche Satyre, auf dem Hofburgtheater zur Anhörung brachte und ohne eigentliche Erfindung, ohne Situationswitz eine Wirkung hervorbrachte, wie ſie hier noch kaum erlebt wurde, und wie ſie mit dieſen Mitteln hervorzurufen noch Keiner gewagt hat. Merkwürdig iſt es, daß der Cenſur die Bedeutung des Stückes nicht entging, denn ſie ſoll den Autor aufgefordert haben, dafür zu ſorgen, daß die Journale dieſelbe nicht näher bezeichnen und herausheben. Während dieſe klägliche Berichte oder gar keine bringen, jubelt das Publicum fortgeſetzt dem Stücke in gedrängten Maſſen zu. Wo ſteckt da die Klugheit? Wie traurig es unter ſolchen Umſtänden mit unſerer Journaliſtik ausſehen muß, iſt leicht zu erachten. Wenn ſchon die Anzeige eines Stückes, das auf den Brettern des Hofburgtheaters vorüberzieht, ſcheelſüchtig überwacht wird, wie ſoll es da möglich ſein, ein Wort über die Ereigniſſe auf der politiſchen Bühne durchzubringen? Alle unſere Blätter ſehen wie ungeſchmalzter Mehlbrei aus, mit dem man die Kinder füttert, und einen wahrhaft komiſchen Eindruck macht es, wenn dann plötzlich der öſterreichiſche Beobachter mit einem inhaltsſchweren Artikel (wie die Motivirung der Einverleibung Krakau's) hervortritt; man hält ſich den Kopf, man ſieht verdutzt einander an. Wie? ſind wir es, zu denen man ſpricht? ſind wir die Leute, bei denen man vorausſetzt,

Digitized by Google

daß ſie eine Ahnung von derlei Dingen haben können? Wir, mit denen unſere Journale ſtets nur ba — ba, b — e, be, b — i, bi ſprechen? Wir Kinder mit dem Fallhäubchen auf dem Kopfe ſollen plötzlich dieſe Sprache reifer Männer verſtehen? Wir ſind alſo keine Kinder mehr? wir dürfen alſo ſchon einen Hut tragen und Cigarren rauchen und Billard ſpielen? Warum aber müſſen wir noch immer dieſen verfluchten Semmelbrei tagtäglich in unſern Journalen genießen? Haben wir ſchon Zähne oder nicht? Entweder — oder!

Daß man in einer Zeit, wie die jetzige, wo die Regierung das Vertrauen der Nation ſo ſehr nöthig hat und auch bei einiger Offenheit ſicher darauf rechnen kann, in einer Zeit, in welcher manche trübe Zeichen am Himmel ſtehen und der gegenſeitige innige Anſchluß zwiſchen Regierung und Volk das ſicherſte Mittel iſt zur Beſiegung des erſchütterten Credits und der bangen Erwartungen bedrohlicher Conflicte nach außen wie nach innen (in Galizien); daß man in einer ſolchen Zeit die Feſſeln der Preſſe nicht wenigſtens einigermaßen lüftet und ihr wenigſtens nach einigen Seiten hin die Beſprechung der Landesintereſſen geſtattet, ſieht wie Mangel an Vertrauen zu ſich ſelbſt aus, und daß es ſo ausſieht, muß der Regierung mehr ſchaden als Alles, womit eine mäßige Preßbewegung ihr ſchaden könnte. Mäßige Preßbewegung! Die deutſchen Leſer ſpötteln wahrſcheinlich über den beſchränkten, knabenhaften Oeſterreicher, der nur etwas Butter auf ſein Brod und nicht ſogleich eine volle Mahlzeit anſtrebt; aber Ihr müßt hungern wie wir, um zu begreifen, wie nothwendig uns vor Allem die Erlöſung von dieſem ewigen Waſſer und Brod iſt, zu welchem eines der redlichſten, treueſten und ruhigſten Völker der Welt in ſeiner ganzen Gedankenwelt verurtheilt iſt, als hätte es Gott weiß wie viele Verbrechen begangen, wie viele Revolutionen gemacht!

Rainer.

Leipziger Briefe.

2.

Die Urania für 1847. — Sternberg, Thereſe, Gutzkow, Gerſtäcker, Berthold Auerbach. — „Schrift und Volk ꝛc.“ — Auerbach als Theoretiker. — Der Dorfchroniſt in der Stadt.

Eine Novelle von Baron von Sternberg, „Sibylle“ genannt, eröffnet die diesjährige Urania. Der Baron und die Gräfin (Hahn) ſind ſich in gleichem Zweck und Namen begegnet, um ein eigenthümlich Frauenbild zum Mittelpunkte einer Novelle zu machen. Glücklicherweiſe hat ſich Herr von Sternberg kürzer gefaßt. Langer Athem iſt überhaupt nicht ſeine Sache, er hält allmälig die Compoſition für eine Unart. Wozu die Kleidung, wozu die Gruppe, wozu der Farbenwechſel, wozu die Bewegung? Man zeichne eine nackte Figur. Sie verſinnlicht die Idee, allenfalls auch nur die launiſche Seite einer Idee: die Marotte.

Iſt es vielleicht ein tiefes Merkmal ſterbender Ariſtokratie, daß ihre belletriſtiſchen Schriftſteller ſo tiefe Abneigung haben vor Compoſition, oder ſo deutliche Unfähigkeit für dieſelbe? Compoſition iſt ja wirklich eine Miſchung; Miſchung iſt fatal. Da macht jedes einzelne Weſen, jeder beiläufige Vorfall Anſpruch auf weitere Beachtung, Anſpruch auf Conſequenzen. Man verliert das Seigneur-Recht; die errichtete Verwicklung bringt die ihr inwohnenden eignen Rechte mit ſich; ſie verlangt eine läſtige Aufmerkſamkeit nach zehn verſchiedenen Seiten; ſie wächſt uns zu Kopf: es iſt eine conſtitutionelle Wirthſchaft, die unſerm Naturel nicht zuſagt, die unſere geiſtreich vorgefaßte Idee nur ſtört; wozu das?

Gräfin Hahn hat noch mehr Herrſcherſinn, ſie nöthigt doch mancherlei heran an die von ihr errichtete Stange. So kommt mehr Einheit in ihre Bücher und ſie werden länger, aber innerlichſt iſt ihr äſthetiſches Princip ziemlich daſſelbe, wie das Sternberg's: aus Apercus Novellen und Romane zu machen. Dieſe äſthetiſche Armuth begegnet einer ganz verwandten bei den Schriftſtellern, welche um jeden Preis demokratiſch ſein wollen. Sie ſchreiben ebenfalls Novellen zum Beweiſe für eine Idee und mögen ſich den Beweis nicht erſchweren durch Zulaſſung einer ſich frei begründenden Form. Was Form! Das iſt

ein Rest des Aristokratismus, der uns um den einzig nöthigen Inhalt betrügen will. Das ist eine Spielerei, unwürdig unserer edlen Zwecke! Das ist Luxus und — setzen Manche hinzu — das ist überhaupt nicht deutsch, sondern französisch. Die auf- und niedersteigende Bewegung, welche Charaktere und Ideen einer Novelle für unsere Theilnahme erregt, nennen sie ein für alle Mal Intrigue, und da dies ein fremdes garstiges Wort mit garstiger Nebenbedeutung ist, so rufen sie: „Fort damit!" und bestärken sich in einer Einseitigkeit, welche nimmermehr Kunstwerke zu Stande bringt.

In solchem Punkte der Verneinung begegnen sich jetzt schon in unserer schönen Literatur die Extreme, welche nur bemerken und aussprechen, nicht aber schaffen wollen, welche nicht einen Organismus errichten, sondern nur ein Gelüst oder einen Befehl in novellistischer Form ausdrücken wollen.

Sternberg hat sich übrigens in der Idee seiner „Sibylle" eine Aufgabe gestellt, die ganz interessant ist und seinem, die Geldangelegenheit und das Rechnen sonst verachtenden Wesen gar nicht leicht geworden sein mag. Seine Sibylle kann vollkommen kaufmännisch rechnen und verlangt von ihrem Bräutigam in Behandlung der Finanzen die exacteste Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit. Ja, sie gibt ihm den Abschied, als er in diesem Finanzexamen nicht besteht, obwohl sie ihn liebt. Dies Thema nicht nur im Charakter des Mädchens zu begründen, sondern durch die mannichfaltigen Vorgänge des Lebens durchzuführen, wäre sicherlich recht sehr lohnend gewesen. Wir sind auch auf eine solche Durchführung gefaßt, denn wir ahnen wohl, daß Sibylle in der Unordnung ihres Liebhabers nur ein verderbliches Symptom bekämpfen will, und wir sehen wohl, daß in ihrer romantischen, das Geldwesen verachtenden Freundin ein Gegenbild angelegt ist, welches in anderer Weise zum Untergange geführt werden soll; aber wie werden wir getäuscht! Diese bloße Exposition ist die ganze Novelle. Was Entwicklung! was Ineinandergreifen! Wo die Entwicklung beginnen soll, da kommt ein Strich und hinter dem Striche sind wir über die zwanzig Jahre, welche wir erleben wollten, hinweggeschleudert und das, was wir geschehen sehen wollten, das ist geschehen und wird uns als Chronik beiläufig und ziemlich ungeschickt mitgetheilt, mit der Notiz werden wir abgespeist, mit den kargen Procenten eines vollständigen Erzählungs-Bankerutts.

Die zweite Erzählung, von Therese, heißt „Interlaken" blos darum, weil die Heldin, natürlich eine durch mangelhafte Ehe unglückliche,

Digitized by Google

fanfte Dame, ſich in Interlaken aufhält. Das gibt Gelegenheit zu den kleinen Naturgemälden mit Waſſerfarben, welche wohl Frauen intereſſiren mögen. Man hat ſich in letzter Zeit geſtritten, ob dieſe ſchriftſtellernde Dame Thereſe berühmt ſei oder nicht. Ich für meine Perſon habe die letzten Bücher derſelben nicht mehr geleſen. Eine liebenswürdige, anmuthige Bildung anerkennend fand ich doch dieſe Schriften gar zu eintönig und geſtaltlos, vor allen Dingen zu markllos, ſchwammige Körperchen ohne Knochen. Das kaum merkliche Leben, welches die zarten Gliederchen zu bewegen ſchien, gemahnte mich durchaus an die künſtliche Lebensluft, welche durch chemiſche Apparate erzeugt werden mag. Hier war es die deſtillirte Leidens- und Freudenluft für Frauen, welche in der couranten heutigen Bildung gewonnen worden iſt und welche nun doch ohne ſtarkes Naturel der Schriftſtellerin nicht im Stande iſt, dürftige Erfindungen mit dem Scheine des lebendigen Lebens auszurüſten. — Dieſe Erzählung „Interlaken", an welche ich deshalb ohne Neigung ging, erſchien mir beſſer; wahrſcheinlich, weil ſie kürzer iſt. Eigentlich iſt es doch dieſelbe ſchwächliche Frauenwelt, welche uns innerlichſt niederbeugt. Stubenluft, aus welcher uns der Vogel im Bauer endlos entgegenzirpt: vom Stuhl auf's Sopha, vom Sopha auf den Stuhl! Das Leben, deſſen Pulſe wir in den literariſchen Schöpfungen ſpüren wollen, iſt eben noch etwas ganz Anderes, und jedenfalls etwas viel Stärkeres, als eine milde Dame der Geſellſchaftswelt erfährt, wenn ſie nicht mit vollen Gaben der Combination und des Talentes verſehen iſt.

„Imagina" von K. Gutzkow, die dritte Erzählung, iſt ein Capriccio, das mit guter Laune geſchrieben, künſtleriſch ſorgfältig angelegt und ausgeführt iſt. Eben deshalb bietet es uns Gelegenheit zu der Behauptung, daß die künſtleriſche Form vor einem Gebrechen nicht retten kann, welches im Kerne des Inhalts liegt. Ein träumeriſches Mädchen verwechſelt und verflicht die Mährchenwelt ihrer Phantaſie mit der wirklichen Welt und handelt demgemäß. Es wäre zur Zeit der Romantiker unbedenklich hingenommen worden, für unſern heutigen realeren Geſchmack ſtreift es an das Forcirte. Gutzkow hat das wohl auch empfunden und hat im Grunde dafür geſorgt, daß dieſe Imagina um kein Haar anders handeln würde ohne das ganz beſondere Mährchen, welches als maßgebend für ſie eingeführt wird. Aber er hat nicht auch eine Ehegeſchichte à la Gräfin Hahn und Thereſe geben wollen, und eine ſolche wäre es ohne die Mährchenzuthat geworden; und ſo hat er zur Bereicherung und zur Auswahl mit der Mährchen-

Digitized by Google

zuthat ein Uebriges thun wollen. Der Leſer wählt aber nicht alſo, ſondern er ſagt: Hier ſind Flügel angeheftet, das Ganze iſt zu einem Vogel gemacht worden, und doch ſind mehrere gewöhnliche Beine angebracht! Die Reinheit der Form wird zwar auch einige Male durch journaliſtiſche Wendungen, wie „Entweder-Oder-Zeitung“ getrübt, aber das Heitere und Satyriſche der Nebenfiguren und Nebenſcenen, welche ſich zum Vortheil der Lectüre ausbreiten, iſt ſehr gut geſchrieben.

Auch die vierte Erzählung „die Riccarees“ von Gerſtäcker, nöthigt zu einer weitern Erklärung, daß mit Bilden und Einhalten der Form nicht Alles gethan ſei. Die Form muß auch voll ſein. Gerſtäcker's Talent bildet ſich ſehr raſch, aber die Raſchheit iſt zugleich ſeine Gefahr. Drang und Spannung ſind der Erzählung gewiß nöthig, aber ſie dürfen nichts Aeußerliches und Mechaniſches verbleiben, ſo daß man nur athemlos darauf zuſtürzt und nie mehr das Verlangen hat, darauf zurückzukommen, nachdem man ſie einmal überwunden hat. Dagegen hat die deutſche Art, welche allerdings meiſt aus Mangel an Talent und Thatkraft entſpringt, dagegen hat ſie Recht, indem ſie die Breite der leeren Spitze vorzieht, indem ſie gedanklichen Inhalt immer noch höher hält als leeren Reiz. Inhalt der Charaktere und Handlung zu begründen und mit dieſem Gepäck die intereſſanten Wege des Erzählens zu ſuchen, das iſt ein Motto, welches einem friſchen Muthe und Talente, wie Gerſtäcker's, zu tüchtigen Erfolgen dienen kann.

In der vorliegenden Erzählung hat er ein ſtarkes Thema verpufft, weil er nur ſkizzirt und ſich nur auf den Drang des Ereigniſſes verlaſſen hat. Das Thema iſt die Sklaverei in Amerika, welche durch einen Kaufbrief auch eine freie Indianerin umſchlingen und erdroſſeln kann. Das Thema wird freilich immer etwas Mißliches behalten für den Roman, wie ſtark es auf den erſten Anblick erſcheinen mag. Die äußerlich nach den Landesgeſetzen berechtigte Sklaverei iſt etwas ſo Gröbliches und Rohes und bietet ſo freche Gegenſätze, daß ſie für die Kunſt nicht eben ein günſtiger Vorwurf iſt. Und die erſchlichenen Rechte über einen Sklaven, wie hier durch falſchen Kaufbrief, bieten noch ſchneidendere, die Menſchlichkeit noch tiefer zerrende Verhältniſſe. Zu ſchrecken und zu quälen iſt ja nicht Ziel der Kunſt, wenn der Schrecken unzertrennlich iſt von der Qual, und wenn man nicht zu blos philanthropiſchen Zwecken die Kunſt hergeben will. Viel ergiebiger iſt es, der Sklaverei in europäiſchen Verhältniſſen nachzugehen auf den feinen Wendungen und unbetretenen Wegen der Erzählung, welche in den Seelenzuſtänden ihre Motive holt zur Geſtaltung. Hier

Digitized by Google

sind Gegensätze vorhanden von ungeahnter und tief innerlicher Kraft. Man betrachte nur die einfachste bürgerliche Herrschaft, welche für ein Paar Thaler Lohn und unerschütterlichen Herrenstolz alle ersinnliche Vollkommenheit verlangt von ihren Dienstboten, leibliche, technische und moralische Vollkommenheit für vollkommenen Undank....

Auerbach's „Frau Professorin" ist eine nicht fehlerfreie, aber doch sehr wohlthuende Erzählung und bei weitem der beste Theil dieses Taschenbuchs. Lassen wir uns doch ja nicht die Gaben einer so schönen Natur, wie Auerbach's, dadurch verleiden, daß die unvermeidlichen Neider unsere Ohren anfüllen mit all der Splitterrichterei, welche niemals ausbleibt, wo große Erfolge die Mißgunst zu ästhetischen Criminal-Untersuchungen stacheln. Auerbach's großer Erfolg mit den Dorfgeschichten ist uns Allen, die wir auf andern Bahnen wandeln, ein sehr wohlthätiges Ereigniß gewesen. Die Mahnung: es ruhe in unserer einfachsten Heimathswelt, es walte in den unscheinbarsten Bewegungen unseres Menschenthums, es klopfe in der anspruchslosesten Darstellung dieser Heimathswelt und dieses Menschenthums eine rührende und erhebende Kraft, diese Mahnung haben wir ihm zu verdanken. Und nicht blos die Mahnung, auch eine tiefe Wirkung derselben. Unsere Lesewelt ist am gesunden Quellwasser wieder gekräftigt worden zu einfachem Genusse, und Mancher von uns hat sich in der Stille eingestanden: Ja wohl, solche gesammelte Kraft der Einfachheit ist mehr werth, als die zusammengehäufte Wirkung der hundertfältigen Mannichfaltigkeit, welche des natürlichen Dranges und der natürlichen Wahrheit entbehrt.

Seien wir nun nicht undankbar, daß wir in einem Athem für Erquickung danken und dem gewonnenen Tranke vorwerfen: er steigere sich nicht an Kraft und Wohlgeschmack durch Composition. Einer kann nicht Alles. Wenn Auerbach nicht componiren kann, so kann er doch erzählen, wie Keiner von uns, erzählen in lieblicher, vaterländischer Weise, in rührender, poetischer Weise. Drängen wir ihn nicht zu einer Vervollkommnung, welche vielleicht nicht vereinbar ist mit seinem Naturel. Es ist mir fast wahrscheinlich, daß er einen Theil seiner edelsten Eigenschaften beschädigen würde, wenn er durchaus den Forderungen einer ausgebildeten Technik nachtrachten wollte. Ich sehe wenigstens noch keine deutliche Vermittelung zwischen seinem tiefen Schilderungsvermögen und den Triebfedern der Verknüpfung und Bewegung, welche den vollen Roman in lebendigen Umschwung setzen. Er ist der lyrischen Betrachtung viel näher als der dramatischen Be-

Digitized by Google

wegung, welche letztere heutiges Tages die epische Kunst ergriffen und zu einer neuen drangvollen Form gebildet hat.

„Des Wildschützen Sohn" in dem „Deutschen Jugendkalender für 1847", eine mit stoßweis eintretenden Begebenheiten belebte, das Waldleben prächtig schildernde Symphonie, ist ganz und gar Auerbach's lyrische Erzählung, welche noch weiter als die „Frau Professorin" zurückweicht, fast scheu zurückweicht vor der dramatischen Romanknüpfung, so wie eine schüchterne Jungfrau dem vollständigen und folgerichtigen Gespräche ausweicht.

Theoretisch weiß Auerbach ganz genau, was gemeint und von ihm gefordert wird, denn obwohl mit einem starken Naturel ausgerüstet, ist er doch nichts weniger als Naturalist. Im Gegentheil, er hat eine so feine ästhetische Bildung, daß sich die künstlichsten Aesthetiker bei ihm Rathes erholen könnten. Aber Wissen und Empfinden ist etwas anderes als Bewerkstelligen. So tüchtig seine Bücher außerhalb des Idyllenbereichs sind, so sorgfältig ausgedacht, überlegt und ausgeführt sein „Spinoza", sein „Dichter und Kaufmann" ist, so unverhältnißmäßig schwach, weil reizlos, sind sie neben den Idyllen. Die Bildung hat sie geschrieben, nicht das Talent. Sein Talent erwacht immer erst und setzt sich in Thätigkeit, wenn er den Boden seiner Landleute betritt, wenn er die Verhältnisse des einfachen, natürlichen Lebens berührt. Die Sage vom Riesen Antäus, welcher nur volle Kraft hatte, so lange er wenigstens mit der Fußspitze die Erde berührte, scheint für Auerbach erfunden zu sein. Ja das geht so weit, daß ein neues Buch von ihm „Schrift und Volk, Grundzüge der volksthümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebels", in diese Bedingungen der größern oder geringern Macht Auerbach's einzureihen ist, obwohl es Betrachtungen, Untersuchungen, Theoreme und Systeme und keineswegs eine Novellen- oder Romanform bietet. Es enthält vortreffliche Grundzüge, fein gesehene und empfundene Bemerkungen, und in allen Theilen die gesundeste und tüchtigste Aesthetik. Zu einem einzelnen Belege will ich nur einen Schluß des ersten Abschnitts wörtlich anführen:

„Es giebt viele politische und socialistische Rigoristen, die die Forderung stellen und sie auf Beweise zu stützen trachten, daß in dem großen Processe der Gegenwart auch die Kunst in die Gantmasse kommen müsse, da heißt es: Ihr sollt und könnt uns keine in sich ruhende Gestaltungen der Kunst liefern, mitten aus dieser ruhelosen, chaotischen oder mißgestalteten Zeit. Ihr müßt heraus aus dem Poe-

Digitized by Google

tenwinkel, in dem Ihr Euch eine Welt zurecht macht. Es kann kein Kunstwerk mehr geben, das in sich selbst seine Erfüllung hat, der Befreiung des Menschendaseins muß auch die Kunst zum Opfer gebracht werden."

„Die Kunst," entgegnet Auerbach schlagend, „soll der Befreiung des Lebens geopfert werden und sie ist doch eine der höchsten Erfüllungen des befreiten Lebens! Es soll hier etwas als Mittel aufgebraucht werden, was wieder als Endzweck zu erobern wäre. Ist die Freiheit Gesundheit, so ist die Füllung und Entfaltung der Gesundheit die Schönheit nach allen ihren Seiten."

Von solchen Belegen eines vollkommen durchgebildeten ästhetischen Sinnes strotzt das Buch in all seinen Theilen. Es entwickelt ferner die gründliche philosophische Bildung, deren Auerbach mächtig ist, es ist ein ganz und gar willkommenes, gut geschriebenes, liebenswürdiges und richtiges Buch. Und doch entwickelt es kaum einen Schatten von der Macht, welche der Idyllendichter Berthold Auerbach entwickelt. Dies ist ein scheinbarer Widerspruch, denn es bespricht ja Boden und Leben seiner Idyllenheimath. Nur ein scheinbarer! Es bespricht ihn nur, es betrachtet ihn nur; der Autor steht hier nicht auf diesem Boden, er erzählt nicht. Wäre dies ein so großer Unterschied? Ja wohl! Es fällt uns nicht ein, vom Schwarzwälder Landmann die Einsicht in städtische und staatliche Verhältnisse zu heischen, wenn dieser Landmann im Rahmen der Novelle sich äußert. Tritt aber dieser Landmann aus dem Rahmen heraus und entwickelt er uns innerhalb unserer Formen und Lebenskreise eine unerwartete höhere Bildung, so verlangen wir auf der Stelle, daß sich diese Entwicklung in all der Schärfe und consequenten Form bewege, welche ihr nöthig ist zum schlagenden Siege. Eine Weile lassen wir uns den harmlosen behaglichen Ton auch für solch ein Thema gefallen, eine Weile interessirt er uns als ungewöhnlich, aber bald verschwindet uns die Persönlichkeit vor dem stärkeren Inhalte, und der Inhalt drängt uns das Bedürfniß auf: schärfere Einschnitte, kategorische Folgerungen zu hören.

Aehnlich, wenn auch nicht ganz so, denn Auerbach vertritt ja nur durch sein Talent den Landmann, verhält es sich mit unserm Verfasser in diesem Buche. Die Anknüpfung an Hebel scheint uns Anfangs besonders glücklich, weil sie uns den geliebten Autor an der Hand seiner lebendigen Heimathswelt in das theoretische Gebiet einführt. Aber bald stört uns dieser Anhalt, weil er den Autor sichtlich hindert, sich in strenger Folge frei auszubreiten nach allen nothwen-

Digitized by Google

digen Seiten, weil er eine Systematik beeinträchtigt, welche wir innerhalb der einmal vorgezogenen Linien verlangen, weil in solcher immerhin gehaltvollen und oft geistvollen Betrachtung die entscheidende Schärfe fehlt. Dieser Mangel des scharfen Dranges schwächt uns den eigenen Drang nach Beendigung der Lectüre, weil unser Geist wittert, daß wir keinen festen Weg zum Ziele, und kein festes Ziel vor uns haben.

Soll ich mit diesem klagenden Lobe den nahe liegenden Uebergang suchen zur „Frau Professorin," welche den reizenden Idylliker in die Stadt lockt? Denn die Stadt ist ja ebenfalls nicht sein Grund und Boden, und die Personen und Zustände derselben werden gedacht und nicht erlebt, werden eher grell als wahr erscheinen, ja, die sorgfältigste Figur, der Collaborator, bleibt ein sogenanntes Abstractum, welches geistreich erfunden und von Stufe zu Stufe, von Gegensatz zu Gegensatz geführt, aber nicht wirklich belebt ist.

Nein, in solcher einseitigen Betrachtung geschähe dem Autor durchaus Unrecht. Jedermann sucht sich zu ergänzen nach den Seiten hin, für welche ihn die Anlage schwächer ausgerüstet hat. Es ist ja gerade des größten Lobes werth, daß Auerbach den Boden seines starken Talentes so tapfer zu erweitern sucht, daß er uns in seinem „Schrift und Volk" an die Gedankenwelt seiner Formen, daß er uns in der „Frau Professorin" an den Gegensatz seiner Idyllenwelt führt, an die steifen Pfähle und Menschen der kleinen Residenzstadt. Jedenfalls hat er den letzten Zweck dieses Unternehmens vortrefflich erreicht und mit diesem Gegensatze eine durchgeführte Poesie seines „Lorle" gewonnen, welches zu seinen schönsten Schöpfungen gehört. In dieser blos biographischen Aufgabe hat er für dies Lorle eine hinreißende Meisterschaft bewährt, ja Lorle ist vielleicht das vollkommenste Portrait, welches er bisher ausgeführt hat und in dieser Vollkommenheit allein hinreichend, ihm ein unvergängliches Lob des Poeten zu sichern. Seien all die mitspielenden Figuren für den strengsten Kritiker auch nur zur Füllung und zum Wiederscheine vorhanden, weil sie nicht tiefer und länger in die Entwickelung des Ganzen eingreifen, sei dieser meisterhaft gezeichnete Wadeleswirth, dieser so reizend angehauchte Wendelin, ja selbst dieser richtig gedachte Malergatte Reinhold für die höchsten Forderungen an ein durchgearbeitetes Gemälde dem Malerausdrucke nach nur „Staffage" — erfüllen sie nicht für die darzustellende Lebensgeschichte Lorles ihre Aufgabe? Wird nicht Lorle ein unvergeßliches Meisterstück? Wie kraftvoll und bezaubernd lebendig

Digitized by Google

ist sie in ihrer Dorfheimath, wie wahr in allen Zügen, als sie an dem Stadtleben erkrankt, wie unbeschreiblich rührend, ja tragisch groß, als sie den Entschluß des ewigen Abschiedes faßt und wirklich scheidet! Wer hierbei nicht von der edelsten Rührung übermannt wird, für den ist keine poetische Wirkung vorhanden, und hätte Auerbach nichts weiter geleistet, als die Schöpfung dieses Mädchens, wir wären ihm zu dem wärmsten Danke verpflichtet.

Möge man's ja nicht mißverstehen, daß ich nur unter so mannigfaltigen Einschränkungen zu großem Preise unseres neuesten schwäbischen Dichters gelange. Diese Einschränkungen sind nicht zur Stütze des Tadels, sondern zur Stütze des Lobes erwähnt. Ich will ausdrücken, daß unser liebenswürdiger Schwarzwälder auch in Diesem und Jenem gar wohl bewandert und tüchtig und vor allen Dingen selbstständig ist, daß aber all diese Tüchtigkeit gering erscheint neben seinem Talente der idyllischen Erzählung. Dies Talent ist unübertroffen, ja einzig in unserer Literatur, und es ist unsere Pflicht und Schuldigkeit, dies nicht nur mit vollem Schalle zu preisen vor dem Publicum, sondern es auch vor dem Autor selbst zu preisen auf Kosten aller andern Fähigkeiten, welche er sich angeeignet. Er selbst soll keinen Augenblick zweifeln — und dieser Zweifel begegnet doch jedem Talente! — ob das Angeeignete höher zu achten sei denn das Geschenk des Genius, und die Neidischen und die platt nützlichen Schwätzer sollen keinen Augenblick aufkommen mit dem hohlen Irrthume, eine Dorfgeschichte sei doch ein dürftiges Ding und nicht geeignet, ein ganzes literarisches Leben auszufüllen. Jede gute Geschichte, die allerkleinste im Rahmen, füllt und verwerthet ein ganzes Leben. Auerbach möge sich ja nicht irren lassen und möge mich selber anklagen, der ich früher auch zu wiederholten Malen ihm davon gesprochen, seine Stoffe und Formen zu erweitern. Ich habe Unrecht gehabt, das sehe ich an dieser Frau Professorin: seine Muse ist ganz und gar dieses Lorle selbst, welches in der Stadt bitterlich leidet und einbüßt und um jeden Preis sich wieder hinaus flüchten muß in's Dorfleben. Uns Städter aber, die wir in allerlei Stoffen und Formen herumfahren, wird er am wenigsten beneiden, denn er empfindet und weiß sehr wohl, welch eine Macht er vor uns voraus hat in der unzersplitterten Stärke des einfachen Bauerherzens und Bauersinnes, eines Herzens und Sinnes, welche in poetischer Religion uns ebenso überlegen sind, wie der Dienst eines alleinigen Gottes dem Dienste der Allgötterei ewig überlegen bleibt in den Wirkungen der Kunst.

Heinrich Laube.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Oesterreichs Stellung in der Krakauer Frage.

Aus Wien.

Krakau, der vielbestrafte und vielgeschonte Benjamin des Wiener Congresses ist österreichisch geworden und die Diplomatie, die Journalistik, die Börsenspeculanten und die Wirthshauspolitiker wären denn mit ihrem Winterbedarf versehen. Auf dem Seciersteine liegt die edle polnische Leiche und Aerzte und Wundärzte und Bader und Barbiergesellen stehen herum und toben und lärmen und streiten miteinander, wem das Recht gehört habe, dem letzten Concilium beizuwohnen, wem das Schröpfen und wem das Aderlassen, wem die Wartung und wem die Leichenschau zugekommen sei. Jeder zieht seinen Zunftbrief heraus und will sein Recht beweisen, Jeder beschuldigt den Andern der Usurpation; um den Körper selbst aber kümmert sich keiner dieser Zunftmenschen mehr! Und weil ihr denn nichts als euere verknöcherten Privatinteressen dabei zu wahren sucht und weil euch kein anderer Gedanke leitet als der eueres Egoismus, so seid ihr uns gleich, absolute oder liberale Gouvernements, Frankreich oder Rußland, England oder Oesterreich, alle gehören in eine Schale und die Wage der Humanität steht in starrem Gleichgewicht, weil Keiner mehr als der Andere wiegt.

So ist denn die flammende Polenfrage, die einst so viele Herzen entzündet, so viele Schwerter entblößt, zu so vielen unsterblichen Liedern begeistert hat, zu einem gemeinen Buchstabenproceß zusammengeschrumpft und der Buchstabe ist — für die absoluten Mächte! Hättet Ihr, Guizot und Palmerston, an die Geschichte, an die Menschheit, an das ewige Leben des Völkergeistes appellirt, so wäre die Begeisterung, der Zug der Herzen für Euch gewesen; aber Ihr appellirt an den Buchstaben, nun denn — der Buchstabe ist gegen Euch! Setzt man die große Menschheitspolitik bei Seite und stellt man sich auf den Standpunkt der diplo-

Digitized by Google

matischen Politik und der Politik der Verhältnisse, so kann man den „drei nordischen Mächten" kaum ihre Berechtigung absprechen in dieser Sache. Gegenüber den Uransprüchen des polnischen Volkes erlahmt jedes Wort, jede Vertheidigung; gegenüber Denjenigen aber, welche die Theilung Polens anerkannt haben, gegenüber den papiernen Congreßverträgen, gegenüber den französischen und englischen Cabinetten, die sich nicht für ein freies Polen, sondern nur für ihr egoistisches Recht des Dreinsprechens erheben, müssen wir unserer Ueberzeugung nach auf die Seite der beiden deutschen Mächte uns stellen.

Wir wollen hier nicht auf den halb abgedroschenen Streitpunkt noch einmal eingehen, ob die mitunterzeichneten Mächte des Wiener Congresses dadurch berechtigt sind, Einsprache zu thun; dieser Punkt wird noch viel hin- und hergezerrt werden. Thatsache ist und bleibt es, daß die letzte Eintheilung Polens 1819 ganz allein eine zwischen den drei nordischen Mächten abzumachende Sache war. Rußland wollte Krakau, Thorn und sogar Danzig für sich; Oesterreich, das nicht zugeben konnte, daß das bis 1814 unter seiner Herrschaft gestandene Krakau unter russische Herrschaft komme und so gewissermaßen von ihr erobert werde, ging auf die Errichtung einer kleinen Republik ein und die Verfassungsparagraphe des neuen Freistaats mußten sogar als ein integrirender Theil des Tractats vom 21. April — 3. Mai darin aufgenommen werden. Krakau wurde wie eine Spielsumme, über welche die Spielenden, welche sie gewannen, in der Theilung nicht einig wurden, nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft ausgesetzt. Dies Alles ist bekannt genug, und um einen allerneuesten Beleg dafür zu bringen, verweisen wir auf den Auszug aus den Genzischen Tagebüchern, welchen diese Zeitschrift*) vor einigen Wochen brachte: „Die größte und schwierigste Sache, welche die Höfe in der ersten Periode des Congresses beschäftigte — sagt Genz — war die der Territorial-Restitutionen und vor Allem die Ansprüche, welche Rußland auf einen großen Theil von Polen und Preußen auf das Königreich Sachsen machten ..... Wir mußten zuletzt froh sein, nur Galizien für Oesterreich und das Großherzogthum Posen für Preußen gerettet und die armselige Republik Krakau geschaffen zu haben." Die Existenz der Republik Krakau war ein Ausweg in der Mein- und Dein-Frage zwischen Rußland und Oesterreich, und dankte seine Entstehung nicht etwa einem europäischen Gleichgewichts-Gedanken, sondern rein einer Territorial-Eifersucht zweier Nachbarn. Dies allerdings würde keineswegs die Mitgarantie und das Mitdreinsprechungsrecht der übrigen Unterzeichner der Congreßschlußacte beseitigen, wenn diese nicht selbst vielfache Beispiele gegeben hätten, daß sie in der That Krakau blos als eine Angelegenheit der drei Schutzmächte und als eine von diesen unter sich auszumachende Sache betrachteten. Als schlagender Beweis dient Folgendes: Die Krakauer Constitution wurde bekanntlich als ein wesentlicher Bestandtheil des Tractats vom 21. April — 3. Mai ausdrücklich mit in diesen aufgenommen, sie gehörte also mit diesem zu der Schlußacte des Congresses. Nichtsdestoweniger haben die übrigen Mächte

*) Siehe Grenzboten Nr. 42.

Digitized by Google

kein Veto eingelegt, als die Krakauer Constitution unter den Auspicien der drei Schutzmächte im Jahre 1833 einer Revision unterworfen wurde, ebensowenig intervenirten sie, als im Jahre 1840 abermals eine Revision der Krakauer Legislation stattfand, die in mancher Beziehung die Constitution verletzte. Auch die wiederholten Besetzungen des Krakauer Gebiets durch die Truppen der vereinigten drei Mächte ließ man in Frankreich und England ohne Widerstand geschehen. Wie wäre dieses Alles möglich gewesen, wenn nicht das Princip zugestanden worden wäre, daß Krakau und seine Unabhängigkeit blos eine den drei Schutzmächten anheimgestellte Sache wäre? Und warum haben es jene beiden Cabinette sich gefallen lassen, daß die drei Schutzmächte weder einen englischen noch französischen Geschäftsträger in dem Freistaat duldeten, wenn sie nicht anerkannt hatten, daß jene Drei hier entscheidend sind.

Doch dies Alles wird in nächster Zeit noch so weitläufige Erörterungen erleben, daß wir füglich in diesem Augenblicke nicht in eine breite Abhandlung einzugehen brauchen. Wichtiger scheint es uns, einen Blick auf die Motive zu werfen, die Oesterreich in dieser Sache geleitet haben. Oesterreich hat, wie überhaupt in der ganzen Polentragödie dieses Jahres, auch hier das meiste Unglück gehabt. Die Sache verhält sich im Allgemeinen folgender Gestalt. Krakau war dem Kaiser Nicolaus von jeher ein Dorn im Auge. Alexander, der sich mit der Idee eines selbständigen Königreichs Polen unter russischer Protection getragen, konnte sehr wohl eine kleine Experimentalrepublik schaffen und bestehen lassen; Nicolaus dagegen, mit seinen gewaltsamen Centralisationsstreichen, mußte dieses Stückchen Erde, das noch den Schein eines freien Polens repräsentirte, auf's tiefste zuwider sein, und wurde es besonders nach Beendigung der polnischen Revolution, als „die Ordnung in Warschau herrschte," und Krakau der Zufluchtsort so vieler Flüchtlinge ward. Schon damals drang Rußland wiederholt auf die Aufhebung des Krakauischen Freistaats, und als Oesterreich sich fort und fort mit Entschiedenheit weigerte, ging es im Jahre 1836 so weit, es Oesterreich zur Besitznahme anzubieten. Aber die österreichische Dynastie wies auch dies mit gleicher Entschiedenheit ab, selbst im Jahre 1838, wo man neue Besatzung dahin schicken mußte und die Propaganda von dort aus mit neuer Anstrengung wirkte. Nach den blutigen Tagen dieses Frühjahrs endlich drang Rußland entschlossener als je auf die Aufhebung und Oesterreich hatte sogar gleich Anfangs Mühe, mit dem russischen General, der an der Spitze seiner Truppen zur Besetzung Krakau's herbeigeschickt worden war, sich zu verständigen und das Besetzungsrecht für sich allein zu bewahren. Aufmerksame Zeitungsleser werden sich vielleicht noch einer kleinen bedeutsamen Episode erinnern, welche damals in Bezug auf das Zusammentreffen der russischen und österreichischen Truppen gemeldet wurde. Genug, von jener Zeit an stand der Wille des Czaren unbeugsam in dieser Angelegenheit, welche durch Oesterreichs Sträuben bis zum November sich hingezogen und manche piquante Stunde zwischen den beiden Cabinetten veranlaßt hat. Bin ich recht unterrichtet, so war es Preußen, welches die Vermittelung

Digitized by Google

endlich herbeiführete, was auch mit der Reise des Grafen Figuelmont (bekanntlich früher österreichischer Gesandter in St. Petersburg) nach Berlin und mit dem Besuch des Königs von Preußen in Königswart in Verbindung steht. Oesterreich bequemte sich endlich und mußte eigentlich die ganze Rechnung bezahlen. Denn um das Princip zu retten, daß Krakau nicht russisch werden dürfe, mußte es nicht nur den Freistaat übernehmen, ein Zuwachs, der ihm durchaus nicht willkommen sein konnte, da es einen ganzen Stamm Revolutionäre in seine eigene Mitte pflanzt und es mit einem Territorium bereichert, bei dessen Besetzung es mehr Schaden als Nutzen hat, sondern es mußte obendrein noch diese zweideutige Erwerbung bezahlen, an Preußen durch eine der fruchtbarsten Länderstrecken in Oberschlesien, und an Rußland durch ein Stück von seinem Galizischen Boden. Man kann mit Recht sagen: Oesterreich hat entschiedenes Unglück in diesem Handel und die Wiener machten den Witz: die Einverleibung Krakau's sei, als ob man Jemand einen wüthenden Hunde zum Geschenk machte. Es liegt für uns Oesterreicher eine bittere Komik darin, wenn ein Berliner Journal plötzlich die „Uneigennützigkeit" des Czaren bei dieser Gelegenheit rühmt, weil ein russischer (!) Diplomat erzählt hat: L'empereur a donné carte blanche à cause de la Cracovie; faitesen ce que vous voulez. Freilich! Nachdem der weise Czar seinen Willen durchgesetzt hat, und Krakau's Freistaat von der Landcharte verschwunden war und Oesterreich es übernahm, konnte er gut uneigennützig sein — „faitesen ce que vous voudrez." — Mais certainement! Puisque on n'a pas fait ce que vous avez voulu nous pouvons faire ce que nous voulons! Und wahrlich, wir würden auch ganz was anderes thun, als Rußland gethan hätte, wenn es Krakau zugeschlagen bekommen hätte.

Oesterreich, das jetzt von der ganzen Welt als ein Usurpator, als ein Freiheitsmörder, als der letzte Henker Polens ausgeschrien wird, gegen das sich alle Blitze der öffentlichen Meinung richten, hat doch in diesem Augenblicke mit Selbstaufopferung gehandelt. Freilich ist es komisch, wenn man von der Selbstaufopferung eines großen Staates in demselben Augenblicke spricht, wo es einen anderen kleinern und ohnmächtigen verschluckt, wo es zur letzten Löschung des freien polnischen Namens sich zum Werkzeug hergibt! Und doch wiederholen wir, Oesterreich handelte mit Aufopferung! und obendrein wird (mit Ausnahme des militärischen Vortheils durch die Befestigung der österreichischen und deutschen Flanke nach dieser Seite zu), aller Vortheil dieses Opfers Krakau selbst zukommen. Die polnische Sache hat verloren durch die ganze Maßregel — aber nachdem diese ein Mal von der Majorität der drei Schutzmächte beschlossen war, hat Krakau für sich gewonnen, daß es an Oesterreich und nicht an die Russen kam.

Eine andere Frage müssen wir Oesterreicher an unsere Regierung thun. War die Aufhebung des Freistaats wirklich nicht abzuwehren? War Oesterreichs Stimme im Rathe der Drei so schwach, um sich beugen zu müssen? Ist eine Allianz mit Frankreich eine von Oesterreich so ent-

Digitized by Google

ſchieden anerkannte Unmöglichkeit, daß eine Hinneigung zu demſelben Rußland nicht einſchüchtern konnte? Iſt die verminderte Ruheſtörung, die man durch den Sturz Krakaus beabſichtigt, nicht um ſo gefährlicher für Oeſterreich, je mehr die andern zwei Mächte effectiv gewinnen? Dieſe Bevölkerung, die ſich als die älteſten und letzten Fahnenträger eines freien Polens betrachtet, die außer der Erbitterung über den Untergang des großen Polenreichs jetzt noch den beſonderen Stachel wegen der Zerſtörung ihrer kleinen Republik in ſich trägt, dieſe Bauern, die nicht gewohnt waren Rekruten zu ſtellen, dieſe Bürger, die nicht gewohnt ſind Zölle zu entrichten, werden ſie nicht jeder Verſchwörung um ſo raſcher ſich hingeben und werden wir dies Alles nicht jetzt innerhalb unſerer eigenen Grenzen haben, was in früheren Jahren wenigſtens außerhalb derſelben gekocht wurde? Freilich werden ſtarke Beſatzungen und eine zahlreiche Beamtenſchaft dies Alles in gewohnter Art niederzuhalten ſuchen, aber wem fallen die ungeheuren Koſten dieſer Art Adminiſtration anders zur Laſt als dem Geſammtſtaat, denn das arme Gebiet der bisherigen Republik, das obendrein aus Staatsklugheit geſchont werden muß, wird in fünf Jahren nicht abwerfen, was es dem Staatsſchatz in einem Jahre koſtet. Und wofür bringen wir alle dieſe Opfer, die noch ſo viele Unruhen und Koſten in ihrem Schooße für lange Zukunft trägt? Wo iſt der Vortheil, der dies aufwiegt?

Ein Einziges kann für den Augenblick uns tröſten und beruhigen. Der Friede Europas wird jetzt und durch dieſe Frage nicht erſchüttert werden; das Erſtaunen, welches Herr Guizot in dem Journal des Debats ſpielen läßt, wird allmälig in einen andern Ton ſich verwandeln; mag ſein, daß Herr Guizot nichts wußte von Dem, was die drei Mächte vorbereiten, in Frankreich wußte man davon, wenn auch die Perſonen, die es wußten, keine abſetzbaren Miniſter waren. So apathiſch iſt weder Rußland noch Oeſterreich und Preußen, daß ſie bei der Montpenſier'ſchen Heirath geſchwiegen hätten, während England donnerte. Herr Guizot war etwas naiv, indem er ſich faſt einer Allianz Oeſterreichs rühmte, und wenn wir bedenken, wie er dies Alles blos ſeiner Klugheit zuſchrieb, ſo ſind wir ſehr geneigt, ihn bei ſeinem jetzigen Erſtaunen wirklich für ehrlich zu halten, obſchon dadurch auf ſeinen Verſtand und auf das Vertrauen, das er bei ſeinem Herrn genießt, ein ziemlich ſtarker Schatten fällt. — Frankreich, inſofern es durch den „unwandelbaren Gedanken" repräſentirt wird, iſt alſo keineswegs iſolirt, wenn auch die öſterreichiſche Politik es für nöthig erachtete, durch die Vermählung des Herzogs von Bordeaux die Ruthe unter den Spiegel zu ſtecken für unvorhergeſehene Fälle. Frankreich hat ſich nicht iſolirt, wiederholen wir mit Zuverſicht, aber auch England wird ſich von den drei Mächten nicht iſoliren, obſchon ein Queckkopf wie Palmerſton gern quitte à double ſpielt. England, mit ſeiner irländiſchen Wunde im Herzen, mit ſeiner kaum durchgeſetzten Korngeſetzaufhebung zur Stillung der hungernden Arbeiterclaſſen, England iſt nicht minder friedensluſtig wie jeder andere Staat Europas; im ärgſten und wahrſcheinlichſten Falle wird ein beſonne-

Digitized by Google

ner Geist Lord Palmerston von der Einlösung seines Versprechens im Parlamente durch Uebernahme des Portefeuilles befreien. Wir müßten unsern alten Alliirten, England, nicht kennen, um nicht zu wissen, daß er bei dieser Gelegenheit nur so lange schmollen und grollen wird, bis er irgend einen Vortheil für sich herausnegocirt haben wird. Um Frankreich wird er sich wenig kümmern, so wenig, als dieses sich neulichst um England kümmerte. Wie man auch jenseits des Rheins und des Canals über Oesterreich und die nordischen Mächte denken mag, an ihrer Festigkeit bei einem gefaßten Entschluß und an ihrer Macht, ihn zu unterstützen, zweifelt wohl Niemand. Und grade das Ueberraschende und die Plötzlichkeit der That, gerade die geheimnißvollen achtmonatlichen Vorbereitungen sind ein Beweis, wie fest geschlossen die Trippelallianz in dieser Frage ist, und wie man auf alle Eventualitäten sich gefaßt machte. Und eben deshalb werden in dieser Angelegenheit nur Worte und Tinte fließen; denn Blut ist heute mehr als je ein absonderlicher Saft.

Wie aber auch der Gang der Verträge und der Ereignisse in dieser Krakauer Specialfrage zu Gunsten der nordischen Mächte sich gestaltet, die polnische Frage im Ganzen bleibt immer dieselbe große und geheiligte Sache, und die edelsten Herzen in Oesterreich rufen mit uns: Wollte Gott, wir hätten dieses Galizien nie berührt!

II.

Aus Hamburg.

Die Bürgerschaft und die Oppositionspresse. — Das Budget. — Lindley. — Zukunft der Nachtwächter. — Dr. Wurm. — Theater. —

Wenn unser Staat an sich auch nur klein und im allgemeinen deutschen Staatenbunde von geringer und kaum bemerklicher Bedeutung ist, so dürften unsere Zustände und Verhältnisse, welche täglich eine lebhaftere Farbe annehmen, doch immer mehr sich dazu eignen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Es ist das Geld und immer das Geld, welches dieses Wunder der bürgerlichen Bewegung bewirkt. Die früher so ruhigen, so folgsamen und geduldigen Bürger bekommen Muth und Entschlossenheit, sich ihrem Senat mit Entschiedenheit gegenüber zu stellen. Das liberale Schriftthum feiert bei dieser Gelegenheit stille Triumphe, denn Alles, was die Bürger oder die bürgerschaftlichen Collegien jetzt in Opposition beginnen, die Ansichten und Meinungen, welche sie jetzt laut werden lassen, die wurden ihnen schon vor zwei, drei Jahren in die Schuhe geschoben, ihnen gleichsam mit Gewalt eingeblasen, aber — sie wollten damals noch nicht sogleich Folge leisten; ihre Begriffe hatten noch nicht die nöthige Entschiedenheit erlangt, sie konnten den, des möglichen Verrufes wegen von der reichen aristokratischen Partei sogenannten „Skandalmachern" noch keinen Glauben schenken.

Digitized by Google

Jetzt bei der allgemeinen Geldnoth, wo das Geschäft überall stockt, wo Bankerotte über Bankerotte erfolgen, wo man unter der Steuerlast — die in Hamburg bekanntlich die größte in ganz Deutschland ist — fast erliegt, und die Aussicht hat, vollkommen zu erliegen, jetzt machen sich die Erinnerungen an das früher Gelesene geltend. So ließen sich, des Beispiels wegen, seit einigen Jahren das von Dr. Fr. Wille redigirte „Wandsbecker Intelligenzblatt," das oppositionelle Localblatt „der Tagwächter" es sich stets angelegen sein, den glimmenden Funken, der seit dem Brande in der Asche lag, anzublasen, und bei dessen Schein Ideen und Reformbegriffe zu beleben, die Opposition zu organisiren. — Wir hatten am 12. November abermals Bürgerschaft, es wurde abermals vom Senat Geld, viel Geld als Nachschuß für die Staatswasserkunst verlangt und — das Geld ist abermals einstimmig verweigert worden. Warum? Weil für dieses Unternehmen schon 160000 Mark mehr verausgabt worden sind, als ursprünglich dazu von dem Ingenieur Lindley angeschlagen worden ist. Nun noch mehr! Bei dieser neuen Forderung hat man sich überhaupt das ganze Verhältniß klarer auseinandergelegt? Wie konnte der — englische — Herr Ingenieur — sich um so Vieles versehen und verrechnen? Etwa nur darum, damit die Anlage unter seiner Leitung ins Werk gerichtet und der Vorschlag dazu von den Bürgern angenommen würde, damit er sein Licht — auf Kosten des Gemeinderaths leuchten ließe? Freilich, der englische Herr Ingenieur, ein Schützling des Herrn Senators Merk, mußte und sollte beschäftigt werden, es mußten unter seiner Leitung große Bauten unternommen werden, denn — er erhält ja seit dem Brandjahre, also seit vier Jahren per Tag 5 Pfund Sterling, also einen englischen Sold! Es macht Vergnügen, die besseren Locale zu durchwandern und die Bürger jetzt darüber sprechen zu hören. Es sind auch wieder mehr Nachtwächter beantragt und bewilligt worden; nach zwei Jahren heißt es da, gebrauchen wir aber gar keine Nachtwächter mehr, denn — wir werden nichts mehr haben, was man uns stehlen kann. Deshalb haben die Bürger bei der Abstimmung in den Collegien auch einstimmig erklärt, daß sie nicht eher wieder neue Geldanleihen bewilligen wollen, als bis man ihnen ein specificirtes Budget vorgelegt, genaue Rechnung über die bisherige Verwendung (man sagt hier regelmäßig Verschleuderung) der Gelder abgelegt hat, nicht eher! Denn nachher wird man in kleinen Zwischenräumen nacheinander kommen, und Geld für das neue Rathhaus, für die neue Kaserne ꝛc. verlangen. Es freut mich, daß ich vor einiger Zeit in den „Grenzboten" darauf hingewiesen habe, die Bürger müßten sich nothwendig ferner kein so allgemeines, sondern ein genau auseinandergelegtes, ins Einzelne gehendes Budget vorlegen lassen. So reifen die Früchte der Saat. Die guten Bürger werden künftig nicht umhin können, wenn auch unwillig, dergleichen laut anzuerkennen. Weiß man von oben herab solche Einflüsterungen der Gesinnung und des Charakters doch recht gut zu würdigen. Man kann den Umschwung der öffentlichen Meinung an einzelnen Persönlichkeiten genau beobachten.

Digitized by Google

Herr Professor Wurm, ein Mann, der nicht frei von dem Vorwurfe ist, daß er den Mantel gerne nach dem Winde hängt, hat es seit dem Brande in Schrift und Vorträgen immer mit dem Senat und der aristokratischen Partei gehalten; die längst veraltete mittelalterliche Collegien-Einrichtung war nach seiner Ansicht immer noch ganz brauchbar, ja vortrefflich, nur kleine Palliative konnte man dabei in Anwendung bringen. Ja, Herr Professor Wurm hat sogar beim Buchdrucker-Jubiläum, wo er eine Rede hielt, Ausfälle auf die deutschen Constitutionen gethan, und von „constitutioneller Comödie" gesprochen! Jetzt erklärt Herr Professor Wurm plötzlich in der „patriotischen Gesellschaft" er sei anderer Ansicht und stimme für eine — Repräsentativ-Verfassung! Woher diese Sinnesänderung? Herr Professor Wurm möchte, nach den Vorgängen und dem Beispiel in Lübeck gerne das Ruder der öffentlichen Meinung in der Hand behalten; er will offenbar bei den mercantilischen Bürgern und wohl gar bei der eigentlichen Bürgerschaft einen Stein im Bret bekommen, weil diese Partei jetzt zum Worte kommt.

Auf den Staat folgt allemal das Theater, wie die Thräne auf die Zwiebel, und deshalb muß oder kann ich schon jetzt bestimmt melden, daß von unserer abtretenden Stadttheater-Direction Herr Cornet als kais. russischer Opernregisseur nach Petersburg und Hr. Mühling als — Gastwirth nach Berlin geht. Herr Maurice soll sich vor einiger Zeit haben taufen lassen, um erst Bürger und dann Stadttheater-Director werden zu können. Daß unser Staat noch diese Bedingung stellt, ist sehr zu verwundern. Warum eine solche Formalität üben, solchen Gewissenszwang, und gar bei Theaterdingen? Das neue Lustspiel von Töpfer, „der Bürger und die Dame", (welch' ein aristokratisch blasirter Titel!) bearbeitet nach Therese's „Heinrich Burkart", ist vorgestern gegeben worden und der Referent der „Hamburger Neuen Zeitung" (man sagt, es sei ein weiblicher, Mad. Schröder, die Schwiegermutter des verantwortlichen Redacteurs) behauptet die Aktschlüsse nach den Seiten des Buchs genau nachweisen zu können. Töpfer mit seiner Lustspielerei — er erklärte einmal, jedes Lustspiel koste ihm ein Jahr Arbeit! — hat sich längst überlebt. Die Recensenten von Profession schmücken dessenungeachtet Töpfer mit seinen alten, verwelkten Papierlorbeerblättern, um ihm den Rückzug zu umlauben.

X. Y.

III.

Aus Prag.

Der akademische Senatsbeschluß in dem Francesconischen Handel.

Die bedauerliche Episode in unserm Universitätsleben, über welche die Grenzboten in ihren beiden letzten Nummern berichteten, hat nun ihren Schlußstein erhalten und ist in einer der Hochschule und ihrer Mitglieder würdigen Weise beendet worden.

Digitized by Google

Sonntag am 15. d. M. war der gesammte Lehrkörper der hiesigen Universität von 4 bis 8 Uhr im Sitzungszimmer des akademischen Senats unter dem Vorsitz des Studiendirectors Herrn Prälaten Zeidler versammelt, und Professor Francesconi las sein Protokoll als Klage vor; zugleich trug er darauf an, daß man jene sechs Studirende relegiren oder doch mindestens die zweite Sittenklasse geben solle (was aber abgeschlagen wurde), wobei er sich wieder mit einer Rede voll Unsinn auszeichnete. Hierauf las Herr Prälat Zeidler den Thatbestand, wie er von den israelitischen Logikern abgefaßt und eingebracht wurde, nebst ihrer Rechtfertigung vor, und endlich auch das Referat der k. k. Stadthauptmannschaft, welches für die Juden vortheilhaft stimmte, und resultirte in zehn nacheinanderfolgenden Punkten sich an Francesconi wendend: „Sie haben gefehlt, a, b, c u. s. w. und haben sich künftig zu enthalten:

1. Reden vorzutragen, die nicht zu Ihrem Lehrgegenstande gehören;
2. Von dieser Sache je etwas auf der Lehrkanzel zu sprechen; endlich
3. Keine confessionellen und auch in den verschiedenen akademischen Graden keinen Unterschied zu machen.

Nachdem noch Herr Dr. Wessely als Anwalt der sechs Juden mit großer Freimüthigkeit das Wort nahm, mußte Herr Prof. Francesconi dem Prälaten Zeidler, dem Decan der philosophischen Facultät und dem Senior, dem greisen Ehrenmanne Prof. Jandera, den Handschlag geben, daß er sich im Einklange mit diesem Senatsbeschluß verhalten werde.

Es gehört mit zur Charakteristik dieser Angelegenheit, daß sowohl der Studiendirector Zeidler als auch der Senior Prof. Jandera dem geistlichen Stande angehören und die Sache der israelitischen Studenten somit unter dem Clerus selbst seine Vertheidiger fand. Und somit sei unsere Debatte über diese Angelegenheit geschlossen.

IV.

Notizen.

Die Oper Wilhelm von Oranien. — Das Wunderkind, wenn es groß geworden. — „Pulver genug, um die Erde gegen den Mond zu sprengen". — Hr. Altenhöfer.

— Man schreibt uns aus Berlin: Der Namenstag der Königin brachte mancherlei Festlichkeiten mit sich. Die Königstädtische Bühne führte ein Lustspiel „die schöne Athenienserin" auf, eingeleitet durch einen Prolog und Festmarsch von Truhe; wie Kenner versichern, eine geistreiche originelle Composition. Das Schauspielhaus zog einen Theil des Publicums durch eine neue Piece der Mad. Birchpfeiffer an: Eine Familie. Ein Drama, das man besser findet, als ihre sämmtlichen letzten Productionen. Das Opernhaus aber war bis auf den letzten Platz gefüllt, da die Aufführung einer neuen Oper von Carl Eckert „Wilhelm von Oranien", Text von F. Förster, die allgemeine Aufmerksamkeit der Berliner gespannt hatte. Soll man das Werk nach dem gespendeten Beifall beurtheilen, so müßte man sagen, es sei mit enthusiastischem Jubel aufgenommen worden, denn eine kräftige und unermüdliche Claque ließ sich angelegen sein, alle, selbst die Ballettnummern, heftig zu beklat-

Digitized by Google

schen. Jedenfalls war es ein Mißgriff, ein Werk, das durch sich selbst zu einem erfreulichen, wennschon gemäßigten Beifall berechtigt ist, durch diese vehemente Zuthat, beim Publicum zu verdächtigen. Die Musik hielt sich trotz der bleiernen Last eines ungeschickten und im Superlativ langweiligen, bigotten Textes, durch geschickte piquante Instrumentation, immer über dem Wasser und wird im Verein mit der überaus glänzenden Ausstellung, namentlich an Sonntagen, eine gewisse Anziehungskraft ausüben. Originalität jedoch muß in dem Werke nicht gesucht werden; es lehnt sich im Gegentheil an vorhandene Muster in einer Art an, daß der Ausdruck Reminiscenz sich in der Kritik nur schwer vermeiden läßt. Die Hugenotten namentlich haben nicht allein in Hinsicht der Musik, sondern leider auch in Betreff des Textes bei dem jungen Wilhelm von Oranien zu Gevatter gestanden. Wie sehr mich Stoffe der Art, welche die unerquicklichsten Berührungen menschlicher Geister dramatisch behandeln, anwidern, habe ich mir und Andern nie verhehlt; man nimmt dergleichen aber hin, wenn es uns von gewandten Händen überliefert wird und wenigstens so viel Wahrscheinlichkeit besitzt, um uns einige flüchtige Stunden zu täuschen. Aber so ohne Nerus dramatischer Ideen, und als Compilatorium religiöser Streitigkeiten und steifer Haupt- und Staatsactionen hingestellt, martert die Musik uns und sich selbst ab, einem dürren Stoff romantische Färbung zu ertheilen. Man hat, was Erziehung anlangt, bei dem jungen Carl Eckert, Alles angewandt, ihn zu einem großen Componisten zu bilden. Sein Pflegevater der Hofrath F. Förster, officieller Festdichter und bürgerlicher Zweckesser hieselbst, forcirte schon den Knaben in die Rolle des Wunderkindes hinein, und es haftet seitdem an dem begriffszähen Geiste der Berliner noch immer die Vorstellung des kleinen Eckert. Seitdem hat man ihn nach Rom gesandt, einmal ihm in der Ferne die Wunderkinderschuhe ausziehen zu lassen, dann aber, und dieses scheint die Hauptsache zu sein, um ihn mit dem Nimbus des Fremdländischen zu umgeben, denn unser armer, ehrlicher deutscher Name genügt noch immer nicht um die Salonthüren der Kunst zu sprengen. Nichtsdestoweniger haben die Berliner ihren lieben Landsmann gleich wieder erkannt und es dürfte dem jungen Componisten noch eine ausgezeichnete Stellung bei hiesigen Kunstinstituten in Aussicht stehen. Z. Z.

— Baumwolle, Papier, Sägespäne, Baumrinde, Alles ist revolutionär geworden. Aus jedem kleinen Garnisonsstädtchen bringen die Zeitungen die Nachricht: Heute hat der Apotheker X. in Gegenwart des hochlöbl. Offiziercorps Versuche mit einem neuen von ihm präparirten Schießstoff vorgenommen, welche die erfreulichsten Resultate hervorgebracht haben. Die Herren Offiziere, die jetzt allenthalben wie alte Weinkenner das neue Pulver probiren, gleichen jenen ästhetischen Tyrannen des vorigen Jahrhunderts, die mit den revolutionären Ideen Diderots und Voltaire's coquettirten — als unschuldige Spielereien. Aber aus dem Spiel ist's fürchterlicher Ernst geworden und wohl dem, den es nur die Gewalt und nicht auch den Kopf gekostet hat, die Herren Offiziere ahnen

wohl kaum, welch eine feindliche Macht in der neuen Erfindung, die dem Dampf der Eisenbahnen, dem electrischen Telegraphen an Wichtigkeit gleich kommt, gegen sie aufwächst. Wahrlich, an tausend Zeichen läßt sich's erkennen, daß die alten socialen Verhältnisse untergraben sind. Jeder Tag bringt eine neue Waffe in die Hände der unterdrückten Gesellschaftsclassen, jeder Tag entführet ein Schutzmittel Denjenigen, die auf ihr Privilegium, auf ihre Geburt und auf ihre Uebermacht pochen. Betrachten wir nur flüchtig die erschreckenden Folgen, welche mit der neuen Erfindung verbunden sind. Geben Sie mir, werther Leser, diesen halben Bogen der Grenzboten, den Sie so eben in der Hand halten und in zwei Stunden will ich ihn in ein Pergament verwandeln, mit welchem Sie, wenn Sie es in 10 gleiche Stücke schneiden, ein hundert und funfzig Flintenschüsse thun können. Und doch würde es nur einige Pfennige kosten, um diese Umwandlung zu bewerkstelligen, welche obendrein so leicht ist, daß Jeder von Ihnen, der das kleine Geheimniß erlernt hat, es sogleich ausüben kann. Mit anderen Worten, mit einem Ries Papier und zwei Seidel concentrirter Salpetersäure ist man in 24 Stunden in den Stand gesetzt 90,000 Flintenschüsse zu machen. Gesetzt, es käme Herrn von Cotta in den Sinn, sämmtliche Exemplare einer einzigen Nummer der allgemeinen Zeitung in Salpetersäure tauchen zu lassen, und am andern Morgen gäbe es in Deutschland Pulver genug, um ganz Europa damit in die Luft zu sprengen. Bedenkt man, daß ein Schuß dieser Art nur ein sehr geringes Geräusch hervorbringt, daß kein verrätherischer Rauch seine That andeutet, bedenkt man, daß ein kleines Taschenpistol durch das neue Pulver zu einer Sicherheit und Kraft des Schusses gelangt, daß auf fünfzig Schritte ein Mensch unfehlbar dadurch getödtet werden kann, so fragt man sich unwillkürlich, wohin wird es mit der öffentlichen Sicherheit kommen, die bei der immer mehr und mehr anschwellenden Masse von Verbrechen schon jetzt nur mühsam aufrecht erhalten wird?

— In dem Cabinette von Augsburg scheint eine Ministerkrisis vorgegangen zu sein; Herr Altenhöfer hat sein Portefeuille niedergelegt, oder richtiger gesagt, er hat seinen Namen von der Mitunterzeichnung des Blattes zurückgezogen. Man will dieses mit den Londoner Ereignissen in Verbindung bringen. Die „ehrlichen" Deutschen im perfiden Albion, die Londoner Zeitung, hat vor Kurzem einen alten etwas demagogischen Brief des Hrn. Altenhöfer ausgegraben und einige noch perfidere deutsche Blätter am Rheine haben diese Geschichte in der gehässigsten Weise ausgebeutet. Ob dieses wirklich mit dem erwähnten Rücktritt in Verbindung steht, wissen wir nicht zu entscheiden. Die Thatsache ist, daß Herr Altenhöfer nach wie vor die Redaction des englischen Artikels besorgt. Der eigentliche Redacteur en chef ist von jeher Dr. Kolb gewesen und die Aenderung in der Signatur ist somit auf das Blatt selbst von keinem Einflusse.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Die Geſpenſter-Symphonie.

I.

Hell ſtrahlten aus dem Theatergebäude die breiten Fenſter des Büffetſaales und draußen auf dem Balkon blühten und dufteten Oleander und Orangen in ihren irdenen Geſchirren. Um von der beengenden Hitze des Opernhauſes an der kühlen Nachtluft mich zu erquicken, lehnte ich mich über die ſteinerne Brüſtung des hohen Balkons. Unter mir lag ruhig der Spiegel des Fluſſes und ſog ſehnſüchtig den klaren Sternenhimmel in ſich ein, jenſeits dämmerte ſchon halb ſchlummernd die andere Stadt, und über den Häuſermaſſen zog die lange Hügelreihe einen dichtern Schatten an dem Tiefblau des Nachthimmels hin. Dieſe drei großen Linien als feſtes Bild mir einzuprägen, ſtand ich ſinnend dort und vergaß darüber den letzten Act der Oper. So wäre ich auch bald einſam geweſen, hätte ich nicht neben mir einen jungen Mann bemerkt, der dicht an der Brüſtung ſitzend mit einem Fernrohr unverwandt nach der öſtlichen Bergkette blickte. Er war modiſch gekleidet, bis auf die kurzen Reithoſen und die beſpornten Stolpenſtiefeln. Der Schnitt ſeines länglichen und ausdrucksvollen Geſichts, ſein Ausſehen und ſeine Geberden verriethen den Engländer. Ich mochte mein Auge anſtrengen, ſo viel ich wollte, ich entdeckte in der Richtung ſeines Fernrohrs nur einzelne Lichter zerſtreut an den Bergen, die wohl den dortigen Villen zugehören mochten. Schon wollte ich kopfſchüttelnd wieder hineingehen, als im Oſten plötzlich eine Rakete von einem der Hügel aufſtieg und mit drei bunten Leuchtkugeln in der Luft zerplatzte. Der Fremde ſtand haſtig auf, warf dem Kellner ein Geldſtück für die Limonade hin und war bald unten am Portale. Auf ein lei-

Digitized by Google

ses, schrillendes Pfeifen kam ein Reitknecht mit zwei Pferden um die Ecke, Herr und Diener saßen auf und waren bald im Galopp in dem Dunkel des breiten Platzes verschwunden.

Durch diesen Vorfall wundersam erregt und neugierig gemacht, erkundigte ich mich vor allen Dingen bei dem Kellner nach dem sonderbaren Fremdling. Er sei ein englischer Arzt, hieß es, der seit dem Frühjahr erst im Theater bemerkt werde, er komme pünktlich um acht und behaupte bis zehn Uhr seinen Platz auf dem Balkone. Diese Besuche hätten jedoch anfangs eine Unterbrechung von mehrern Wochen, später von vierzehn Tagen und noch kürzerer Zeit erlitten, es sei aber noch nicht vorgekommen, daß der Herr das Büffet länger als fünf Tage hintereinander regelmäßig besucht hätte.

Wenig belehrt von diesen Notizen, sann ich der seltsamen Erscheinung nach, da aber der Fremde die folgenden Tage im Café nicht erschien, vergaß ich endlich den Vorfall oder dachte wenigstens nicht mehr daran.

II.

Eine Woche später hatte mich mein Freund, der Pfarrer von Tennewitz, zu einem Rendezvous bestellt und als Ort der Zusammenkunft das Wirthshaus im Dorfe L. bestimmt. Tennewitz liegt zwei Stunden von der Residenz, das Dorf L. ist die Hälfte des Weges, so konnte sich kein Theil beklagen. Da ich mich bei Zeiten aufgemacht, so erreichte ich Nachmittags bei guter Stunde das Wirthshaus und saß bald in der kühlen Rebenlaube bei einem Glase trüben Weines. Eine einsame Bergstraße zog neben mir das Thal hinauf, und da die Leute im Felde waren und Stille im ganzen Dorfe herrschte, so hatte ich Muße, die Spatzen zu beobachten, die sich mancher schon reifen Beere am Geländer naschhaft bemächtigten. Der Freund kam nicht, ich ward der Spatzen überdrüssig und war bald in Träumereien versunken, als mich der Schritt mehrerer Pferde plötzlich weckte. Ein seltsames Paar, von einem alten Bedienten gefolgt, ritt langsam die Straße herauf. Eine schön gewachsene hohe Frau saß keck und fest auf einem zierlich gebauten Rappen, sie war ganz schwarz gekleidet und trug nur ein zierlich geschlungenes, feuerfarbenes Tüchlein am Halse. Was aber mehr als Alles meine Aufmerksamkeit fesselte, war ihr Gesicht — ein Gesicht, das man nur einmal zu sehen braucht, um es unaustilgbar im Herzen bewahren zu müssen, so gern man es auch vielleicht vergessen möchte. Hohe und edle Züge, wie nur der Marmor sie ebenso

Digitized by Google

regelmäßig und ebenſo kalt und unbeweglich wiederzugeben vermag und dunkle, faſt zu ſtarke Augenbrauen, die ſich über ſchwarzen Augen wölbten, ſo tief, ſo feurig, daß man faſt erſchrak, wenn ſie ſich mit ihrer ganzen Gewalt auf einen Gegenſtand hefteten. Zwei furchtbare Widerſprüche: die kalte, ungetrübte Klarheit der Züge und die leidenſchaftliche Gluthenſprache dieſer verſengenden Augen. Hier ſah ich ein Weſen vor mir, das mit ungewöhnlichen Kräften begabt ſchien, und wo der Menſch ſolche wahrnimmt, muß er gleich an ein Schickſal denken, das mächtig genug wäre zu brechen und zu vernichten. Dieſe Empfindungen nur zu erhöhen, ſaß ihr Begleiter, ein Mann von 40 Jahren, ſchlaff und locker zu Pferde. Sein Geſicht war eher gebleicht, als bleich, ſeine Augen tief geſunken, vom mattеſten Blau, wirr und ausdruckslos, ſein Mund ein wenig geöffnet, weil die Unterlippe kraftlos herabhing. Es war etwas Entſetzliches, die Vernichtung am Manne, die dämoniſch zum Kampfe lockende Energie am Weibe in innigem Begegnen zu erblicken. Wer ſind dieſe Beiden? fragte ich die Wirthin, die neugierig aus dem Hauſe getreten war. „Graf und Gräfin R., reiche Leute aus Rußland!“ war die Antwort. Wohnen ſie im Dorf? forſchte ich weiter. „Seit dem Frühjahr. Dort oben an der Straße nach Tennewitz, in dem ſchönen Palais, gleich neben dem Geſpenſterhäuschen.“ Nun war die Sache auf dem Punkte, mährchenhaft zu werden, zumal da die geſprächige Wirthin auf mein Verlangen erläuterte, daß das ſogenannte Spuk- oder Geſpenſterhäuschen ein altes hölzernes Gebäude ſei, wo ſich einſt ein unglücklicher junger Menſch erſchoſſen hätte. Seitdem habe man es zugeſchloſſen, aber deshalb hauſe der Geiſt nur ungeſtörter darin, und einige biedere Landleute hätten erſt kürzlich verſichert, das Haus bei nächtlicher Weile erleuchtet geſehen und aus den geöffneten Fenſtern ein ſonderbares Rufen und Aechzen gehört zu haben. Ich lachte mich im Stillen aus, daß ich die albernen Geſchichten mit anhören konnte, bezahlte meinen Wein und machte mich auf den Weg nach Tennewitz, meinem Freund entgegen zu gehen, oder ihn aufzuſuchen.

Nun führte mich aber gerade mein Weg an dem Spukhäuschen vorüber, und willig oder unwillig, ich mußte einige Augenblicke an dem halb zerfallenen Bretterzaun verweilen, um nach der geheimnißvollen Stätte hinüber zu ſchauen. Der Ort hatte wirklich etwas eigenthümlich Düſteres. Während die Villa, welche die Wirthin im Dorfe ein Palais genannt, frei und hell auf dem Gipfel des Berges ſtand, war das graue, hölzerne Häuschen nach Mittag und Abend

Digitized by Google

von hohen Buchen umgeben, Regengüsse und Thauwetter hatten Sand und lockern Boden vom Abhange herunter gegen das Erdgeschoß geführt und Thüre und Fensterladen theilweise verschüttet, so daß ein kecker Geselle ohne viel Mühe in den ersten Stock steigen konnte. Dieser zählte vier blinde, staubige Fenster, und um das Bild der Verlassenheit zu erhöhen, hing an dem einen eine zerfetzte Gardine herab. Ich erinnerte mich sogleich eines ähnlichen Gebäudes in meiner Vaterstadt, wo wir Kinder immer scheu vorübergeschlichen waren und uns dabei mit heimlichem Grauen und einem gewissen, unerklärlichen Vergnügen die Geschichte eines Selbstmörders erzählten, den man dort mit zerschmettertem Gehirn gefunden hatte, so daß ich zuletzt gern den biedern Dorfbewohnern ihren Aberglauben verzieh. —

In Tennewitz traf ich meinen Freund krank, er entschuldigte, was er nicht ändern konnte, und nachdem wir unser Geschäft besprochen, kehrte ich gegen Abend nach Hause. Der Mond im ersten Viertel stand im Zenith und leuchtete dem einsamen Wanderer mit spärlichem Lichte; ich dachte an das Gespensterhäuschen, an den unglücklichen Selbstmörder, an unglückliche Liebe und an mich selber. So war ich ziemlich eine halbe Stunde gegangen, da rauschte mit einem Male ein Feuerstrahl auf, und eine kurze Strecke vor mir sah ich eine Rakete aufsteigen, die in der Luft mit drei rothen Leuchtkugeln zerstob. Mir war dabei wunderlich zu Muthe, als gäbe es etwas zu sehen und als könnte ich zu spät kommen, und so lief ich denn, bis mir die hellen Tropfen auf der Stirn standen. Als ich die Höhe des Berges erreicht, hielt ich an und ging langsamer den einsamen Pfad weiter, zur Rechten den Wald, zur Linken einen zerfallenen Zaun mit Gesträuch und Unkraut dicht überwuchert. Da kam das Spukhäuschen zum Vorschein, düster zwischen den Buchen versteckt, nicht einmal dem Mondenlichte zugänglich. Mit Befremden und Erstaunen nahm ich aber wahr, daß die vier Fenster des ersten und einzigen Stockwerkes hell erleuchtet waren. Ich mochte mir wiederholt sagen, nichts sei einfacher, als daß die Bewohner ihre Stuben zur Nachtzeit erleuchteten, immer kam mir die Ahnung wieder, es gehe hier etwas Ungewöhnliches vor. Einige Fenster waren geöffnet, auch dies, dem Unbefangenen so natürlich, mußte meine Phantasie reizen. Weil ich sie nur verschlossen gesehen, mußte ich mir einbilden, sie seien wegen etwas Außerordentlichem geöffnet. Nun mußte ich noch dazu einige verworrene, halb klagende Töne vernehmen, und es fehlte wenig, so hätte ich an Geistergeschichten geglaubt. Die morschen Breter des Zauns

Digitized by Google

wichen meiner Anſtrengung, und bald befand ich mich auf dem gefeilten Boden, ohne mir im Grunde Rechenſchaft gegeben zu haben, was ich beginnen wollte. Da ringsum Alles ſtill lag, fürchtete ich nicht, entdeckt zu werden, und näherte mich daher keck dem wunderlichen Hauſe. An die Mauer gelehnt, vernahm ich deutlich die Stimme eines Mannes, der die ſeltſamſten Worte in kurzen Zwiſchenräumen ausſtieß. Presto! presto! klang es mitunter und dann wieder: ma non troppo! piano! piano staccato! Ich ſtieg jetzt den kleinen Sandhügel hinauf, der gegen die Thüre angeſchwemmt worden, hob mich auf die Zehen und ſchaute durch ein blindes Fenſter in einen hell erleuchteten, altmodiſch decorirten Gartenſaal. Zu beiden Seiten entdeckte ich ein ziemlich zahlreiches Muſikchor und in der Mitte vor einem kleinen Notenpulte einen feſtlich in Schwarz gekleideten Mann mit weißer Halsbinde und feiner Buſenkrauſe, der mit ſichtlichem Enthuſiasmus eine Papierrolle ſchwang. Dabei war Alles todtenſtill, nur unterbrochen von dem eintönigen Rufen: Forte! fortissimo! Adagio oder Presto! Ohne Mühe erkannte ich in der beweglichen Figur den ruſſiſchen Grafen R. wieder, deſſen Begleiterin meine ganze Aufmerkſamkeit gefeſſelt und meine Phantaſie mächtig, wenn auch nicht angenehm erregt hatte. Schauer auf Schauer durchrieſelten mich, als ich die ſonderbare Figur ſich abmühen ſah und dabei ihre Stimme hörte, die wie Aechzen klang, das aus einem halb zugeſchnürten Halſe heftig hervorgepreßt wird und dem Hörer ſelbſt ein Gefühl erregt, als müſſe er erſticken. Plötzlich hörte ich ein krampfhaftes Lachen, der geiſterhafte Kapellmeiſter hatte ſeine Papierrolle weggeworfen und klammerte ſich feſt an das Notenpult, als fürchte er umzuſinken, ein Schrei noch, der mir bis ins Innigſte drang und das ſeltſame muſikaliſche Geſpenſt war verſchwunden. Ich hörte deutlich einen ſchweren Körper zu Boden fallen, eine Thüre knarren, Fußtritte auf morſchen, ächzenden Dielen und Stimmengeflüſter. Aus Furcht ertappt zu werden, zog ich mich zurück und harrte einige Zeit ſchweigend hinter einigen Baumſtämmen. Da ſah ich in dem Schatten der Buchen mehrere Geſtalten, die einen Körper fortſchleppten, und unter ihnen ein Weſen in Frauenkleidern. Dann hörte ich einige leiſe Worte aus einem befehlenden Munde, die Geſtalten verſchwanden in der Richtung nach der Villa, und bald war Alles ſo ſtill, daß ich das Klopfen meines Herzens vernehmen konnte; droben aber in dem Salon des Spukhäuschens ſtrahlten die Lichter ungeſtört und ſtill weiter.

Ich überlegte raſch, ob ich an Rückzug denken oder das Aben-

Digitized by Google

theuer verfolgen ſolle, und da mir mit Erſterem nicht viel gedient war, denn ich hätte nur ungewiſſe Vermuthungen mit hinweggenommen, entſchloß ich mich keck in das Haus zu dringen. Würde ich Jemanden antreffen, ſo wollte ich ſagen, ich ſei ein Fremder, habe den Weg verfehlt und wolle in's Dorf hinunter. Ich ſuchte nun die Pforte zu dieſer Geſpenſterbehauſung und fand ſie an der Mittagſeite, die von den hohen Buchen umdunkelt in tiefem Schatten lag. Da die Thüre offen ſtand, trat ich ungehindert in die dunkle Hausflur und klopfte zuerſt an eine feuchte Thüre, die mir grade entgegenſtand. Das dumpfe, gedämpfte Echo eines verſchloſſenen Gewölbes war Alles, was mir antwortete. So hätte ich mich zurückziehen müſſen, wenn mein Auge, an die Finſterniß gewöhnt, nicht zur Rechten eine hölzerne Wendeltreppe entdeckt hätte. Entſchloſſen ſtieg ich hinan und ein Lichtſtrahl, der durch eine Spalte drang, führte mich zu einer Thüre, die angelehnt und offenbar der Zugang zu dem Gartenſalon ſein mußte. Ich pochte zwei, dreimal, nichts regte ſich, und ich konnte ſogar den Luftzug hören, der ſich durch die Spalte der Thüre drängte. So blieb mir nichts Anderes übrig, als zu öffnen und einzutreten. Der Lichtglanz blendete mich anfangs, und ich entdeckte dabei zu meinem Schrecken, daß das Orcheſter noch vollſtändig verſammelt ſei. Rechts ſaßen die Violinen, Celli und Bratſchen, links die Hörner, Flöten und Hoboen, und Alle ſtarrten mich mit gläſernen Augen an, die Inſtrumente am Munde oder in den Händen. In der Mitte aber ſtand das Pult des verſchwundenen Kapellmeiſters, ein dickes Heft, dem Anſcheine nach eine Partitur, lag zugeſchlagen darauf und trug mit dicken Buchſtaben die Aufſchrift Sinfonia Eldorado. Dabei war aber Alles ruhig und leblos, und nur der Wind hob und ſenkte langſam die wehenden Gardinen an den offenen Fenſtern. Mir war in jenem Augenblicke, als gefröre das Blut in meinen Adern, ich war der geringſten Bewegung, des leiſeſten Rufes nicht mächtig. Als endlich der Lichterglanz ſeine Kraft verloren, entdeckte ich, daß ich, hier der einzige Lebendige, mich unter einem Chor von Wachsfiguren befand. Was die Täuſchung aber ſo überredend gemacht hatte, war, daß jeder dieſer ſtillen Virtuoſen ſein Pult, ſeine Noten und ſeine Lampe vor ſich hatte. Selbſt als ich nicht mehr eine unnatürliche Geiſtererſcheinung vor mir ſah, konnte ich mich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren, wie denn überhaupt Wachsfiguren ſtets eine widerliche, ſchwer zu überwindende Empfindung in mir hervorriefen. Ich weiß mich noch gut zu beſinnen, daß ich als Knabe einmal in einem Kabinet von Wachsfiguren

Digitized by Google

war und der Anblick einer Herodias mit dem Haupte des Täufers mich so erregte, daß ich an der Hand des Vaters zu zittern anfing und gleichwohl nicht im Stande war, ein Auge von der Gruppe zu verwenden. Aehnlich ging es mir jetzt, ich schauderte innerlich, als ich überall die leblosen Glasaugen auf mich gerichtet sah, und diese todten Gebilde mir zuzurufen schienen: Was willst du hier? Entferne dich! Unsichern Schrittes schlich ich die Treppe hinab und kaum fühlte ich mich im Freien, so eilte ich fort, als jagte mich eine unsichtbare Gewalt; ich war nicht eher ganz ruhig, als bis ich jenseits des Zaunes mich befand. Hier hielt ich an und betrachtete aus der Ferne den Schauplatz jener sinnverwirrenden, geheimnißvollen Comödie. Nicht lange, so sah ich Jemanden von der Villa herkommen und im Gespensterhäuschen verschwinden, bald darauf wurden die Fenster geschlossen und die Lampen einzeln ausgelöscht, und es war mir dabei, als hörte ich die Stimmen einer wundersamen Geistermusik fugenartig verstummen, bis mit dem letzten Lämpchen die Melodie erstarb und Alles finster und ruhig war.

Mit sehr unheimlichen Reflexionen machte ich mich auf den Weg, ich dachte an die tiefschwarzen, brennenden Augen der schönen Gräfin und es erregte mir ordentlich das Gefühl eigner Schuld, weil ich mir sie schon vorher als furchtbar unglücklich und furchtbar trotzend gedacht hatte. War meine Neugierde und alle die Seelenkräfte, welche aus Nichts einen goldenen Faden und mit dem Faden wundersame duftige Gewebe spinnen, heftig erregt worden, so verdoppelte sich dies, als wenige Schritte hinter dem Dorfe L. ein Reiter, von einem berittenen Diener gefolgt, in verzweifelter Eile an mir vorübersprengte und ich beim Schimmer der Mondsichel in ihm jenen unbekannten Astrologen im Büffet des Theaters erkannte. War hier ein innerer Zusammenhang? war die Rakete vielleicht ein Zeichen gewesen? Solche Fragen wiederholte ich mir beständig und die Vermuthungen, die sie beantworten sollten, wurden immer abentheuerlicher, der Alltäglichkeit fremder, jemehr ich darüber nachsann.

III.

Am andern Morgen bereute ich, das Abentheuer nicht verfolgt zu haben, zumal da das eingetretene Regenwetter mich abhielt, nach B. zu gehen. Später kamen dringende Geschäfte, und da Lust und Neugierde ermattete, so konnte mich nur ein sehr heiterer Tag nach B.

Digitized by Google

hinauslocken; es war ungefähr vierzehn Tage nach meinem abentheuerlichen Besuche des Gespensterhäuschens. Ich traf die freundliche Wirthin zu Hause, ließ mir wieder von ihrem Wein bringen und fragte dann mit verhaltener Ungeduld nach dem Grafen und der Gräfin R. Der Herr Graf, erzählte die redselige Frau, sei vor vierzehn Tagen an einem Nervenschlage gestorben, die Leiche sei köstlich einbalsamirt drei Tage und drei Nächte ausgestellt gewesen und am vierten sei die Gräfin mit der Leiche in ihre Heimath nach Rußland gefahren; das schöne Palais aber stehe jetzt zum Verkaufe frei und werde ehemächst versteigert werden, wenn sich kein Käufer finden sollte. So blieb mir denn nichts übrig, als den Schauplatz meines Abentheuers noch einmal zu betrachten. Alles war wie früher, nur war die Villa jetzt fast so ausgestorben, wie das Gespensterhäuschen, da überall die Laden geschlossen oder Gardinen hinter den Fenstern herabgelassen waren.

Bei dem Anwalt der Gräfin R., dessen Namen die Wirthin mir genannt, erfuhr ich nur, daß seine Clientin sich nach Rußland zurückbegeben und den Winter wahrscheinlich auf ihren Gütern in den Ostseeprovinzen zubringen werde. Von dem kühnen Reiter hörte ich aber nichts wieder, und der Kellner im Theater wollte ihn das letzte Mal grade an dem Tage gesehen haben, wo ich meinen Spaziergang nach Tennewitz gemacht hatte. Das Aufsteigen der Rakete war von ihm nicht bemerkt worden, der Engländer aber hatte sich sehr rasch und schon um neun Uhr entfernt, was für den Kellner stets das Zeichen war, daß er seinen Gast für die nächsten Tage nicht zu erwarten habe, denn im andern Falle hatte er stets bis zehn Uhr ausgeharrt und sich schläfrig mit gesenktem Haupte entfernt. Alles dies wollte mir anfangs nicht aus der Seele, die Glasaugen der Wachsfiguren starrten mich beständig an, wenn ich allein im dunkeln Zimmer war, bis endlich mein Leben sich so ereignißvoll gestaltete, daß ich kaum Zeit hatte, mich viel mit mir selbst zu beschäftigen, und so schwand denn zuletzt immer mehr und mehr die Erinnerung und selten und immer seltener neckte mich das Erscheinen jener schwarzen Gluthenaugen.

IV.

Der Winter mit seinen Festen und Concerten war vorüber, das Frühjahr kam und nur noch zum Beschluß hatte man einen Ball im Casino veranstaltet. Ich überließ mich diesem letzten Rest der Wintervergnügungen und nachdem ich einen Theil des Abends in der bun-

Digitized by Google

ten Menge mich bewegt hatte, zog ich mich aus dem gefüllten Saale in die rauchigen Zimmer zurück, wo ſich die Familienväter in langer Weile dehnten, tranken, rauchten, nach der Uhr ſahen und wieder tranken und rauchten. Da wurden Tagesneuigkeiten, die man zehn Mal ſchon gehört, zum elften und zwölften Male wieder hervorgeholt. Die alten Herren ſaßen und ſchwatzten an einer langen Tafel, ich abſeits in einem Winkel ſchwieg ſtill. Da zog der hauptſächliche Wortführer jenes Areopages, ein freundlicher, munterer Mann, eine prachtvolle Brillantendoſe aus der Taſche und bot ſie dem Nachbar. Dieſer naſchte von dem Tabak und betrachtete dann aufmerkſam die reiche Koſtbarkeit, und namentlich den Deckel, den das Portrait einer ſchönen Frau zierte. Die Doſe machte die Runde, bis endlich ungeſtüme Fragen laut wurden, woher das Prachtſtück komme und wer das ſchöne Frauenbild ſei.

Das iſt eine lange Geſchichte, ſagte der Eigenthümer, aber wenn Sie hören wollen, meine Herren, ich bin bereit:

„Es war im vergangenen Sommer, ungefähr Ende Auguſt, als mir eines Nachmittags mein Diener ein Billet bringt, mit dem Bemerken, es warte eine Herrſchaft in einer reichen Equipage vor dem Hauſe. Der Brief war engliſch geſchrieben und enthielt die Bitte, ich möchte der Unterzeichneten einige Minuten Gehör ſchenken. Bald darauf führte der Diener einen Herrn und eine Dame herein, Beide ſorgfältig, modiſch, aber ohne Putz gekleidet; die Dame, dieſelbe, die Sie auf der Doſe ſahen, war in tiefer Trauer. Man ſetzte ſich und ich fragte begierig, ob meine ärztliche Hülfe in Anſpruch genommen werden ſolle. Alles in engliſcher Sprache, denn die Fremde war eine ruſſiſche Gräfin und des Deutſchen nicht mächtig.

„Nicht Ihre Hülfe," erwiderte die Dame, „ſondern ein Gutachten, eine Entſcheidung über eine Wette möchten wir von Ihnen erbitten; nur zürnen Sie nicht, wenn ich etwas weit aushole. Ein junges, älternloſes Mädchen ward von ihren Verwandten einem reichen, vornehmen Manne verheirathet. In Petersburg vollzog man die Trauung, aber der Gemahl erhielt einen Poſten bei der Geſandtſchaft in London und man reiſte unverzüglich dorthin. Er iſt ſtill und gütig gegen die Gattin, aber er liebt ſie nicht, denn man kann nur Eins lieben, und dieſes Eine iſt ihm die Muſik. Er hat Hang zum Trüben und Melancholiſchen und dabei die fixe Idee, ein großer Tonſetzer zu ſein. Weib und Pflicht wird vernachläſſigt; das Weib erträgt es, der Geſandte aber klagt in Petersburg. Da fällt es dem halb Wahnſinnigen

ein, zu componiren. Neider, Feinde und halbe Freunde, die ihn gern los wären, bestärken ihn in dem unglücklichen Wahn, indem sie übertrieben loben und den Entzückten überreden, seine Symphonie in einem öffentlichen Theater aufführen zu lassen. Der Plan gefällt, der Irregeleitete scheut weder Mühe noch Kosten, er besticht den Director eines Schauspielhauses, prahlende Affichen werden gedruckt und höhnisch lachend sitzt der Chor der Neider und Spötter am Abend in den Parkets und ersten Ranglogen; ein ungeduldiges, ein englisches, der Musik abholdes, rohes Publicum füllt die Parterres und die höchsten Tribünen. Die Gattin hatte sich unterdessen entschädigt; sie lernte einen Mann von ihrem Alter, bescheiden und voll feuriger Empfindung, kennen; er ist ein Britte; er hat aus Neigung Medicin studirt und will nach Westindien gehen, um die Naturwissenschaften durch Beobachtung und Entdeckung zu bereichern. Beide finden sich, lieben sich — heftig, leidenschaftlich, tugendhaft. Der Abend der Aufführung des Musikstückes ist zum Rendezvous bestimmt. Der Geliebte kommt, wirft sich ihr zu Füßen, faßt ihre Hand und küßt sie stürmisch — da wird die Thüre aufgerissen und der Gemahl tritt verstört mit wilder, sinnloser Geberde ein. Er hatte die Leitung der Symphonie selbst übernommen, Alles geht im Anfang leidlich; das Parterre gähnt bei dem Durcheinander des musikalischen Unsinnes; da wird im letzten Theil in den Logen des Amphitheaters ein Zischen laut, und der Mob bedarf nur eines aristokratischen Winkes, um sich für seine bewiesene Geduld durch Pfeifen und Stampfen zu entschädigen. Sinnlos stürzt der gedemüthigte Kapellmeister aus dem Hause und findet die Gattin fast in den Armen des Freundes. Dieser Anblick verwirrt sein schwer bedrohtes Gehirn vollständig, er lacht wild auf und stürzt in Zuckungen zu Boden. Freund und Gattin pflegen den Fieberkranken, sein hülfloser Zustand ist ihnen heilig, und als die heftige Erregung nach wenigen Tagen von einem heilsamen Schlaf besänftigt wird, verläßt der Freund das Haus und der unglückliche Maestro erwacht in den Armen seines Weibes. Aber seine Melancholie hat sich gesteigert, er kann kein fremdes Männergesicht mehr im Hause sehen, ohne außer sich zu gerathen, Musik aber ist ihm vollends unerträglich, der leiseste Ton kann ihn in Rasen versetzen. Da räth der Freund, London zu verlassen und eine Reise auf dem Continent zu machen, ein ewiger Wechsel soll das zerrüttete Gemüth wieder ordnen und neu erschaffen. Alles geht anfangs glücklich, man kommt hier an, läßt sich auf dem Lande nieder; der Freund bleibt in der Stadt, um durch sein Erscheinen die alte Krankheit nicht wieder

Digitized by Google

zu wecken. Da eines Abends läßt ſich der Gatte feſtlich ankleiden; man fragt, was er beabſichtige. „Ich muß zum Concert — es iſt ſchon ſpät — acht Uhr vorüber — man wartet — eilt! eilt!“ Bei dieſen Worten ſehen ſich die Diener beſtürzt an, man verſchließt das Haus, der Gefangene tobt und wüthet, der alte Zuſtand mit ſeinem ganzen Jammer kehrt wieder und ein heftigeres Fieber bricht aus. Der Freund wird zu Rathe gezogen; man hat die Entdeckung gemacht, daß der Wahnſinnige oft ſtundenlang ſich damit unterhält, Partituren durchzublättern; dabei bemerkt man bald eine heitere, bald eine trübe Stimmung, je nach dem Charakter des Muſikſtückes, an ihm; ja man hat ihn ſogar einmal weinend über Mendelſohn's neueſtem Opus angetroffen, und man ſchließt daraus, daß er die Muſik völlig in den Noten genieße. Jene Anfälle wiederholen ſich in kurzen Pauſen, und ſo erſinnt der Freund ein mögliches Heilmittel. Man läßt Wachsfiguren anfertigen, ein Salon wird zum Concertſaal umgeſchaffen, das ſtille Muſikchor findet dort Platz, Alles wird möglichſt täuſchend nachgeahmt und als der Unglückliche wieder einmal begehrt, in das Concert zu gehen, führt man ihn in den Salon. Der Freund wird durch ein Zeichen raſch benachrichtigt und er und die Gattin warten im Corridor auf den Ausgang. Der Wahnſinnige läßt die Symphonie von den Puppen ſpielen und geberdet ſich ganz wie im Opernhauſe — nichts ſtört die Täuſchung; nur im dritten Satze bei der Stelle, wo das Pfeifen laut geworden, ſinkt er ohnmächtig nieder. Indeſſen ſind die Nachwehen des Unfalls geringer wie bei den frühern Ausbrüchen, er nimmt mehr Theil an dem Leben, er fährt und reitet ſpazieren und erſt nach vier Wochen wiederholt ſich derſelbe Auftritt. Der Freund iſt gleich bereit, er verordnet die nöthigen Mittel, er ſieht die Geliebte und verläßt ſie wieder, wenn das Fieber des Gatten im Abnehmen iſt. Indeſſen bemerkt man nicht, wie die phyſiſche Kraft des Kranken mit dem Geiſte ſchwindet; man ſucht ſich zu überreden, daß er ſich von Tag zu Tag beſſere, ja man beachtet nicht einmal, daß jene Zufälle in immer kürzern Pauſen eintreten und gefährlicher werden. Endlich wiederholen ſie ſich ſchon in zehn Tagen und das letzte Mal in achten. Dieſes letzte Mal überdauert der morſche Körper nicht, ein heftiges Fieber verzehrt das noch übrige Mark und der Kranke fällt in einen lethargiſchen Schlaf, um nur auf wenige Augenblicke zu erwachen. Er ſieht die Gattin und den Freund an ſeinem Lager, er lächelt ſanft und befriedigt, als wäre er ſich alles Vorgefallnen bewußt. . . . .

Raſcher, als ich es hier erzähle, hatte mir die ſchöne Frau dieſe

Digitized by Google

Verhältnisse auseinandergesetzt und dabei war ein trüber Ernst von ihrem Gesicht gewichen, jetzt erzwang sie plötzlich ein Lächeln und fuhr fort:

„Nun behauptet dieser Herr hier, daß die Gattin ihre Pflicht erfüllt habe und in die Arme des Geliebten eilen dürfe, ich aber kann mich von der Meinung nicht trennen, daß sie gewissenlos gehandelt habe. Sie sind Arzt, sind der Gründer einer segensreichen Irrenanstalt — entscheiden Sie, der Wettpreis ist kein unbedeutender."

Ich erwiderte hierauf, daß ich als alter Mann mir kein Urtheil in Herzensangelegenheiten zutrauen dürfe und verwies sie auf ihren jungen Begleiter, der jene Gefühle besser verstehen könne.

„Es handelt sich weniger um Herzensangelegenheiten," entgegnete die schöne Frau, „als um die Entscheidung der Frage: Konnte dem Unglücklichen möglicherweise noch geholfen werden? Und wenn wir Sie zum Schiedsrichter erwählten, so geschah es, weil wir von Ihrem greisen Haare ein völlig leidenschaftloses Urtheil erwarteten."

Ich antwortete nun, daß ich auf jene Frage noch weniger etwas Entscheidendes sagen könne, da ich selbst weder den Kranken noch die Krankheit beobachtet hätte; darin aber habe man sicher gefehlt, daß man andere Aerzte nicht zugezogen, und dann wäre ich stets der Meinung gewesen, nur ein Deutscher könne den wahnsinnigen Deutschen, nur ein Russe den Wahnsinn des Russen am besten heilen.

„Halten Sie nach alle dem die Gattin nicht für strafbar?" fragte mich heftig die schöne Frau, indem sie meine Hand ergriff und mir fest ins Gesicht schaute.

„Allerdings", erwiderte ich nach einigem Bedenken, „sie ist nicht frei von Schuld."

„Sie hat es selbst gefühlt!" rief die Russin, „sie ist aber auch reulg und bußfertig. Adieu Thomas Scott! und Dank Ihnen, ehrwürdiger Mann!" Mit Anstand verließ sie das Zimmer und verabschiedete mich kurz im Vorsaale. Als ich wieder ins Zimmer trat, eilte der genannte junge Mann auf mich zu, faßte meine beiden Arme krampfhaft, und blieb so sprachlos vor mir stehen, bis man unten einen Kutschenschlag zuklappen und einen Wagen davonrollen hörte. Jetzt ließ er mich los und rief im tiefsten Schmerze:

„Nun ist sie fort! Auf ewig! Ihr Wort hat uns unwiderruflich getrennt — Gott! auf ewig! — Wie gebrochen schlich er aus meinem Zimmer und ich hörte sein lautes Schluchzen, als er durch den Vorsaal ging. Am andern Morgen aber brachte man mir die Dose

Digitized by Google

mit dem Bildniß der ſchönen Frau, und ich habe weder ſie noch den jungen Mann je wieder zu Geſicht bekommen. . . ."

Die alten Herrn bedankten ſich für das Mährchen, und meinten der Herr Hofrath ſei der ſpaßhafteſte alte Herr auf Gottes Erdboden, nur zwei der Jüngern waren gläubig, ſie meinten der Arzt hätte beſſer gethan, wenn er mehr Menſch geweſen wäre. Ich aber ließ den Erzähler nicht aus dem Auge und als ich ihn einen Moment allein ſah, bat ich beſcheiden, mir die Doſe zu zeigen; es war ein ſchönes Frauenbild, bleich wie Alabaſter, hohe Stirn und regelmäßige, feſte, kalte Züge — aber Augen — tief ſchwarz wie eine Gewitterwolke bei Nacht, der ein verſengendes Leuchten entfährt.

Ed. B.

Geburtswehen der Wiener Akademie der Wissenschaften.

Aus Wien.

Vor zehn Jahren traten mehrere Männer der Wissenschaft, die Freiherren von Jacquin und Hammer-Purgstall, die Professoren von Littrow und von Ettingshausen und der Historiker von Buchholz zusammen und verfaßten ein Memoire über die Gründung einer Akademie der Wissenschaften in Wien, die schon vor mehr als hundert Jahren von Leibniz beantragt worden war. Der Minister des Innern, dem als solchen der Gegenstand zunächst lag, Graf Kolowrat, übernahm die Petition und legte sie dem Staatsrath vor, wo sie zur Berichterstattung an die k. k. Hof-Studiencommission und an die philosophische Facultät gelangte. Bei der erstern gab der Rath Purkardshofer, völlig unbekannt mit dem Begriffe einer Akademie der Wissenschaften, die unsterbliche Ansicht zu Protocoll: „Wien bedürfe keiner Akademie der Wissenschaften, da die Hofstudiencommission eine solche schon darstelle." Bei der philosophischen Facultät, woher, bei der beabsichtigten Ausschließung der Philosophie, eine Begutachtung wohl nur ironisch verlangt werden konnte, äußerte der Vicedirector Heinl: „Wien bedürfe keiner dritten Akademie der Wissenschaften, da es schon zwei: die Akademie der bildenden Künste und die Josephinische (medicinisch-chirurgische) besitze"!!! Trotz dieser protocollirten Ignoranz wurde die Angelegenheit in beiden genannten Stellen begutachtend zurückgelenkt und konnte im Verlaufe von Jahren aus dem Büreau der Staatskanzlei keine Erlösung finden. Die hundertfachen Bemühungen, namentlich des Freiherrn von Hammer-Purgstall, dem man in den Audienzsälen der Erzherzöge Ludwig und Franz Karl unvermeidlich begegnete, und der als eifriger Sollicitator in den Salons der Minister und Präsidenten Kolowrat, Kübek, Pillersdorf und überall, wo er Beförderung des Unternehmens zu erwirken hoffte, fortgesetzt erschien, fanden mehrfache Besprechung und wurden in den Grenzboten, wo er in einem

Digitized by Google

Gespräche mit dem Fürsten Metternich aufgeführt wurde, witzig persiflirt. Hammer-Purgstall war wirklich komisch und rührend zugleich; wenn ihn auch Alle belächelten und sein Drängen als Eitelkeit einer erhofften Präsidentschaft erklärten und seine persönliche Beziehung zum Fürsten Metternich eben als das Haupthinderniß betrachteten, er gab die Idee nicht auf; er hielt es für die Ehre Oesterreichs empfindlich, für die Deutschen in der österreichischen Monarchie beleidigend, daß die Böhmen, die Ungarn, die Italiener seit lange besitzen, was der deutsche, neben dem italienischen intelligentesten Theil der Monarchie, vergebens zu erreichen strebt.

Zehn Jahre vergingen; Jacquin, Littrow und Buchholz starben und die Haare der Uebrigen, die eine Akademie zu constituiren berufen sind, wurden mittlerweile grau; die Hoffnung verschwand mehr und mehr und selbst Hammer-Purgstall, wenn er sie auch nicht im Herzen aufgegeben hatte, fing zu zweifeln an, daß er ihre Erfüllung erleben werde.

So standen diese Angelegenheiten, als die Proclamation einer Akademie der Wissenschaften in Wien, am Pfingstfeste dieses Jahres in der Wiener Hofzeitung mitgetheilt, die Augen Aller blendete, so unerwartet hatten seit Jahren nur wenige Ereignisse gewirkt, wenige so lebhafte Besprechung selbst in solchen Kreisen gefunden, wo die Wissenschaften eben nicht Stoff der Unterhaltung zu sein pflegt. Die Ueberraschung war aber eine um so größere, als grade in dem Momente des Unglücks in Polen Niemand die Aufmerksamkeit auf den Zustand der Wissenschaften in Oesterreich gelenkt glaubte, noch weniger, daß die eben jetzt außerordentlich in Anspruch genommenen Finanzen (selbst der Eisenbahnbau wurde lässiger betrieben, weil das Aerar den Baupächtern die stipulirten Vorschüsse verzögern mußte) eben jetzt eine Ausgabe zu machen gesonnen sei, welche jährlich 40,000 Gulden Conv.-Münze in Anspruch nimmt, eine außerordentliche Summe in einem Lande, wo bis jetzt für die Wissenschaft als solche blutwenig verwendet worden war. Einige Superkluge wollten sogar die Absicht wittern, die in der Polenangelegenheit gegen einen sehr hohen Staatsmann wachgerufene Stimmung der deutschen Presse durch ein Zugeständniß an geistige Entwickelungsfragen etwas umzustimmen, und sie suchten ihre Behauptung dadurch zu commentiren, daß eine Akademie der Wissenschaften, die doch streng in den Bereich des Ministers des Innern gehört und auch von diesem vor zehn Jahren aufgenommen wurde, plötzlich „auf den Antrag des Ministers des Aeußern" in's Leben trat. Andere meinten, der Fürst wolle durch einen

Digitized by Google

freithätigen, von der gedachten Eingabe und Bemühung abgesonderten Act den ihm verliehenen Orden pour le mérite verewigen.

Wie man auch combinirte, Alle vereinigten sich in dem Wohlgefallen an der Thatsache selbst. Der Kanzler der vereinigten Hofkanzlei Freiherr von Pillersdorf, wurde beauftragt, bei Zuziehung einiger Männer der Wissenschaft einen Statutenentwurf rasch vorzulegen, denn mit der Enthüllung des Kaiser-Franz-Monuments, so hieß es, sollte auch die Akademie der Wissenschaften in's Leben treten. Freiherr von Pillersdorf bildete ein Comité aus den Hofräthen: Hammer-Purgstall, von Baumgartner, dem Regierungsrathe und Professor von Ettingshausen und dem Professor von Endlicher. Folgendes ist der Umriß des Statutenentwurfs:

Geschichte, Philologie und die naturhistorischen Wissenschaften werden aufgenommen, Philosophie, Politik und Theologie ausgeschlossen. Die Akademie soll aus vierundzwanzig in Wien ansässigen Mitgliedern mit einem permanenten Secretair und einem von drei zu drei Jahren neuzuwählenden Präsidenten zusammengesetzt sein. Davon sollen acht der historischen und philologischen, sechszehn der naturhistorischen Section angehören. Jedes Mitglied soll den Rang und Titel eines k. k. Regierungsrathes erhalten. Die ältern zwölf Mitglieder beziehen einen Gehalt von 1200 bis 1500 Gulden C.-M., die jüngern sind unbesoldet, rücken aber natürlich vor. Der Secretair erhält 2000, der Präsident 3000 Gulden C.-M. jährlich. Die Akademie verwendet den Rest der jährlichen Dotation, also etwa 20,000 fl., auf Preise für Herausgabe von gelehrten Schriften und von Annalen, die statt der literarisch verendenden und durch den Censor Deinhardstein impotent redigirten Jahrbücher der Literatur erscheinen werden.

Dies die allgemeinen Umrisse des von den genannten Männern verfaßten Statutenentwurfes, der bald in den gebildeten Kreisen der Residenz bekannt geworden war und mannichfache Kritik erlebte. Allgemein sprach man sich gegen den Ausschluß der Philosophie aus und konnte sich erst dann darüber beruhigen, als man mit gerechtem Erstaunen las, daß die Akademie der Wissenschaften in Leipzig, die doch am Geburtstage Leibnitzens eröffnet wurde, die Philosophie — das Element, in dem alle andern Wissenschaften leben und athmen — die Philosophie ebenfalls ausschloß. Am meisten fand die Maßregel Tadel, daß sechszehn Akademiker der naturhistorischen Section und nur acht der historischen und philologischen zugewiesen werden sollen. Das naturhistorische Studium findet hier, unbeirrt von den Hemmnissen, welche den andern

Digitized by Google

Wiſſenſchaften im Wege liegen, ſeit Jahren eine freithätigere Entwicklung, und grade Hiſtorie und Philologie, die gewaltig darniederliegen, bedürfen lebhafteſte Unterſtützung. Ueberdies dürften ſich in Wien kaum ſechszehn Naturhiſtoriker finden, welche eine Akademie zu repräſentiren im Stande ſind, es müßte denn ſein, daß man auch ſolche aufnähme, die durch Compilirung eines Schulbuchs ſich einen localen Lorbeerkranz erworben haben. Wenn man weiß, daß unter den acht Mitgliedern der hiſtoriſch-philologiſchen Section in Ermangelung einer beſondern Section für die ſchöne Wiſſenſchaft auch Grillparzer und Halm aufgenommen ſind, ſo verengert ſich der Kreis noch mehr und befindet ſich im entſchiedenſten Nachtheile gegenüber der Ueberzahl der Naturhiſtoriker. Man wollte auch finden, daß die Gehalte im Vergleiche zu denen der franzöſiſchen Akademie zu groß ſind und daß es zweckmäßiger wäre, Alle gleichmäßig zu beſolden, ſtatt die zwölf Aeltern mit 1200 und 1500 fl. C.-M. zu betheiligen, indem anzunehmen iſt, daß dieſe bereits irgend eine Carrière gemacht haben und weniger eines Gehaltes als die Jüngern bedürfen. Als einen Nachtheil wollte man ferner das Sich-geltendmachen der Büreaukratie erkennen, indem jeder Akademiker wirklicher k. k. Regierungsrath ſein ſolle, ſtatt dieſen Titel dem ſtolzen Range eines Akademikers zu unterordnen. Dieſe Anordnung hat noch den Nachtheil, daß ein junger Gelehrter, der vielleicht als Praktikant in einem Büreau angeſtellt iſt, nicht Akademiker werden kann, weil er ja ſonſt ſogleich Regierungsrath würde; in Oeſterreich ein Sprung, wie der von Ajaccio auf den franzöſiſchen Kaiſerthron.

Lange war in der gelehrten Welt Wiens keine gleiche Aufregung wahrnehmbar; Hoffnung und Ehrgeiz, Phantaſie und Combination wetteiferten. Wer wird Akademiker? wer Secretair? wer Präſident? wer Curator? Rückſichtlich der Akademiker kam ſogar das Lächerliche vor, daß Hr. Deinhardſtein, der Redacteur der „Jahrbücher", der freilich durch deren Eingehen materiell zu verlieren hatte, um einen Sitz in der Akademie förmlich anhielt, zu dem man doch nur berufen oder gar nicht gelangen kann. Als Secretair wurde allgemein Herr von Endlicher genannt, deſſen vielfaches Wiſſen ihn zu dieſer Stelle geeignet erſcheinen läßt; mit dem aber leider nicht die Ruhe eines Geſchäftsmanns vereinigt iſt. Als Präſidenten bezeichnet die öffentliche Meinung ohne Widerſpruch den Freiherrn von Hammer-Purgſtall, der nicht allein als eine europäiſche Celebrität daſteht, ſondern auch als einer der älteſten Staatsbeamten. Die zwiſchen ihm und dem Fürſten Staatskanzler beſtehende Spannung hielt man für um ſo weniger hinderlich, als man von der

Gerechtigkeitsliebe des Fürsten, selbst bei etwaiger persönlicher Abneigung, sich überzeugt hält, und als auch Hammer-Purgstall der Präsidentenstuhl nach drei Jahren nicht entgehen kann. Denn nur die erste Besetzung der Akademie geschieht auf den Antrag des Curators durch den Kaiser selbst; in der Folge wählt und besetzt die Akademie ihre Stellen allein und den Präsidenten aus ihrer Mitte.

Es erweckte eine freudige Stimmung, daß von Seite des Staatskanzlers die Würde eines Curators dem Erzherzog Johann angeboten wurde, wiewohl Manche fürchteten, daß der vielbeschäftigte ergraute Herr keine neue Last sich aufbürden werde. Zur Freude Aller lehnte er diese Würde nicht ab.

So standen die Sachen vor Monaten, und so stehen sie bis zu dieser Stunde noch. Denn seit jener Zeit ist die Akademie wie verschollen und verlautete nicht hier und da, daß die ursprünglich für die Provinz Oesterreich bestimmte Akademie auf die Gesammtmonarchie ausgedehnt werden solle (was einen neuen Statutenentwurf nothwendig machen würde); sprächen nicht da und dort einzelne Männer davon, so müßte man annehmen, daß der Staat die Proclamation der Akademie ebenso zurücknehmen werde, wie das bereits publicirte Edict wegen Gewerbsfreiheit. Wir sind anderer Meinung und können nicht glauben, daß man ein die Ehre der Wissenschaft bezweckendes Institut nur deswegen angeregt habe, um durch dessen Nichtrealisirung sie um so empfindlicher zu verletzen. Als eine glänzende Garantie steht Erzherzog Johann an der Spitze und man knüpft an seine Ankunft in den nächsten Wochen auch die Realisirung eines vom Staate gegebenen und freudig begrüßten Versprechens.

S.

Digitized by Google

Gedichte von Eduard Mautner.*)

I.

Alma mater.

In dumpfen Stuben hatt' ich lang' geſeſſen,
Und vor mir aufgeſchlagen lag das Buch,
Die ſüße Mähr vom Lenz hatt' ich vergeſſen,
Und graunvoll war mein Daſein, wie ein Fluch!
Was aus beſtaubten Heften ſie geſprochen,
War nicht die Milch der reinen Wiſſenſchaft:
Vergiftet war ſie, tödtlich und gebrochen
Hat ſie im Keim ſo manche Geiſteskraft.

Was ſie als Weltgeſchichte vorgetragen,
Drinn' ſpiegelt wahrlich ſich kein Weltgericht:
Ein Ammenmärchen war's aus alten Tagen,
Geſchichten waren's, doch Geſchichte nicht;
Allein, was half's? wir mußten's einmal hören,
Und zweifelt einer, tönt das Donnerwort:
Auf des Profeſſors Hefte mußt du ſchwören,
Ein Geiſtesmachtſpruch, durch die Seele fort.

Wie ſich die Stoffe ſcheiden und verbinden,
Und wie Atom ſich mit Atom vermählt,

*) Von dem jungen Dichter, einem Deutſch-Ungarn, erſcheint im nächſten Monate eine reiche Sammlung „Gedichte" im Verlage von Georg Wigand in Leipzig.

Digitized by Google

Wie ſich der Säuren Wahlproceſſe gründen,
Das ward uns täglich ſtundenlang erzählt;
Doch wie ein Volk in freier Selbſtentwicklung
Aus Elementen mächtig ſich erhebt,
Und wie es ſchmählich endet in Zerſtücklung,
Wer hat uns dies zu lehren ſich beſtrebt?

Sie gaben uns von unſrem Chriſtusgotte
In Sagen und Legenden wohl Bericht,
Doch war geworden ihnen längſt zum Spotte
Das erſte Gotteswort: Es werde Licht!
Wie dort in dunkler Kutt' am Seminare
Der Theologe träg die Glieder dehnt:
Wann kommen doch der Pfründe fette Jahre,
Wo man behaglich ißt, und trinkt, und gähnt?

Ha! wie der Ekel mir am Herzen naget,
Und doch zugleich unendlich tiefe Pein!
Hier der Juriſte leiſe liſpelnd klaget:
Wann werd' ich endlich Fürſtendiener ſein?
Wann werd' ich endlich unter Acten ſitzen,
Wann fällt auf mich des Hofraths Gnadenſtrahl,
Daß mir's vergönnt, den Röthel ihm zu ſpitzen?
O, wann bezieh' ich endlich mein Quartal? —

2.

Wir wollen Wind und Sonne theilen.

Wir wollen Wind und Sonne theilen,
Nur kommt zum offnen Kampf heraus,
Nur ſchießt auf uns mit gift'gen Pfeilen
Nicht feige aus dem ſichren Haus:
Wie einſt in altersgrauen Zeiten,
So ſprech' ein Gottesurtheil Recht:
Auf glüh'ndem Eiſen will ich ſchreiten,
Und ſchutzlos ſtürzen in's Gefecht!

Digitized by Google

Wir wollen Wind und Sonne theilen,
Ich fürcht' dich nicht, du drohend Heer;
Und habt ihr Ketten, hab' ich Feilen,
Einſt findet ihr den Kerker leer. —
Und fall' ich auch, ſo zieht doch ſiegend
Die Wahrheit in der Menſchen Bruſt,
Ich bleibe, ſelber unterliegend,
Noch freiheitsſtolz und ſiegbewußt.

Wir wollen Wind und Sonne theilen,
Was zaudert ihr? der Kampf iſt gleich!
Ihr würdet freudig dazu eilen,
Wenn Recht und Wahrheit nur bei euch;
Wenn nicht die beſte Wehr entriſſen:
Das Selbſtbewußtſein, eurer Hand,
Wenn nicht das ſchuldvolle Gewiſſen
Den Arm gelähmt und euch entmannt. —

Wir wollen Wind und Sonne theilen!
Ihr kommt? — Ich ſchließe mein Viſier;
Es wetterleuchtet durch die Zeilen:
Hier ſtehe ich! — Gott helfe mir!
Nur fürchte ich, daß eurem Streben
Der Sturm der Zeit entgegen ſei,
Daß er ſich brauſend wird erheben,
Und daß die Sonne — auch Partei!

Schloſſer über Napoleon von 1798—1806.

In der tiefen Bewegung, welche uns bei der Durchleſung des ſo eben erſchienenen ſechſten Bandes von Schloſſers „Geſchichte des achtzehnten und der fünzehn erſten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts“ ergreift, iſt bei all' dem Niederſchlagenden, welches die Darſtellung dieſer Zeit (von 1797—1806) beſonders für den deutſchen Patrioten bietet, doch ein tröſtlicher Gedanke vorherrſchend. Es iſt die befriedigende Einſicht, daß das ganze, ſeiner Zeit ſo geheim gehaltene und ſo fein geſponnene Gewebe politiſcher Erbärmlichkeit und armſeliger Nichtswürdigkeit, dem unſer armes Vaterland in jenen unheilvollen Jahren ſeine tiefſte Erniedrigung verdankt, doch endlich vor dem Weltgerichte der Hiſtorie in ſonnenheller Klarheit erſcheinen muß.

Es iſt grade in dem gegenwärtigen Augenblicke doppelt lehrreich, der deutſchen Menſchheit zu zeigen, was aus einer Nation wird, wenn die allgemeine Schlaffheit, Feigheit und Verknechtung ſtumpfſinnig die Ehre und das Heil des Vaterlandes fremder Anmaßung gegenüber allein einigen wenigen Einzelnen überläßt. Denjenigen „Halben und Falben“, welche uns jetzt noch der däniſchen Anmaßung gegenüber fragen, was denn dieſe Petitionen und Adreſſen eigentlich ſagen wollen, ihnen muß man dieſen Band der Schloſſer'ſchen Geſchichte vorlegen. Er wird ihnen eine Antwort ertheilen, vor der ihnen die Haare zu Berge ſtehen. Aus ihm werden ſie erkennen, wie viel hiſtoriſche Schmach, welches unermeßliche Elend und welche Ströme von Blut dem deutſchen Vaterlande erſpart worden wären, wenn vor einigen vierzig Jahren dieſelbe Geſinnung, daſſelbe Gemeingefühl die deutſche Menſchheit erfüllt hätten, über welches jetzt dieſe Unverbeſſerlichen, die Alles vergeſſen und nichts gelernt zu haben ſcheinen, vornehm die Naſe rümpfen. Wären die Deutſchen nicht damals, wie Schloſſer ſagt, „ſeit Jahr-

Digitized by Google

hunderten gewohnt gewesen, daß man ohne sie zu fragen über ihr Leben, ihre Güter, ihre Rechte aus dem Cabinet decretirte", nimmer hätte ein französischer Marinelieutenant in deutschen Landen seinen Königsthron aufgeschlagen. Wäre die absolute Fürstengewalt mit ihren Cabinetten allein im Stande, eine Nation, wie die deutsche, gegen fremden Uebermuth in ihren Ehren zu wahren, so hätte sich's zeigen müssen zu einer Zeit, wo das System des Absolutismus und der unbedingt gehorchenden, nur für Weib und Kinder und Hab' und Gut sorgenden Unterthanen in seiner Blüthe stand. Die Geschichte hat aber hierüber in einer Weise entschieden, die auch dem blödesten Auge klar sein müßte, wenn es sich nicht geflissentlich dem hellen Lichte der Wahrheit verschließt, und wenn die Verblendung der Gegenwart nicht der unwidersprechlichen Thatsachen der Vergangenheit das kindische Raisonnement entgegensetzte; „daß dies aber ganz andere Zeiten und Verhältnisse gewesen." Ja, Gottlob, die „Zeiten" haben sich geändert, aber die „Verhältnisse" sind heute noch dieselben, und wenn sie sich 1816 anders gestalten wie 1806, so ist es wahrlich nicht das Verdienst Derjenigen, welche die Zeiten von 1806 gern wieder herbeiführen möchten. Diese Wahrheit kann man bei Schlosser auf allen Seiten lesen.

„Napoleon", sagt Schlosser, vom Jahre der Schlacht von Austerlitz redend, „hatte die Fürsten und ihre Diener elend gefunden und begann daher auch die Völker zu verachten. Von diesem Augenblicke an kam Uebermuth und Verachtung der öffentlichen Meinung über den französischen Kaiser." Das war nach Schlosser die schlimmste aller Folgen der Schlacht von Austerlitz für die Menschheit.

Niemand wird Schlosser nachsagen können, daß er zu irgend einer Zeit ein „Verehrer" Napoleons gewesen sei. Er ist es auch in diesem Bande nicht geworden. Aber dennoch ist die eherne Gestalt dieses Mannes dem Historiker inmitten all' der „Feigheit", „Elendigkeit" und „Gemeinheit" der Zwerge, welche diesem Giganten die Spitze bieten zu können meinten, inmitten all' der Jämmerlichkeit deutscher Zustände, welche der Geschichtschreiber in diesem Abschnitte seines Werks zu schildern mit Befriedigung verweilen mag.

Schon aus der genauen Betrachtung Napoleon's gegenüber dem Directorium und Talleyrand im Jahre 1797 geht ihm hervor: „Wie groß er und wie erbärmlich alles Andere war, was ihm gegenüberstand oder mit ihm in Berührung kam", und wie hoch er auch über der „Fantasterei der pariser Demokratie" stand (S. 38), den nüchternen Historiker entzückt die schneidende aber haarscharf treffende Ansicht

Digitized by Google

Napoleon's von ſeinen freiheitsſchwärmeriſchen italieniſchen Landsleuten, die ihn an Talleyrand ſchreiben ließ: „Vous vous imaginez que la liberté fait faire de grandes choses à un peuple mon, superstitieux, pantalon et lâche!" Es erquickt ihn, wenn ſein Bonaparte durch Vereinigung der bisher von Graubündten abhängigen Gegenden des Veltelin, Chiavenna und Bormio die „rühmliche und ſchöne Rolle zu ſpielen hat, dem Schwächern gegen den Starken, und gegen das poſitive Recht der Juriſten zu einem Rechte zu verhelfen, welches nie verjährt, weil es von Gott, nicht von Juriſten herſtammt!" Von der Schnelligkeit, mit der beim Beginn der ägyptiſchen Expedition Malta innerhalb acht Tagen organiſirt ward, heißt es: „Größe des Geiſtes zeigt ſich überall. Alles ward von Bonaparte ganz vortrefflich eingerichtet und angeordnet. Nach Achtung für Grundſatz und Sittlichkeit in der Wahl der Mittel zu politiſchen Zwecken und nach Rückſicht auf den moraliſchen Charakter der Menſchen, denen man bedeutendere Poſten gibt, darf man bei Bonaparte ſo wenig als bei allen Regierungen unſerer Zeit fragen." (S. 218—219.) Er bewundert den Helden ſelbſt noch an jenem 19. Brumaire, wo dieſer „die Republik in eine militairiſche Monarchie umwandelte" und ſetzt hinzu, „daß dieſe Umwandlung zum großen Vortheile von Frankreich und von ganz Europa gediehen ſein würde, wenn der große Geiſt, der die neue Ordnung erſchuf, auf dem plebejiſchen Wege, der ihn zur Heldengröße geführt hatte, beharrt wäre und nicht das alte Ritterthum und den byzantiniſchen Thron erneut hätte." (S. 258.) Dieſem Vorwurfe werden wir ſpäter noch weiter ausgeführt begegnen.

Der Zug nach Italien, „der durch die Einfalt der Oeſterreicher und durch ihr Verzagen herbeigeführte glänzende, ſchnelle Erfolg", machte Bonaparte zum Abgott aller Franzoſen, ja man kann ſagen aller Welt. Schloſſer, aller franzöſiſchen Begeiſterung abhold, kann doch nicht umhin, in dieſelbe wenigſtens zur Hälfte einzuſtimmen: „Groß war er damals allerdings (ruft er aus), beſonders wenn man ihn mit den regierenden Pygmäen und ihren adligen Miniſtern verglich." (S. 287.) Er beklagt ihn, daß er zu ſeinen koloſſalen Plänen alle diplomatiſchen Künſte der alten Zeit neben der ganzen Sophiſterei der Revolution anzuwenden gezwungen war. „Er handelte nie abſichtlich ſchlecht, er war oft gemüthlich und freundlich, that wohl und förderte das Gute, wie er das Schlechte haßte; aber die Verachtung der erbärmlichen Menſchen und Regierungen, mit denen er es zu thun hatte, und die genialen Pläne, mit denen er ſtets umging, brachten

Digitized by Google

ihn auf den Gedanken, daß alle Menſchen nur als ſeine Werkzeuge brauchbar ſeien und daß ein großer Zweck ſchlechte Mittel heilige. Auf dieſe Weiſe ward er erſt Götze aller Enthuſiaſten, dann Feind und Verfolger alles Edlen." (S. 315.) Darum ſteht er obenan unter den Gegnern einer freien Preſſe; und ſchon ſein Decret vom 17. Januar des Jahres 1800 ſprach es deutlich genug aus: „daß Journale und Zeitungen Alles, was Regierung und Beamten thäten, nur loben, nie tadeln dürften." (S. 316.) Als der erſte Conſul die alten officiellen Kirchenceremonien in Mailand und Paris auf ſich anwenden ließ, mit denen den weltlichen Herrſchern von Seiten der Geiſtlichkeit gehuldigt ward, that er es, um „den unkirchlich denkenden Köpfen in Paris zu trotzen, die er, wie man jetzt überall zu thun pflegt, auf ſansculottiſche Weiſe „„Atheiſten"" ſchalt." (S. 318.) Und das war um dieſelbe Zeit, als Bonaparte durch Wiedereinführung eines Hofes „den Ton und Geſchmack" bilden half, „der jetzt unter den Vornehmen und Reichen allgemein herrſcht, in deren Kreiſen ſeit dieſer Zeit Natur, Ernſt und Wahrheit immer mehr Gegenſtand des Spottes ward." (S. 281.)

Dennoch aber erkennt der Hiſtoriker in dieſem Napoleon willig den größten Mann des Jahrhunderts," und nichts ſchmerzt ihn mehr, als dies Genie gelegentlich unter den Kniffen und Pfiffen eines Talleyrand „dienen zu ſehen." Dies erſcheint ihm um ſo unwürdiger, als es hiſtoriſch bewieſen und ausgemacht iſt, „daß ſich in den Jahren 1801 u. f. alle Fürſten und alle Miniſter Europas jedes großen Gedankens unfähig zeigten, daß ſie den Franzoſen überall nachſtanden, daß ſie ohne alle Würde waren und nicht einmal begriffen, worin Bonaparte's Größe eigentlich beſtehe." (S. 459—460.) Dieſer „größte Mann ſeiner Zeit hätte keiner Cabalen, keiner Polizeiſpione, keiner Pfaffen bedurft, wenn er nicht das alte Treiben durchaus hätte erneuern wollen," und wenn er zweitens nicht überſehen hätte, „daß ſich auf Perſönlichkeit des Regenten Staatseinrichtungen nicht gründen laſſen" (S. 467 und 498).

Aber der größte Irrthum, der dieſen Rieſen ſtürzte, war und blieb doch der, „daß er den neuen Geiſt verrieth, der ihn groß gemacht, daß er den plebejiſchen Weg verließ, der ihn zur Heldengröße geführt hatte," daß er mit einem Worte es unternahm, „das Mittelalter und die neue Zeit verſöhnen und vermiſchen zu wollen." (S. 395.) Hier erhebt der Hiſtoriker warnend die Hand und zeigt auf das offne Wundenmal unſerer Zeit. Selbſt die Sprache ſteigert ſich zur Erhabenheit des Ernſtes in dem folgenden Zurufe: „Wenn es einem ſolchen Manne, wie Napoleon Bonaparte war, nicht gelungen iſt, zwei unverträgliche Dinge:

Digitized by Google

das Bedürfniß freier Bewegung, welches unſerer Zeit eigen iſt, mit ſtarrem Hof-, Kaſten- und Prieſterweſen und abſoluter Regierung der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zu verbinden, wie ſollte das, was ein Rieſe nicht bewirken konnte, ohne neuen Samen furchtbarer Zwietracht auszuſäen, den Pygmäen gelingen, die es jetzt überall verſuchen! Er allein konnte des Flitters, des Scheines und des Truges entbehren, weil er wahrhaft groß war und weil er Frankreich aus der Anarchie und aus demokratiſcher Raſerei erlöſte. Er allein konnte mit mächtiger Hand dem Geſetze, welches nach Pindar Herr über Alles iſt und mit allwaltender Rechte über Sterbliche und Unſterbliche herrſcht, zur Alleinherrſchaft verhelfen. Er zog aber einen andern Weg vor. Können wir uns wundern, daß ohnmächtige Herrſcher und ihre Knechte auf dieſem wandeln?"

Daß Napoleon, „um alle Nationen zum Vortheil der Franzoſen zu benutzen," die Throne mit ſeinen Brüdern beſetzte, war ein zweiter großer Fehlgriff, denn zu jenem Zwecke „taugten unſtreitig die zitternden und bebenden Fürſten und die alten Höfe bei weitem beſſer als ſeine Familie, deren Glieder ſich alle für Napoleon hielten." (S. 672.) Es iſt ein ſchweres Wort, das Schloſſer hiermit ausſpricht und deſſen Gewicht er durch häufige Wiederholung noch verſtärkt. „Die elenden alten Höfe und alle armen Seelen, die ihnen in Deutſchland und Italien, Spanien und Portugal angehörten, würden ganz gewiß für den Zweck einer Univerſalmonarchie viel beſſer gedient haben, als die neuen Dynaſtien und die Einverleibungen die er vorzog." Denn es war „der Verſuch, den Völkern ihre Nationalität zu rauben, und das Franzoſenthum erſt den ſervilen und ſchläfrigen, von ihren Fürſten und ihrer Beamtenariſtokratie verrathenen und verkauften Deutſchen, und den demoraliſirten und ſchlaffen Italienern, Spaniern und Portugieſen aufzudringen, welche ſeit 1806 die Völker ſelbſt weckte." „Wir werden hernach noch zeigen, ſchließt der würdige Geſchichtſchreiber, auf welche Weiſe edle Patrioten den beſſern Theil der alten deutſchen Ritterſchaft und das ſchläfrige deutſche Volk weckten, wie ein Nationalkampf begann, wie Begeiſterung einmal den Schlendrian der Büreaukratie beſiegte, wie unter Jubeln ein neuer Tag dämmerte. Damit dürfen wir glücklicherweiſe ſchließen. Unſer Ziel iſt erreicht; es wäre im hohen Alter viel zu betrübend, auch noch erzählen zu müſſen, wie ſich die Hölle aufthat, wie Heuchler und Schurken die alte Nacht zurückführen wollten, und wie man fortdauernd, bald glücklich bald unglücklich, gegen den Bund der Finſterlinge kämpft." So urtheilt Deutſchlands erſter Hiſtoriker, ein Greis am Abende ſeines Lebens, im Jahre 1846 von dem Kampfe ſeiner und unſerer Zeit. Adolf Stahr.

Digitized by Google

Briefe vom Rhein.

Rheiniſcher Liberalismus. — Die preußiſche Municipalverfaſſung und die franzöſiſche. — Stadt und Land. — Die Cölner Wählerverſammlungen. — Ultramontanismus. — Die Aſſiſen. — Der Oppenheimiſche Prozeß. —

Cöln, den 30. Novbr.

Die Rheinlande gelten allgemein als ein Sitz politiſcher Freiſinnigkeit, die Rheinländer laſſen ſich gern liberal nennen, ja ſie nennen ſich gern ſelbſt ſo. Es iſt mit der Freiſinnigkeit eines ganzen Volksſtammes ſo eine eigne Sache und ich geſtehe offen, daß mir noch nicht recht einleuchten wolle, die echte Freiſinnigkeit habe ihren Sitz in den Rheinlanden. Zu echter Freiſinnigkeit gehört vor Allem eine beſtimmte klare Vorſtellung eines Zweckes und lebhafte Theilnahme an der Allgemeinheit. Beides ſcheint mir, vermiſſe man bei den Rheinländern zum Theil noch oft. Allerdings beſteht hier ein gewiſſer Oppoſitionsgeiſt gegen die Regierung — allein bloßer Oppoſitionsgeiſt iſt noch nicht Freiſinnigkeit, denn die Geſchichte zeigt uns oft genug die reactionäre Partei auch in den Reihen der Oppoſition. Die Oppoſition gegen die preußiſche Regierung iſt überdies ganz erklärlich, denn ſie hat ihren Hauptgrund in der Kürze der Zeit, welche die Rheinprovinz zum preußiſchen Staate gehört. Erſt nach und nach gewöhnen ſich die Volksſtämme an neue politiſche Verbindungen und es müſſen immer zwei bis drei Generationen ausſterben, ehe das geſchieht. Was die Theilnahme am Allgemeinen betrifft, ſo iſt dieſe auch nicht ſehr bedeutend, wenigſtens verfolgen die rheiniſchen Städte meiſt ſehr hartnäckig Sonderintereſſen. Ein Prüfſtein für die Freiſinnigkeit der Rheinländer war die Einführung der neuen Gemeindeordnung. Bislang beſtand hier die alte, franzöſiſche Municipalverfaſſung, nach welcher die Gemeindevorſtände

Digitized by Google

von der Regierung ernannt wurden, nach welcher die Regierung die beengendste Vormundschaft über die Gemeindeangelegenheiten ausübte, so daß z. B. die unbedeutendste Gemeindeausgabe von der Regierung genehmigt werden mußte. Als Preußen von der Rheinprovinz Besitz ergriff, war den Städten die Einführung der freisinnigen preußischen Städteordnung angeboten worden. Man lehnte dies ab. Als Grund für diese Ablehnung wurde angegeben: die Städteordnung gelte nur für Städte, nicht für Landgemeinden; in den Rheinlanden kenne man aber einen solchen Unterschied nicht, hier seien alle Einwohner vor dem Gesetz gleichberechtigte Staatsbürger, wollten die Städte eine andere Gemeindeordnung annehmen, als die Landgemeinden, so würde thatsächlich ein Unterschied zwischen den Staatsbürgern eingeführt, und dieser Unterschied vertrage sich nicht mit den Begriffen der Rheinländer von Gleichheit. Man solle auch den Landgemeinden eine freisinnige Verfassung geben, sonst wollten sie lieber in der alten Verfassung beharren. Diese Gründe klingen recht schön, ob sie die wahren sind, weiß ich nicht. Nach der alten Verfassung übte die Geldaristokratie wenigstens einigen Einfluß auf die Gemeindeangelegenheiten, nach der preußischen Städteordnung wäre dieser Einfluß vielleicht verloren gegangen. Jedenfalls ging die Ablehnung der Städteordnung von der Aristokratie aus, denn das Volk hatte zum Theil keine Kenntniß von der Sache, keine Meinung darüber oder wenigstens keine Mittel, seine Meinung zu äußern. Welche Gründe die preußische Regierung hatte und noch hat, den Unterschied zwischen Stadt- und Landgemeinden so fest zu halten, will ich hier nicht untersuchen, thatsächlich besteht indeß ein solcher. Daß nun die Städte eine freisinnige Verfassung nicht annahmen und es nicht der weitern Staatsentwickelung überließen, daß auch die Landgemeinden freiere Verfassungen bekamen, scheint mir wenigstens aus den angeführten Gründen nicht gerechtfertigt. Die Gleichheit vor dem Gesetz, auf welche es doch am meisten ankommt, scheint mir durch eine Verschiedenheit der Verfassung zwischen Stadt- und Landgemeinden nicht gefährdet. Mit einem Worte, ich kann mich nicht überzeugen, daß es wahre Freisinnigkeit war, die einen selbstbewußten Zweck verfolgend, die Städteordnung ablehnte.

Die Regierung, welche den Städten eine freiere Verfassung gönnte, dieselbe aber den Landgemeinden nicht geben wollte, arbeitete lange an einer Gemeindeordnung, welche beide Rücksichten vereinigte, welche den Städten eine freiere Bewegung gestattete und doch den Landgemeinden nicht zu viel Rechte einräumte. Endlich erschien die neue Gemeinde-

Digitized by Google

ordnung. Dieſelbe iſt gegen das bisher Beſtandene ein wirklicher, weſentlicher Fortſchritt. Zwar gewährt ſie den Gemeinden noch nicht das Recht, ihre Vorſtände (Bürgermeiſter) ſelbſt zu wählen, allein ſie richtet einen aus freier Wahl der Bürger hervorgehenden Gemeinderath ein, der das Recht hat, Beſchlüſſe zu faſſen, den ſtädtiſchen Haushalt zu bewilligen, der der Staatsregierung gegenüber ſowohl wie den Bürgermeiſtern die Gemeinden vertritt. Die Bevormundung der Regierung wird ſehr gemildert und in ſcharf beſtimmte, geſetzliche Schranken gewieſen, namentlich wird dem Gemeinderath in Bezug auf den Gemeindehaushalt ganz freie Hand gelaſſen. Man hätte nun von den freiſinnigen Rheinländern erwarten ſollen, daß dieſe neue langerſehnte Gemeindeordnung, daß namentlich die wichtigen Wahlen eine große Bewegung hervorbringen würden, allein dem war nicht ſo. Ich kann Ihnen hier natürlich nur von Cöln berichten, da ich die Bewegungen in anderen Städten nicht aus eigener Anſchauung kenne. Doch iſt ſo viel bekannt, daß in Koblenz, Bonn und Düſſeldorf, ſelbſt in Crefeld die Wahlen auf das confeſſionelle Gebiet hinübergeſpielt wurden und oft in den erſteren drei Städten die ultramontane Partei den entſchiedenſten Sieg errang. Dies zeugt nicht von Freiſinnigkeit, denn der Ultramontanismus iſt eine eben ſo drückende Tyrannei, als nur immer die despotiſchſte weltliche Regierung und wer ſich dieſer Tyrannei willig beugt, iſt nicht frei.

In Cöln wurde nun der Vorſchlag gemacht, für die Wahlen eine lebhafte Theilnahme zu erzielen. Es wurden öffentliche Verſammlungen gehalten, in denen man ſich über die Wahlen beſprach, die Grundſätze erörterte, nach denen die zu wählenden Männer verfahren ſollten, ja ein förmliches Programm für den neuen Gemeinderath entworfen wurde. Dieſe Verſammlungen waren ſehr intereſſant, und man muß es den Cölnern zum Ruhme nachſagen, es zeigte ſich in ihnen lebhafte Theilnahme an der Sache und was noch mehr iſt, ein richtiger, parlamentariſcher Tact. Trotzdem, daß die Debatten manchmal ſehr ſtürmiſch waren, vermochte es der Vorſitzende leicht, die Verhandlungen zu leiten und jede Störung und Unannehmlichkeit zu vermeiden. Das Programm fiel ſehr freiſinnig aus. Verfaſſung, Preßfreiheit, Emancipation der Juden, Alles ward darin aufgenommen und vorher mit der größten Freimüthigkeit beſprochen. Die Regierung ließ das ruhig gewähren, was ſie vielleicht anderwärts unterdrückt hätte, und erſt nach den Auguſtereigniſſen unterdrückte ſie die Verſammlungen, wohl mehr der leitenden Perſonen als der Sache wegen. Dieſe Ver-

Digitized by Google

sammlungen also wären ein trefflicher Beweis für die Freisinnigkeit der Cölner gewesen, hätten sie zahlreichern Zuspruch gehabt. Es fanden sich aber selten mehr als etwa 400 Personen ein. Das ist wenig, wenn man bedenkt, daß Cöln 5000 Wahlberechtigte zählte — und daß auch jeder nicht Wahlberechtigte Zutritt hatte. Noch geringer stellte sich die Theilnahme bei den Wahlen selbst ein. Im Anfang erschienen von 2300 Wählern der dritten Klasse noch nicht 200 und selbst als die Wahlkämpfe lebhafter wurden, erreichte die Zahl der Stimmzettel nicht tausend. Nicht zu leugnen ist wiederum, daß diejenigen, die an der Wahl Theil nahmen, die lebhafteste Thätigkeit entwickelten. Durch Vorversammlungen, durch gedruckte Stimmzettel, durch Aufsätze in den Zeitungen, durch persönliche Einwirkungen, durch alle möglichen Mittel ward gewirkt und geworben — allein eine allgemeine Theilnahme an der so wichtigen ersten Wahl trat nicht hervor. Beweis genug, daß allerdings Freisinnigkeit, d. h. Theilnahme am Gemeinwohl hier besteht, daß diese aber noch lange nicht das Volk so durchdrungen hat, als man auswärts von uns glaubt und wir selbst so gern glauben machen. Bestimmte Parteien, d. h. Parteien, welche sich streng nach verschiedenen Grundsätzen scheiden, treten wenig hervor. Und zur Ehre gereicht es dem altkatholischen Cöln, daß confessionelle Rücksichten fast nie in's Spiel kommen und wo man versuchte, sie geltend zu machen, diese Versuche nicht viel wirkten. Nur von Seiten eines einzelnen protestantischen Wählers ward die grobe Ungeschicklichkeit begangen, die confessionelle Saite anzuschlagen, was aber von den Protestanten selbst sehr übel vermerkt wurde. So kam es, daß ein Jude und fünf oder sechs Protestanten im Gemeinderath sitzen, was nach den Verhältnissen der Confessionen (etwa 7000 Protestanten auf nahe an 80,000 Katholiken) ziemlich richtig sein mag. — —

Die religiösen Bewegungem der Neuzeit haben bei uns nicht den leisesten Anklang gefunden. Diese Bewegungen haben eine sehr bedeutende politische Seite, denn sie sind im Grunde nichts Anderes, als ein Auflehnen gegen ein starr gewordenes Kirchenregiment, sowohl auf protestantischer als auf katholischer Seite. Daß diese politische Seite dieser Bewegungen uns ganz entgangen ist, spricht wenigstens für keine klarbewußte Freisinnigkeit. Man kann übrigens von Cöln nicht sagen, daß es ultramontan oder ultrakatholisch sei. Es gibt allerdings eine solche Partei hier, allein sie findet im eigentlichen Volke keinen Anklang. Wenn ich übrigens mich von einer durchgebildeten Freisinnigkeit der Rheinländer nicht überzeugen kann, so liegt darin kein eigentlicher

Digitized by Google

Vorwurf, denn eine ſolche kann eigentlich hier noch gar nicht beſtehen. Freiſinnigkeit iſt eine Sache, die man nicht auf einmal lernt; ſie kann ſich nur nach und nach durch mehrere Generationen heranbilden und kann zur höchſten Blüthe nur bei einem Volke mit freien Verfaſſungen gelangen. Ein geſchichtlicher Rückblick zeigt uns, daß die Bedingungen zu der freiſinnigen Volkserziehung nicht vorlagen. Bis zur franzöſiſchen Revolution waren die Rheinlande politiſch zerſplittert. Unter dem franzöſiſchen Militairdespotismus war ein Selbſtbewußtſein ebenſowenig möglich. Und in den darauf folgenden dreißig Friedensjahren iſt erſt eine Generation ausgeſtorben. Zudem kann ich mich nie von dem Gedanken losmachen, daß Freiſinnigkeit mit lebhaftem Nationalgefühl verbunden ſein müſſe und Eins das Andere wechſelwirkend erzeuge. Wenigſtens finden wir bei allen freien Völkern ein lebhaftes Nationalgefühl.

Unſere letzte vierteljährige Aſſiſenſitzung bot mehrere intereſſante Fälle. — Ein Mord, von einem Wilddiebe an einem Forſtbedienten verübt, wurde verhandelt und der Mörder zum Tode verurtheilt. Abermals Menſchenblut — doppeltes ſogar — um Haſenblut. Ein wegen Kindesmord angeklagtes Frauenzimmer ward freigeſprochen. Ein leichtſinniger Bankrotteur, der Frau und Kind verlaſſend mit einer Dirne entfloh, und dieſe dann, um ſich und ſie zu ernähren, in London und Paris zur Proſtitution zwang, ward verurtheilt. Ein Fall bodenloſer Unſittlichkeit. Ein ähnlicher war eine empörende, an einem neunjährigen Mädchen verübte Nothzucht. Uebrigens kommen derlei Fälle hier ſehr ſelten vor und gewöhnlich haben die Aſſiſen nur über Diebſtähle und Verwundungen zu entſcheiden. Viel Lärm hat der Fall des Kammergerichtsaſſeſſors Oppenheim gemacht, der wie bekannt der Baronin Meyendorff eine Caſſette genommen hatte, angeblich um Einſicht von gewiſſen Papieren zu nehmen, die das Vermögen der Gräfin Hatzfeld betrafen. Es ſind dabei Dinge zur Sprache gekommen, die eine traurige Einſicht in die Sittlichkeit mancher ariſtokratiſchen Kreiſe gewähren. Die Geſchwornen waren über den Fall getheilter Meinung, und da dieſe Theilung juſt ſechs gegen ſechs Stimmen war, ſo kam der Angeklagte frei. Das Publicum iſt über den Fall ebenfalls getheilter Meinung. Allerdings lag es wohl auf der Hand, daß Oppenheim, von reicher Familie, keinen Gelddiebſtahl begehen wollte im gewöhnlichſten Sinne des Wortes. Allein die Triebfedern des lebhaften Intereſſes mehrerer junger Leute (auch ein Dr. Mendelsſohn iſt dabei betheiligt und noch flüchtig) für die Gräfin Hatzfeld laſſen ſo ſonderbare Deutungen zu, außerdem waren die jungen Leute unter falſchen Namen gereiſt, in ihren Koffern

Digitized by Google

befanden ſich geladene Piſtolen und ein Dolch, der Angeklagte hatte während eines Verhöres vor dem Inſtructionsrichter auf den Fall bezügliche Papiere zerriſſen, in denen ſonderbare Dinge geſtanden haben, die zerriſſenen und vollſtändig wieder zuſammengelegten Papiere ſind nachher ſehr unvollſtändig an die Aſſiſen gekommen, ſo daß ſpäter noch ein Raub an dieſen Papieren, die in den Händen des Gerichts waren, begangen ſein muß, deſſen Urheber man vergebens nachgeſpürt hat, — es ſind Verſuche gemacht worden, den Gefangenwärter zu beſtechen und mit dem in Unterſuchungshaft befindlichen Oppenheim Verbindungen anzuknüpfen — doch der Angeklagte iſt freigeſprochen worden, ſo darf man nichts mehr dagegen erinnern. Zwei Tage ſpäter ſtand ein Mann vor den Aſſiſen, der über ein fünfzigjähriges tadelloſes Leben die beſten Zeugniſſe hatte, den erwieſenermaßen die Noth, in der Frau und Kinder waren, zu ſeinem Vergehen getrieben hatte. Dies Vergehen beſtand darin, daß er es verſucht hatte, ein kleines Säckchen mit Korn zu ſtehlen. Die Geſchwornen ſprachen ihr „Schuldig" über ihn und das Geſetz belegte ihn mit fünfjähriger Zuchthausſtrafe. Es kommen ſonderbare Gegenſätze vor bei der menſchlichen Gerechtigkeit — hier ein leichtſinniger Bankrotteur, der ſeine Gläubiger abſichtlich betrügt, Frau und Kind verläßt, ein ſiebzehnjähriges Mädchen zur Proſtitution treibt, alſo moraliſch mordet — da ein armer, bis auf den einen Fall redlicher Mann, der um den Hunger von Frau und Kindern zu ſtillen ein Säckchen Korn nehmen will — und Beide trifft fünfjährige Zuchthausſtrafe. Man muß wahrlich an eine ausgleichende Gerechtigkeit glauben, wenn man nicht Communiſt werden will.*)

*) Wir verweiſen auf einen zweiten Brief aus Cöln im Tagebuche.
D. Red.

Tagebuch.

I.

Professor Jordan's Leidensgefährten.

Aus Frankfurt.

Hätte der Gegenstand, welchen ich hier zur Sprache bringe, mit Politik zu schaffen, so würden Sie, da ja Alles Politik will, den folgenden Bemerkungen ohne Zweifel die Aufnahme gestatten; da er aber nur die Menschlichkeit angeht, so darf ich mich um so überzeugter halten, daß Sie mir durch das Organ der Grenzboten Gehör verschaffen, als ich noch nirgends, nicht einmal bei Jordan selbst, auf Mitgefühl mit seinen Leidensgefährten getroffen habe. Auch will ich Ihnen offen sagen, was mich bestimmt hat, zu Ihnen zu flüchten. Es wurde mir in diesen Tagen angeboten, die Sache, wenn sie den Deutschen doch so gefährlich scheine, in den Times zur Sprache zu bringen, und so derb, als ich nur Lust hätte; man wollte mir's übersetzen und hineinbesorgen. Ehe ich das thue, dachte ich, ehe ich uns vor dem Auslande herabsetze, ehe will ich alle Rücksicht auf die Censur nehmen und so leis auftreten, als ging ich auf Glatteis. Sie werden sich aber sogleich überzeugen, daß ich nichts Gefährliches vorhabe, und nur deshalb so ängstlich und besorgt geworden bin, weil ich zu einem kleinen unschuldigen guten Werke bisher vergeblich nach einem Helfershelfer suchte.

Es ist ein schöner Zug an uns Deutschen, daß wir uns über das Gute freuen, welches auswärts geschieht; sind wir dadurch doch der Verlegenheit überhoben, uns über uns selbst zu freuen. Wie hat uns nicht die Amnestie erhoben, welche Pius IX. den politischen Verbrechern im Kirchenstaate zu Theil werden ließ; selbst in Spanien sind kürzlich Begnadigungen erfolgt; wie schön doch! Aber weil wir Spanien und Italien in politischer Beziehung so tief unter uns erblicken, als wir selbst unter Frankreich und England zu stehen glauben, so ist es bei dieser Gelegenheit Niemandem eingefallen, daß bei uns noch politische

Digitized by Google

Verbrecher vom Anfange der dreißiger Jahre her im Gefängniſſe ſchmachten, ja, daß über mehrere jener Unglücklichen das verdammende Urtheil erſt vor Kurzem erfolgt iſt.

Das Oberappellationsgericht in Kaſſel hat die Entſcheidungen des Marburger Criminal-Senates gegen den Univerſitätszeichnenlehrer Dr. Hach und den Hutmacher Georg Kolbe beſtätigt. Den erſtern, einen gebildeten*), fleißigen und ordnungsliebenden Mann, hatte Neugierde und Schwatzhaftigkeit thörichte Dinge hören und ſprechen laſſen, das war Alles, und freilich viel zu viel. Uebrigens ſtellen ſelbſt die Marburger Entſcheidungsgründe mit einem nicht zu verkennenden Mitleid den Hach als einen ſehr zu entſchuldigenden, oder wie man im gewöhnlichen Leben dieſen Ausdruck gebraucht, als einen unſchuldigen Mann dar, der weder die Fähigkeit, noch die Abſicht gehabt habe, zum Umſturze der Welt etwas beizutragen.

Obgleich meine Vertheidigung Jordans hauptſächlich nur Einem zu Gute gekommen iſt, ſo hatte ich doch allen in ſeinen Proceß Verwickelten zu nützen gewünſcht, ſowohl weil er die unſchuldige Urſache des Unglückes Aller war, als weil ich es ungeachtet, ja grade wegen meiner conſervativen politiſchen Grundſätze nicht billigen konnte, daß man in Kurheſſen Dinge wieder heraufbeſchwöre, welche man ſich faſt überall bemüht hatte, in die Nacht der Vergeſſenheit zu verſenken. Wären die Entſcheidungsgründe erſter Inſtanz in Bezug auf Hach und Kolbe ſo ausführlich geweſen, als ſie es in Bezug auf Jordan waren, ſo hätte ſich, glaube ich, auf ein milderes Urtheil in zweiter Inſtanz hinwirken laſſen, als jetzt erfolgt iſt. Durch die Entſcheidungsgründe des Oberappellationsgerichts iſt auf Beider Sache etwas mehr Licht gefallen, und ich bin der feſten Ueberzeugung, daß ſie in höchſter Inſtanz härter als billig und gerecht abgeurtheilt ſind. Hätte das Publicum noch Intereſſe dafür und könnte es den Unglücklichen noch nützen, ſo würde ich das, wie ich glaube, ohne große Mühe beweiſen können.

Auf eine Begnadigung iſt nicht zu hoffen, denn die Urheber der kurheſſiſchen Verfaſſungsurkunde, welche beſorgten, daß ihnen die nächſtens in Anklageſtand zu verſetzenden Miniſter entrinnen möchten, haben durch §. 126. dem Landesherrn das Recht der Begnadigung politiſcher Verbrecher genommen, und alſo die Reaction nicht blos hervorgerufen, ſondern ihr auch die Mittel in die Hände gegeben.

In dieſer Hinſicht kann die Regierung kein Tadel treffen, und das Einzige, was das deutſche Volk zu thun vermag, iſt, daß es die Theilnahme, welche es an der Begnadigung der unglücklichen und nachträglichen Opfer einer aufgeregten Zeit nehmen würde, jetzt durch Unterſtützung ihrer Familien an den Tag lege. Sowohl Hach als Kolbe haben Frau und Kinder, der erſtere iſt ſeines Dienſtes als Univerſitätszeichnenlehrer entſetzt und damit ſeines Gehaltes und für die Zeit ſeiner Haft jedes Nebenverdienſtes verluſtig. An die liberalen Herren, welche blos

*) Er hat mehreres geſchrieben, z. B.: Ein Phyſiognomiſches Hülfs- und Taſchenbuch für Gebildete, Marburg 1837.

Digitized by Google

für ſogenannte berühmte Männer ſammeln, die nicht nur einen Namen haben, ſondern auch geben, hat man ſich umſonſt gewandt; ihre Politik erlaubt ihnen nichts zu thun, ſie ſchützen vor: Hach habe nichts gethan, ſei kein politiſcher Charakter, und vor allen: er ſei ſchuldig und das Oberappellationsgericht nahe daran geweſen, ſeine Strafe noch zu ſchärfen.

Ich brauche nicht zu heucheln, weil ich nicht zu fürchten brauche, daß man bei mir eine andere Theilnahme, als an dem Unglücke dieſer Männer argwöhnen werde. Jede Gabe, welche man an die Frau Hutmacherin Kolbe und an die Frau Dr. Hach in Marburg ſendet, wird von Beiden mit heißem Dank empfangen werden. Sie ſind ſo unglücklich, als einſt die Jordan'ſche Familie, und weit bedürftiger, als dieſe je war. Noch ein anderer Umſtand ſteigert die Theilnahme an dem Schickſal dieſer politiſchen Gefangenen. Sie ſind Feſtungsgefangene, und obwohl ſie geſetzlich auch nach erfolgtem Urtheile und während ſie ihre Strafe erleiden, unter dem Schutze der Gerichte ſtehen, ſo wird es dieſen doch factiſch unmöglich gemacht, dieſen Schutz auszuüben; denn die Feſtungen ſtehen unter den unmittelbaren Befehlen des oberſten Militairchefs des Landes.

Die allgemein bekannte Behandlung der politiſchen Gefangenen, und die Furcht vor dem Schickſale des Bürgermeiſters Dr. Scheffer von Kirchhain, welcher bekanntlich wahnſinnig wurde und ſich ſelbſt entleibte, ſo wie ſeine ſchwache Geſundheit und die Sorge für ſeine Familie beſtimmten den Dr. Hach ſchon in ſeiner Appellationsſchrift (Entſcheidungsgründe zweiter Inſtanz S. 132.) „ſich darüber zu beſchweren, daß das Maß der mit „„Feſtungsſtrafe"" bezeichneten Freiheitsbeſchränkung im Urtheil (erſter Inſtanz) nicht ausgedrückt, namentlich nicht dahin feſtgeſtellt worden ſei, daß dem Angeſchuldigten der Zugang des Lichtes durch gehörige Fenſter, ſo wie literariſche Beſchäftigung und der Betrieb der ihn und ſeine Familie ausſchließlich ernährenden Malerei geſtattet ſei. Appellant hat eventuell gebeten: in dieſem Sinne die erkannte Feſtungsſtrafe rechtlich feſtzuſtellen."

Hierzu bemerkt das Oberappellationsgericht: „Die Art und Weiſe der Verbüßung der erkannten Feſtungsſtrafe darf zwar für den Verurtheilten keine härteren Leiden herbeiführen, als es der in den beſtehenden Rechtsverhältniſſen begründete Begriff einer Feſtungsſtrafe mit ſich bringt. Sollten in ſolcher Beziehung Zweifel ſich erheben, ſo würde es allerdings dem Gerichte obliegen, durch entſprechende Requiſitionen die gehörige Vollziehung des Erkenntniſſes zu ſichern, indem nach deutſchrechtlichen Grundſätzen dem Strafrichter die Vollſtreckung ſeiner Urtheile zukommt, und, wenn auch die Verbüßung der Strafe in den, der Aufſicht der Gerichte nicht unterworfenen Strafanſtalten erfolgt, hierdurch die den Gerichten zuſtehende Einwirkung auf die Strafverbüßung, da dieſe nun in Folge der richterlichen Requiſition eintritt, nicht ausgeſchloſſen wird."

Zur Ehre der kurheſſiſchen Regierung darf man annehmen, daß nicht Jordan's Freiſprechung, ſondern Stellen wie dieſe dem Referenten Fürſte Mißfallen und Entfernung aus dem Oberappellationsgerichte zuzogen. Auch iſt keine Aenderung in der Behandlung der politiſchen

Digitized by Google

Feſtungsgefangenen eingetreten. Nach einem mir mitgetheilten Briefe ſeiner nächſten Angehörigen darf er ſich gar nicht beſchäftigen, weder mit Leſen, noch Schreiben, noch mit irgend einer andern Arbeit. Briefe ſeiner Familie an ihn kamen uneröffnet zurück. Die Familie ſcheint ohne Rathgeber zu ſein, denn ſtatt an die Gerichte, hat ſie ſich an den Fürſten, unter deſſen unmittelbarem Befehl der Feſtungscommandant ſteht, und an das Kriegsminiſterium gewandt. Das letztere hat die Familie an den Feſtungscommandanten verwieſen, welcher gleichfalls ablehnend oder ausweichend geantwortet habe.

A. Boden.

II.

Aus Berlin.

1.

Krakau und Schleſien. — Die Breslauer Handelsdeputation bei den Miniſtern. — Ein Geſpräch bei Herrn von Canitz. — Der Prinz von Preußen. — Die Audienz bei dem König. —

Unſere officielle und officiöſe Journaliſtik beobachtet über das Krakauer Ereigniß ein merkwürdiges Stillſchweigen, und überläßt es dem öſterreichiſchen Cabinette ganz allein den Zeitungskampf auszufechten. Wir könnten hier eine Menge der piquanteſten und widerſprechendſten Aeußerungen einregiſtriren, die von hieſigen Staatsmännern und erfahrenen Politikern über dieſen unerwarteten Schritt der drei Mächte laut wurden; doch kommt es uns vor der Hand nur darauf an, von dem Eindrucke zu ſprechen, den dies Ereigniß in Schleſien gemacht hat, das mit dieſer Abtretung Krakaus den Hauptausfuhrplatz für ſeine Induſtrie verliert, und dies — etwa zwei Jahre nach den Weberunruhen, zwei Jahre nachdem man in ganz Deutſchland für die brodloſen Fabrikarbeiter betteln mußte; und grade jetzt während einer Kartoffel-Mißernte im Lande.

Eine Deputation der Stadt Breslau fand ſich in Folge dieſes Ereigniſſes hier ein, um die Klagen und Bitten der Provinz vor das Ohr des Königs zu bringen. Sie beſtand aus dem Oberbürgermeiſter Pinder, den Fabrikanten Oyrenfurth und Milde, dem Stadtverordneten-Vorſteher Juſtizrath Gräff und dem Vorſteher der Kaufmannſchaft, Theodor Molinari. Sie hatten es übernommen auszuſprechen, wie ſehr das Nationalgefühl des Volkes gekränkt ſei, durch dieſe Abtretung, in der das Intereſſe Preußens in keiner Weiſe gewahrt worden ſei, und zweitens auseinander zu ſetzen, wie man den Hauptabzugscanal des ſchleſiſchen Handels verſtopft habe, und wie die Bevölkerung demoraliſirt werden müſſe, indem ſie, gezwungen durch Noth, Erſatz ſuchen werde in dem kläglichen Erwerb durch Schleichhandel.

Der erſte Beſuch der Deputirten galt dem Chef der Seehandlung, Rother, der, ſelbſt Landbeſitzer in Schleſien, und die Verhältniſſe der Provinz genau kennend, dieſe Abtretung Krakaus ſehr bedauerte, aber verſicherte, erſt durch die Zeitungen Nachricht davon erhalten zu haben.

Digitized by Google

Der Minister Bodelschwingh, den man darauf besuchte, behauptete ebenfalls, nicht dabei zu Rathe gezogen zu sein. In ähnlicher Weise äußerte sich der Finanzminister.

Die Audienz bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, von Canitz, dauerte ein Paar Stunden. Der Minister schilderte die Aufhebung des Freistaates als nothwendig für die Ruhe der Großmächte und meinte, Schlesien könne unmöglich viel dabei verlieren, da sich nothwendig der ganze Schleichhandel an der schlesischen Grenze etabliren werde. Die Deputation entgegnete, es schiene ihr dennoch ein Verlust, wenn eine Provinz, statt einer ehrenwerthen, blühenden Handelsverbindung, eine Anweisung auf den betrügerischen, den Gesetzen hohnsprechenden und das Volk entsittlichenden Schleichhandel erhalte.*) Herr v. Canitz meinte, es käme nur darauf an, so treffliche Fabrikate zu liefern, daß man sie dennoch begehren werde; auf Concurrenz müsse jeder Gewerbtreibende gefaßt sein; wenn Jemand ein Gasthaus an der Landstraße erbaue, so könne man nicht hindern, daß sich ihm gegenüber ein anderes etablire, welches seine Kundschaft theile. — Einer der Deputirten bemerkte, der neue Hausbesitzer dürfe nur nicht einen so tiefen Graben vor dem alten Wirthshause ziehen lassen, daß ihn Niemand passiren könne. — Auch dagegen gibt es Mittel, sagte Herr von Canitz, man würde eine Brücke über den Graben bauen. — „Aber man wird einen so hohen Zoll auf die Brücke legen, daß ihn Niemand bezahlen und Niemand die Brücke passiren wird!" — antwortete Einer und damit hatte die heitere Allegorie ein ernstes Ende.

Am folgenden Tage waren die Deputirten bei dem Prinzen von Preußen, der ihnen sagte, man habe ihnen die Weisung geben wollen, nicht nach Berlin zu kommen, als man von diesem Vorsatze gehört habe, indeß sei man jetzt sehr damit zufrieden, da man von ihnen manche wesentliche Aufschlüsse über die Verhältnisse des schlesischen Handels zu erwarten hoffe.

Der König hat die Deputation am 26. November sehr gnädig aufgenommen und ihre Beschwerden angehört und gegründet gefunden. Sie bat, man möge von Oesterreich fordern, daß es die bisherige Handelsfreiheit für Krakau auch ferner aufrecht erhalte, und es nicht in den Bereich seiner Zollinien ziehe. Die Deputirten setzten auseinander, daß ihnen selbst mit der Einrichtung eines Stapelplatzes in Krakau nicht gedient sei, welche der König vorschlug, und erklärten, welch ein Verlust für Schlesien erwachsen müsse, wenn man nicht die Handelsfreiheit ganz unumschränkt erhalte.

Der Monarch gestand, daß die Aufschlüsse über den schlesischen Handel, welche die Deputation ihm im Verlaufe der Audienz geben durfte, ihm eine neue Anschauung der Sachlage eröffneten, und versprach — bedauernd, es nicht früher in dieser Weise gekannt zu haben — mit „allem Ernste" darauf zu dringen, daß die Bitte der Deputation, um Aufrecht-

*) Wir verweisen auf den Artikel: Der Schmuggelhandel an der schlesisch-krakauschen Grenze, in unserer heutigen Nummer. D. Red.

erhaltung des status quo, eine Erfüllung erhalte. Der König sagte, daß er ein entschiedener Beschützer des Handels sei, daß er einen sehr geschickten Unterhändler, Herrn von Kamptz, an das österreichische Cabinet gesendet habe, und daß er „mit allem Ernste" darüber wachen werde, Schlesien vor dem Stocken der Gewerbe zu bewahren, das die Abtretung Krakaus nach sich ziehen könne.

Zu bedauern bleibt es nur, daß in einem Lande, in welchem der Herrscher ernstlich die Wohlfahrt seiner Unterthanen zu fördern wünscht, man nicht daran gedacht hat, vorher die Meinung der Sachverständigen und der betreffenden Minister einzuziehen. Es hat sich für die Deputirten als Gewißheit herausgestellt, daß außer dem Könige und dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Niemand von dieser hochwichtigen Sache unterrichtet gewesen ist. Eine vorhergegangene Berathung hätte die Ankunft der Breslauer Deputation und die nachträglichen Maßregeln wahrscheinlich ganz unnöthig gemacht, mit denen es nun doch ein mißlich Ding sein dürfte. Oesterreich ist durch geschlossene Verträge im Besitze von Krakau und „sei im Besitz und Du bist im Rechte," möchte vielleicht seine Devise sein für diesen Fall. M. A.

2.

Musikzwecke der schönen Welt. — Die Klassiker und Meyerbeer. — Die Gesangslehrer und ihr Schicksal. — Cossmann der Cellist. — Bilderverlosung. —

Es gehört hier zum guten Ton, alle vierzehn Tage einen Abend im Concertsaale des Schauspielhauses zuzubringen, und auf Rechnung der Firma: Haydn, Mozart, Beethoven und Comp. zu klatschen. Das sogenannte kunstsinnige, kunstliebende Publicum ist hier in corpore vertreten. Besonders sind es die heirathsfähigen Töchter, welche von ihren Vätern, Müttern, resp. Tanten hierher geführt werden, um ihren Sinn für klassische Musik, einen Sinn, der einst für das eheliche Leben einflußreich zu werden verspricht, auszubilden. Wirklich ist es höchst lehrreich für Töchter, wahrzunehmen, welchen Einfluß die schönen Stellen der Klassiker auf die Gemüther angestellter Söhne und begüterter Jünglinge ausüben. Noch findet man hier eine gewisse Klasse von Leuten, die nach beendeter Verdauung eine schmerzliche Leere in ihrem Innern verspüren und auf ihren Plätzen erscheinen, um zu schlafen. In der That wirkt jede Musik auf gewisse Naturen durchaus calmirend, und es klingen in den Ohren dieser Individuen die wunderbarsten Harmonien dieser großen Meister, ebenso monoton, als der eintönige Gesang der Kameeltreiber, womit sie ihre geduldigen Thiere den Tag über durch die Wüste führen. Die bösartigste und zahlreichste Klasse aber ist die der eigentlichen Klassiker. Selbige befinden sich fortwährend in einer gereizten Stimmung und heimlichen Erbitterung. So sitzt ihr ergebenster Berichterstatter neben einem solchen Exemplar, das bei der Aufführung eines neueren Werkes Erstickungszufälle bekommt und den ganzen Abend über mit epileptisch eingekniffenen Daumen und zusammengebissenen Zähnen

Digitized by Google

verharrt. Von dieſen Leuten iſt in der letzten Symphonieſoirée bei Meyerbeer's Ouvertüre geziſcht worden! ein unerhörtes Beiſpiel dieſer Celebrität gegenüber und auch unerhört in der eleganten Verſammlung dieſes Orts!

Anweſend ſind und haben ſich in einem Concert hören laſſen: Frl. Bochholtz, vom Conſervatorium zu Paris und Herr Coſſmann, ein junger Celliſt. Erſtere ſoll, wie man ſagt, durch die Frau Gräfin Roſſi, geb. Sonntag, nach Berlin berufen ſein, um hier Geſangsunterricht, die Stunde zu zwei Thalern, zu geben. Wenn Fräulein Bochholtz hier Mode werden ſollte, und eine Protection hoher Cirkel pflegt darauf einwirken zu können, ſo iſt ihr Glück gemacht, und unſere Geſangslehrer dürften die Concurrenz nur zu bald empfinden. Es gehört übrigens nicht viel dazu, um mehr zu leiſten, als die hieſigen Geſangslehrer. Seit vielen Jahren geht jedes mit einem hoffnungsvollen Organe beglückte Individuum, dem es darum zu thun iſt, ſingen zu lernen, von Berlin fort, und ſo haben die hieſigen Geſangslehrer, mit Ausnahme derer, welche den Chor für die Oper „einpauken," nichts Anderes zu thun, als in den Häuſern herumzulaufen und unſern Dilettantinnen, dieſes gemüthliche und unverſorgte Geſchlecht, zu feſten Preiſen, die Stunde ein bis zwei Thaler, ſingen zu laſſen. Da iſt Rellſtab, guter Vater und ſchlechter Muſikant, Teſchner, der mit einem Thermometer den Wärmegrad der Rachenhöhle unterſucht, Jähns, der nur Compoſitionen von Carl Maria von Weber und Jähns ſingen läßt, Stümer, emeritirter Tenor und Thieſen, harmloſer Menſch und letzter Sopranist. Mit dieſen Herren muß nun Fräulein Bochholtz in Concurrenz treten. Was man lernen kann, hat ſie gelernt; damit iſt ihr Gebiet und ſeine Grenzen charakteriſirt. Seele ſpiegelt ſich in ihrem Geſange nicht wieder, aber eine tüchtige Fertigkeit und eine gute Schule. — Der Celliſt Coſſmann gehört der neueren franzöſiſchen Virtuoſität an. Sehr dünn bezogenes Inſtrument, viel tremolo, mehr Violine als Cello, aber elegante Bogenführung, äußerſte Delicateſſe und Romantik des Vortrages.

In dieſen Tagen fand die Verloſung der kleinen, auf der Kunſtausſtellung gekauften Bilderchen ſtatt. Man iſt im Publicum höchſt unzufrieden mit der Unbedeutendheit der Gewinne, noch mehr aber mit den ſehr hohen Preiſen, für die einige derſelben angekauft worden. Nicht zu billigen iſt, daß man, ſtatt ſich an die vorhandenen, im Katalog verzeichneten Werke zu halten, noch ſchnell nachträglich Bilder anfertigen ließ, um ſie als angekauft zur Verloſung zu bringen. Z. Z.

III.

Aus Cöln.

Die Scandalfreunde und die Oeffentlichkeit. — Nüancen eines Aſſiſenpublicums. — Enttäuſchungen. — Vorzüge und Nachtheile des rheiniſchen Verfahrens. — Benedey's neueſtes Buch. — Dronke's Verhaftung.

Erklären Sie mir das große Räthſel, warum die Maſſe ſo unempfindlich bleibt bei Thatſachen, welche die Maſſe betreffen und ſo erregt

sich beweist, wo es das Privatleben eines Einzelnen zu beurtheilen hat, woher die Stumpfheit gegen die Bewegung der großen Maschine, in der ein Jeder selbst ein Stift, eine Feder ist, und woher im Gegentheil die Spannung, wo es Einblicke in ein Particularleben gilt, bei der die Meisten unbetheiligte Zuschauer und Gaffer sind? Es hat sich in unserer Stadt in letzterer Zeit manch politisch befremdliches Ereigniß gezeigt, wohl werth, die Aufmerksamkeit Aller auf sich zu ziehen, sogar in der Wohnung unbescholtener Einwohner hat die Behörde geglaubt, Hausuntersuchungen machen zu müssen, und doch ist dies Alles in den Hintergrund getreten vor der einen Geschichte des Hatzfeld-Oppenheimischen Prozesses! Ob hier ein Liebeshandel, ob ein gemeineres Interesse zu Grunde liegt, ob die Meyendorff, ob die Gräfin den Vorzug (!) verdient, ob der Graf oder der Angeklagte mehr compromittirt ist, und funfzig Fragen dieser Art spannten die öffentliche Neugier höher als Alles, was im Gemeinde- und Staatsleben vorging. Allerdings traten hier noch besondere piquante Motive hinzu, um die Neugier zur Leidenschaft zu stacheln, die Abneigung gegen adeligen Hochmuth hoffte hier eine Genugthuung zu erleben durch Entwickelung von Familienscandalen, bei welchen jeder Wappenlose freudig ausrufen kann: Gott sei Dank, im Bürgerstande sind solche Thatsachen unerhört; jene Parthei, die bei der Gemeindewahl ein Panier mit der Aufschrift: Keinen Juden, trägt, hoffte ihrerseits durch die Verurtheilung und Herabsetzung einiger Sprößlinge abrahamitischen Stammes — gleichviel, ob die Taufe ihre Häupter benetzte oder nicht — ihr frommes, christliches Gemüth zu erquicken; die lebenseifrige Männerjugend hoffte neue Erfahrungen in piquanten Liebesabentheuern zu erhalten und die Frauen — mein Gott, die Frauen, von dem jungen Lockenköpfchen, das sich noch erröthend senkt bei dem Worte Liebe, bis zu der alten Betschwester, die verknöcherte Sünden durch geistliche Lieder zu erweichen sucht, Alle waren Parthei für, dagegen, dagegen und für! Das war ein heißer Tag, der 24. November, obschon Vielen ihre Erwartungen bedeutend abgekühlt wurden. Zuerst wurden die meisten Neugierigen um das Schauspiel geprellt. Der Eingang zu dem Raume, der gewöhnlich bei unserem Schwurgerichte dem ganzen Publicum offen steht, war gesperrt, nur eine Minute vor der Eröffnung der Sitzung hatte man die Hörer eingelassen, aber alsobald, wie diese eröffnet wurden, pflanzten sich Soldaten auf und verwehrten den Zutritt. Dagegen hatte die Aristokratie aus der Umgegend Platz gefunden auf der Tribüne, wo die Richter saßen, und es wurden hierzu den Begünstigten eigens Karten zugestellt. War es vielleicht Ironie? Wollte man grade dem Adel das Schauspiel zuerst gönnen, in welchem die Sittenzustände des Standes dem großen Haufen entschleiert werden? Und doch waren auch in dieser Beziehung die Erwartenden betrogen. Von den Familienverhältnissen der Hatzfeld kamen nur sehr mäßige Details zur Sprache. Der Angeklagte vermied jede Hinüberspielung auf dieses Thema in soweit es die Gräfin graviren konnte, auf das Sorgfältigste. Der Staatsanwalt schweifte gleichfalls sehr discret über den Ruf der Gräfin mit einer halben Andeutung weg. Nur auf den Grafen H. fielen von Seiten der Vertheidigung ei-

Digitized by Google

nige ſcharfe Lichter. Die dritte Erwartung, die nicht eintraf, war das Strafurtel gegen den Angeklagten Dr. Oppenheim, der, wie Sie aus den Tagesblättern bereits erfahren haben, gänzlich frei geſprochen und auf freien Fuß geſetzt worden iſt. Dieſes iſt die zweite Hälfte dieſer Geſchichte, die ebenſo viel Aufſehen macht, als die erſte. Die Feinde der Schwurgerichte in Preußen werden nicht verfehlen, dieſen neueſten Fall unſerer rheiniſchen Gerichtsbarkeit nach ihrer Weiſe auszubeuten. Denn in der That iſt der ſchlichte Menſchenverſtand gegen dieſe vollſtändige Freiſprechung. Iſt's auch dem Angeklagten, wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht um das Geld, ſondern nur um die Papiere zu thun geweſen, iſt auch die Schuld durch viele mildernde Umſtände zu erleichtern — eine Schuld, ein bedeutendes Vergehen, bleibt es immer, und es würde mit der Sicherheit der Geſellſchaft ſchlecht ſtehen, wenn man die Entwendung von Documenten und wäre es auch nur „zur Einſicht", ganz gemüthlich hingehen ließe. Die ſechs Geſchworenen, die ihr Nichtſchuldig ausſprachen (die andern ſechs erklärten ihn für ſchuldig), wurden durch die mildernden Umſtände zu ihrer Nachſicht beſtimmt. In der That zeigten die vorgeleſenen Briefe an die Gräfin, ſo wie die ganze Haltung Oppenheims in Bezug auf dieſe Dame, daß hier nicht ein bloßer Leichtſinn, ſondern ein Devouement, eine Selbſtaufopferung, vorherrſchend war. Der leidenſchaftliche Ton jener zerriſſenen und halb zuſammengeflickten Briefe, ließ noch heftigere Seelenmotive errathen, und ſomit war eigentlich der Spruch der Geſchwornen ein Proteſt gegen den Abſolutismus und die Unvollkommenheit des Geſetzes, welches Alles in einen Sack, in eine Kategorie ſteckt und die pſychologiſchen Nüancen der Einzelnfälle unberückſichtigt läßt. Dies iſt grade ein Vorzug der Geſchwornengerichte, daß der abſolut wiſſenſchaftliche Gedanke, der tyranniſche Wortlaut, den Verirrten nicht in gleicher Kategorie mit dem Böſewicht, die tadelnswürdige Einzelnthat nicht mit einer organiſchen Verderbtheit des ganzen Menſchen in eine Linie bringt. Daß der Ausſpruch bisweilen zu mild ausfällt, iſt kein Unglück, da bei der Oeffentlichkeit des Verfahrens der moraliſche Makel, der trotz der Freiſprechung immer noch auf dem Angeklagten haften bleibt, gleichfalls als Strafe anzurechnen iſt, wie man bei gewiſſen Militairurtheilen die Todesangſt als Strafe in Rechnung bringt. Im vorliegenden Falle iſt der Betheiligte durch die wenig beneidenswerthe Celebrität, die er errungen, durch den Kummer, den er ſeinen Angehörigen bereitete, durch die Enthebung von ſeinem Amte und durch hundert andere unausſprechliche Nüancen genug geſtraft worden. Dennoch iſt die gänzliche Freiſprechung darum zu bedauern, weil ſie den ärmern Geſellſchaftsklaſſen ein vages Gefühl von Ungleichheit vor dem Geſetz einflößt, indem der Unbemittelte, der Proletarier ſich ſagen muß: Wäre ich es geweſen, der ich nicht nachweiſen gekonnt hätte, daß es nicht dem Gelde in der Chatoulle galt, der ich nicht jener glänzenden Welt angehöre, in welcher das Wort „Ritterlichkeit" ein glänzender Mantel zur Deckung fauler Zuſtände iſt, hätte ich Gevatter Schuſter und Handſchuhmacher Documente entwendet, welche meine Tochter um ihr Bischen Habe, meine Schweſter um ihr Erbtheil zu bringen drohten, mich, den unritterlichen,

Digitized by Google

ledernen und vertrockneten armen Teufel hätten sie in's Loch gesteckt. Dies ist die Ursache, weshalb wir diesen Ausgang des Prozesses nicht ganz wünschten. Dem Dr. Oppenheim gönnen wir's herzlich, daß er so davon gekommen ist, er hat persönlich genug Strafe erlitten; aber um der Idee des Rechts willen, um des Zutrauens zur Gleichheit der Justiz für alle Menschenklassen hätten wir den Ausgang um einen Grad schärfer gewünscht. Glücklicherweise führt das Uebel auch sein Heilmittel gleich mit sich und die Oeffentlichkeit der Verhandlung gibt sogleich Aufschluß über die Motive. Wäre bei heimlichem Verfahren der Millionärssohn freigesprochen worden, kein Gott hätte die Richter vor dem Verdacht der Bestechlichkeit gerettet. Aber zwölf beeidete achtbare Bürger, die vor dem Beginn der Verhandlung gewählt werden, lassen die Idee der Bestechlichkeit auch bei den mißtrauischsten Gemüthern nicht aufkommen.

Von Venedey ist eine neue Schrift erschienen: „Vierzehn Tage Heimathluft," worin er an den vorjährigen Aufenthalt in seiner Vaterstadt Cöln eine Reihe politischer Reflexionen knüpft, ganz in dem Sinne seiner bekannten † † Correspondenzen, die er seit einem Jahre von Paris aus für die Kölnische Zeitung schreibt, voll warmer Vaterlandsliebe, frisch, lebendig und großentheils auch praktisch. Das Buch ist 25 Bogen stark und ist somit censurfrei, scheint jedoch nichtsdestoweniger der Censur vorgelegt worden zu sein, denn von dem Kapitel: „Die Presse" findet sich nichts als der Schmuztitel vor, alles Uebrige fehlt — offenbar als Opfer des Censors. — — So eben hört man, daß Dr. Dronke, der sich hier einige Tage bei einem Bekannten aufgehalten haben soll, auf seiner Rückreise, in Koblenz, wo er unvorsichtiger Weise in einem öffentlichen Weinhause sich sehen ließ, verhaftet worden sei. Hoffentlich wird die ganze Geschichte darauf hinauslaufen, daß man ihn an die preußische Grenze führen wird, als einen aus Preußen Ausgewiesenen, der sich doch auf preußischem Boden finden ließ. Was man über einen Prozeß spricht, der ihm in Folge seines Buches über Berlin wegen Majestätsbeleidigung angehängt werden soll, ist wohl unglaublich, da Dronke, nach dem Ausspruch der Regierung selbst, kein Preuße ist. Es scheint, daß in der ostensiblen Verhaftung Dronkes eine beabsichtigte Drohung gegen Jysteín liegt, den man von seinem laut ausgesprochenen Vorhaben, nach Koblenz zu reisen, auf andere Gedanken bringen will, indem man ihm ein Beispiel vorhält. Die Verhaftung Jysteins in gleichem Falle würde allerdings ein Ereigniß sein, das die Regierung sich gern ersparen möchte... und sie hat wohl Ursache dazu! —

IV.

Der Schleichhandel an der Krakauer Grenze.

Aus Oesterreich.

Von der großen Krakauer Frage, deren Beantwortung Seitens der zwei constitutionellen Mächte ganz Europa mit Spannung erwartet, ist

Digitized by Google

mittlerweile noch ein kleines Fragezeichen zwischen Oesterreich und Preußen zu schlichten übrig geblieben, und dies ist die Handelsfrage. Bekanntlich war das Krakauer Gebiet bisher ein großes Schmuggelnest. Von Preußen kamen Jahr aus, Jahr ein ungeheuere Waarenballen, die ihr Depot in Krakau fanden, Waarenmassen, ausreichend genug, um ein großes ausgedehntes Land damit zu verproviantiren. Wohin gingen aber diese Waaren? Hat das kleine Krakau sie etwa consumirt? Die Antwort ist einfach: sie wurden durch das Einverständniß von Juden, Edelleuten, Bauern und Grenzjägern zum größten Theile über die österreichische Grenze geschmuggelt, und zu kleinern Theilen nach Russisch-Polen. Die eingeschmuggelten Waaren waren zweierlei Art. Zuerst waren es Zollvereinserzeugnisse, unter denen namentlich eine große Zahl schlesische Erzeugnisse sich befanden, deren Fabrikanten mit Hinblick auf diesen Schmuggel ihre Fabriken deshalb in solcher Nähe errichtet hatten; zur andern Hälfte waren es englische und französische Waaren, die als Transit die Zollvereinsstaaten passirt hatten. Von diesen war Preußen selbst bedroht, indem ein Zurückschmuggeln ins preußische Gebiet von Krakau aus vielfach versucht wurde und bisweilen auch gelang. Doch hatte Preußen für sich selbst die strengsten Vorsichtsmaßregeln getroffen. Die Transitgegenstände gingen plombirt bis zum letzten preußischen Grenzamt Neu-Berunn. Hier wurde die Plombe abgeschnitten, und eine Eskorte von Mautbeamten begleitete die Waaren bis Chelemnik, dem nächsten Orte Krakauschen Gebiets. So fiel denn die Hauptlast dieses schändlichen Verkehrs zum unberechenbaren Nachtheil Oesterreichs aus, das nur durch eine Ausdehnung seiner Zolllinien bis zur preußischen Grenze sich vor diesem heillosen Schleichhandel schützen kann.

Durch eine Uebereinkunft der drei Mächte wurden bei der Verhandlung über Krakau nur die allernothwendigsten Staatsmänner der drei Cabinette ins Geheimniß gezogen und es scheint, daß man in Preußen so weit ging, nicht einmal sämmtliche Minister davon in Kenntniß zu setzen. So kommt es nun, daß Preußen jetzt nachträglich in seinem Specialinteresse für die Handelsfreiheit des bisherigen Freistaats Zugeständnisse von Oesterreich verlangt, die dieses unmöglich gewähren kann. Wer den Krebsschaden kennt, an dem unser, in jüngster Zeit nur um ein Geringes verbessertes Grenzwachensystem leidet, der wird es natürlich finden, daß Oesterreich alles Mögliche aufbieten muß, um dem Uebel, welches eine der wichtigsten Quellen im Budget eines jeden Staates, den Grenzzoll, so ungeheuer schmälert, zu heben. Wenn man in Schlesien plötzlich behauptet, es seien jährlich für vier Millionen Thaler Waaren nach Krakau von dort allein versendet worden, so ist dies (bei aller Uebertreibung, die in dieser Angabe liegen mag) grade ein Grund mehr, daß Oesterreich die Aufhebung des Krakauer Freihandels festhält. Denn noch einmal fragen wir: wo sind diese vier Millionen Waarenwerthe consumirt worden, wenn nicht wenigstens zur Hälfte in Oesterreich? Höchst sonderbar wäre die Zumuthung, daß ein Staat sich die Adern aufreißen soll, damit sein Nachbar nach wie vor von seinem Blute sich nähren kann. Wenn man in Schlesien fragt: Was soll aus einem Theil unserer Fabriken werden? so

haben wir wohl auch das Recht zu fragen, was aus den unsrigen werden soll. Schlimm genug, daß sie durch so viele Jahre durch einen so enormen Schleichhandel in ihrem ehrlichen und kämpfeschweren Erwerb geschmälert und erdrückt worden sind. Haben die schlesischen Fabrikanten wirklich für vier Millionen Thaler Waaren „nach Krakau" (!) geliefert, um so glücklicher für sie, daß sie diesen Vortheil so lange genossen. Auch in Oesterreich gibt es arme Weber und Spinner, die ihre abgemagerten Hände Hülfe rufend und Arbeit fordernd ausstrecken. Auch Oesterreich muß daran liegen, daß seine Grenzbevölkerung durch das infame Geschäft des Schmuggels nicht noch tiefer demoralisirt werde. Würde ein Anschluß an den Zollverein im Ganzen und Großen für die österreichische Monarchie bereits reif sein, wir wären die ersten, um ihn zu unterstützen. Gern würden wir die bedeutenden Nachtheile, die der österreichischen Industrie im Anfange daraus erwüchsen, tragen, um den Bund mit unsern Brüdern im großen Vaterlande zu befestigen und um aus der verrosteten Isolirung herauszukommen, welche die Niederdrückung der österreichischen Entwicklung zur Folge hat. Aber zu Gunsten einer auf unrechtmäßige Ausfuhrmittel gegründeten Specialindustrie einiger Fabrikanten uns zu opfern und ein gefährliches Loch offen zu lassen, das die natürlichste Pflicht der Selbsterhaltung zu schließen gebietet — eine solche Zumuthung kann kein billig Denkender uns machen.

Die zweideutige Erwerbung Krakaus ist von uns Oesterreichern wahrlich nicht erwünscht worden, und wir unsers Theils hätten bereitwillig auch noch ferner auf eine Gebiets-„Bereicherung" verzichtet, welches die Steuerpflichtigen der Gesammtmonarchie voraussichtlich noch schwer Opfer kosten wird. Auch ist es sogar von der englischen und französischen Presse eingestanden worden, daß das Gelüste nach einer Territorialerweiterung von einigen armseligen Quadrat-Meilen Oesterreich sicherlich nicht zu diesem folgenschweren Schritte getrieben hat, den es schon jetzt und auf viele Jahre hinaus mit so schweren Opfern des Staatsschatzes bezahlen muß, und der es, der Himmel weiß in welche Conflicte noch bringen wird. Und zu diesem Allen fehlte es noch, daß man die Anforderung an uns stellte, Krakau soll zu Gunsten des Schmuggels einen Staat im Staate bilden und Oesterreich soll zu der kostspieligen Besatzung, die es von nun an da unterhalten muß, von der seine zwei Alliirten doch zwei Drittheile der Vortheile für ihre eigene Sache genießen, noch eine ausgedehnte und dreifache Zollwache unterhalten, um sich gegen einen Theil seines eigenen Gebietes zu schützen, welches es zum Stapelplatz fremder Industrie hergeben soll, um den Herren Schmugglern ein Asyl zu bereiten, wo sie ihre Feldlager halten und ihre nächtlichen Züge präpariren können. Wahrlich eine sonderbare Zumuthung! Und würde man diese wenigstens noch im Interesse der einverleibten Stadt erheben, wir würden aus Schonung für sie, und um den Verlust ihrer Unabhängigkeit ihr minder fühlbar zu machen, ihr gern ein Zugeständniß wie an Brody gönnen. Aber Krakau selbst verliert für seinen Handel durchaus nichts, wie Jedermann weiß, da ihm die Einrichtung von Transito-Lagern gestattet wird,

Digitized by Google

während es anderseits durch die Aufhebung der Zolllinie nach Oesterreich zu, unendlich gewinnt.

Eins aber darf man preußischer Seits nicht übersehen. Auch wenn Krakau in seiner bisherigen privilegirten Handelsstellung geblieben wäre, so würde doch der bisherige Schleichhandel höchst bedeutend geschmälert worden sein, eben weil man jetzt die großen, alle Vermuthung übersteigenden Summen officiell kennen lernt, welche auf dieser Seite der Schmuggel der englischen, französischen und Zollvereinsstaaten betragen, wird Oesterreich Alles aufbieten müssen, um durch strenge Wachsamkeit diesen Schleichhandel zu sperren. Die Waarenballen würden also auf jeden Fall in viel geringerer Zahl nach dem Krakauischen Freihandelsgebiet expedirt werden, da sie sonst Gefahr liefen, dort Jahre lang liegen zu bleiben, ehe sie den Eintritt ins österreichische Gebiet durch tausend Listen und neue Corruption erzwingen. Was die Einfuhr nach Russisch-Polen betrifft, so wird ihr durch die geringen Durchgangszölle, die tractatmäßig auf dem Krakauer Gebiet auch in Zukunft bestehen, kein Eintrag gethan, aber freilich ist hiermit den Schmugglern wenig gedient, die es im Ganzen auf Oesterreich abgesehen haben und denen Rußland blos Nebensache ist.*)

Die ganze Frage ist, außer der Nothwendigkeit der Selbsterhaltung, auch noch eine Moralitätssache, und wir trauen Preußen und seinem Handelsstande zu viel Billigkeitsgefühl zu, um auf Zumuthungen zu bestehen, dessen materielle und moralische Consequenzen auf der Hand liegen. Sollten aber diese Anforderungen doch fortgesetzt werden, so wird unsere Regierung hoffentlich wissen, was sie dem österreichischen Gewerbstande schuldig ist und wir erwarten, daß sie mit Entschiedenheit die Interessen desselben wahren wird. † † †

V.

Aus Wien.

Das „Königreich Polen". — Ein Courier. — Zur Charakteristik Englands und Frankreichs. — Kübek und die Bankers. — Die Töchter der Großfürstin Helene. — Niobe. — Spanischer Pomp der Wiener Hofzeitung. — Zopf und Schwert. — Deinhardstein's neueste Heldenthat. — Bauernfeld's „Großjährig".

? Nicht geringes Aufsehen macht hier die plötzliche Ankunft des russischen Thronfolgers in dem Momente, wo das Krakauer Ereigniß die Ge-

*) Ein Artikel in der „Weser-Zeitung" vom 1. December, der zu Gunsten des Freihandels spricht, gesteht selber zu: Der Schmuggel fand seinen besten Absatz in Galizien, wo er durch die Corruption der Zollbeamten in gewohnter Weise befördert wurde. Nach Rußland schreckten, wenigstens theilweise, die barbarischen Strafen ab, womit die betroffenen Contrebandiers belegt werden." — Also weil die österreichischen Gesetze menschlicher sind, stellt man an Oesterreich die Forderung, es solle still halten und sich freundnachbarlichst bemausen lassen, weil es die Herren Schmuggler auf dieser Seite am bequemsten finden.

Digitized by Google

müther in Spannung erhält und wo in gewiſſen Kreiſen das Gerücht laut wird, Rußland werde mit dem neuen Jahre das „Königreich Polen" auch dem Namen nach verſchwinden machen und es als bloße Provinz (Gouvernement) vollſtändig mit den übrigen Staatstheilen verſchmelzen. Der ruſſiſche Thronfolger dürfte hier noch während ſeiner Anweſenheit die Proteſtation Lord Palmerſton's vernehmen, die Graf Dietrichſtein, der öſterreichiſche Geſandte in London, ſo ziemlich im Voraus geſchildert hat. Ein öſterreichiſcher Cabinetscourier, der die Reiſe von hier nach Paris, von da nach London und wieder zurück in 11 Tagen gemacht hat, iſt Anfangs dieſer Woche eingetroffen und ſoll die Gewißheit gebracht haben, daß von Frankreich nichts zu beſorgen ſei; von England hingegen, wenn auch keine kriegeriſche, doch eine ſehr bittere und für die Zukunft wichtige Proteſtation. England ſetzt ſich auf den Fuß einer langen und ſchwierigen Verhandlung, durch die es endlich nicht etwa die Herſtellung Krakaus oder Polens, ſondern ein bedeutendes Zugeſtändniß für ſich in irgend einer wichtigen Frage erzielen will. In Frankreich iſt die Proteſtation eine Fanfaronade, die Nation erinnert ſich noch aus alten Zeiten, daß ſie die Vorkämpferin der Völkerfreiheit war und werden wollte, ſie erhebt noch immer das alte Geſchrei, die alten Stichworte klingen und ertönen, aber die Schwerter bleiben in der Scheide, weil ſie mit zu wichtigen Ketten darin gefeſſelt ſind, weil mit Ausnahme des kleinen Haufens der Napoleoniſten und Gloire-Anbeter, Alles den Frieden wünſcht und die Entwickelung der hunderttauſend ausgeſponnenen Civiliſations- und Wohlſtandsfäden. In England dagegen iſt die Proteſtation ein Ergebniß des Handelsgeiſtes. Die alte Spinne in ihrem feſten Eiland kümmert ſich nicht um den Aufſchwung und Untergang von Nationen, wenn die Intereſſen ihrer eignen Macht und Handelsgröße nicht dabei berührt werden. Um Principien kämpft England nie. Iſt eins verletzt, ſo ſucht ſie in dieſer Verletzung ſelbſt ihren Vortheil zu fiſchen, und wir zweifeln nicht, daß ſie ihn in der Krakauer Frage allmälig finden wird. Die unglücklichen Polen können von dieſer Seite nur eine ſcheinbare Genugthuung erwarten, eine thatſächliche haben ſie von England nicht zu hoffen. Dies weiß man hier ſo wohl, daß man nirgends auch die leiſeſte Vorſichtsmaßregel oder Rüſtungen bemerken kann, die auch nur im Entfernteſten auf einen Kriegsfall hindeuten könnten. In den commerciellen Kreiſen ward in den letzten Tagen die Krakauer Frage ſogar kaum beachtet, was allerdings wenig bedeutet, da die politiſche Bildung unſerer Bankers und Induſtriellen in ſolchen Kinderſchuhen geht, daß ſie kaum auf einen Monat hinaus ihre Berechnungen macht und bei der mindeſten Begebenheit den Kopf entweder in ſanguiniſcher Hoffnung oder in hypochondriſcher Furcht verliert. Die wohlthätige Maßregel, welche Baron Kübek durch die Errichtung einer Creditcaſſe für Eiſenbahnactionäre ergriffen hat, iſt für dieſe Kreiſe die Sonne des Tages, um die ſich alle ihre Pläne drehen. In der That, zu keiner Zeit war dieſe Maßregel nöthiger als jetzt und wir können uns des Gedankens nicht erwehren, daß ſie mit Hinſicht auf das Krakauer Ereigniß in's Leben trat, denn was wäre aus dem Credit geworden, wenn zu dem ohnehin

Digitized by Google

gesunkenen Vertrauen der Capitalisten auch noch die Kriegsfurcht getreten wäre? Durch die höchst wohlthätige Errichtung der Creditcasse hat der Hofkammer-Präsident einen materiellen und einen moralischen Erfolg erzielt. Materiell durch die effective Garantie des Actienwerths, moralisch, weil die Regierung durch diesen Act das Vertrauen beurkundete, welches sie zu dem ungetrübten Fortbestand des Friedens hat und dieses Vertrauen dadurch auch in den weitesten Kreisen befestigte. — Uebrigens ist das Gerücht, das allgemein hier herrschte, daß mit der Einverleibung Krakaus auch Gebietsabtretungen an Rußland und Preußen gemacht worden seien, officiell widerlegt worden. Diese Widerlegung schien um so nothwendiger, als dadurch die Grundidee dargethan wird, daß die Einverleibung Krakaus österreichischer Seits nicht als ein Gewinn, sondern als eine Last betrachtet wird, und daß die andern zwei Mächte dies anerkannt haben. Für eine Gebietsbereicherung Oesterreichs hätten Rußland und Preußen ein Aequivalent beansprucht, daß sie dies nicht thun konnten, zeigt eben, welch einen schlechten Handel Oesterreich anerkannter Weise bei dieser Bereicherung gemacht hat.

Kommen wir auf den russischen Thronfolger zurück, der gleich nach seiner Ankunft einen Besuch bei der tiefgebeugten Großfürstin Helene machte, die von dem schmerzlichen Verlust, den sie erlitten, sich noch nicht erholen kann und in Italien die Befestigung der eignen Gesundheit suchen will. Dies ist nun die zweite Tochter, die dieser wirklich ausgezeichneten Frau innerhalb zwei Jahren dahinstirbt; die erste (vermählt an den Herzog von Nassau) wie die zweite prangten in vollem Glanz der Jugend und der Schönheit. Was haben diese unschuldigen Blüthen verbrochen, daß an ihnen die Schuld der Vorfahren gerächt wird? Was haben diese lieblichen Wesen für einen Antheil an den Seufzern, die über die Schlachtfelder Polens hinweg und aus dem Innern Sibiriens zittern? An diesen schuldlosen Häuptern hat die Nemesis keinen Antheil!

Bei Gelegenheit der Beerdigung dieser jungen Prinzessin, der auf einen Befehl des Kaisers die Ehren einer Erzherzogin erwiesen wurden, hat sich der spanische Styl unserer officiellen Zeitung wieder in jenem edlen Phrasenservilismus gezeigt, von dem man nicht weiß, soll man darüber lachen oder soll man sich ärgern. Gewiß ist's, daß derlei Phrasen in ihrer Gott sei Dank! längst überlebten Plumpheit und Geschmacklosigkeit die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen, die sie beabsichtigen. Wer muß selbst bei dem innigsten Mitleid nicht lachen, wenn die Wiener Hofzeitung meldet: „Gestern Abend um sieben Uhr wurde die höchste Leiche Ihrer kais. Hoh. der Frau Großfürstin Marie" ꝛc., also die höchste Leiche Ihrer Hoheit! und wo ist die andere? Und ist ein armes Kind, das in die Gruft gelegt wird zu andern armen Entseelten, auch da noch höchst? Traurig genug, daß man den Lebenden ein Prädicat beilegt, das sie mit Gott in eine Linie stellt; die Seele, die Stellung eines Menschen kann hoch sein — aber sein Leichnam ist wie jeder andere, und die Religiosität verlangt hier sogar Demuth. Ferner heißt es: „Die Grenadier-Division, die den höchsten Namen Sr. kais. Hoh. des Herrn Großfürsten trägt" u. s. w. Da haben wir es! In einer Kirche wird der höchste Name

Digitized by Google

Gottes verehrt; in einer Grenadier-Division der höchste Name — eines Großfürsten. Großfürst = Gott! Und die Protestanten nennt man Ketzer! Ferner heißt es in dem erwähnten Bericht: „Die Grenadiere der Thorwache präsentirten das Gewehr unter Rührung — des Spiels!" Will die Wiener Hofzeitung etwa ironisch sein? Das könnte ihr theuer zu stehen kommen! Daß man bei uns nicht einsehen will, daß Einfachheit die dringendste Nothwendigkeit in allen unsern Verhältnissen sei, daß der altspanische Styl, der Zopf, in den officiellen Actenstücken wie in den praktischen Fragen der Administration, überall die schlechteste Wirkung macht. Würde man doch lieber die Censurscheere an unsere Zöpfe legen, hier wollten wir sie segnen!

Unser Burgtheaterpublicum hat dieser Tage selbst das Censuramt an einem unserer Censoren ausgeübt und hat ein neues Stück von Herrn Deinhardstein lobesam: „Verwirrungen der Liebe" ausgezischt. Die Indignation gegen dieses Machwerk war so groß, daß nicht einmal die Gegenwart des Hofes den Ausbruch derselben dämmen konnte. Von der Mitte des dritten Actes angefangen bis zum Schlusse des vierten Actes hörte das Publicum nicht auf, das Stück zu verhöhnen und auszuzischen. Man glaubte sich gar nicht mehr inmitten der glänzenden Versammlung unsers ersten Theaters, denn diese Zeichen des tiefsten Mißfallens gingen nicht von den Gallerien aus, sondern vom Parterre und den Logen. — Das Stück selbst ist aber auch das schlechteste und geistloseste Product, mit dem man je die Bretter unsers einst so trefflichen Burgtheaters entwürdigt hat. Wäre es auf einer Vorstadtbühne gegeben worden, man hätte es nicht ausspielen lassen. — Dagegen macht Bauernfeld's „Großjährig" noch immer volle Häuser. Superkluge Aesthetiker und tiefgelahrte Kritiker haben diesem Stücke den Mangel an eigentlichem dramatischen Kern vorwerfen wollen. Ich glaube, Bauernfeld gibt dieses selber mit Freuden zu. War es ihm diesmal doch in der That nicht um den Inhalt seines Stückes zu thun, sondern nur um den Ort, wo die satyrischen Pointen desselben gesprochen werden. Der politische Zweck hat ihn vor Allem geleitet, die ästhetische Form war ihm nur Mittel und darum Nebensache. Seit er seinen „deutschen Krieger" hier trotz aller Censur durchgesetzt und zünden sah, wurde ihm die Ueberzeugung, daß das lebende Wort hier mehr Wirkung, Gewalt und Freiheit hat als das geschriebene und darin hat er sich nicht getäuscht. Zur Charakteristik des Stückes und unserer Zustände gehört es, daß die hiesige politische Zeitung, die über alle neuen Stücke Recensionen bringt, über die Bauernfeld'schen zwei Lustspiele keine bringen konnte oder — durfte. Rainer.

Druckfehler. In unserm letzten Hefte, in dem Aufsatze: „Oesterreichs Stellung in der Krakauer Frage" sind die Zahlen 1809, 1814 und 1819 von dem Setzer falsch gestellt worden; in dem Satze: „Die letzte Eintheilung Polens im Jahre 1819" ist zu lesen: 1814; in dem Satze: „Des bis 1814 unter seiner Herrschaft gestandenen Krakaus" ist zu lesen: „1809".

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

L. Steub's „drei Sommer in Tyrol."

Von Chur läuft am jungen Rhein herauf eine Chauſſee, von Bregenz herunter kommt eine andere ihr entgegen und in Feldkirch ſtoßen beide aufeinander. Von da aus zieht ſich die große Straße quer durch das nördliche Tyrol. Ueber Pludenz, Stuben, Landeck, Waſſerreit und Telfs gelangt ſie in ſtreng weſtlicher Richtung gen Innsbruck, von da ſteigt ſie nordoſtwärts nach Salzburg und dem Salzkammergut. Dann ſtößt auf ſie herab, von München kommend, der große Weg nach Italien; von Botzen laufen, gabelförmig geſpalten, zwei Straßen zu ihr auf: über Brixen und den Brenner die öſtliche, über Merane und durch das Engadiner Thal die weſtliche. Dies Alles ſind bekannte Dinge; die Namen rechts und links an dieſen Routen kennt unſere Reiſewelt genau; auch was ſich von da aus mit kleinen Abſtechern erreichen läßt, ſchilderten die Touriſten in großen Büchern. Nur leider von dem Leben, was drinnen in den Thälern, droben auf den Bergen, unten längs der Bergwaſſer ſich ſelbſtändig geſtaltet oder veraltet, was ſeit Jahrhunderten ſich eigenthümlich fortentwickelte oder fremden Einflüſſen anheimfiel, erhalten wir höchſt ſelten eine Kunde; die Welt jagt ſo geſchwind, da hat man keine Zeit zum Leben in den Thälern, vollends zum Scheinleben mit deren Menſchen; die Reiſe iſt keine Luſt, ſondern ein Geſchäft, das man ſo weit als möglich ausdehnt und ſo raſch als möglich abthut, um in den Wintergeſellſchaften die Prüfung über den verbrachten Sommer glänzend zu beſtehen, um überall als Augenzeuge mitſprechen zu können, wo es ſich um berühmte Berggipfel und bekannte Ausſichten handelt, oder — um ein Buch zu geben, worin die blaſirte Geſellſchaftswelt ihre Reiſeerinnerungen hübſch decorirt und zierlich ausſtaffirt wiederfindet, damit ſie ſich mit der Lectüre in ſanften Schlummer leſen könne. Für ſolchen Geſchmack taugen die „Drei Sommer in Tyrol" von Ludwig Steub nicht im Mindeſten.

Digitized by Google

Die Namen, welche die Salons durchtönen, die Thäler, welche der wappengeschmückte Reisewagen auf geebneter Chaussee durchfliegt, die Berge, zu deren Besteigung Maulthiere und Sänften bereit stehen, haben darin keinen ausgezeichneten Platz. Ja, absichtlich streift die Beschreibung nur ganz flüchtig an der grande route vorüber und eingetreten an dieses Führers Hand in die Gebirgswelt, scheiden wir von aller modernen Touristenwelt, von allen Begegnungen mit der reisenden Gesellschaft, von allen „piquanten Begegnissen." Dafür strahlt aber aus dem Buche die ganze Pracht dieser südlichsten Gebirgswelt Deutschlands, dafür weht uns daraus erfrischend Waldesduft und Bergluft überall entgegen. Gleich auf einem Wege, den man selten einschlägt, auf dem Wege über Füssen und Reute (Reuten, Reitti nennen's Andere), durchschneiden wir ein Stück Tyrol, um nach Vorarlberg zu gelangen, während die gewohnte Tour bei Bregenz und dem Bodensee beginnt. Doch nicht unvorbereitet springen wir in's Land hinein. Ein ernster, historisch-geographischer Abriß gibt die Zeichnungsquadrate, in welche sich die einzelnen Bildgruppen einrahmen werden; starke, markige Striche bezeichnen die Grundfarbe, aus denen sich Lichter und Schatten erheben sollen. So steigen wir in das betriebsame Lechthal. Um die Schilderung der Landschaft mit ihren Kirchen, Ruinen, einfachen Bauernhäusern und mächtigen Bergkämmen schlingen sich Sagen und Geschichten; Namen, welche in weiter Welt mit lautem Klang erschollen, finden hier ihr Heimathsland, und von dem Charakter dieser Einzelnen beugt sich von selbst und ungezwungen die Betrachtung zurück auf Sitte und Brauch, auf Gewerbfleiß und Lustbarkeit des heutigen Lechthales, bis unser Führer, neue Bilder aufnehmend, durch die Felseneinsamkeit des „Schrecken" zum Bregenzerwald und zu den beiden Walserthälern wandert, von denen das kleine in das bairische Allgau mündet und nach allen Seiten seine, in der Milch- und Viehwirthschaft geschickten Bewohner sendet, deren Sitte, Tracht und Mundart doch so streng geschieden von allen Nachbarn bleibt, wie es ihr Ursprung ist. Im großen Walserthale aber, wo das Leben, unbekümmert um das draußen, in einförmiger Geschäftigkeit seine Kreise zieht, sprudelt reich die Sage und auch für die Geschichte mancher schöne Quell. Wo dann das Walserthal endet, hebt das mit den durchstreiften Landschaften verwandte Wallgau an, dessen arbeitsames und genügsames Volk den reichen Segen einer üppigen Natur einerntet. Dann kommt das wanderlustige Montauvon; seine Bewohner sind im würtemberg'schen Oberlande wohl gekannt und deren Vettern selbst im fernen Asien ansässig;

Digitized by Google

doch selten geräth ein Reisender hierher in dies milde Alpenthal. Von Montauvon, durch die Partenner Fichten und das wildromantische Vermont schlingt sich ein mühsamer Pfad hinüber nach dem Beginne von Tyrol, nach Landeck. Doch bevor wir von Vorarlberg scheiden, eilt die Schilderung noch einmal zurück nach Vaduz und überschaut zuletzt mit einem allgemeinen Blicke die Verhältnisse der Vorarlberger. „Setzt man Vorarlberg in Vergleichung mit Tyrol, so läßt sich nicht läugnen, daß der Mangel an alten adeligen Familien, der gleichmäßige Stand der Volksbildung und die geringen Unterschiede der Stände, die hohe Blüthe der Industrie, die allgemeinere Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten und noch manches Andere, dem Lande Vorarlberg eine Physiognomie verleihe, die um ein gutes Theil moderner aussieht, als jene des benachbarten Tyrol" — mit diesen Worten scheidet Steub. — Auch in Tyrol eröffnet ein allgemeingeschichtlicher Ueberblick der Geschicke des Landes die Anschauung von deren heutigem Leben. Von Landeck über Imst (dessen behagliche Stattlichkeit uns so vertraut anmuthet, nachdem Spindler's Vogelhändler hier gespielt) eilt die Beschreibung nach dem Oetzthal. Wilde Partien mit breiten, lichten Thalgeländen wechselnd, ein rühriger Gewerbfleiß und reicher Naturssegen — das ist sein Charakter. Weitere Wanderungen führen nach Meran hinab, und auf dem unserer Touristenwelt so wohlbekannten Wege angelangt, wächst aus der Anschauung der Landschaft die Erinnerung an die Geschichte auf, welche in diesen Kreisen vor Jahrhunderten wie vor Jahrzehnten gleichermaßen zu blutigen Entwicklungen gelangte. Doch neben diesen welthistorischen Begebenheiten behält auch hier das örtliche Interesse volles Recht. Bald sind es kleine bürgerliche Geschicke, bald eine prachtvolle Naturumgebung, bald wieder die Entwicklung des Gewerbfleißes und der Industrie, zu denen der Verf. den Leser hinführt — überall ein sicherer und geistreicher Führer. So gelangen wir denn nach Meran, nach der freundlichen Stadt mit ihrem herrlichen Umland, mit den kleinen Stadtinteressen und den großen historischen Erinnerungen. Von da hinab zum Passeyer Thal mit Andreas Hofer's großem, traurigen Andenken, welches noch heute von einem benachbarten Landrichter so argwöhnisch beobachtet wird, daß dieser aus dem Fremdenbuch der Hütte des Bauerngenerals sogar ein Gedicht ausschnitt, welches hineingeschrieben worden war und nun nur noch bruchstückweise im Gedächtniß eines Mädchens leben würde, wenn Steub die Strophen, so weit er sie erfuhr, nicht aufgezeichnet hätte. Dann schließt eine Wanderung in's Ult'ner Bad und dessen Umgebung

Digitized by Google

den ersten Tyroler Wanderzug. In Ulten aber war einst eine Strafe für jeden Badegast gesetzt, der sich nicht „glatt und reindeutsch" ausdrückte; doch ist dies schon lange her und jetzt nicht mehr Brauch.

Im folgenden Sommer fand sich Steub auf einer Blumenterrasse im Etschland, in einem schönen Garten bei Botzen. „Hier am Lorbeerbusch träumt Schiller im bleichen Marmor, dort erhebt sich Goethe's gebieterisches Haupt und in der Geisblattlaube ist der verständige Nestor aus Prinz Zerbino aufgemalt, wie er im Garten der Poesie mit den Dichtern wortwechselt — alles freundliche Wahrzeichen, daß auch um diese letzte Stadt deutscher Zunge der deutsche Genius ein geistiges Band geschlungen habe, das sie dem großen Ganzen vereint." Diese letzte deutsche Stadt ist reich, war's schon im Mittelalter und führt ein behaglich Leben, trotz des bußpredigenden Zelotismus, welcher aus der Atmosphäre ultra montes seine Vertreter hierher schickte. Aber draußen im Lande haben sie gewirkt, sogar die Kunst geschändet, die ihnen üppig schien, und auf die Sage der alten Burgen gefahndet, als wäre sie Sünde.

„Derweilen bauen sie drunten im Thal
Wegkreuze und Feldkapellen."

Und — setzt der Prosaist hinzu — treiben ihr Wesen mit stigmatisirten Frauenzimmern. — Geschichte, Leben und Sitten, der ganze wildfremde Reiz der Thäler von Gröden und Enneberg in ihren abenteuerlichen Berggestalten sowohl, als in der Sprache und Art ihrer Bewohner, thut sich dann vor uns auf. Hierauf durchwandern wir Selvain, Stubri, das Wippthal, Dux, das Zillerthal und Arenthal, um zuletzt mit Brunecken die Streifzüge zu enden. Ein Nachtrag überblickt die innere politische Entwicklung Tyrols, die erhaltenen Vorzüge des Privatlebens, die von der Neuzeit und dem Zuvielregieren entstandene Verödung seines poetischen Reizes, damit auch eines großen Theils seines moralischen Haltes. „Einst war der freie Bauer so gut wie der Edelherr der Träger der geistigen Errungenschaften der Nation, er hatte dieselben Kenntnisse und Wissenschaften, dasselbe Recht; die deutsche Vorzeit hatte einen poetischen Schatz hinterlassen, in welchen sich Ritter und Bauersmann brüderlich theilen konnten, und so stand Jeder auf seinen eignen Füßen. Wenn wir nun von diesen Besprechungen, bei denen der Blick wohl auch über die tyrolischen Grenzen hinausgeworfen werden konnte, wieder auf unser Alpenland zurückkommen, so finden wir, daß derlei Gedanken, Meinungen und Ansichten in dortiger Praxis gar keinen Wiederhall finden. Da ist Alles, was außerhalb der Kirche

Digitized by Google

liegt, von gar keinem Werth und die Sinnigkeit des Volkslebens gilt für sündhaft.“ Auch die Naturſagen erſterben mehr und mehr. „Der Bauer hat den Glauben und den Gefallen daran verloren, und was da einmal vergeſſen und verſchollen, das iſt nie mehr zurückzuführen. Sitten und Gebräuche anlangend, ſo wurde und wird auch da mehr und mehr Alles Eigenthümliche weggekehrt.“ Und wie beim Bauern-, iſt's auch beim Bürgerſtand; „der Hochmuth der Proſa“ beherrſcht auch ihn, und für allen Entgang an volksthümlicher Luſt und behaglicher Bewegung ſoll entſchädigen: die Religion, „So gleicht denn Tyrol einer ſchönen, prunkenden, mit hiſtoriſchen Erbſtücken reich gezierten Halle, in welcher viele denkwürdige Haupt- und Staatsactionen vorgegangen; aber es iſt zu lange kein Fenſter mehr geöffnet, keine friſche Luft mehr hineingelaſſen worden, darum iſt die Atmoſphäre etwas dumpf und ſticklich. Nun kommt aber vielleicht auch einmal der Tag, wo die Fenſter, zumal jene gegen Deutſchland hin, wieder aufgethan werden und ein friſcher, angenehmer Luftzug wird wieder durch den Saal gehen und es wird wieder verſchiedenes Leben geben in der alten großen Bergeshalle. Dann wird ſich auch die wehmüthige Deviſe: Es heißt halt a nicht mehr — in den ermunternden Wahlſpruch ändern: Es geht jetzt alm beſſer.“

Dies des Buches Schluß. Was bleibt noch zu ſagen? Das beredteſte Lob iſt kurz. Wer Tyrol nicht nur liebt ſeiner Bergſpitzen und Thalgründe halber, ſeiner Waſſerfälle und Burgzierden wegen, der nehme in ruhiger Stunde dies Buch zur Hand und lerne das Innerleben eines deutſchen Volkstheils kennen, das wir zum großen Theil vergeſſen haben. Denn arg vernachläſſigt haben wir im Laufe der Jahrhunderte manch ſchönen Aſt und Zweig unſeres Stammes; die Zeit iſt da, daß wir zuſammenhalten, was noch übrig blieb.

B.

Digitized by Google

Erzählungen eines Schauspielers.

Von

Roderich Benedix.*)

I.

Im Alter von siebzehn und einem halben Jahre war ich bis zur zweiten Stelle in der zweiten Classe (Obersecunda) vorgerückt, als auf einer Klosterschule eine Freistelle offen wurde, für die ich längst vorgemerkt war. Da ich nach meiner damaligen Stellung längstens binnen zwei Jahren die Schule verlassen und zur Universität abgehen konnte, so wäre es wohl am Gerathensten gewesen, meine Gymnasiallaufbahn nicht zu unterbrechen und auf jene Freistelle zu verzichten. Mein Vater jedoch war der Ansicht, daß es für die Erziehung von jungen Burschen vortheilhaft sei, wenn sie aus dem älterlichen Hause kämen, und so ward jene Stelle angenommen und ich nach der Klosterschule gesandt. Eine Prüfung meiner Kenntnisse sollte entscheiden, in welche Classe ich zu sitzen kommen sollte. Man legte mir die leichtesten Fragen vor und ich war — wie man denn vor jeder Prüfung eine gewisse Angst hat — schon froh, so leicht durchzukommen, als mich wie ein Donnerwort die Entscheidung traf, ich sollte der Letzte in der dritten Classe sein (Ultimus in Untertertia nach dem Schulausdruck).

Der Grund dieser Entscheidung lag nun nicht etwa in Mangel an Kenntnissen bei mir oder in dem schlechten Ausfall der mit mir vorgenommenen Prüfung, sondern in dem lächerlichsten Gelehrtendünkel. Dieser Dünkel erzeugt eine kleinliche Eifersüchtelei der verschiedenen Schulen untereinander. Jede Schule bildet sich ein, auf einer höhern Stufe als die andern zu stehen, jede behauptet, daß in ihr mehr und besser gelehrt würde als in andern, daß aus ihr befähigtere und unter-

*) Aus den nächstens (im Verlage von F. L. Herbig) erscheinenden: „Bilder aus dem Schauspielerleben."

Digitized by Google

richtetere Schüler herausgingen als aus andern. Weil sie nun alle den Dünkel haben, auf höherer wissenschaftlicher Stufe zu stehen als andere, so hat sich daraus der feststehende Gebrauch gebildet, im Fall ein Schüler von einer Schule zur andern übergeht, demselben einen mehr oder minder niedrigern Platz anzuweisen, als er in der frühern Schule hatte, und mit feierlichem Dünkel erzählt man dann: Wir bekamen heute wieder einen Schüler von dem Gymnasium zu X., der da in der zweiten Classe sitzt, und wir konnten ihn kaum in die dritte setzen. Unter diesem Grundsatze mußte auch ich leiden. Ich hatte in meiner Vaterstadt schon halb und halb den Studenten gespielt, rauchte mein Pfeifchen und wußte schon so ziemlich mit der Klinge umzugehen — hier sah ich mich auf einmal unter die kleinen Jungen versetzt. — Ich war ein ziemlich hochaufgeschossener Mensch, der Bart sproßte mir längst um Lippen und Kinn — und saß unter den Tertianern. Merkwürdig, ich kann diesen Eindruck nie los werden, und jetzt, nach fast zwanzig Jahren, quält mich oft ein und derselbe wiederkehrende Traum, in welchem ich, schon Vater und Gatte, in die Schule gehen muß.

Ein Jahr hielt ich es aus in dieser Klosterschule. Ich hielt aus, sage ich, denn es war wirklich eine Marter, dort zu leben. Denken Sie sich zunächst die Einrichtung der Schule selbst. Diese war förmlich klostermäßig. In einem großen Gebäude wohnten 120 Schüler beisammen. Die Einrichtung war folgende: Um halb sechs Uhr ertönte eine Glocke und weckte. Jetzt ward aufgestanden. Zum Waschen und Anziehen waren drei Viertelstunden vergönnt. Ein Viertel nach sechs Uhr ward gebetet und gesungen, ein Kapitel aus der Bibel gelesen und sonstige Frömmigkeiten geübt. Dann ging es zum Frühstück. Um sieben Uhr begann der Unterricht, dauernd bis elf Uhr. Von elf bis ein Uhr waren Freistunden. Um zwölf Uhr Mittagsessen. Von ein bis drei Uhr Unterricht. Von drei bis sechs Uhr Arbeitsstunden unter Aufsicht. Um sechs Uhr Abendessen. Dann bis halb acht Uhr Freistunde. Von halb acht bis neun Uhr Arbeitsstunde. Um neun Uhr Abendgebet und dann mußten wir zu Bette. Ausgehen war ganz verboten. Zweimal wöchentlich, ich glaube Dienstags und Freitags, ward die ganze Heerde unter strengster Aufsicht nach einem eine Stunde entfernten Dorfe geführt. Im Winter unterblieb auch das. Statt dessen erhielten Dienstags und Freitags je sechs aus jeder Classe die Erlaubniß, zwei Stunden spazieren zu gehen. Bei der großen Zahl der Schüler traf Jeden etwa alle vier Wochen dies glückliche Loos. Das war etwa die Schulordnung. Kann man sich einen ärgern Zwang

Digitized by Google

denken? Draußen lag die herrliche, fröhliche Gotteswelt, munter rollte der blaue Strom ſeine Wellen vor den Fenſtern der Studirſäle vorbei, gegenüber winkten die waldigen Berge mit ihren grünen Schatten — in den Adern der jungen Burſchen ſtrömte ein friſches, fröhliches Blut — aber das Blut in den Adern mußte ruhig ſein, die Berge winkten umſonſt, und ſtatt mit freier Bruſt die friſchen Berglüfte einzuathmen, ſaßen wir im dumpfen Studirſaale und lernten die unregelmäßigen griechiſchen Verba. Sie ſind ſehr ſchwer und ſehr langweilig — die griechiſchen unregelmäßigen Verba, und man kann ſelig werden, ohne juſt ſehr feſt in ihnen zu ſein. Man entbehrt aber einen großen Theil der Seligkeit, wenn man in ſpätern Jahren auf keine Jugendluſt zurückſchauen kann. Die reinen Freuden, die man bis zum zwanzigſten Jahre blos in dem bewußtloſen, träumenden Wandeln in der Natur genießt, ſie ſind den armen Kloſterſchülern ſchmählich geſtohlen; denn man genießt ſo rein, aber nur ehe man zwanzig Jahre alt iſt. Und der Zweck dieſer Einſperrung? Ich habe ſchon manchmal mein Gehirn abgemartert, einen Zweck zu finden — es geht nicht. Man will die jungen Leute von dummen Streichen abhalten durch ſtrengſte Aufſicht. Das iſt ſonderbar! — Man zwingt ſie zu dummen Streichen durch knechtiſche Aufſicht, denn gegen jeden Zwang lehnt ſich der Menſch auf; man bringt Falſchheit in ihr Gemüth, denn man nöthigt ſie, zu belügen und zu betrügen, weil man kein Vertrauen in ſie ſetzt, und wenn es eine Entſchuldigung für die Lüge geben kann, ſo iſt es entwürdigendes Mißtrauen. Und was für Streiche können denn am Ende junge Burſchen machen? Tabak rauchen, Bier trinken, Karten ſpielen, wenn es hoch kommt eine Liebesſtändelei. O der frommen, gelehrten Leute! Sind ſie denn wirklich ſo dumm, zu glauben, ſie könnten die Jugend einkerkern? Unter ihrer Naſe haben wir geraucht, geſpielt, getrunken, bei Tag und bei Nacht, belogen und betrogen haben wir ſie — und verlacht obendrein.

Jene kloſtermäßige Einrichtung hatte eine ganz eigne Erſcheinung hervorgebracht, das war eine Art von Verfaſſung unter den Schülern ſelbſt, welche ſowohl ihrer bodenloſen Lächerlichkeit, als ihrer entſetzlichen Unterdrückung der Untern wegen jedenfalls ſehr merkwürdig war. Dieſe Verfaſſung war ſehr alt und hatte ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht auf der Schule fortgepflanzt, hatte ihre Abänderungen erfahren, zu Auflehnungen und Empörungen Anlaß gegeben, juſt wie bei einer Staatsverfaſſung. Der Grund ihres Entſtehens lag wohl in einem doppelten Umſtande.

Digitized by Google

Da die Schüler ganz von der Außenwelt abgeschnitten und nur auf ihr eignes Zusammenleben angewiesen waren, so mochte sich bald die Nothwendigkeit herausgestellt haben, für dieses Zusammenleben gewisse Formen zu finden.

Zweitens war es für die Lehrer am Ende eine Unmöglichkeit, die Schüler fortwährend, in allen Stunden zu beaufsichtigen, und so hatten sie den Schülern der ersten Abtheilung und dann denen, die auf den ersten Plätzen jeder einzelnen Abtheilung saßen, eine Art Oberaufsicht, ja sogar ein Strafrecht gegeben, welches darin bestand, daß für kleine Fehler, als Plaudern während des Unterrichts, Unfleiß während der Arbeitsstunden, Strafaufgaben gegeben werden durften. In letzter Beziehung beruhte jene Verfassung auf einem rechtlichen Grunde, und möchte ganz gut gewesen sein, wenn sie nicht mit andern Dingen vermischt worden wäre, die zu den empörendsten Ungerechtigkeiten geführt hätte.

Wenn ich diese Verfassung schildern soll, so gerathe ich wirklich in einige Verlegenheit. Sie war eine Art Polizeiordnung für das Leben in der Schule, gebaut auf aristokratische Grundzüge oder besser auf einen indischen Kastengeist. Die verschiedenen Kasten ergeben sich von selbst, es waren die verschiedenen Abtheilungen, in welche die Schüler nach ihren Fähigkeiten und Kenntnissen eingetheilt waren. Jede dieser verschiedenen vier Abtheilungen besaß ihre Rechte, dies war der Ausdruck für die ganze Sache.

Jenes Oberaufsichtsrecht über die ganze Schule war den zwölf Ersten und Aeltesten der Schule übergeben, die Inspectoren hießen und wochenweis in der Aufsicht abwechselten. Dieses Aufsichtsrecht ward nun stufenweis folgendermaßen geübt:

Unter die Schüler der ersten Abtheilung, Primaner genannt, hatten sich die Inspectoren ihres Aufsichtsrechts begeben. Diese durften thun und treiben, was sie wollten, durften alle Schulgesetze übertreten, ohne daß die Inspectoren sie zur Anzeige brachten oder selbst bestraften. Diese Uebertretungen bestanden nun darin, daß die Primaner heimlich ausgingen (ausstiegen, weil eine Mauer überklettert werden mußte), Tabak rauchten, in den Lehr- und Arbeitsstunden Romane lasen, Kaffee und Chokolade tranken (Beides war ohne Genehmigung der Lehrer verboten und gehörte deshalb zu unsern Lieblingsgenüssen), des Nachts aufblieben und Punsch machten, in den Arbeitsstunden ungehindert sprachen, hin und wieder gingen u. dgl. mehr. Alles das war nach den Schulgesetzen verboten, nach der Schülerver-

Digitized by Google

fassung aber den Primanern erlaubt. Die Schüler der zweiten Abtheilung besaßen diese Rechte nur zum Theil oder waren bei Ausübung derselben an gewisse lächerliche Formen gebunden. Sie durften Tabak rauchen, aber nicht ausſteigen, ſie durften in den Arbeitsſtunden nicht mit einander ſprechen, wohl aber aufſtehen und ſich ein Buch geben. Thaten ſie aber das Letztere, ſo mußten ſie an die Thüre gehen und mit dem Fuße anſtoßen, zum Zeichen, daß ſie nicht die vollkommenen Rechte eines Primaners beſaßen.

Die Schüler der dritten und vierten Abtheilung hatten alle dieſe Rechte nicht. Sie durften weder Tabak rauchen, noch ausſteigen, noch Romane leſen, noch heimlich Kaffee trinken, noch ohne Erlaubniß des Tiſchinſpectors in den Arbeitsſtunden aufſtehen, noch überhaupt ſonſt etwas — ſie waren mit der äußerſten Strenge an die Schulordnung überhaupt gebunden, während die Schüler der zweiten Abtheilung zum Theil, die Schüler der erſten ſich ganz und gar über dieſe Schulgeſetze wegſetzen durften, ohne von den Inſpectoren zur Strafe gezogen oder zur Anzeige gebracht zu werden. Im Ganzen war dies ein natürliches Ergebniß. Der Schulzwang war ſo läſtig und unerträglich, daß eine Auflehnung dagegen ſich als natürliche Folge ergab. Hätten ſämmtliche Schüler über die Schnur gehauen, ſo würde in kurzer Zeit alle Zucht und Ordnung aufgehört haben; die für die Ordnung verantwortlichen Inſpectoren hielten alſo die untern Abtheilungen in ſtrengſter Zucht und ließen nur gegen die ältern Schüler Nachſicht eintreten. Damit nun auch in dieſer Unordnung eine Ordnung beſtehe, waren die Grenzen dieſer Unordnung auf das Genaueſte beſtimmt, und ſo hielt ſich die Sache. So weit möchte ſie auch ganz gut geweſen ſein, wenn ſie nicht zu förmlicher Unterdrückung der Untern und Jüngern geführt hätte. Dieſe Unterdrückung fand in mehrfacher Hinſicht ſtatt.

Die Inſpectoren trugen ihre Strafgewalt, die ihnen unbequem wurde, auf die Erſten in den Abtheilungen über, welche nun ihrerſeits eine Art von kleiner Disciplin übten. Hatte Jemand in den Unterrichtsſtunden geplaudert u. dgl., ſo ſtrafte ihn dafür der Erſte ſeiner Klaſſe, indem er ihm in einer Freiſtunde aufgab, zwanzig Verſe aus dem Homer oder Virgil zu überſetzen oder auswendig zu lernen. Hier war Ankläger, Richter und vollziehende Gewalt in einer Perſon, und gegen ein ſolches Urtheil gab es keine Berufung. Daß hier die ſchreiendſten Ungerechtigkeiten verübt wurden, daß hier perſönliche Mißverhältniſſe, die bei einem ſo engen Zuſammenleben nothwendig

Digitized by Google

sich ergeben mußten, oft im Spiele waren, läßt sich leicht denken. Niemand erkennt seines Gleichen für seinen Richter, und so ward das Rechtsgefühl der jungen Leute fort und fort verletzt.

Schlimmer noch gestalteten sich zwei andere Umstände. Durch die Abstufung der unrechtlichen Rechte hatte sich ein wahrer Kastengeist gebildet und die Schüler der oberen Klassen sahen auf die unteren Klassen mit derselben Verachtung herab, wie ein ahnenstolzer Krautjunker auf seine Jagdtreiber.

Aus dieser Verachtung war denn ein Recht der Rache oder Selbsthülfe entstanden. Hatte nämlich ein Schüler der untern Klasse die Dreistigkeit, einen der obern Klassen zu beleidigen oder das Unglück, in Mienen oder Worten etwas zu thun, was den Obern für Beleidigung zu nehmen beliebte, und was fast bei jedem bloßen Widerspruch der Fall war, so verlangte der Obere ohne weitere Verhandlung bei den Inspectoren oder sonst zu Strafen Berechtigten die Bestrafung des Untern. Diese erfolgte auf die einfache Forderung jedes Mal, ohne daß nur eine Vertheidigung gestattet war, und mancher arme Tertianer mußte nicht selten seine wenigen Freistunden dazu anwenden, funfzig Verse aus dem Homer auswendig zu lernen, weil er einen Obern aus Versehen gestoßen oder auf die Hühneraugen getreten hatte. Wäre in solchen Fällen eine Vertheidigung gestattet gewesen und nach förmlicher Verhandlung ein Urtheilsspruch erfolgt, so hätte es angehen mögen, aber so war es die empörendste Ungerechtigkeit, und das Rechtsgefühl der jungen Leute ward auf das Schreiendste verletzt.

Ein zweiter Umstand fand sich bei dem Essen. An zehn Tischen ward gespeist, an jedem saßen zwölf Schüler so, daß an jeden Tisch eine möglichst gleiche Anzahl von Primanern, Secundanern, Tertianern und Quartanern kam. Das Vorschneiden und Vertheilen war dann das Amt der beiden ältesten Primaner am Tische. Dies Vertheilen geschah dann so: Von Fleisch bekamen die Primaner die besten Stücke, die Secundaner noch Fleisch, die Tertianer und Quartaner Knochen. Von Butter, wo auf jeden ein Zwölftel rechtlich kam (die langen Brote, auf welchen die Butter in Form einer Wurst aufgetragen wurde, waren mit förmlichen Rinnen in zwölf gleiche Theile eingetheilt), erhielten die drei am Tische sitzenden Primaner sieben Zwölftel, die drei Secundaner drei Zwölftel und die sechs Tertianer und Quartaner zusammen ein Zwölftel. In gleichem Verhältniß ward alles Uebrige ausgetheilt. Diese offenbare Verkürzung der Untern war gleichfalls verfassungsmäßiges Recht.

Digitized by Google

Alle diese Sachen waren nun nicht etwa eingeschlichene Mißbräuche, oder zufällig von Einzelnen geübte Ungerechtigkeiten, nein, für sie bestanden streng festgesetzte Formen. Sie waren aufgezeichnet in einer förmlichen Urkunde, welche mit dem Namen „die Rechte" bezeichnet wurde. Früher mochten die Unterdrückungen der Untern noch schlimmer gewesen sein, und so viel ich mir habe erzählen lassen, ist wegen dieser Unterdrückungen ein Mal ein förmlicher Krieg und Aufstand in der Schule ausgebrochen, der, ohne zur Kenntniß der Lehrer zu kommen, unter den Schülern selbst ausgefochten wurde und mit einem förmlichen Friedensschlusse endigte. Dieser Friedensschluß war nichts anders als die Feststellung der erzählten Rechte und die förmliche Verfassung war der Friedensvertrag. Um dies Alles noch feierlicher und bestimmter zu machen, waren, echt deutsch, die lächerlichsten Formen erfunden worden. So durfte ein Inspector oder Primus, der eine Strafe verhängte, niemals mit dem Bestraften sprechen, selbst nicht, wenn er ihm die Strafe auferlegte oder durch Ueberhören sich von der Ausführung der Strafaufgabe überzeugte. Dazu waren bestimmte Mittelspersonen erforderlich, Syndicus genannt, welche wie ein Dolmetscher die Fragen und Antworten zwischen den beiden neben einander stehenden Personen vermittelten.

Wären alle diese Sachen kindische Dummheiten gewesen, so wäre nicht viel darüber zu sagen, allein offenbar übten sie den schädlichsten Einfluß auf den Charakter der Schüler. Die vielfachen Ungerechtigkeiten, welche die Untern ertragen mußten, verbitterten dieselben nothwendig, führten zu Liebedienerei und Speichelleckerei. Und umgekehrt wurden dann die Untern, wenn sie in obere Abtheilungen hinaufrückten, selbst die ärgsten Unterdrücker, und rächten sich für die erduldete Unbill an denen, die ihnen nun untergeben waren. Man betrachte die Sache nicht blos von der lächerlichen Seite — sie hat auch eine sehr ernste. Der Rechtssinn ist es, der durch diese Geschichten unterdrückt wird, der Rechtssinn aber ist eine zarte Pflanze, die namentlich in jungen Gemüthern gepflegt werden soll. Und der Rechtssinn ist das Haupterforderniß für Leute, die später im Staate richterliche oder Verwaltungsstellen bekleiden sollen. Hier kann die Frage aufgeworfen werden, ob die Lehrer um diese Unbilligkeiten wußten und ob eine Anzeige bei denselben nicht zu einer Abhülfe hätte führen können? Was eine Anzeige betrifft, so ist eine solche unmöglich, denn die Schüler finden tausend Gelegenheiten, einem Angeber das Leben sauer zu machen. Das weiß Jeder und schweigt. Was eine Mitwissenschaft der Lehrer

Digitized by Google

betrifft, ſo muß man an dieſe faſt glauben, denn viele Dinge gingen unter ihren Augen vor. Bei jedem Eſſen z. B. war ein Lehrer anweſend und dieſer hätte die unbillige Vertheilung der Lebensmittel bemerken müſſen, wenn er ſie nicht abſichtlich überſehen wollte.

Was die Lehrer betrifft, ſo genoſſen dieſe im Allgemeinen keine Achtung bei den Schülern. Dies iſt auch ein Uebelſtand bei unſern Schulen. Um Lehrer zu werden, muß man genügende Kenntniſſe beſitzen. Allein dies iſt bei weitem nicht Alles für einen guten Lehrer. Viel wichtiger für einen guten Lehrer iſt eine Achtung gebietende Perſönlichkeit und dann die Gabe der Mittheilung. Dieſe Lehrgabe, falls ſie nicht angeboren iſt, fällt einem Deutſchen ſehr ſchwer zu erwerben. Man erwirbt ſie nur in einem öffentlichen Leben, was bei uns nicht beſteht, oder durch Bewegung in einem geſelligen Leben, was meiſtens den deutſchen Lehrern auch verſchloſſen iſt.

Ohne Achtung gebietende Perſönlichkeit aber und ohne die Gabe, mitzutheilen und zu lehren, iſt die Wirkſamkeit eines Lehrers eine ſehr geringe. Junge Leute haben einen eigenen Scharfblick für die perſönlichen Eigenſchaften ihrer Vorgeſetzten und ſie achten dieſelben nur, wenn ſie achtungswerth ſind. Dem Amte, der Stellung erweiſen ſie keine große Ehrfurcht und dieſe läßt ſich auch durch die ſchärfſte Strenge nicht erzwingen. In meiner eigenen Erinnerung leben einige Beiſpiele jugendlichen Muthwillens.

Eines Nachts ſaß ich mit einem Freunde in einem Studirſaale. Wir hatten ein Glas Punſch gemacht und laſen Shakespeare. Das waren viele Vergehen auf einmal, Shakespeare, Punſch und Nachtsaufbleiben, indeſſen wir waren ſehr glücklich. So mochte es zwei Uhr Nachts geworden ſein, Alles ſchlief in dem großen, weiten Schulgebäude und wir waren vertieft in den gewaltigen Dichter. Da kam der eine von den im Hauſe wohnenden Lehrern, ein uns wohlbekannter Nachtſchwärmer, nach Hauſe. Wir hörten ſeine Tritte nicht, er aber bemerkte uns, das durch's Schlüſſelloch fallende Licht hatte uns verrathen. Er ſchleicht hinzu, uns zu überraſchen und öffnet plötzlich die Thüre. Doch ſo leicht waren wir nicht gefangen, wir bliesen im Nu das Licht aus. Da er uns nicht erkennen konnte, und wir auf ſeine Fragen keine Antwort gaben, ſchloß er die Thüre ab, um Licht zu holen und uns dann ſicher zu erkennen. Was thun? Das Zimmer hatte nur eine Thür, aber viele Fenſter. Huſch waren wir zum Fenſter hinaus, kletterten am Blitzableiter hinab, liefen an dem Hauſe hin, kletterten an einem anderen Blitzableiter wieder hinauf,

Digitized by Google

ſtießen eine Scheibe durch, öffneten das Fenſter und ſchlüpften eben in den Schlafſaal, als der Herr Profeſſor mit Licht kam, die Thür öffnete und das verſchloſſene Zimmer leer fand. Der Mann war beſonders ſtark in den griechiſchen unregelmäßigen Zeitwörtern, die uns beiden böſen Buben weit weniger behagten, als der Shakespeare und Schiller.

Einen komiſchen Auftritt gab folgende Geſchichte. In unſere Schlafſäle, die über einander im vierten und fünften Stockwerk lagen, kam einſtens Nacht für Nacht eine Katze, die dort ihre verliebten Lieder anſtimmte und uns im Schlafe ſtörte. Es ward alſo einſtimmiger Beſchluß gefaßt, dieſen nächtlichen Gaſt zu jagen und wo möglich zu tödten. Jeder lag am beſtimmten Abende im Bette, bewaffnet mit Stiefelknecht oder Stuhlbein, verſehen mit Licht und den Mitteln, es anzuzünden. Todtenſtille — endlich läßt ſich ein zärtliches Miau vernehmen. Im Nu waren die Lichter angezündet und die Jagd begann, eine närriſche Jagd. Sechszig junge Bengels im bloßen Hemde durchliefen die Säle, ſchauen hier — dort — da — werfen mit den Stiefelknechten — ein heilloſer Lärm. Aber eine Katze iſt nicht leicht zu fangen, beſonders wo ſo viele Betten eine Maſſe Schlupfwinkel darbieten. Der Nachtwächter hatte von unten das Durcheinanderlaufen der vielen Lichter bemerkt, und in der Meinung, es ſei Feuer ausgebrochen, den im Hauſe wohnenden Rector geweckt. Der gute Rector warf ſich in ſeinen Schlafrock und ſtieg herauf. Er ſtieg eben mühſam die letzte Treppe, als die Katze ſich da hinunter rettete und einen Hagel von Stiefelknechten und Stöcken nach ſich zog, von denen einige den armen Rector trafen. Er ſtieß einen Schrei aus — ſeine Stimme ward erkannt — der Alte, hieß es, — im Nu waren alle Lichter aus und Alles lag zu Bette. Freilich waren in manches Bett drei und vier geſchlüpft — doch das that nichts — es war mäuschenſtill, als der Alte vollends heraufkam. Nun gab es gute Lehren und eine große Unterſuchung, die — zu nichts führte.

Doch genug von Jugendſtreichen. Ich kehre zu der Schule und zu mir zurück. Meine Stellung daſelbſt war, wie leicht begreiflich, kaum zu ertragen. An vernünftige Freiheit gewöhnt, und nun in drückende Feſſeln geſchlagen, mit 18 Jahren unter die kleinen Jungen verwieſen, faſt ſchwärmend für Geſchichte, Naturwiſſenſchaften und die Dichter, ſelbſt bewandert in neueren Sprachen — und nun verdammt, die ſchon längſt eingepaukten erſten Formen der alten Sprachen noch einmal durchzukäuen — wahrlich, meine Lage war nicht beneidenswerth. Doch ich verzweifelte nicht, ich beſchloß, mir Anerkennung zu

Digitized by Google

erzwingen. Nicht leugnen kann ich, bei den Schülern fand ich sie bald, ich hatte meinen Umgang mit den Primanern, und litt wenig unter den allgemeinen Unterdrückungen. Aber bei den Lehrern gelang es mir nicht. Ich stand jeden Morgen um 4 Uhr auf und war unbedingt der Fleißigste in der Schule, ich lieferte zur Prüfung die längsten und tüchtigsten Arbeiten, ich ließ mir nicht das Geringste zu Schulden kommen — doch als die halbjährige Versetzung kam, rückte ich nicht vorwärts und bekam die zweite Censur. Ich darf mit gutem Gewissen versichern, dies war eine lächerliche Ungerechtigkeit, denn sie empörte sogar die ganze Schule, welche mir einen Sprung in die zweite Abtheilung vorhersagte. Was thun? Ich sah, man wollte mir nicht wohl und gegen die plumpe Macht, wider die keine Berufung möglich, konnte ich nicht ankämpfen.

Hätte ich nun abgewartet, bis ich nach und nach in der Reihe vorgerückt wäre, so würde ich erst im dreiundzwanzigsten Jahre zur Universität haben abgehen können. Das erschien mir unmöglich und mein ganzes Streben war, von dieser Schule wegzukommen. Ich setzte es endlich durch und kehrte nach der Schule zurück, von welcher ich zur Klosterschule abgegangen war. Diese lieferte mir einen neuen Beweis der Eifersüchtigkeit, denn sie wies mir meinen Platz zehn Ellen tiefer an, als ich ein Jahr vorher gesessen hatte.

Ich vollendete nun meine Vorbereitung für die Universität auf dieser Schule und ward dann Student. Allein die ganze unglückselige Geschichte mit dem Schulwesen hatte mich im Innersten verstimmt, hatte mir die Stellung im älterlichen Hause, wo man mir die Schuld des Zurückgesetztseins beimaß, zur höchsten Peinlichkeit gebracht. „Fort, fort, unabhängig sein, auf eigenen Füßen stehen," war mein einziger Gedanke. In dieser Stimmung besuchte ich nach längerer Pause das Theater wieder und meine ganze alte Lust erwachte von Neuem. Von Kindheit an war mir das „Theaterspiel" das liebste gewesen, ich hatte als zehnjähriger Junge schon ein verlassenes Gartenhaus, einen alten Stall zu einer Bühne eingerichtet, ich hatte mit meinen Geschwistern und Gespielen keinen andern Streit gehabt, als wenn sie meinen Darstellungen nicht beiwohnen wollten, meine ersten Versuche, etwas zu schreiben, waren dramatisch gewesen, das Alles kam wieder, meine Einbildungskraft war voll der lockendsten Bilder. Auf der einen Seite Mißverhältnisse in meiner Stellung, eine nachhaltige Verstimmung des ganzen Wesens — auf der andern die zauberhaften Lockungen der Bühne, die mir eine goldene Zukunft versprachen, die mir meine Miß-

Digitized by Google

verhältniſſe, meine Verſtimmung zu löſen ſchienen — der Entſchluß, Schauſpieler zu werden, ergab ſich von ſelbſt.

Nach einigem Widerſtande erhielt ich die Zuſtimmung der Meinigen und eines ſchönen Morgens wanderte ich aus den Thoren meiner Vaterſtadt, um meine Künſtlerlaufbahn zu beginnen, d. h. um mir eine Anſtellung zu ſuchen. Ich war im einundzwanzigſten Jahre und obwohl in einer großen Stadt aufgewachſen, kannte ich ſo viel wie nichts von der Welt. Mit Ausnahme des Jahres auf der Kloſterſchule war ich nie aus dem älterlichen Hauſe gekommen und durch die nur zu große Pflege einer liebenden Mutter verwöhnt, verſtand ich es gar nicht, für mich ſelbſt zu ſorgen, hatte ich keinen Begriff von den gewöhnlichſten Lebensverhältniſſen und vom Werthe des Geldes. Selbſt den gewöhnlichen Studentenkneipereien war ich fern geblieben, hatte noch niemals ein Liebesverhältniß gehabt und war in vieler Beziehung ein ächter Landjunker in der Reſidenz.

Ein herrlicher Maitag war es, als ich auszog. Der Weg führte mich durch ebene, juſt nicht maleriſche Gegenden, und drei Tage mußte ich wandern, ehe ich nach Lärchenſtadt, dem Ziele, das ich mir geſetzt hatte, gelangte. So einförmig aber auch die grade, mit langweiligen Pappelreihen beſetzte Heerſtraße war, die mich meinem Ziele zuführte, ſo bunt und lockend waren die Bilder meiner Einbildungskraft. Alle Rollen, die ich ſchon durchdacht hatte und zu ſpielen hoffte, flogen im Geiſte an mir vorüber, ich ſprach ſie halblaut für mich hin und meine Mienen und Geberden drückten unwillkürlich aus, was ich vor mich hin murmelte. Mit Ehre und Ruhm gekrönt hoffte ich dereinſt zurückzukehren, ich ergötzte mich ſchon an dem Gedanken, daß mich dereinſt Die anſtaunen würden, die den armen, ſtillen Jungen über die Achſeln angeſehen hatten; ich ſchwelgte in dem Gedanken an die ſüße Genugthuung, die ich erringen wollte, wenn einſt Die vor meinem Ruhm verſtummen müßten, die meinen Entſchluß mit Achſelzucken betrachtet und meine armen Aeltern bedauert hatten, daß ſie einen Taugenichts, einen verlornen Sohn in mir erzogen. Wird doch über ſo Viele ſchonungslos der Stab gebrochen, die lange umhertappen, weil ſie Das nicht finden können, wozu ſie Beruf haben, die in keinem Geſchäfte anſtellig ſind, weil man ſie eben da nicht anſtellt, wo ſie hingehören. Auch ich habe dieſe harten Urtheile erfahren müſſen. Ich war mir keines Unrechts bewußt; ich war ſelbſt, weil ich nie aus dem älterlichen Hauſe gekommen, von den gewöhnlichen Verirrungen der Jugend frei geblieben — und doch betrachtete man mich als verlornen Sohn.

Digitized by Google

Ich wußte es, und um so schmeichelnder waren die Gedanken, daß ich einst alle die ungerechten Urtheile zu Schanden machen würde, um so kühner übersprang mein Gedanke die Zeit, wo ich erst streben und ringen sollte, und ergötzte sich an dem Anschauen des schon errungenen Ziels. Ein stolzes Selbstgefühl hob meine Brust, eine große Hoffnung beseelte mich, denn noch kannte ich die Schwierigkeiten meines Unternehmens nicht, noch war mir nichts fehlgeschlagen.

Das Fehlschlagen kam nur zu bald. Ich gelangte nach Lärchenstadt und meldete mich bei der Direction. Ich dachte mir, man müsse von untenauf dienen, wie bei den Soldaten und wollte im Chore eintreten. Allein es gab keine Stelle im Chore für mich und auf meine Bitte erfolgte eine abschlägliche Antwort. Zugleich gab man mir den Rath, mich nach Weidenhain zu wenden. Da war ich durchgekommen, da hatte ich eine Nacht geschlafen. Allein das Theater in Weidenhain war kein stehendes, die Gesellschaft bereiste mehrere Orte, und wenn diese auch meistens Hauptstädte kleiner Fürstenthümer waren, so hatte ich doch gegen die reisende Gesellschaft ein Vorurtheil, obwohl ich noch keine solche gesehen. Indessen was half's! Meine kleine Baarschaft neigte sich zum Ende und ich mußte dem Rathe, nach Weidenhain zu gehen, Folge leisten. Hier gelang mir die Sache insoweit, daß ich angestellt wurde mit acht Thalern monatlichem Gehalt. Acht Thaler monatlich sind sehr wenig, und doch konnte ich auf mehr kaum Anspruch machen; denn noch leistete ich nichts, noch war ich nicht einmal im Chore einstudirt. Zudem wußte ich auch nicht, wie weit man mit acht Thalern im Monat kommen kann; überdies meinte ich, schon in kürzester Frist mich so hervorthun zu können, daß ich bald auf höhere Gage kommen würde. Kurz ich war zufrieden. An demselben Abende, wo ich eingetroffen, betrat ich zum ersten Male die Bühne — es war im Fidelio — und ich erhielt den polizeilichen Auftrag, den schurkischen Pizarro am Schlusse zu verhaften. Ich ward in die Garderobe geführt, die Schneider zogen mich an, ein Schauspieler schminkte mich, der Friseur klebte mir einen Bart auf — am Ende gefiel ich mir gar nicht übel, in hohen, gelben Stiefeln, in gelbem Waffenrocke, das mächtige Schwert um den Leib gegürtet. Mit stolzem Wohlbehagen trat ich heraus, kühn und fest zog ich mein Schwert und mit ächter Amtsmiene nahm ich den Bösewicht in Empfang, um ihn seiner wohlverdienten Strafe entgegenzuführen. Am andern Tage begannen die Chorproben. Fra Diavolo ward einstudirt; die Oper war damals neu und machte Glück. Ich mußte allein den ersten Tenor im Chore

ſingen, denn der Chor war in dieſer Stimme etwas mangelhaft. Wacker ward gelernt, der Tag der Aufführung kam. Da ſaß ich endlich der Erſte am Tiſche der zechenden Krieger, in ſtattlicher Uniform; ich ſang allein den erſten Tenor und mir war es, als hätte ich eine Solopartie vorzutragen. Ich fühlte meine Wichtigkeit, ich war etwas, ich ſtand unabhängig in der Welt, ich verdiente mein Brod. Es ging Alles vortrefflich. Angſt und Bangigkeit habe ich auf der Bühne nicht gekannt. Mir iſt dies noch ein Räthſel, denn ich war ſonſt im Leben ſchüchtern und befangen — auf der Bühne nie.

Nach vierzehn Tagen bekam ich eine Rolle, es war der Ritter Schelm vom Berge in Pfefferröſel von Charlotte Birch-Pfeiffer, ein alter, biderber Haudegen. Ich ſpielte die Rolle ohne Störung. Ich hatte meiner Rolle wenigſtens keine Schande gemacht und bald bekam ich mehr zu ſpielen. So ging das fort anderthalb Jahre lang. Ich ſang Chor und ſpielte kleinere und größere Nebenrollen. Meine Dialektklänge gewöhnte ich mir mehr und mehr ab. Dabei bereiſten wir ſechs oder ſieben der bedeutenderen Mittelſtädte Deutſchlands, die fremden Gegenden und fremden Menſchen, die ich ſah, übten ihren Reiz auf mich. In den Verhältniſſen mit den Schauſpielern bot ſich mir nichts Unangenehmes dar. Da ich fern von aller Anmaßung blieb, gab ich keine Veranlaſſung zu irgend welcher Anfeindung, da ich keine beſondern Erfolge errang, hatte der Neid keine Urſache ſich mir zu nahen, und meiner Anſpruchsloſigkeit wegen verzieh man mir auch, daß ich an wirklichen Kenntniſſen den Meiſten überlegen war, — ſtand ich doch an Lebenserfahrung auf der unterſten Stufe. Dies bewies ich recht eigentlich in einer Art von Liebesverhältniß. Es war ein ſchönes Mädchen bei der Geſellſchaft, die einen eben ſo ſchönen, aber ſehr anmaßenden Mann zum Bräutigam hatte, den ſie auch ſpäter heirathete. Ich verliebte mich in das Mädchen. Sie mochte das bald bemerken, obſchon ich ihr nie etwas davon zu ſagen wagte, und erlaubte mir, ſie zu beſuchen. Ich that das, that es endlich täglich, beſtrebte mich, ihr allerhand Dienſte zu leiſten, war glücklich, wenn ſie mir etwas auftrug, und war ganz zufrieden in dieſem Verhältniſſe, über das ich ſo wenig nachdachte, oder mit mir ſelbſt zur Klarheit gelangte, daß ich keine Spur von Eiferſucht gegen den glücklichen Liebhaber empfand. Ich ward geneckt, ward zu allerhand Dienſten gebraucht und ließ mir das Alles ruhig gefallen, ohne eigentlich zu begreifen, welche ſchlechte Rolle ich bei der Sache ſpielte. Sie haben meine Gutmüthigkeit wohl manchmal mißbraucht — je nun, meine

Ungeſchicklichkeit mochte ſie wohl dazu berechtigen. Außerdem ging ich meiner Gewohnheit nach viel allein ſpazieren und überließ mich meinen Träumereien. An den Beſuch von Wirthshäuſern war ich nicht gewöhnt, und ſo lebte ich ein ziemlich unſchuldiges, angenehmes Leben. Das Theater bot täglich Neues und Abwechſelndes, und zum eigentlichen Nachdenken über mein Treiben und meine Seelenzuſtände gelangte ich nicht. Mit meinen Geldangelegenheiten ſah es freilich nicht zum Beſten aus. Ich ſchrieb Rollen ab, um mir nebenbei etwas zu verdienen, doch das reichte auch nicht weit. So kam ich von Stadt zu Stadt, mußte hier meine Uhr, dort meine Tuchnadeln, da ein Kleidungsſtück, anderswo einen Theil Wäſche opfern, um die wenigen Thaler Schulden zu bezahlen, die ich hatte, bis endlich der Director zum Ueberfluß davon ging, die ganze Sache ſich auflöſte und ich mit dem Verluſt des Gehalts für ſechs Wochen plötzlich ohne Anſtellung in der Welt ſtand. Ich hatte jetzt gar nichts mehr, meine Wäſche, meine Kleider, bis auf den Anzug, den ich am Leibe trug, waren verloren und ich ſtand ziemlich rathlos da. Es war das erſte Mal, daß der Ernſt des Lebens recht ordentlich über mich kam. Ich wußte nicht, wohin ich mich wenden ſollte, ich hatte nicht den rechten Muth, mich an ein größeres Theater zu wenden, weil ich mir nichts zutraute. So viel war mir klar, bei einem guten, ſtehenden Theater konnte ich nur als Choriſt ankommen, und ſo viel wußte ich auch bereits, daß es bei einem ſolchen Theater unendlich ſchwer hält, aus dem Chore hervor zu etwas zu gelangen, und daß ich alſo offenbar einen Rückſchritt thun würde, träte ich da irgend wo im Chore ein. Ein halbes Jahr habe ich da mit der fürchterlichſten Noth gekämpft; wohin ich mich wandte, erhielt ich abſchlägliche Antwort, ja zuletzt, als mir auch Chorſtellen abgeſchlagen wurden, wußte ich nicht mehr, was anfangen. Endlich ward mir durch eine Vermittlung bei einem kleinen, reiſenden Theater die Stelle als erſter Tenoriſt angetragen. Als erſter Tenoriſt? Das geſuchteſte, ſeltenſte Fach? Es war Verwegenheit, lächerlicher Uebermuth, das nur zu denken. Und doch, was wollte ich machen? Sollte ich das Anerbieten ausſchlagen? Ich hatte nirgends eine Ausſicht, der Gedanke, der Bühne zu entſagen, war mir unerträglich — ich beſchloß, auf den Vorſchlag einzugehen. So viel Stimme, um nicht zu hohen Anforderungen zu entſprechen, beſaß ich, muſikaliſche Kenntniſſe gingen mir auch nicht ab, auf mein raſch faſſendes Gedächtniß konnte ich mich verlaſſen — und ſo reiſte ich getroſten Muthes nach Ahornſtadt, wo die kleine Geſellſchaft, die einen erſten Tenor

brauchte, ſich aufhielt. Das Theater war daſelbſt in einer hölzernen Bude aufgeſchlagen, gewiß der unbequemſte Ort für eine Bühne. Eine ſolche Bude iſt ſehr luftig und ſetzt die Schauſpieler häufig dem Zug aus, dabei hat ſie die große Unbequemlichkeit, daß der Regen ein ſo lautes Geräuſch auf dem breternen Dache verurſacht, daß die Schauſpieler nur mit Mühe gehört werden können, zudem iſt das Dach nie dicht genug, um nicht an einzelnen Stellen das Waſſer durchzulaſſen, ſo daß man oft auf der Bühne naß wird. Und doch können es nur größere reiſende Geſellſchaften, deren Geſchäftsverhältniſſe günſtig geſtellt ſind, unternehmen, eine ſolche Bude erbauen zu laſſen, die immer ſechs bis achthundert Thaler koſtet, eine Summe, die, als Miethe für höchſtens acht bis zehn Wochen, ſehr bedeutend iſt. Ich hatte bisher nur in ordentlichen Schauſpielhäuſern geſpielt und dieſe niedrige Stufe des Theaters war mir noch unbekannt. Eine gewaltige Verachtung beſchlich mich, hier meinte ich, der Erſte zu ſein. Aber ich irrte mich gewaltig. Der Director fragte mich nach meinem Repertoir. Ich hatte keins, denn ich hatte ja noch keine erſte Partie geſungen. Mir fiel ein, ich könnte ihm eine Reihe von erſten Partien in Opern nennen, von denen ich leicht vorausſetzen konnte, daß ſie hier nicht gegeben würden, allein ich brachte eine ſolche Lüge nicht über meine Lippen und bekannte ſo ziemlich die Wahrheit. Indeſſen war ich einmal da und wollte wenigſtens auftreten. In vier Tagen lernte ich den Johann von Paris und ſang ihn ohne Anſtoß. Allein meine Leiſtung mochte nicht ſo ausgezeichnet geweſen ſein, wie ich mir einbildete, daß ſie ſein würde — ich ging ſehr ruhig vorüber, obwohl ich mit Sicherheit darauf rechnete, wenigſtens hervorgerufen zu werden. Indeſſen ging es raſch vorwärts mit mir, von acht Tagen zu acht Tagen lieferte ich eine Partie, den Max im Freiſchütz, den Joſeph, George Brown, Maſaniello, Fra Diavolo, — dazwiſchen ſpielte ich Liebhaber- und ſonſtige Rollen im Schauſpiel. Sie können denken, daß ich ſehr viel zu thun hatte, und in dieſer ſteten Beſchäftigung kam ich nicht zum Nachdenken über mich ſelbſt — ich lag mit Eifer meinen Rollen ob, wir reiſten von Ahornſtadt weiter nach andern Städten, und ſo verging ein Jahr, ich wußte nicht wie. Doch war ich zufrieden, faſt glücklich. Die Städte, welche wir bereiſten, gehörten nicht zu den kleinſten — es waren ſolche von 10—12,000 Einwohnern, die Geſellſchaft lebte auf freundlichem Fuße mit einander und beſaß einige recht tüchtige Kräfte, von denen einzelne jetzt an den erſten Bühnen Deutſchlands in den erſten Fächern ehrenvoll und geachtet daſtehen. Unſer

Digitized by Google

Director war ein merkwürdiger Mann. Strenge Rechtlichkeit und Pünktlichkeit in seinen Geldgeschäften war ein Hauptvorzug von ihm, der übrigens bei Directoren reisender Gesellschaften sehr hervorzuheben ist, da sich leider oft das Gegentheil findet. Die ganze Last des Geschäftes trug er selbst, indem er das Repertoire machte, die Stücke austheilte, die Regie führte, die Garderobe in Ordnung hielt, die Beleuchtung selbst besorgte, ja sogar zuweilen selbst mitspielte. Das ganze Kassengeschäft dagegen besorgte seine Frau. Sie werden das nicht nur bei sehr vielen Directionen finden, sondern auch im kleinbürgerlichen Verkehr hat meistens die Frau das Kassengeschäft. Es scheint fast, als wenn die auf das Kleinste gerichtete Sparsamkeit, die vielleicht zum Gedeihen des Kassengeschäftes nothwendig ist, eine vorherrschende Eigenschaft des weiblichen Geschlechtes sei. Eine gewisse Rastlosigkeit machte den Director zu einer komischen Figur. Er lebte nur für sein Geschäft und in den Stunden, wo ihm dies nichts zu thun gab, schlief er täglich. Des Morgens waren die sogenannten Musikproben, d. h. die Stunden, wo die Opern einstudirt wurden. Diese mußten auf seinem Zimmer gehalten werden und er saß unermüdet dabei — um sich zu überzeugen, daß auch mit dem gehörigen Fleiß gelernt wurde. Natürlich war bei diesen Proben die ganze Gesellschaft versammelt, denn Alles mußte im Chor mitwirken, er verlangte sogar von den Solosängern, daß sie die Chöre mitsängen, eben so wie er es nie unterließ, im Chore wenigstens durch sein Auftreten mitzuwirken. Darauf hielt er die Theaterproben, dann ging er nach Hause, aß und schlief nach Tische. Um drei Uhr begann seine Thätigkeit von Neuem. Er packte in einen großen Korb die für den Abend nöthige Garderobe, nahm von seiner Frau die nothwendige Anzahl von Lichtern in Empfang und verfügte sich in das Theater. Dort hing er die einzelnen Kleidungsstücke auf den bestimmten Platz jedes Schauspielers, steckte dann die Lichter auf und zog endlich die Statisten an, die er auch in ihren Obliegenheiten unterrichtete und auf ihre Plätze stellte. Mittlerweile war die Anfangszeit des Theaters herangekommen. Er zündete die Lichter an und gab das Zeichen zum Anfange. Unermüdet lief er nun während des Stückes hinter den Coulissen hin und her, schob dort einen neugierig vorguckenden Statisten zurück, ermahnte die Saumseligen zum Chorsingen, schob ein Versetzstück mit heraus oder angelte mit der Hand nach einem bei einer Verwandlung stehen gebliebenen Stuhle — und putzte die Lichter. Daß ihm regelmäßig die Lichtputzen abhanden kamen, machte ihm wenig

Digitized by Google

Kummer, er nahm die natürliche, die zwei erſten Finger der rechten Hand und wiſchte ſich etwaige Schnuppe oder Talg an ſein graues Haar, das in allen Fällen bei ihm die Stelle eines Handtuchs vertrat. Nach geendetem Stücke löſchte er zunächſt die Lichter aus und packte die Kerzenenden ſorgfältig in ſeinen Kaſten. Während deſſen hatten ſich die Schauſpieler ausgezogen und ſein letztes Geſchäft für den Tag war dann, die Garderobe wieder einzupacken und nach Hauſe ſchaffen zu laſſen. In allen dieſen Geſchäften verlangte er nie Hülfe, es ward ihm auch von keiner Seite welche geleiſtet. Dieſe ewig wiederkehrende Thätigkeit hatte er ſchon Jahre lang geübt. Bedenkt man nun, daß zu dieſer noch die Reiſen kamen, die er vorher machen mußte, um die Erlaubniß der Behörden zu ſeinen Vorſtellungen zu erwirken, in der neuen Stadt die Verträge zu ſchließen mit den Vermiethern des Theaters oder Saales, mit den Zimmermeiſtern behufs Aufſchlagens der Bühne oder Bauens einer Bude, mit den Bürgern wegen Privatwohnungen, mit dem Buchdrucker wegen Zettelbrucks, mit einem Laufburſchen, der die Zettel trug, die Requiſiten beſorgte und den Theaterdiener machte — Alles unangenehme Geſchäfte, — daß ihm das Leben keine weitere Freude bot, als etwaige gute Geſchäfte an einzelnen Orten, denn er lebte in ſeiner kinderloſen Ehe zwar nicht unglücklich, aber ſo ſtill fort, wie zwei Leute, die einen Weg mit einander gehen, aber nie Augenblicke gegenſeitiger Herzlichkeit haben, eben leben, und hatte auch ſonſt weder Neigungen noch Leidenſchaften, ſo war dieſer Mann allerdings eine eigenthümliche Erſcheinung. Man konnte ſagen, er war in ſeinem Geſchäfte aufgezogen. Außer dieſem kümmerte ihn weder Politik, noch Literatur, noch Kunſt, noch ſonſt etwas — in dem Geſchäfte aber war er klug und erfahren. War der Beſuch des Theaters zahlreich, ſo dachte er an baldige Abreiſe, um den Act nicht auszuſpielen, wie er ſagte. Er hatte in einer großen Provinz das einzige Privilegium und betrachtete dieſe wie ein Ackergut, deſſen einzelne Felder man brach liegen läßt, um ſie zu ſtärken. So ließ er oft mehrere Jahre vergehen, ehe er in eine Stadt zurückkehrte, um die Theaterluſt der Bewohner durch Entbehrung zu ſchärfen. Er nannte das: einen Ort ruhen laſſen. Die Schauſpieler behandelte er nach ihrer Brauchbarkeit. Gegen Leute, die ihre Pflicht thaten, war er freundlich und mit ihnen ſpaßte er gern. Gegen Saumſelige konnte er ſehr grob werden. Uebrigens hatte er ganz geſunde Anſichten. Haupterforderniß für ihn war, die Rolle zu wiſſen, und dann die Bühnengewandtheit, die man Routine nennt. Auf große Künſtlerſchaft machte er kei-

Digitized by Google

nen Anſpruch und ſagte mir einmal ſehr freundlich, als ich mich über ein ungünſtiges Urtheil des Publicums, wegen einer Tenorpartie beklagte, das ich nicht verdient zu haben meinte —: „ſein Sie ganz ruhig, wenn Sie ein ſo großer Künſtler wären, wie die Leute verlangen, könnte ich Sie nicht bezahlen.“ Es lag für mich eine Demüthigung in dieſen Worten, die er allerdings nicht beabſichtigt hatte, aber doch eine richtige Beurtheilung der Verhältniſſe. Uebrigens war er nicht unempfänglich für wirklich gute Leiſtungen und war Jemandem etwas beſonders gelungen, ſo erkannte er es ſtets an. Mit der Muſik in kleinen Städten hatte er immer ſeine Noth. Wenige Orte vermochten ein vollſtändiges Orcheſter zuſammenzubringen, doch kümmerte ihn das wenig, er gab die größte Oper mit vier bis fünf Inſtrumenten. Ja, ein vollſtändiges Orcheſter war ihm oft zu theuer, namentlich hielt er die Fagotten für höchſt überflüſſig und hatte ewigen Streit mit ſeinem Muſikdirector, der die Fagotten haben wollte, während er ſie ſparen zu können meinte. Auch ließ er bei einer neuen Oper die Fagottſtimmen nie mit ausſchreiben. Unzählige Anekdoten waren von ihm im Munde der Schauſpieler. Eine erlebte ich ſelbſt. Wir ſpielten in einer recht hübſchen Stadt, wo das Theater in einem großen Saale eines Wirthshauſes aufgeſchlagen war. Das ſogenannte Proſcenium oder die Wände, die die Bühne vom Zuſchauerraum trennen, war von Tapeten gemacht. In dieſe Tapete war ein Loch mit dem Finger gebohrt worden, damit man nach dem Saale herunter ſchauen konnte; das Loch war immer größer geworden, bis zu einem förmlichen Riß. Eines Abends, während eines ſehr ernſten Stückes, kam die Wirthin des Hauſes auf das Theater und ſchaute durch dieſes Loch auf das Parterre. Sie war eine ungeheuer dicke Perſon, mit einem breiten, fleiſchigen Geſichte, das grade in das Loch paßte. Bald bemerkten ſie die Zuſchauer und fingen an zu lachen. Sie hatte keine Ahnung davon, daß man ſie ſehen könnte und guckte nun erſt recht neugierig umher, zu ſehen, warum gelacht würde. Dadurch nahm der Spaß des Publicums zu, das Lachen ward immer ſtärker, die Schauſpieler auf der Scene geriethen in Verwirrung. Verzweiflungsvoll lief der Director hinter den Couliſſen umher, um zu entdecken, wo die Urſache des Lärms wäre, bis ihm endlich Jemand die dicke Wirthin zeigte. Wie ein Stoßvogel ſchoß er auf ſie zu, ſie zurückzureißen, hatte aber im Eifer der ahnungsloſen Frau einen ſolchen Stoß gegeben, daß ſie das Gleichgewicht verlor und durch die leichte Tapete hindurch in das Orcheſter ſtürzte. Den entſtehenden Lärm können Sie ſich denken.

Digitized by Google

Zur statistischen Literatur.

Neuere Statistik. — Reden's statistischer Verein. — Die zehnte Auflage von Galletti. — Francis Wyse über Nordamerika. — Becher über die österreichische Bevölkerung.

Je mehr sich die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten durch alle Klassen der Gesellschaft verbreitet, je unmittelbarer die politischen Zustände mit den industriellen und merkantilen Lebensbewegungen in Wechselwirkung treten und je bewußter die großen Kreise des Publicums sich dieser gegenseitigen Beziehungen werden, von desto höherer Bedeutung würden nicht nur für die Gelehrten von Fach, nicht nur für die eigentliche Publicistik, sondern für jeden Einzelnen jene Werke, welche die Kenntniß der Staaten und Kirche nach ihren physisch- und politisch-geographisch statistischen und historischen Verhältnissen vermitteln. Diesem Bewußtsein entsprang auch jene massenhaft angewachsene Literatur der neuen Zeit, die Literatur der Zustände, um es mit einem Wort auszudrücken. Die leichten Touristenschriften trugen in ihrer Weise eben so gut zu deren Bereicherung bei, wie jene schwereren publicistischen Werke, als deren Vertreter nach einzelnen Beziehungen und in Deutschland beispielsweise Rau, List, von Reden, Höfken u. A. genannt sein mögen. Mehr als früher, obschon leider noch immer nicht genugsam, haben auch die obern Verwaltungsbehörden jene Scheu vor der Veröffentlichung der Ergebnisse ihrer officiellen Listen über die in Zahlen ausdrückbaren Zustände und Verhältnisse des Staatshaushaltes, der Industrie und Gewerbthätigkeit, der Bevölkerungsbewegungen, der materiellen Lage verschiedner Provinzen u. s. w. verlassen und officiellen Darlegungen offenbart, nach welchen Richtungen sich vorzüglich das öffentliche Leben ausbildete. Herr von Reden bezeichnet mit vollem Recht das Wesen der Statistik "„als eine vorzugsweise auf Zahlengrundlagen gestützte Darstellung des gesammten Staats- und Volkslebens;"

Digitized by Google

und so müssen wir diese Anfänge einer Oeffentlichkeit der Verwaltung mit vollster Freude begrüßen. Frankreich gebührt die Ehre, zuerst statistische Bureaus errichtet zu haben. Ihm folgten bald mehrere Staaten Europas und unter den deutschen Monarchien war Preußen die erste, welche ein statistisches Bureau gründete. Mit diesen Staatsanstalten setzten sich außerdem in mehreren Ländern Vereine für Statistik in Verbindung, welche meistens unter dem Schutze der Regierung arbeiten und entweder ausschließend auf die Statistik des Inlandes beschränkt sind, oder auch die verwandten Untersuchungen des Auslandes in den Kreis ihrer Thätigkeit ziehen. Diesen letztern Zweck erstrebt vor Allem jener „Statistische Verein für Deutschland" zu erreichen, dessen großartigen Plan Herr von Reden entwarf, wonach in einem Hauptdirectorium alle Nachrichten der Zweigvereine aller deutschen Staaten und Landestheile zusammenlaufen sollen. — Wie jedoch dem Einzelnen nicht möglich ist, die Masse eines derartigen Materials zu einem organisch gegliederten Ganzen binnen einer Zeit zusammenzuordnen, wo dessen Veröffentlichung für die laufenden Weiterentwicklungen nutzbar, eben so ist es dem Einzelnen unmöglich die unermeßliche Masse der hierher gehörigen Literatur für seine Zwecke in ihrer Vollständigkeit kennen zu lernen. Eine allgemeine Uebersicht der geographischen, statistischen und historischen Zustände der heutigen Welt, übersichtlich zusammengefaßt, war sonach eine der wünschenswerthesten Aufgaben für die Literatur. Johann Georg August Galletti, der bekannte Geograph († 1829), machte dazu auch bereits vor langen Jahren den Versuch in seiner allgemeinen Weltkunde. So mangelhaft nun auch dieses Unternehmen sich zuerst herausstellte und wegen des Mangels der statistischen Nachweise zur Zeit seiner Entstehung sich herausstellen mußte, so war doch die Anlage des Ganzen so practisch organisirt, daß Galletti bereits bei seinen Lebzeiten davon acht Auflagen erlebte. Nach seinem Tod traten dann Cannabich (für den geographisch-statistischen Theil), Dr. Meynert (für den historischen) und Prof. Schulz von Straßnitzky (für die mathematisch-physikalische Partie) zusammen, um auf der alten Grundlage weiter zu arbeiten und das Vorhandene, wo nöthig, gänzlich neu zu gestalten. Die zehnte Auflage dieses Werkes liegt jetzt ziemlich vollendet vor, und der Titel lautet in voller Ausdehnung: „Allgemeine Weltkunde oder Encyklopädie für Geographie, Statistik und Staatengeschichte, mittelst einer geographisch-statistisch-historischen Uebersicht aller Länder, hinsichtlich ihrer Lage, Größe, Bevölkerung, Cultur, ihrer vorzüglichsten Städte, ihrer Verfassung und Nationalkraft, und einer Skizze der ältern und

Digitized by Google

neuern Geschichte. Ein Hilfsmittel beim Studium der Tagesgeschichte für denkende und gebildete Leser." — Es kann hier nicht darauf abgesehen sein, eine detaillirte Beurtheilung des so weitschichtigen Werkes zu geben und so mögen einige kurze Andeutungen genügen. Vorzüglich sorgsam und besonders auch vollkommen richtig in Haltung und Ton der Popularisirung der Wissenschaft, erscheint vom einleitenden Abschnitt „die Erde", der mathematisch-physikalische Theil gearbeitet, sowie denn auch die beigefügten fünf astronomischen Karten, in Stahl gestochen, sich durch Klarheit und Deutlichkeit auszeichnen. Dasselbe gilt auch von diesen Partien der einzelnen Staaten und Länder, welche in den folgenden Theilen ihre Besprechung finden. Dagegen wird in den reingeographischen Angaben nicht selten die Benutzung der neuesten Quellen vermißt, sowie auch bei den allgemeingeographischen Skizzirungen hier und dort die neuesten feststehenden Ergebnisse der Wissenschaft unberücksichtigt blieben. Die historischen Skizzen, von denen man in einem derartigen Werke keine charakteristische Färbung erwarten kann, stellen die wichtigsten geschichtlichen Entwicklungen und Thatsachen im Allgemeinen genau und fleißig zusammen, werden aber allerdings bei einzelnen Staaten — vielleicht in Rücksicht auf die Verbreitung, welche das Buch finden soll — außerordentlich fragmentarisch, sowie sie der Gegenwart näher rücken, und nehmen hier allzuwenig Rücksicht auf die Vermittlung der Ereignisse durch die Entfaltung des Volkslebens. Ein allgemeiner Mangel der verschiedenen Uebersichten des Werkes ist aber vor Allem die fehlende Angabe der anerkannt wichtigsten Werke, welche zu weiterer und genauerer Kenntnißnahme von der Geographie, Statistik und Staatengeschichte der einzelnen abgehandelten Reiche dienen können. Die beigelegten dreißig General- und Spezialkarten sind durch Klarheit der Zeichnung, Feinheit des Stichs und der Färbung ausgezeichnet, geben auch an Vollständigkeit soviel, als sich auf dem kleinen Ramm eines Quart- oder Folioblattes nur irgend erreichen läßt.

Ein Werk von gleicher Richtung, und für den, nächst Rußland und China, größten ununterbrochen zusammenhängenden Staat der Welt berechnet, übertrug Herr Eduard Amthor aus dem Englischen des Francis Wyse. „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, deren Verfassung, Rechtspflege, Sektenwesen, Lehranstalten, Handel, Finanzen, Heer, Flotte, Sclaverei, Geschichte und Geographie; nebst Rathschlägen für Auswanderer und einem diplomatischen Anhang" — so lautet der Titel. Das Werk hält, was der Titel verspricht. Frei-

Digitized by Google

lich reichen die statistischen Nachrichten meistens nur bis 1842, ja die genauere Statistik bewegt sich eigentlich nur in den Jahren 1839 und 1840; aber allerdings ist bei den noch so vielfach ungeordneten innern Verhältnissen der Vereinigten Staaten wohl kaum eine neuere Vollständigkeit in dieser Hinsicht möglich. Herr Amthor sagt in der Vorrede, daß er dem Werke durch passende Kürzungen und genauere Klassification viel von seiner Weitschweifigkeit, Wiederholungssucht und theilweiser unlogischer Anordnung genommen, allein die englische, immerhin verbitterte Anschauung der amerikanischen Sachlagen, war natürlich nicht zu entfernen. Die Rathschläge für Auswanderer reduciren sich auf das, was schon oft, und z. B. in Bromme's und Francis Grund's Werken auch schon besser gesagt ist. Der diplomatische Anhang bringt den englischen und deutschen Text der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung von 1776, der Bundesartikel von 1778, der Staatenverfassung und ihrer Zusätze, die auf Ausländer bezüglichen Gesetze der einzelnen Staaten, sowie den an dieser Stelle sehr überflüssigen Bericht Madisons an die Congreßhäuser 1812 nebst dem erwidernden Manifest des Prinzregenten von 1813.

„Die Bevölkerungs-Verhältnisse der österreichischen Monarchie" heißt das neueste Werk des als österreichischen Statistiker rühmlich bekannten Dr. Siegfried Becher. Es ist als erweiterte Fortsetzung der früher gelieferten „Statistischen Uebersicht der Bevölkerung der österreichischen Monarchie" zu betrachten, welche den Zeitraum von 1834—1840 umfaßte, während das vorliegende Buch in seinen numerischen Tabellen die Jahre 1840—1843 betrifft, in den weitern Ausführungen aber bis zu den Jahren 1818 und 1819 zurückblickt, also die Resultate eines Vierteljahrhunderts zusammenfaßt. Eine allgemeine Einleitung bereitet uns darauf vor, daß vorzüglich die Bewegung der Bevölkerung das Augenmerk des Werkes sein werde. Die natürlichsten (normalen) Veränderungen der Volksmenge werden durch Geburten, Verehelichungen und Absterben bezeichnet; an diese schließt sich aber als eben so wichtiges Moment des Wechsels derselben die Beschäftigung der Bevölkerung. Demzufolge umfaßt der erste Abschnitt die Bevölkerung der österreichischen Monarchie nach der Anzahl des Geschlechts und ihre Vertheilung nach dem Flächeninhalt, der zweite das Verhältniß der Städte, Marktflecken, Dörfer, Häuser und Familien, zum Flächenraum, um solchergestalt eine Uebersicht des Bevölkerungsstandes zu gewinnen. Der dritte, vierte und fünfte Abschnitt bezeichnet die Bewegung der Bevölkerung insofern, als die Anzahl und

Digitized by Google

Verhältnisse der Trauungen, Geburten und Todesfälle nach ihren verschiedenen Beziehungen darin aufgeführt werden, wozu dann der „Anhang" die Ergebnisse dieser Bewegungen aus dem großen Zeitraum von 1819—1844 fügt. Einer fernern Fortsetzung dieser statistischen Arbeiten wird die Veranschaulichung der Bevölkerungsbewegung durch deren Beschäftigungen vorbehalten. — Freilich bemerkt man bei Durchsicht dieses Buches noch manche Lücke, z. B. die beziehendliche Vertheilung der Nationalitäten in den Landen von gemischter Bewohnerschaft, die Vertheilung der natürlichen Bewegung in diesen Mischbevölkerungen u. s. w.; allein der Verfasser sagt in der Einleitung: „wird die verlangte wünschenswerthe Vollständigkeit nicht erlangt, so trägt der Mangel der dazu erforderlichen Quellen und Hülfsmittel, nicht der Darsteller, daran Schuld." Die Kritik verliert also das Recht zu fernern Ausstellungen. Als eines der allgemeinen Resultate dieser statistischen Arbeit sei nur erwähnt, daß sich die Bevölkerung der österreichischen Monarchie bis zum Jahre 1843 gegen das Jahr 1819 in den deutschen und slavischen Provinzen um 26,$\frac{4}{9}$, in den italienischen Provinzen um 19,2$\frac{9}{10}$, in den ungarischen Landen und der Militärgrenze um 24,1$\frac{6}{10}$, also durchschnittlich um 24$\frac{8}{9}$ vermehrte, in Zahlen ausgedrückt, einen Zuwachs von 7,353,792 Köpfen erhielt, so daß man jetzt die Gesammtbevölkerung der österreichischen Monarchie auf 38 Millionen annehmen kann.

— l —

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Friedrich List. †

Leipzig, 10. December.

Wir haben einen außerordentlichen Mann verloren an Friedrich List. Wenn jemals, so kann und muß man leider an diesem Grabe sagen: das ganze Vaterland hat einen unersetzlichen Verlust erlitten. Denn ach, grade die Eigenschaften, welche die Genialität List's bildeten, sind unter uns Deutschen selten und noch seltener zu so fruchtbarem Erfolge vereinigt, wie sie es bei Friedrich List waren. Jetzt, im ersten Augenblicke des Schreckens, meine ich, es sei eine wichtige Triebfeder zerbrochen in unserer politischen, erst seit so Kurzem in Gang gesetzten Uhr, in dieser so schwer zu treibenden, so schwer zu regelnden Uhr Deutschlands, welche innen Schwarzwäldisch und außen ein Breguet sein möchte. Wahrlich, List's Feder war eine Triebfeder wichtigster Art, und man wird sich besinnen, man wird weit suchen müssen, wenn man in unserer Geschichte einen Mann finden will, der gleich Friedrich List aus dem tiefsten Schatten einer Privatstellung heraus eine zuerst spöttisch aufgenommene, dann mit allen Gründen bestehender Gewalt bekämpfte und endlich doch gesetzgeberische Stimme im ganzen Vaterlande geltend gemacht, und der durch diese erzwungene Geltung die Hauptländer Europas in Harnisch oder Bewegung gesetzt hat. Das hat List gekonnt, das hat er gethan durch die gesunde Kraft seines politischen Verstandes, durch die unerschöpflichen Hülfsmittel seines Geistes, durch die Wucht seines Talentes. Denn er war auch einer unserer besten Schriftsteller; in seinen Artikeln war mehr als bloßes Wissen und bloßer Beweis, es war ein drangvolles, den Leser zwingendes Leben in diesen Aufsätzen, ein voller, gewaltiger Mensch ordnete, regierte, trieb, unterwarf uns hinter diesen Zeilen und Sätzen, welche stets in künstlerischer Form stiegen und schwollen und am Ende des Artikels stets die höchste Höhe des Ausdrucks erreichten. Wen sie nicht überzeugten, den rissen sie fort, und wen sie nicht fortrissen, den

Digitized by Google

bestürzten sie. Es focht in List's Worten ein Genius, welcher leider ziemlich unbekannt ist in unsern Zeitungen politischen Themas, trocken politischen Themas, wie es das Feld der Nationalökonomie dem Herkommen nach mit sich bringen soll. Nichts war trocken in List's Behandlung! Und wenn man obenein weiß, daß er über hundert Gesichtspunkte nicht sprach, absichtlich nicht sprach, weil er sparen gelernt hatte, um zu wirken, wenn man aus dem persönlichen Verkehr mit ihm erkannte, daß grade die von ihm verschwiegenen Gesichtspunkte die ergiebigsten, die den Patrioten wie den Mann des Fortschritts entzückendsten sind, dann hatte man doppelt zu bewundern: die Fülle des Inhalts und die weise Beschränkung in Dem, was eben zu äußern, was eben auszuführen war. —

Zweimal bin ich diesem ausgezeichneten Manne für längere Zeit begegnet, und der Umgang mit ihm ist mir stets belebend gewesen wie der Trank aus frischer Quelle, wie der Weg durch neue, bei jeder Wendung eigenthümliche Gegend. Nie hab' ich einen Mann gesehn, der in höherem Grade anregend gewirkt hätte als List, nie einen Menschen gesehn, der im eigentlichsten Sinne des Wortes so schöpferisch gewesen wäre als List. Man konnte ihn hinausstellen auf die dürre Haide, auf die dürrste Haide, er wußte bald Mittel und Wege, etwas Gutes zu bewirken, etwas Tüchtiges zu schaffen. Und nicht etwa Chimärisches, Bodenloses, nein, im Kerne war Alles was er erfand und vorschlug praktisch. Freilich mußte man's nicht zunächst dem platten Urtheile praktischer Mittelmäßigkeit unterwerfen! Gold läßt sich nicht essen, Meerwasser nicht trinken. Was er erfand, mußte dem alltäglichen Bedürfnisse vermittelt werden. So war's, als ich ihm das erste Mal zu Anfang der dreißiger Jahre in Leipzig begegnete, und er die große Eisenbahn gründen wollte. Welche Verspottung, welche Verhöhnung erlebte er da! Jetzt will sich Niemand mehr daran erinnern, aber ich weiß es noch wie heute, daß er nur ein kleines Häuflein junger Brut, zu der ich selbst gehörte, um sich vereinigen konnte, die seinen Entwickelungen offnes Ohr und offnen Geist zubrachte, und die es unter die Leute hinaustrug, was die Leute wie Mährchen aus tausend und einer Nacht lächelnd und ungläubig anhörten. An der großen Wirthstafel des Hôtel de Bavière, welche jetzt durch Eisenbahnreisende verfünffacht ist an Umfang, war damals Niemand, der unsrer Empfehlung des Listschen Projectes geglaubt hätte. Des Projectes, des Projectenmachers! so hieß es von Mund zu Munde, wenn man sich die Mühe nahm, ein Wort darüber zu äußern. Wenigstens drei Jahre waren nöthig, um List's Vorschläge dem Verständnisse und dem Credite zu vermitteln, und ganz wie es dem Columbus erging, kamen hinterher die Amerika's, die Vespuccio's ausbeutender Gattung, welche dem eigentlichen Entdecker ein wenig Ruhm, ein wenig Entschädigung gönnen mochten. Und freilich war er auch nicht ohne die Unarten des Genie's, welches im Großen trachten und im Kleinen stören mag. Aber was er damals in Leipzig mit unsäglicher Anstrengung, mit Entfaltung all seiner überzeugenden Kräfte zu Stande brachte, es ist nichts mehr und nichts weniger als die Gründung der deutschen Eisenbahn.

Digitized by Google

Ja, rufen ſie, man hätte auch einmal ohne Columbus Amerika entdeckt! Es war ja vorhanden, wie jetzt die Eiſenbahnen in England und Amerika vorhanden waren! — Freilich, und zur Antwort darauf iſt die Geſchichte mit dem Ei des Columbus erfunden worden.

Selbſt als der Entſchluß gefaßt und die erſte Hand an's Werk gelegt war zur Bahn nach Dresden, ſelbſt da noch galt ſein Entwickeln eines großen Eiſenbahnnetzes für Chimäre eines unter Beſchränkung recht verdienſtlichen aber doch ſehr überſpannten Kopfes, und jetzt da ihn am Fuße der Tyroler Berge, welche er ſo gern beſiegen wollte für ſeine Schienen zur Bahn nach Oſtindien, ein frühzeitiger Tod in's Grab wirft, jetzt ſchon iſt dies Liſtſche Eiſenbahnnetz von aller Welt als eine Nothwendigkeit, als das Fundament einer neuen Geſchichtsepoche anerkannt, ja in den Hauptlinien beinahe fertig.

In Paris begegnete ich ihm zum zweiten Male. Er wohnte da oben, wo ſich die Stadt gegen den Montmartre erhebt, in einem jener ſtillen Straßen, wo auch Heine damals, fern vom Geräuſche, ſeine furchtbaren Pfeile ſchmiedete. Heine's Straße hieß die „der Märtyrer", Liſt's Straße die „von Navarino". Dort im Frieden einer lieblichen Familie, welche aus dem Schwabenlande ſtammte, aber in Amerika angewachſen war, in England gelebt, in Deutſchland die alte und neue Heimath gar ungern wieder verloren hatte, mitten unter ſanften Frauenbildern lebte der innerlich ſo vulkaniſch bewegte Mann und entwickelte den Beſuchern die neuen Pläne ſeines immerdar kreiſenden Geiſtes. Er hatte den König Ludwig Philipp geſprochen und dieſem eine Reform der franzöſiſchen Nationalökonomie vorgeſchlagen, er war mit den Miniſtern in Verbindung und rühmte beſonders Thiers als einen der wenigen Franzoſen, welcher Speculation verſtünde; aber er war nicht in ſeinem Fahrwaſſer. Der alte Schwabe hatte die Heimath, hatte das Vaterland keinen Augenblick vergeſſen, und es machte ihm lähmende Mühe, den Franzoſen eine Form zuzurichten, welche doch auf Deutſchland nicht nur keinen Nachtheil, ſondern ſogar Vortheil bringen könnte. „Und man kann nicht zweien Herren dienen," ſagte er ärgerlich, „und ich möchte heim, und daheim geht's doch gar ſo träg aus der Stelle, und es iſt kein anderer Anknüpfungspunkt auszufinden, als ein literariſcher, und wenn man an dieſem ſich hineinſchwenken will in den Mittelpunkt Deutſchlands, ſo fällt man unter die Zöpfe, welche unter Wiſſenſchaft nichts verſtehen, als von Station zu Station regelmäßig Eingeleerntes."

Er ſchrieb damals an ſeiner Nationalökonomie, die er Cotta angetragen, und war diesmal auch für uns der etwas überſpannt ausſehenden Meinung, daß er mit dieſem Buche eine tiefe politiſche Reform erzwingen werde, wenn Cotta das Buch richtig betreibe.

Wenige Jahre darauf waren unſere Zweifel beſchämt. Man mag dem Liſt'ſchen Syſteme zuſtimmen und mit ihm durch Dick und Dünn gehen wie ich, oder man mag ihm Oppoſition machen — auf der einen wie auf der andern Seite muß man einräumen, daß die Ausbreitung dieſes Syſtems eine tiefe Bewegung hervorgebracht hat und von jetzt noch unabſehbaren Folgen für unſer Vaterland geworden iſt. Die Eng-

Digitized by Google

länder, welche Niemand ſo gründlich kannte als Liſt, ſchelten und ſchmähen nichts Mittelmäßiges, ihr Zorn gegen Liſt war ein ſchlagendes Zeugniß für die Größe ihres Feindes. Neuerdings, da er bei ihnen zum Beſuche war, haben ſie den tapfern Feind von ſchwäbiſcher Hartnäckigkeit doch mit allen Ehren begrüßen müſſen, denn der Tüchtige reſpectirt am letzten Ende doch nur den Tüchtigen. Hätte er doch lieber unter uns dieſe Huldigung gefunden! Sie hätte mit Lebensmuth ſeinen Körper erfriſcht und er wandelte vielleicht noch unter uns in der Kraft, welche ein Greis darin findet, daß man ſeine Exiſtenz feſtigt und hält mit ſtarken Armen. Daran iſt er ſo früh geſtorben, daß er nach den größten Anſtrengungen und nach ſo allgemein ergiebigen, nach ſo ruhmgekrönten Anſtrengungen dennoch auch an der Schwelle des Alters immer nur auf täglich zu erringenden Erwerb angewieſen blieb, daß er immerdar Holz hacken mußte, nachdem und obwohl er weite Strecken unbrauchbarer, ja ungekannter Wildniß in fruchtbares Land verwandelt hatte. Was ſah er vor ſeinem ſchwermüthig gewordenen Geiſte, als er von Kufſtein in die verſchneiten Berge hinaufſtieg, um ſich den Trübſinn des ſchwergewordenen Leibes zu vergehen? was ſah er vor ſich, wenn er hinter ſich blickte? Welche Lehre predigte mit Donnerſtimme ſein durchkämpftes Leben? In der ſchwäbiſchen Heimath war er aufgetreten damals, als das freie, kühne Wort in der Politik noch ſelten war; ſtrenge Forderungen hatte er aufgeſtellt im Ständeſaale und hinweg hatte er flüchten müſſen aus der geliebten Heimath, über's Weltmeer hinüber zu den Hinterwäldlern, die mit dem Urwalde und dem Indianer um die dürftige Exiſtenz ringen. Da galt keine Schulweisheit, er mußte aus perſönlichſten Mitteln ein ganz neues Leben ſchaffen. Er ſchuf es. Denn ſo war der fruchttreibende Kern dieſer Schwabennatur: nackt auf den Strand geworfen errichtete er aus dem ſcheinbaren Nichts eine ergiebige Welt. Als ſeine jungen Jahre verfloſſen waren, war dieſe Welt für ihn fertig, er war wieder ein wohlhabender Mann und ſehnte ſich nach der Heimath, nach der höhern Cultur. Er ſchifft mit den Seinigen über den Ocean zurück, ſein ſtattliches Eigenthum und den hoffnungsvollen Sohn zurücklaſſend für dies Eigenthum. Grauſam rafft ihm der Tod dieſen einzigen Sohn hinweg — ein Schlag, den er nie verwunden — und die Aufſichtsloſigkeit, der jähe Wechſel in Amerika, zerſplittert ihm bis zur Unſcheinbarkeit den Beſitz. Wiederum muß er in Deutſchland ſo gut wie von vorn anfangen. Immer noch iſt er Mannes genug dafür. Er gibt uns die Eiſenbahn und wird dafür abgefunden. Was einem des Geſchäfts im Kleinen kundigen Manne ein ganzes Leben in Fülle geſichert hätte, das bringt ihm nur ein Honorar ein für allemal. Er muß auf neue Gründung eines dauernden Beſitzes denken, und er denkt dabei für unſer Vaterland im großen Style: er bringt uns eine Nationalökonomie, die auf Milliarden Einfluß übt, und was wird ihm dafür? Er kommt in dieſe Hauptſtadt, er kommt in jene, er öffnet dieſem Miniſter, er öffnet jenem die Augen, er findet nirgends einen Staatsmann, der ſolche Genialität dauernd zu verwerthen gewußt hätte, er ſcheitert am letzten Ende überall an der ſteifen, unfruchtbaren Bureaukratie, er findet auch nicht einmal ein Parla-

Digitized by Google

ment, in welchem er ſich, für Jedermann hörbar und erſichtlich, dem Lande als ein zu ſtützender und zu hebender Patriot hätte erweiſen können — er muß Journaliſt bleiben, wie grau, wie weiß ihm die Haare werden, er muß Handarbeit treiben, auch wenn der Körper zuſammenbricht!

Armer Freund, ein ganzes Land konnteſt Du beglücken, aber dies Land konnte Dir nicht einen Acker Erde, konnte Dir nicht ein warmes Haus geben für die traurige Winterzeit des Alters! Dieſer Fluch des zerriſſenen Vaterlandes, in welchem man ſo kinderleicht heimathlos werden kann, in welchem das Genie ſelbſt Niemand angehören darf, dieſer Fluch hat Dich im Schneeſturme oberhalb Kufſtein in den Tod gejagt, und unſere Thränen, unſere Lorbeerkränze, was ſind ſie Deiner verwaiſten Familie?! Was ſind ſie den guten Bürgern und guten Egoiſten, die ſich die Fülle des Leibes ſtreicheln und weiſe ſprechen: Der Staat iſt nicht für Genies vorhanden!

Danket Gott, daß der Staat trotz ſo ſchreiender Undankbarkeit Genies findet, und ſegnet wenigſtens im Stillen dieſes Grab bei Kufſtein, welches einen der tüchtigſten Schwaben, welches eine politiſche Fähigkeit in ſich ſchließt, wie ſie leider verzweifelt ſelten in Deutſchland und wie ſie leider ein ſchwermüthiges Alter finden muß, wenn ſie nicht einen weitblickenden Fürſten und nicht ein wahrhaftes Parlament findet, ein Parlament, in welchem Schwabe und Preuße, Oeſterreicher und Baier, Franke und Sachſe, vor dem Deutſchen zurücktritt. Friedrich Liſt war ein ſolches Parlamentsmitglied in partibus infidelium.

Heinrich Laube.

II.

Aus Berlin.

Die große Zeitungshalle. — Theater und Recenſenten. — Graf Gritti und ſein Contract. — Muſikaliſche Zeitung. — Alfred Meißner.

Die große Zeitungshalle, welche Herr Guſtav Julius hier begründet hat, ſtellt ſich mit jedem Tage mehr in der Gunſt des Publicums feſt, und hier gilt endlich ein Mal in Wahrheit die gewöhnliche Phraſe: daß einem dringenden Bedürfniß abgeholfen wird. Die Zeitungshalle iſt ein Mittelpunkt für Männer aller Klaſſen der Bildung geworden. Der Gelehrtenſtand wie der Kaufmannſtand, der Publiciſt wie der Künſtler und Dichter iſt in dieſen Räumen zu finden. Man hört indeſſen eine Klage, die übrigens dem Beſitzer Dr. Julius nur angenehm zu hören ſein kann, über zu engen Raum, namentlich in den Abendſtunden, wo der Kaufmannsſtand ſeine Cohorten nach Befriedigung ihrer literariſchen Bedürfniſſe ausſendet. Die Dienerſchaft jedoch iſt, merkwürdigerweiſe in Berlin, ſehr höflich und zuvorkommend. Auch mit der Zeitung geht es vorwärts. Wenn auch über den politiſchen Theil viel geredet wird, erfreut ſich der Handelsſtand an der allerdings ausgezeichneten Handelszeitung und das Publicum im Allgemeinen über den gerichtlichen

Digitized by Google

Theil und das mit frischem Geiste geschriebene Feuilleton. Daß dieses neue Organ von den hiesigen drei Zeitungen seit seiner Entstehung mit Mißgunst betrachtet worden, darf keinen der literarischen Verhältnisse Kundigen Wunder nehmen, daß aber kleine Institute, wie z. B. die Königstädtische Bühne sich auf das hohe Pferd setzen, gehört in das Gebiet der fabelhaften Lächerlichkeit, die Alles charakterisirt, was von der Direction dieser Bühne seit einigen Monaten ausgegangen ist. Auf den Antrag des Dr. Julius, um Bewilligung der freien Entreen für die Referenten seines Feuilletons, antwortete ihm die Direction nach monatlicher Frist, daß sie ihm für neue Vorstellungen, ein Parterre-billet zu bewilligen gedenke. Natürlich wurde diese beleidigende Gunst mit Protest zurückgewiesen, da der Redaction nicht unbekannt sein konnte, daß hiesige Winkelblätter sich im Besitz mehrerer Parquetlogenplätze befinden, daß der Hofschauspieler Rott allabendlich zwei Parquetplätze disponibel halte und daß man Freibillets an Tagen der Leere und Einöde dutzendweise verschleudert. Wie anders die Intendantur des Königl. Schauspiels! sie gibt z. B. der Spenerschen Zeitung 6 Plätze. Eine Antwort ist bis jetzt noch nicht erfolgt und läßt sich nicht voraussehen, welche Stellung diese Bühne durch ihre Wunderlichkeit der Presse gegenüber noch einnehmen wird. Der größte Uebelstand liegt in der geschäftsunkundigen Hand der jetzigen Direction, die sich wie aus der neuerdings von ihm angestellten Klage hervorgeht, mit dem Impressario Graf Gritti in einen der einfältigsten Contracte von der Welt eingelassen hat. Derselbe lautet wie folgt: „Graf Gritti stellt der ꝛc. Bühne so viel Sänger für dieses, so viel für jenes Fach und erhält dafür die Hälfte der Einnahme und monatlich 500 Thaler.“ Nach diesem Contract stand es nun dem ꝛc. Gritti frei, sechs Nachtwächter und sechs Harfenmädchen in der italienischen Oper singen zu lassen und er hat sich dieser Freiheit redlich bedient, so daß mit Opfern fremde Sänger aus Italien verschrieben und dieser Contract mit ihm gebrochen werden mußte, daß man die brauchbarsten seiner Mitglieder engagirte. Berlin kann nun und nimmermehr 7 Monate lang italienische Oper erhalten, wenn Wien, wo doch die Noblesse größtentheils italienisch spricht, nur 3 Monate lang sich mit ihr begnügt und die italienische Oper in Wien ist denn doch am Ende eine andere als die unsere.

Ein junger österreichischer Dichter, Herr Alfred Meißner, der seit einiger Zeit zu Besuche hier weilt, verräth durch seine liebenswürdige und bescheidene Persönlichkeit eben so viele Theilnahme als seine Dichtung „Ziska“, die so eben erschienen ist, durch glühende Phantasie und tiefsinnigen Ernst wahre Verehrer findet.

Von neuen literarischen Unternehmungen beginnt am ersten Januar die neue Berliner musikalische Zeitung im Verlag der Herren Bote und Bock ihre Laufbahn. Die noch näher zu veröffentlichenden Abonnementsbedingungen sind, so viel ich bis jetzt erfahren, so vortheilhaft gestellt, daß der Zeitung, wenn sie sich befleißigt, gerecht und strenge ihre Bahn zu verfolgen, ein größerer Kreis als der nur Musikverständiger nicht aus-

Digitized by Google

bleiben kann. Die ersten musikalisch-kritischen Kräfte haben sich an die Spitze des Unternehmens gestellt: Truhe, Kossak, Lange, Geyer, Weiß, auch sind ausgezeichnete Correspondenten in Leipzig, Dresden, Cöln, Wien und im Auslande, in Rom und Paris zum Theil mit nicht geringen Opfern gewonnen worden. Z. Z.

III.

Der Oldenburgische Verfassungsstreit.

Während das übrige Deutschland, und gewiß mit großem Rechte, nicht ermüdet, die preußische Verfassungsfrage bald auf wirkliche Veranlassung, bald nach bloßen Gerüchten zu besprechen, wird, wie die Aachener Zeitung vor einiger Zeit bemerkte, über dieselbe Angelegenheit Oldenburgs und über dessen übrigen Zustände, so weit sie für Deutschland von Wichtigkeit sind, nicht einmal in den beiden Zeitungen des benachbarten Bremen ein Wort laut und der Proceß der kleinen Grafen Bentink macht hundertmal mehr zu schreiben, als das ganze übrige Großherzogthum.

Und doch ist Oldenburg eines der sechs Großherzogthümer Deutschlands, größer als Sachsen-Weimar, größer als die Herzogthümer Braunschweig und Nassau, Alles constitutionelle Staaten, welche im Lichte der Oeffentlichkeit und unter der Controle der öffentlichen Meinung stehen.

Die freisinnige, unter preußischer Censur erschienene Schrift des Professors Hinrichs in Halle, eines geborenen Oldenburgers: „Der Oldenburgische Verfassungsstreit nach gedruckten und ungedruckten Quellen" gibt uns die merkwürdigsten Aufschlüsse über diesen in Deutschland kaum gekannten Bundesstaat*), in welchem eine nirgends so hierarchisch organisirte Beamtenmacht jeden freiern Hauch, jedes über Theatergeschwätz hinausgehende Wort unterdrückt und sowohl die guten Absichten eines freundlich gesinnten und das Rechte und Gute wollenden Fürsten vereitelt, als die Keime freierer Gesinnung in einigen Theilen des Landes erstickt.

Hinrichs sagt S. 104: „Ich kannte die frühere Opposition der Jeverschen Landschaft gegen die Oldenburgische Regierung nur dem Namen nach. Ich hatte wohl davon gehört, aber als von einer Angelegenheit, die längst vorüber und vergessen sei. Da bekam ich während meiner Anwesenheit in Jever zufällig die als „„Manuscript für die Einwohner"" gedruckten Actenstücke der neuesten Geschichte der Herrschaft Jever (d. h. Eingaben an die Regierung, worin die Jeverländer den Zustand ihres Landes schildern, ihre Rechte und Privilegien oder Ersatz für sie durch allgemeine landständische Verfassung des Großherzogthums auf die loyalste und gemäßigtste Weise fordern) in die Hände und man sagte mir, daß Dragoner diese Actenstücke wegnähmen, wo sie sie fänden. Ich las mit steigender Verwunderung diese Actenstücke der neuesten Geschichte meiner

*) Schlosser in Heidelberg, auch ein geborner Oldenburger, nennt in seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts seine Heimath „einen recht finstern Winkel."

Heimath und mein Gemüth empörte sich über die rücksichtslose Behandlung, welche mein Vaterland von der Bureaukratie hat erleiden müssen."

Der Geist in dem eigentlichen Herzogthum Oldenburg gleicht aber nach Hinrichs nicht überall dem wackern Sinn der Jeverländer, von welchen er nachweist, daß sie Jahrhunderte lang bis zur französischen Zeit eine freie, erst durch Oldenburg einseitig aufgehobene altfriesische Verfassung hatten. „In Oldenburg", sind seine merkwürdigen Worte, „dachte man bis vor wenig Jahren an keine landständische Verfassung, man findet daselbst nichts als Spießbürgerthum und serviles Wesen. Aber seit einigen Jahren lebt in der Stadt Oldenburg ein junges Geschlecht, das den Mund voll von liberalen Phrasen hat, auf die Jeverländer schilt, weil diese zu einer Zeit, wo jenes Geschlecht noch nicht geboren war, sich an die historische Grundlage ihrer Verfassung hielten und dies „„Jeverschen Particularismus"" nennt. Das junge Geschlecht verkennt die Jeverländischen Bestrebungen ganz und gar, da die Landschaft die alte Verfassung nicht als solche, sondern zeitgemäß umgebildet und verbessert gefodert hat."

Jeverland besaß also eine einseitig und unter Protest der Einwohner aufgehobene Verfassung; Varel, Eutin (das schöngelegene), Stadt- und Butjoedingerland, Stedingerland baten 1831 um eine landständische Verfassung (und besonders die von Hinrichs mitgetheilte Bittschrift der Eutiner entwarf ein betrübendes Bild von der Art und Weise der Beamtenherrschaft), der Fürst selbst versprach nach der Juliusrevolution freiwillig und unaufgefordert eine solche, er will nach Allem, was man über ihn liest, nur das Gute, aber die Herren Beamten wollen keine Verfassung und wissen die phlegmatischen Altoldenburger auf ihrer Seite zu erhalten.

Merkwürdig ist in Bezug auf die letzte Bemerkung folgender satyrischer Artikel, welchen Hinrichs aus einer der „Jeverländischen Nachrichten", welche er das Organ der Gesinnung der Jeverschen Landschaft nennt, anführt: „Auch Delmenhorst fürchte sich vor Landständen und zwar nicht ohne zureichenden Grund. Delmenhorst habe nämlich die landgerichtliche Jurisdiction, übe sie aber nicht selbst aus, sondern lasse sie durch das dortige Landgericht ausüben, die Sporteln aber würden für die Stadt notirt und gehoben und jährlich an die Stadtkasse abgeliefert. Nun befürchte aber Delmenhorst, daß nach Einführung von Landständen dieses Verhältniß nicht länger fortdauern werde. Es befürchte auch, daß in einer Ständeversammlung der Einfluß der Marschbewohner überwiegend sein werde und daß alsdann die Kosten der Arbeiten zur Beförderung des Gradenanwachses aus der Landeskasse bestritten werden möchten, welche das Mehrste aus den Marschen zieht.

Hinrichs sagt: „Die Marschbewohner, friesischen Stammes, sind politisch für landständische Verfassung, während die Geestbewohner (Oldenburg, Delmenhorst, Vechta, Wildeshausen, die ehemals Münsterschen und Osnabrückschen Antheile und das von dem durch seine absolutischen, von ihm selbst patriarchalisch genannten Grundsätze bekannten Staatsrath Fischer verwaltete Birkenfeld) mehr bureaukratisch gesinnt zu sein

Digitized by Google

ſcheinen.“ Dem entſpricht, daß, wie Hinrichs erzählt, der Stadtrath der Hauptſtadt Oldenburg den Großherzog, als dieſer kürzlich ernſtlich zur Einführung der 1830 öffentlich von ihm verſprochenen, von dem Jeverlande ſo oft verlangten landſtändiſchen Verfaſſung ſchreiten wollte, ihn auf Anſtiften hochgeſtellter Beamten ſchleunig mit acht gegen vier Stimmen bat, dies doch ja nicht zu thun, beſonders aus dem Grunde, „daß, wenn die Stände auf Reducirung oder Verlegung des Militairs bringen würden, dieſes die Stadt empfindlich treffen könne; auch befinde man ſich ja ohne Stände ſo wohl.“

Weiteres nach der Hinrichs'ſchen Schrift über den Oldenburgiſchen Verfaſſungsſtreit zu ſagen und aus den vollſtändigen, gemäßigten und doch entſchiedenen Beſchwerden der Jeverländer, wie aus den Antworten der Behörden (z. B. „Unterthanen dürften nur bitten und wünſchen, Gravamina oder Beſchwerdung in Bezug auf Rechte ſeien unziemlich“) möchte hier zu weit führen. Von den Tagesblättern hat die conſervative Allgemeine Zeitung in Bezug auf dieſen Gegenſtand die liberalen Zeitungen, mit Ausnahme der Aachener, alle beſchämt; die Bremer- und Weſer-Zeitung haben noch kaum ein Wort über die Hinrichs'ſche Schrift geſagt, wahrſcheinlich bindet das Intereſſe der Verleger den Redacteurs die Hände.

Berlin im November 1846. ⊙

IV.

Die Hoſen des Herrn von Bredow.

In unſerer Kritik iſt man ſelten eilig mit anpreiſendem Lobe und doch iſt es eine ſo angenehme Genugthuung für uns ſelbſt, wenn wir dem Autor, welcher uns Freude gemacht, raſch und lebhaft unſern Dank ausdrücken können. Das will ich hiermit thun, indem ich Willibald Alexis ſage, daß ich mit großer Freude ſeinen neuen Roman „Hans Jürgen und Hans Jochem“, die erſte Abtheilung der „Hoſen des Herrn von Bredow“ geleſen habe, und indem ich dem Publicum die Verſicherung gebe, daß es in dieſem vaterländiſchen Romane eine kräftige, geſunde und für den unverzärtelten Magen wohlſchmeckende Speiſe erhalten hat. Bekanntlich hat dieſer ſo eben erſcheinende Roman das Unglück gehabt, als Manuſcript eine Feuersbrunſt in der Druckerei beſtehen zu müſſen. Das Schickſal aber iſt in ganz hiſtoriſcher Conſequenz dieſen ſtets glücklichen „Hoſen des Herrn von Bredow“ gnädig geblieben, und es ſind nur ein Paar Bogen des Romans vom Feuer vernichtet worden. Alexis iſt im Stande geweſen, ſie noch einmal zu ſchreiben, und obwohl er damals bitterlich klagte, daß er nicht im Stande ſei, ſie in urſprünglicher Friſche wieder herzuſtellen, ſo habe ich doch jetzt bei der Lectüre nicht entdecken können, an welcher Stelle die Feuerlücke habe ergänzt werden müſſen.

Der Roman ſpielt zu Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts in der Mark. Die Umgegend von Berlin und Potsdam, das Havelland und

Digitized by Google

Berlin selbst ist der Schauplatz. Der junge Kurfürst Joachim zerbricht den Märkischen Adel; dies ist der Kern. Daraus ergibt sich mancherlei Spiegelung auf Interessen und Persönlichkeiten, welche Damaliges jetzt wiederholen, und insofern wird auch derjenige Leser in dem Buche seine Rechnung finden, welcher die Gegenwart durchaus nicht aus dem Auge verlieren will. Keineswegs indessen empfehle ich das Buch blos aus diesem Grunde. Um jenen Kern schlingt und breitet sich ein kräftiges und mannichfaltiges Charakter- und Familienleben des Märkischen Ritters, ein tief eingehendes Darstellen in Sitten und Sagen, und ein derber einfacher Ton legt über Alles eine satte, tüchtige Farbe. Wie selten ist so volles Lob auszuschütten über neue Bücher, und wie sollte man sich also nicht beeilen bei so günstiger Gelegenheit, namentlich einem Schriftsteller gegenüber, welcher im Vorworte nicht mit Unrecht klagt über mannichfache Verunglimpfung und Vernachlässigung von Seiten einer launischen Kritik, über den Undank im Allgemeinen, welchen die schöpferische Schriftstellerei in Deutschland zu finden pflegt. Er hofft, daß auch in der Märkischen Heimath die Dünste und Nebel aus dem Mittelalter, welche die so klar vorgezeichnete preußische Entwickelung gestört, beim nächsten Sonnenschein oder Sturm verschwinden würden, und diese Hoffnung erhält ihm den Muth für romantische Gestaltung der Märkischen Geschichte. Dieser Roman sei nur das Vorspiel eines andern, welcher die Reformation in der Mark zum Gegenstande haben solle. Jener Muth auf gute Zukunft bewahre ihn denn auch frisch, wenn die launenvolle Kritik oder wenn die politische Kritik, welche die Wahrheit gefärbt haben will, ihm zurufe, daß seine Kräfte nachließen. „Ehedem", setzt er hinzu, „war ich dies von der liberalen Seite gewohnt; daß mir jetzt von der entgegengesetzten, aus den Berichtigungsbureaus der poetische Athem ausgeblasen werden soll, war mir allerdings überraschend, aber in der Wirkung wirklich nicht schreckhaft. Es ist wohl selten ein Schriftsteller in einem kurzen Leben so oft todt gemacht worden als ich. Soll ich sterben, so muß der Todespfeil in anderes Gift getaucht sein; ich habe eine Dauernatur, vielleicht eben, weil ich nicht vom Augenblicke leben noch ihm mich selber opfern will."

Und wirklich, Wilibald Alexis ist uns Allen darin ein tröstliches Beispiel, daß man in tiefster Verbindung mit dem ächten Geiste seiner Zeit eine selbständige Welt bewahren und ausbilden, daß man allerlei Schmähung von Seiten kurzsichtiger Richter getrost überdauern und durch unablässiges Schaffen endlich doch immer wieder zu vollwichtiger Geltung, ja zu einer um so festern Geltung gelangen kann, je öfter das Urtheil geschwankt hat. Die Kritik muß endlich bekennen, daß nur die wirklich selbständigen und begabten Menschen nicht immer mit dem Strome schwimmen und doch allein als kräftige Wahrzeichen für Untiefen und Strudel, welche zu besiegen waren, über dem Wasserschwalle bleiben können. Zu solchen gehört Wilibald Alexis.

Digitized by Google

Notizen.

Regierungs-Paſſionen. — Der Zahnarzt und die Vergeſſenheit. — Der Erſte in der Ueberſetzung. — Volksmährchen von Bode.

— Was ſie im Großherzogthum Heſſen wollen, verſteht ein einfaches Menſchenkind nicht. Da iſt ein Land, welches bisher zufrieden mit ſeiner Regierung war, bis dieſe auf den Einfall kommt, es durchaus noch zufriedener zu machen und ihm zu Weihnachten ein neues „verbeſſertes“ Geſetzbuch zu ſchenken. Vergebens ſchreien die Rheinheſſen: Wir bitten dringend, uns in unſerer bisherigen Zufriedenheit zu laſſen, da wir mit ihr ſehr zufrieden ſind. Die Regierung behauptet, ſie könne das nicht zugeben, die jetzige Zufriedenheit ſei eigentlich gar nicht begründet geweſen, und es ſei durchaus ihre Pflicht, Zufriedenere zu bilden, ſelbſt wenn die Zufriedenen darüber unzufrieden werden ſollten. Und nun beginnt ſie das Land plötzlich dergeſtalt in die höchſte Zufriedenheit hineinzuregieren, daß ſie in dem luſtigen Rheinlande ihre Narrhallafeſte einſtellen und die ernſthafteſten Mienen annehmen. Iſt das nicht wie Jemand, den man lachen machen will und ihn ſo lange kitzelt, bis er zu keuchen anfängt? Das Regieren ſcheint bei vielen Staatsmännern eine ererbte Paſſion, wie die Jagd eine iſt. Da es keine Wölfe und Bären mehr auszurotten gibt, ſo jagt man, um nur in der Uebung zu bleiben, Spatzen und Kaninchen; da es nichts zu geſetzgebern mehr gibt, ſo will man die „Mängel“ des Code Napoléon umſetzen. Vergebens ſchreit das Volk: Wir ertragen gern die Kaninchen und die Spatzen des Code Napoléon, wenn uns nur das Feld nicht umgewühlt wird, das wir ſeit fünfzig Jahren beſitzen. Die Jagdpaſſion antwortet quod non: Das Vertreiben der Spatzen iſt eine Hauptaufgabe einer pflichtbewußten Regierung und es iſt mit einer gänzlichen Umwühlung des Ackers gar nicht zu theuer erkauft. Was für Saat aber aus dieſen Furchen emporſchießt, wird ſie erſt die Zukunft lehren.

— Man kennt die Anekdote von jenem durchlauchtigen alten Herrn, der mit zwei ſtehenden Witzen alle ſeine Gäſte regalirte: 1. Was würde ich thun, wenn ich ein Zahnarzt wäre? — Ich würde der Zeit ihren Zahn ausreißen! Hahaha! 2. Was würde ich thun, wenn ich ſchwimmen könnte? — Ich würde mich ins Meer der Vergeſſenheit ſtürzen! Hahaha! Man kennt auch die verblüffte Miene dieſes alten Herrn, als ihm einſt ein Schalk, der ſchon früher von dieſen zwei ſtehenden Witzen unterrichtet war, auf die erſte Frage gleich die zweite Antwort gab: „Was würde ich thun, wenn ich ein Zahnarzt wäre?“ — „Sie würden ſich ins Meer der Vergeſſenheit ſtürzen!“ — An dieſe Anekdote erinnert die gegenwärtige Handlungsweiſe Frankreichs. Was würden Sie thun, wenn Sie ein Zahnarzt wären? haben die Polen mit pochenden Herzen durch funfzehn Jahre gefragt. Was würden Sie thun, wenn ein Zahn aus den Tractaten von 1815 wacklig und angefreſſen würde? Und alljährlich ertönte die Proteſtation in der franzöſiſchen Kammer mit großen Worten zu Gunſten der polniſchen Nation. Jetzt wo Krakau

Digitized by Google

einverleibt wurde und die französische Ministerpresse sogar sich die Aermel aufschürzte und mit den Zangen klapperte, als wollte es mit einem Riß den angebohrten Krakauer Zahn aus den Kiefern der drei Mächte herausziehen, jetzt frugen die Polen und Polenfreunde gespannter als je: Nun, Zahnarzt, was wirst du thun? — Und nach einer Pause voll Erwartung lispelt leise und verschämt das französische Cabinet: Ich werde mich ins Meer der Vergessenheit stürzen!

— Trotz der großen Völkerwanderung deutscher Literaten, die alljährlich ihren Zug nach Paris nimmt, trotz der zahllosen deutschen Sprachmeister, die dort ihren Sitz haben, fehlt es den französischen Blättern immer noch an guten Uebersetzern deutscher Artikel. Ein Bock, der jetzt durch alle französischen Blätter läuft, befindet sich in dem Oesterreichisch-Krakauer Manifest, das mit den Worten beginnt: Wir Ferdinand der Erste u. s. w. In den meisten Pariser Blättern, die dieses Aktenstück brachten, beginnt die Uebersetzung mit den Worten: Nous Ferdinand d'Este etc.

— Die Mährchenzeit ist wieder da; Weihnachten schlägt sein Zelt auf und die Buchläden schmücken sich mit hundert neuen Fabeln- und Mährchenbüchern. Das ist die glücklichste Zeit deutscher Phantasie. Das Gemüth des Deutschen hat einen wahren Glaubenshunger; es muß zweimal des Tags etwas zu glauben haben, wie der Magen zweimal des Tags etwas schlucken will. Es ist ein Straußengemüth, das deutsche, und darum glaubt es Dinge, welche keine andere Nation verdaut. Es glaubt an die deutsche Einheit, an die preußische Constitution und an tausend andere schöne Geschichten mit und ohne Illustrationen. Und damit die deutsche Jugend recht zeitig den Weg politischer Rechtgläubigkeit einschlägt, erscheinen mit jedem neuen Jahre tausend Mährchen wunderbar, die Phantasie des Kindes an das Unerhörte zu gewöhnen, damit seine politische Last in reifern Jahren ihm nicht zu schwer wird und er sich gewöhne, die traurigsten und schändlichsten Dinge zu hören, ohne darüber zu stutzen. Eins der schönsten Mährchenbücher dieses Jahres ist soeben bei Otto Wigand erschienen: Volksmährchen aus der Bretagne von H. Bode. In diesem Büchlein ist wenigstens Poesie und Leben und die Kinderphantasie bekommt wenigstens keine solchen stubendumpfen, hektischen Wundererzählungen, wie in den Dutzenderfindungen unserer gewöhnlichen Schulmeister, genannt Kinderschriftsteller. Da ist Luft und Freiheit. Fast sämmtliche Sagen dieser bretannischen Großmütterchen spielen im Freien, im Wald und Fluß, überall ist Naturwüchsigkeit und Unmittelkeit und man merkt es ihnen an, diese Geschichten haben den Zweck, einen freien Naturſohn, aber nicht einen im beschränkten Unterthansverstand erzogenen Menschen zu erziehen. Der freie Luftzug aus der Bretagne wird Manche unserer deutschen Kinderphantasie wohlthätig erquicken.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Die Verfolgung Friedrich List's im Jahre 1821.

Schwaben, das der deutschen Poesie ihren Schiller und Uhland gegeben, das die Philosophie durch Hegel und Schelling umgewälzt hat, sandte auch den nationalökonomischen Reformator, dessen trauriges Ende überall so gerechte Theilnahme erregt und dem auch seine Feinde nicht den schöpferischen Genius und das Verdienst, die Volkswirthschaft den Deutschen näher gebracht zu haben, absprechen können. Hier in Würtemberg ist man überzeugt, daß zu jener Melancholie, welche den felsenfesten Charakter endlich übermannte und in die Katastrophe hinriß, der erste Grund gelegt wurde durch die Schicksale, welche über List in den Jahren 1821 bis 1823 ergingen und deren er stets nur mit den bittersten Empfindungen gedachte. Da jene gegen List verfügte Verfolgung unverkennbar viele Aehnlichkeit hat mit gewissen Vorgängen der neuern Zeit im übrigen Deutschland, so werden einige Mittheilungen darüber am Platze sein.

List, von je ein unerschrockener Verfechter Dessen, was er für Wahrheit erkannte, dabei ein fertiger Demokrat, wie sich das von dem Sohne der alten tapfern Reichsstadt Reutlingen erwarten ließ, hatte, durch Mißstimmungen veranlaßt, seine Professur in Tübingen niedergelegt und war in die Abgeordnetenkammer getreten. Damals wehte in vielen Geistern noch die frische Luft von 1817, man glaubte und strebte noch. Aufgefordert von den angesehensten Bürgern Reutlingens und berufen durch seine umfassende Kenntniß des Staatshaushaltes, verfaßte er eine Petition an die Ständekammer, worin folgende Stelle vorkam: „Ein oberflächlicher Blick schon auf die Verhältnisse Würtembergs muß den unbefangenen Beobachter überzeugen, daß die Gesetzgebung und Verwaltung unsers Vaterlandes an Grundgebrechen leiden, welche das Mark des Landes verzehren und die bürgerliche Freiheit vernichten. Eine von dem Volk ausgeschiedene, über das ganze Land ausgegossene,

in den Ministerien sich concentrirende Beamtenwelt, unbekannt mit den Bedürfnissen des Volkes und den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, in endlosem Formenwesen kreisend, behauptet das Monopol der öffentlichen Verwaltung, jeder Einwirkung des Bürgers, gleich als wäre sie staatsgefährlich, entgegenkämpfend; ihre Formenlehren und Kastenvorurtheile zur höchsten Staatsweisheit erhebend, eng unter sich verbündet durch die Bande der Verwandtschaft, der Interessen, gleicher Erziehung und gleicher Vorurtheile. Wo man hinsieht, nichts als Räthe, Beamte, Kanzleien, Amtsgehülfen, Schreiber, Registraturen, Actenkapseln, Amtsuniformen, Wohlleben und Luxus der Angestellten bis zum Diener herab. — Auf der andern Seite Unwerth der Früchte, Stockung der Gewerbe, Fallen der Güterpreise; Klagen über Geldmangel und Abgabensteuerpresser, Gantungen, bittere Beschwerden über unredliche Magistrate, gewaltthätige Beamte, geheime Berichte, Mangel an Unparteilichkeit der Obern; Jammer und Noth überall. Nirgends Ehre, nirgends Einkommen, nirgends Fröhlichkeit, denn allein im Dienstrock. — Die Verwaltungsbehörden ohne Kenntniß des Handels, Gewerbes und Ackerbaues und, was noch schlimmer ist, ohne Achtung für die erwerbenden Stände, auf todte Formen und veraltete oder unpassende Büreaugesetze versessen, die Nationalindustrie meist mehr hemmend als fördernd. Die Rechtspflege kostspielig, endlos, unbehülflich, aller Oeffentlichkeit und einer gesunden Gesetzgebung ermangelnd, häufig von Männern verwaltet, welche statt an dem reinen und frischen Quell der gesunden Vernunft und des praktischen Lebens zu schöpfen, ihre Weisheit aus einer längst versunkenen Welt heraufholen. — Die Staatsfinanzwirthschaft endlich in ihrem durch die schwülstige Verwaltung verursachten Aufwand alle Verhältnisse übersteigend, in ihrem Einkommen den Verkehr erschwerend, die Industrie hemmend, Unterschleife begünstigend, kostspielig und unbehülflich in der Erhebung, ohne Gleichheit in der Einrichtung, das Ganze ohne Plan und staatswirthschaftliches Princip, dies ist ein kurzer, aber getreuer Abriß unserer Verwaltung."

Ehe noch diese lithographirte Petition verbreitet werden konnte, ertheilte ein Befehl des Justizministers von Maucler dem Gerichtshofe zu Eßlingen den Auftrag, gegen List wegen der im Obigen mitgetheilten Stellen mit Criminaluntersuchung einzuschreiten. Dies geschah, und zugleich trugen die Anhänger der Regierung in der Kammer darauf an, daß List vorläufig aus der Kammer ausscheiden solle. Nach hartnäckigem Kampf siegte dieser Antrag mit geringer Mehrheit; ein Ereigniß, welches in Verbindung mit jener von Regierungswegen an-

Digitized by Google

geordneten Unterſuchung die Oppoſition ſo tief von dem Unwerthe der ſtändiſchen Verfaſſung Würtembergs *) und von der Unvereinbarkeit der eigenen Beſtrebungen mit dem herrſchenden Syſtem überzeugte, daß ſie bis nach der Julirevolution auf die fernere Theilnahme an ſtändiſcher Wirkſamkeit verzichtete, wie denn damals namentlich Uhland und Schott, welche Liſt auf's Entſchiedenſte vertheidigt hatten, ſofort austraten. Der Juſtizreferendar von Prieſer aus Augsburg, welcher damals (und zwar, wie in der Kammer damals behauptet wurde, ungeſetzlicherweiſe) als Richter gegen Liſt mit aufgetreten war, wurde ſpäter Mitglied der Mainzer Centraluntersuchungs-Commiſſion und iſt jetzt Juſtizminiſter, während Herr von Maucler die oberſte Landesbehörde, den k. Geheimen Rath präſidirt; von den Kammermitgliedern, welche ſich für Liſt's Ausſchließung beſonders vernehmen ließen, wurde Herr Weishaar nachmals Miniſter, die HH. Boley und v. Gaisberg Präſidenten des Obertribunals, Hr. Advocat Feuerlein Obertribunalsrath, Hr. Advocat Gmelin Staatsrath, Hr. Moſthaf Regierungsdirector, Hr. Autenrieth Univerſitätskanzler. Auch alle evangeliſchen und katholiſchen Prälaten ſtimmten gegen Liſt. Vergeblich ſuchte dieſer ſowohl in der Kammer, als durch ſchriftſtelleriſche Thätigkeit den Beweis für die Wahrheit ſeiner Behauptungen zu führen, von welchen er auf's Lebendigſte überzeugt war und auch ſpäter niemals abging, vergeblich ward er hierin von ſeinen Meinungsgenoſſen in der Kammer unterſtützt (es wurde z. B. damals ſchon die würtembergiſche Cenſur in der Art gehandhabt, daß laut einer Mittheilung im Ständeſaale einem Blatte der Satz geſtrichen wurde: „Im Himmel gilt kein

*) Dieſelbe wurde bekanntlich im Spätſommer 1819 ſehr eilfertig berathen und angenommen, weil man die Beſorgniß zu verbreiten wußte, daß die Karlsbader Beſchlüſſe ſelbſt das Wenige, wenn es nicht vorher noch verbürgt werde, nehmen könnten. Die Fehlerhaftigkeit dieſer Verfaſſungsurkunde erfuhr Liſt ſelber; der §. 185 ſagt: „Niemand kann wegen ſeiner in der Ständeverſammlung gehaltenen Vorträge und gegebenen Abſtimmungen zur Verantwortlichkeit gezogen werden.“ Bis hierher iſt der §. ſehr deutlich und löblich. Nun fährt er aber fort: „Jedoch ſind Beleidigungen und Verleumdungen der Regierung, der Ständeverſammlung oder einzelner Perſonen nach den beſtehenden Geſetzen in dem ordentlichen Weg des Rechtes unterworfen.“ Damit iſt der erſte Satz vollſtändig aufgehoben und kommt der ganze §. neben die Stelle im Beaumarchais zu ſtehen: On me dit, que, pourvu que je ne parle en mes écrits ni de l'autorité, ni du culte, ni de la politique, ni de la morale, ni des gens en place, ni des corps en crédit, ni de l'opéra, ni des autres spectacles, ni de personne, qui tienne à quelque chose, je puis tout imprimer librement.

Anſehen der Perſon mehr"), vergeblich ſetzte Liſt in ſeiner gerichtlichen Unterſuchung, deren Acten den zweiten Band der Zeitſchrift „Themis" bildeten, mit männlichem Freimuth und vielem Scharfſinn auseinander, daß er keine Perſonen beleidigt habe, einen für verwerflich erkannten Zuſtand aber unmöglich als Volksvertreter ruhig mit anſehen könne; vergeblich berief er ſich darauf, daß er unmittelbar nach dem incriminirten Paſſus ſo fortgefahren: „Weit entfernt, der jetzigen Regierung vorzuwerfen, was die Irrthümer von Jahrhunderten dem Bürger Schlimmes aufgelaſtet, erkennen wir vielmehr ꝛc. ꝛc."; vergeblich erklärten auch die angeſehenſten Bürger der Handelsſtadt Heilbronn (500 an der Zahl) in einer Eingabe an die Kammer, Liſt habe nur Wahrheit geſprochen. Die Kammer ließ die Eingabe als verbrecheriſch vernichten, und gegen Liſt wurde die Unterſuchung auf's heftigſte und umfaſſendſte fortgeführt; ja er wurde, als er Grundſatzhalber ſich weigerte, dem Richter wegen ſeines in der Kammer gehaltenen Vertheidigungsvortrages Rede zu ſtehen, im Auftrag des Gerichtshofes mit Stockprügeln bedroht, und ſchließlich durch Urtheil deſſelben Gerichtshofes vom 6. April 1822 „wegen Ehrenbeleidigung und Verleumdung der Regierung, der Gerichts- und Verwaltungsbehörden und Staatsdiener Würtembergs, ausgezeichnet durch die damit concurrirende Uebertretung der §§ 6 und 8 des Geſetzes über die Preßfreiheit, mittelſt öffentlicher Verbreitung jener Injurien in Druckſchriften, und Begehung des in Art. 25 des Geſetzes über Staats- und Majeſtätsverbrechen vorgeſehenen Staatsverbrechens, unter ſehr erſchwerenden Nebenumſtänden, deſſen er für überwieſen zu achten, auch unbotmäßigen Benehmens gegen das Inquiſitoriat, zu zehnmonatlicher Feſtungsſtrafe, mit angemeſſener Beſchäftigung innerhalb der Feſtung, und Bezahlung von $\frac{11}{12}$ der Unterſuchungskoſten" verurtheilt*). Liſt rettete ſich durch die Flucht und hielt ſich erſt in Straßburg, dann in der Schweiz auf, während er von der Recursinſtanz die Aufhebung jenes ſtrengen Urtheiles, ſo wie der Vermögensbeſchlagnahme hoffte. Allein nach einem halben Jahre erkannte das Obertribunal einfach beſtätigend. Eine Beſchwerde Liſt's an den König, worin er ſich mit gewohntem Frei-

*) Hätte damals ſchon die ſeither ereirte Amtsehre beſtanden, welchem Begriff ſeit dem drakoniſchen Strafgeſetz von 1839 ſo viele Opfer fallen, ſo wäre die Strafzeit wohl noch erſtreckt worden. Man bedenke, daß Liſt insgemein alle würtembergiſchen Staatsdiener beleidigt haben ſollte; bis nun die Amtsehre jedes Einzelnen Genugthuung erhielt, wie lange mußte Liſt büßen?

Digitized by Google

muthe vertheidigte, blieb ohne Erfolg. Doch ſcheint man, nachdem ſeine Beleidigung der Staatsdienerſchaft einigermaßen durch den eclatanten Verluſt ſeiner Abgeordnetenſtelle, durch eine lange peinliche Unterſuchung und durch die koſtſpielige Selbſtverbannung aus dem Vaterlande geſühnt, auch für den demokratiſchen Geiſt der Kammeropoſition an Liſt ein Exempel ſtatuirt war, die äußerſte Conſequenz für unnöthig gehalten zu haben, wenigſtens durfte Liſt nun einen Theil ſeiner Strafe erſtehen und dann nach Amerika auswandern. Auf Hohenaſperg mußte der geniale begeiſterte Volksvertreter, der intellectuelle Urheber des deutſchen Zollvereins, der Mann, mit welchem in den letzten Jahren manche Fürſten und Miniſter freundlich verkehrten, der Schriftſteller und Agitator von europäiſchem Rufe, als Feſtungsſträfling Zwangsarbeit verrichten, durfte aus Vergünſtigung Acten für die Canzleien abſchreiben!

Von den vierzig Wünſchen, welchen jene incriminirte Stelle der Petition zur Einleitung diente, iſt ſeither nur der geringſte Theil verwirklicht worden, während die meiſten und wichtigſten Punkte: Abſchaffung der lebenslänglichen Gemeinderathsſtellen, Selbſtſtändigkeit des Gemeindeweſens, Oeffentlichkeit der Rechtspflege mit Geſchworenen, Aufhebung der unnöthigen Kreisſtellen, Vereinfachung des Abgabenſyſtems, Fixirung der Zehnten und Gülten, Veräußerung der Staatsdomainen, Beſchränkung des Staatsaufwandes, namentlich in den Departements des Kriegs und des Auswärtigen, heute ſo wenig wie vor einem Vierteljahrhundert erledigt ſind. Sic traditur vita.

Digitized by Google

Erzählungen eines Schauspielers.

Von

Roderich Benedix.

2.

Ungefähr ein Jahr mochte ich in diesen Verhältnissen gelebt haben und ich fing an, mich heraus zu sehnen. Ich fühlte mich, ich wollte vorwärts. Wir hatten bei der Gesellschaft ein recht hübsches Männerquartett zusammengebracht, und wir vier beschlossen zusammen zu reisen und uns nach Anstellungen bei bessern Theatern umzusehen. Wir kündigten deshalb unsere Verhältnisse auf.

Als jedoch die Kündigungszeit um war und der Director uns neue Vorschläge machte, zogen zwei von unserm Quartett ihr Wort zurück und einigten sich wieder. Wir zwei andern blieben jedoch bei unserm Entschlusse. Mein Gefährte mußte indessen noch sechs Wochen in seinem Vertrage bleiben und so reiste er mit der Gesellschaft ab, während ich allein zurückblieb, um ihn zu erwarten. So saß ich sechs Wochen in Palmenhain, ohne Beschäftigung und ohne Geld, denn von Ersparnissen war bei uns nicht die Rede. Ich versuchte eine Abendunterhaltung zu geben, die gewöhnliche Zuflucht armer Schauspieler, allein diese brachte mir auch nur wenige Thaler ein. Da erhielt ich eines Morgens einen Besuch von einem reisenden Schauspieler, Namens Gaul, der mich zur Betheiligung bei einem Unternehmen aufforderte. Dieser Gaul hatte seine gute Anstellung verlassen, in der Hoffnung, bei einem Hoftheater ein Unterkommen zu finden, war daselbst auch zum Gastspiel gelangt, hatte aber nicht gefallen und saß nun mit Frau und Kindern in Schlehdorf, etwa eine Stunde von Palmenhain, in der bittersten Noth, ohne Geld, ohne Aussicht, ohne Mittel, seine Reise fortzusetzen. Jetzt kam er zu mir, mit dem Vorschlage, mit ihm zusammen einige Vorstellungen in Schlehdorf zu ver-

Digitized by Google

anſtalten. In Palmenhain war ein Liebhabertheater, und da ich hier bekannt war, hoffte er durch meine Vermittelung von der Liebhabergeſellſchaft etwas an Decorationen geliehen zu bekommen. Das war ganz gut, aber in Schlehdorf? Schlehdorf war eine der kleinſten unter den kleinen Städten, bewohnt größtentheils von armen Kohlenbergleuten; ich zweifle, ob ein Handwerker daſelbſt ſich befand. Ich fragte weiter — ein Saal war in Schlehdorf nicht zu finden — nicht einmal ein ganz kleiner. Alſo wo ſpielen? Indeſſen Gaul hatte guten Muth und wußte für Alles Rath. Er hatte einen grünen Raſenfleck ausfindig gemacht, dicht vor der Stadt, der mit regelmäßigen Lindenreihen beſetzt war, und zwiſchen dieſen Linden ſollte Leinwand geſpannt, überhaupt die Bühne aufgeſchlagen werden. Ich ſchüttelte den Kopf und fragte nach unſern Kräften. Seine Frau, er und ich war Alles, worüber wir verfügen konnten. Ich ſchüttelte noch ſtärker den Kopf, allein Gaul nannte mir gleich eine Menge kleiner Stücke, die wir drei geben könnten, erzählte mir von der Theaterluſt der Schlehdorfer, die nie eine Bühne geſehen hätten, und war voll der größten Hoffnungen. Ich ging mit nach Schlehdorf. Da ſaß die Familie von vier Kindern, mit einer alten Mutter in einer jämmerlichen Lehmkammer, mit einem Bette. Mühſam bekamen ſie die wenigen Nahrungsmittel geborgt, die ihr Leben friſteten, und die Leute, welche die Kammer vermiethet hatten, fragten mit jedem Blicke nach den wenigen Groſchen Miethgeld. Jetzt begriff ich allerdings, daß Gaul etwas thun mußte. Wie war der Mann ſo zurückgekommen, der in den beſten Verhältniſſen gelebt hatte und der ein wirklich talentvoller Schauſpieler war? Leider nicht ohne ſeine Schuld. Er war zwar ſehr gutmüthig, gefällig, liebenswürdig — aber er ſpielte. Indeſſen hier halfen keine Redensarten — Gaul mußte wenigſtens verſuchen, aus ſeiner erbärmlichen Lage herauszukommen; ein anderes Mittel, als er mir vorſchlug, wußte ich auch nicht, alſo mußte ich ihm helfen, ſo wenig ich auch ſeine Hoffnungen theilte. Ich wandte mich alſo an die Liebhabergeſellſchaft und erhielt die nöthigen Decorationen geliehen — ich beſorgte auch den Zettelbruck in Palmenhain, — denn in Schlehdorf wird in den nächſten fünf Jahrhunderten noch keine Druckerei errichtet. Gaul übernahm dagegen die Einrichtung der Bühne und das Anſpornen des Schlehdorfer Publicums. Publicum — du lieber Gott — die guten Schlehdorfer mochten Komödianten wohl für Abgeſandte des Gottſeibeiuns halten, denn ſie ſahen uns mit halb bedauernden, halb verabſcheuenden Blicken an, wenn wir einmal durch die Straßen gingen.

Digitized by Google

Am Mittag des bestimmten Tages wanderte ich also nach Schlehdorf, um da zu gastiren. Es war das erste Mal, daß ich überhaupt gastirte. Gaul hatte zwischen vier Linden Leinwand spannen lassen — oben war es offen, die Baumzweige das einzige Dach. Einige Coulissen waren aufgehangen und ein Vorhang. Der Boden war der Rasen. Im Zuschauerraum standen drei Holzbänke — erster Platz à 5 Sgr., hinter ihnen war zweiter Platz à 2½ Sgr. zum Stehen. Ich besah mir die Einrichtung, sie war ganz niedlich. Wir probirten unsere kleinen Stücke, und um die Stunde des Anfangs setzten wir uns erwartungsvoll an den Eingang des Zeltes, um die Fünfgroschenstücke für den ersten Platz einzunehmen, und auch die kleinere Münze für die Stehplätze nicht zu verschmähen. Doch weiß der Henker, ob damals eine Geldkrisis in Schlehdorf war, wir warteten und warteten — und warteten — Niemand kam — Niemand wenigstens, der Fünfgroschenstücke brachte. Aber andere Gäste ließen sich sehen — die Schlehdorfer Straßenjungen. Die Jungen haben immer mehr Herzhaftigkeit, als die Alten und mochten sich weniger vor uns Teufelsbraten scheuen, als ihre gottesfürchtigen, fünfgroschenstückarmen Aeltern. Da nun bekanntlich die armen Städte immer sehr reich an Kindern sind, da in Schlehdorf wenig Ständeunterschied herrschen mochte und demnach seine sämmtliche Jugend zu den Straßenjungen zählte, so sammelte sich ein ganz ansehnlicher Schwarm barfüßiger, pelzbekappter, kurzhosiger, ungewaschener Jungen um unsere — Kunstanstalt. Neugierig umstanden sie uns erst von fern, rückten dann in großen Kreisen immer näher und begannen plötzlich die umliegenden Bäume zu erklettern, von wo sie bequem in das Innere unsers Thalientempels schauen konnten. Die Zeit des Anfangs war längst vorbei, die Sonne machte bedenkliche Anstalten zum Untergehen, da sie doch die Stelle der mangelnden Gasbeleuchtung vertreten sollte — und noch war kein Gast erschienen, unser Schaugericht in Augenschein zu nehmen. Da endlich erschienen von der andern Seite drei muthvolle Männer, sicher waren sie nicht aus Schlehdorf, und nahten sich zweifelnden Schrittes und fragten: „was das kosten thäte?" Wir nannten den Preis — sie zogen sich zurück und pflogen Berathung, endlich boten sie zusammen vier Silbergroschen. Jetzt kam Humor in die Sache — lachend strich ich die vier Groschen ein und ließ die Waghälse Platz nehmen. Uns war das Warten schon zu lange vorgekommen, den Jungen auf den Bäumen kam es aber noch länger vor, und sie begannen ihre Ungeduld durch einige Steinwürfe zu äußern, die sie ge-

Digitized by Google

gen die Bühne richteten. Hätten wir das Militair aus Leipzig oder Cöln gehabt, wir würden ihre Steinwürfe schon mit Kugeln und Bajonettstößen erwidert haben, allein so waren wir schutzlos dem entfesselten Muthwillen der auf's Höchste gereizten Ungeduld der Schlehdorfer Gassenbuben Preis gegeben. Dauerte der Steinhagel länger, so verdarb er uns die Leinwand und die Decorationen und wir mußten großen Schadenersatz leisten. Was thun? Auf Einnahme durften wir doch nicht mehr hoffen — so riefen wir denn die Jungen von den Bäumen herab, hießen sie Platz nehmen in den den Musen geweihten Hallen, zogen den Vorhang auf und spielten dem so versammelten Publicum den Eckensteher Nante im Verhöre vor. Wir hatten zwar kein Buch, hatten das Stück kaum einmal gesehen — allein aus dem Stegreife brachten wir die uns im Gedächtniß haftenden Witze des kleinen Stückchens vor — von denen unser Publicum allerdings nicht eine Sylbe verstand. Zum Schluß rief Gaul, der den Actuarius machte: ‚Nun, lieber Eckensteher, wollen wir auch eins singen!" — und wir stimmten an, Arm in Arm geschlungen: „Kommt a Vögerl geflogen, setzt sich nieder auf mein Fuß" — die drei Männer für vier Silbergroschen schüttelten bedächtig die Häupter über das Teufelswerk, die Schlehdorfer Jugend aber zog von dannen, besiegt von der Macht der Kunst. Das war der erste Versuch, Kunstsinn in Schlehdorf zu erwecken. Gutes Schlehdorf, du bist zu beneiden! Wer wenig Lebensbedürfnisse hat, ist glücklich. Daß du leibliche Bedürfnisse nicht übermäßig hattest, zeigte dein Aussehen, denn von dem überflüssigen Luxus eines Straßenpflasters hattest du keinen Begriff, der Tyrannei einer Bauordnung waren deine Häuser nicht unterworfen, sie standen in schönster Freiheit schief und winklig, wie es ihnen beliebte, und drohten mit Einsturz jedem Verwegenen, der an sie eine ordnende Hand legen wollte — die Schweine, die auf deinen Straßen herumliefen, lieferten dir den Speck, um die Kartoffeln zu schmelzen, die ringsum deine Fluren bedeckten — was braucht der Mensch mehr als Speck und Kartoffeln? Für deine geistigen Bedürfnisse sorgte dein Pfaffe, sie waren befriedigt, wenn deine Einwohner Sonntags erfahren hatten, daß sie von wegen Adams Apfelbiß allzumal Sünder und Hallunken wären, und auf dieses schöne Selbstbewußtsein einen Schnaps getrunken hatten. Vielleicht gab es auch einige helle Köpfe unter euch, die einen Kalender für einen Silbergroschen alljährlich kauften und über die schönen Anekdoten nachdachten, daß Jemand seinen Regenschirm in

Gedanken habe stehen lassen, oder daß eine Kaffeemühle wegen Mangel an Raum zu verkaufen sei.

Man sollte glauben, Gaul hätte nach diesem Fehlschlagen alle Hoffnung aufgegeben, allein er ließ sich so leicht nicht entmuthigen. Am andern Tage kam eine Musikbande nach Schlehdorf — er schöpfte neue Hoffnung. In einem im Bau begriffenen Hause ward ihm eine Lehmkammer eingeräumt — dort schlug er die Bühne wiederholt auf, die Musikanten bliesen zwei Stunden lang die schmetterndsten Einladungen — doch auch die Verbindung von drei Künsten, Dicht-, Ton- und Schauspielkunst im schönsten Vereine vermochten die Furcht der Schlehdorfer vor den Werken des Satans nicht zu überwinden — es kam Niemand und bezahlte fünf Silbergroschen. Ob sie, die Schlehdorfer nämlich, am nächsten Sonntage etwas weniger abgekanzelt wurden, weil sie der Versuchung zur Sünde so männlich widerstanden, weiß ich nicht — wie Gaul sich aus seiner Lage herausgerissen, weiß ich auch nicht — ich konnte ihm nicht helfen.

Etwa eine Woche nach diesen Abenteuern kam mein Reisegefährte, mich zu unserer Wanderung abzuholen. Er hieß Zebrá und war ein merkwürdiger Mensch. Ein schöner, stattlicher Mann, besaß er die mannichfachsten Talente. Er war ein sehr tüchtiger Schauspieler und in feinkomischen Rollen ausgezeichnet — ich habe manche Rolle nie besser gesehen. Dabei besaß er einen herrlichen Bariton, war ein sehr gewandter Sänger und trug namentlich Lieder vorzüglich schön vor. Sein Don Juan, Zampa, Jäger u. s. w. waren treffliche Leistungen. Er spielte sehr gut Violine, componirte gar nicht unglücklich und malte sehr hübsch. Mit allen diesen Talenten verband er eine große persönliche Liebenswürdigkeit, die ihm Aller Herzen gewann. Und doch war er ein verlorner Mensch — er trank. Seinem Charakter fehlte Willenskraft, seinem Geiste eine gründliche, wissenschaftliche Bildung. Er wußte viel, aber nur oberflächlich und so gab ihm eine wissenschaftliche Beschäftigung keine Anregung. Er kannte und verabscheute seinen Fehler des Trinkens; der große, starke Mann hat vor mir geweint wie ein Kind, hat mir mit heiligen Eiden zugeschworen, nie wieder einen Tropfen über die Lippen zu bringen, hat mich aufgefordert, ihn öffentlich in's Gesicht zu schlagen, wenn ich ihn trinken sähe — und zwei Stunden später traf ich ihn berauscht! Mir sind solche Menschen schon mehrfach vorgekommen und ich möchte die Ursachen dieser Erscheinung wohl ergründen können. Das Trinken an und für sich wird leicht zur Gewohnheit und endlich körperliches Bedürfniß; — dies mag der

Grund ſein, warum es einem Menſchen von gewöhnlichen Geiſtesgaben ſo ſchwer, oft unmöglich wird, dieſer Gewohnheit zu entſagen. Allein man findet Trunkſucht ſo häufig bei talentvollen Männern. Es mag wohl ſein, daß Talent nicht immer mit Willensſtärke vereinigt iſt, allein hier mag noch eine andere Urſache zum Grunde liegen. Der talentvolle Mann bedarf der Aufregungen, denn nur die Aufregung iſt ſchöpferiſch. Jeder Aufregung folgt eine Abſpannung, und dieſe iſt peinlich, wenigſtens unangenehm. Sie zu heben, iſt Trinken ein gutes Mittel, und das mag wohl ſo Manchen zur Flaſche führen, bis die Gewohnheit übermächtig wird.

Genug, ſo war der Mann beſchaffen, mit dem ich meine Kunſtreiſe antreten wollte. Er hatte nichts, ich hatte nichts. Um die Koſten meines ſechswöchentlichen Nichtsthuns aufzubringen, mußte ich meinen Mantel verſetzen — ich habe ihn nicht wiedergeſehen. Mit den nöthigſten Kleidungsſtücken verſehen, die wir in Torniſtern auf dem Rücken trugen, mit wenigen Thalern in der Taſche wanderten wir vergnügt in die ſchöne Welt hinaus — friſchen Muth, ein fröhliches Herz und ein paar ganze Sohlen unter den Schuhen — ſtand uns nicht die ganze Welt offen? Wir wollten Concerte geben und dachten viel Geld zu verdienen, um herrlich und in Freuden reiſen zu können. Doch iſt es damit eine eigne Sache. Wenn die Concertgeber mit vier Pferden Extrapoſt kommen und zwei Thaler Eintrittsgeld nehmen, machen ſie gute Geſchäfte; kommen ſie aber zu Fuße, ſo werden ſie vom Publicum ſo über die Achſeln angeſehen, wie auf der Landſtraße von den Gaſtwirthen. Das iſt einmal ſo und mag wohl natürlich ſein. Die Menſchen ſehen nur das Aeußere und ſchließen von dem auf das Innere. Wenn jenes wenig verſpricht, wer mag ſich die Mühe geben, letzteres kennen zu wollen?

Wir kamen nach zwei Tagereiſen in Erlenwalde an, einem hübſchen, ziemlich bedeutenden Städtchen, wo wir etwa ſechs Monate vorher mit der Geſellſchaft geweſen und bekannt waren. Hier hofften wir eine gute Abendunterhaltung zu veranſtalten. Wir thaten das Unſrige, kündigten allerhand hübſche Sachen an, abwechſelnd Lieder mit Vorträgen von Gedichten u. ſ. w., und ſammelten Unterſchriften. Mit letztern wollte es nicht recht fort, ich glaube, mit Mühe und Noth brachten wir dreizehn zuſammen. Doch wir hofften das Beſte. Der Abend des Concertes kam heran— wir warteten und warteten — auch nicht Eine Seele fand ſich ein, unſer erſter Verſuch war vollſtändig mißglückt. Die wenigen Thaler, die wir hatten, reichten nicht hin,

Digitized by Google

unſern mehrtägigen Aufenthalt zu bezahlen; um eine Stadt zu erreichen, in der ſich etwas hoffen ließ, mußten wir wenigſtens drei Tagereiſen machen; es blieb uns alſo nichts übrig, als einen unſerer Torniſter mit der Poſt nach Ulmhain — denn das war jene Stadt — vorauszuſchicken und darauf Poſtvorſchuß zu nehmen. Wir tröſteten uns jedoch, daß wir ſo deſto leichter gingen und wanderten frohen Muthes weiter. Es war eine fröhliche Wanderung. Die Sonne ſchien ſo heiter, das erſte Grün begann zu knospen und wir hatten friſchen Muth in der Bruſt. Doch als der Abend herankam und wir unſere Baarſchaft überzählten, fanden wir noch fünf Silbergroſchen. Das reichte nicht hin, um ein Nachtlager zu bezahlen. Wir ſchauten uns um; ſeitwärts vom Wege ſtand ein einladendes Wäldchen — raſch entſchloſſen wanderten wir da hinein, machten uns von Laub ein Lager zurecht, deckten uns mit Laub zu und ſchliefen unter Gottes freiem Himmel ſehr gut. Mit dem friſchen Morgen brachen wir auf und zogen weiter, bis wir am Abend an ein Städtchen kamen. Daß unſere fünf Groſchen den Tag über drauf gegangen waren, können Sie ſich denken, jetzt waren wir müde und hungrig. Noch eine Nacht im Freien? Wir hatten dazu keine Luſt und gingen friſch in des Städtchens einzigen, folglich beſten Gaſthof, ließen uns auftiſchen, aßen und tranken nach Herzensluſt und überlegten nun, wovon bezahlen. Die Poſt war unſer letztes Rettungsmittel. Sie übernahm es, den letzten Torniſter nach Ulmhain zu beſorgen und leiſtete uns einen Vorſchuß von wenigen Thalern. Und es ward Morgen und wieder Abend und wir waren wieder einen Tag lang gewandert durch Wälder und Felder, durch Haide und Moor, aber Ulmhain erreichten wir wieder nicht. Wir tröſteten uns mit den Juden, die vierzig Jahre nach Paläſtina gewandert waren und nicht gemurrt hatten; wir ſchliefen im Gaſthofe und bezahlten unſern letzten Pfennig für das Nachtlager. Noch hatten wir fünf Stunden Wegs bis Ulmhain. Mit hungrigem Magen machten wir uns auf die Socken. Doch gleich zu Anfange trafen wir auf eine Brücke, wo wir Brückenzoll zahlen ſollten. Brückenzoll? Wir beſaßen keinen rothen Heller und mußten den bärbeißigen Einnehmer ſo lange bitten, bis er uns unverzollt durchließ. Der letzte Weg ward uns ſauer. Die Sonne brannte heiß auf der ſchattenloſen Heerſtraße, durch einen dreitägigen Marſch waren wir ermüdet und kein Frühſtück hatte uns geſtärkt. Wir hielten bei jedem Brunnen an und ſuchten unſern knurrenden Magen durch Waſſer zu beſänftigen; wenn aber auch Waſſer neuerdings gegen Gicht und Schnupfen, gegen Schwindſucht und alle mög-

Digitized by Google

lichen Leiden hilft, gegen Hunger und Ermüdung hilft es nichts. Endlich ſahen wir den langen, ſpitzen Thurm von Ulmhain — aber noch zwei lange, endloſe Stunden mußten wir gehen, ehe wir das Thor erreichten. Es war Sonntag Nachmittags, die Spaziergänger ſtrömten uns aus dem Thore entgegen, überall frohe, fröhliche Menſchen, die auszogen, ſich zu freuen, und wir ſchlichen langſam in die Stadt, ermüdet, unbekannt, von Niemandem willkommen geheißen, auch unſere gute Laune war gebrochen. Das war ein trauriger Sonntag Nachmittag. Wir wandten uns am andern Tage wegen einer Abendunterhaltung an die Leute, die dem Publicum in ſolchen Fällen gewöhnlich zu Führern dienen, und deren man in jeder Stadt findet — ſie riethen uns alle ab, etwas zu verſuchen. Vielleicht wäre es doch gegangen, allein unſer erſter mißglückter Verſuch hatte uns etwas muthlos gemacht, zudem war Zebra nicht der Mann, der etwas durchſetzte, kurz, wir gaben es auf. Wir konnten jedoch unſere Reiſe nicht fortſetzen, ohne etwas zu verdienen. Zum Glück für uns befand ſich zwei Stunden von Ulmhain in einem kleinen Städtchen eine kleine Geſellſchaft, die uns mit Vergnügen als Gäſte begrüßte und wo wir auch einige Thaler verdienten. Der Schauſpieldirector hieß Hengſt und war ein närriſcher Kauz. Ohne alles innere Talent zum Theater beſaß er doch eine glühende Leidenſchaft für das Komödienſpielen. Die eigentliche Kunſt ſetzte er darein, immer anders wie vernünftige Menſchen zu ſprechen. Er ging in ſeiner Rede und ſeinem Weſen immer auf Stelzen, ſprach die einfachſten Dinge mit großem Aufwande von Ton und Geberden und bei rührenden Stellen begann er ein förmliches Heulen. Sie werden übrigens die Bemerkung öfter machen, daß völlig talentloſe Schauſpieler in der Unnatur die Kunſt ſuchen. Ob dies ein Ueberbleibſel jener alten Zeit des deutſchen Theaters iſt, wo die ſogenannten Haupt- und Staatsactionen gäng und gebe waren, oder ob dies eine Eigenſchaft der Talentloſigkeit überhaupt iſt, die ſich immer wiederholt, mag ich nicht entſcheiden. Doch möchte ich indeß das Letzte glauben, denn Sie finden dieſen für Kunſt ausgegebenen Schwulſt auch in andern Künſten wieder, z. B. in der Dichtkunſt. Neben der Wuth, immer gerührt oder zornig oder erhaben zu ſpielen, hatte Hengſt noch die — Stücke zu ſchreiben. Namentlich liebte er es, Fortſetzungen zu andern Stücken zu liefern. So hatte er eine Fortſetzung von Kabale und Liebe gemacht, in welcher der Prozeß Wurm's und des Präſidenten verhandelt wurde und die beiden Böſewichter in ſcheußlichſter Geſtalt daſtanden. Auch eine Fortſetzung von den Räubern beſaß er, in wel-

Digitized by Google

cher Karl Moor sich selbst vor Gericht stellt, wobei ein edler Fürst unerkannt mit zu Gericht sitzt und den großen Räuber zuletzt für eine edle, verkannte Tugend erklärt und ihn zu hohen Ehren bringt. Am Meisten aber hielt er auf eine Fortsetzung der Kreuzfahrer von Kotzebue, die er auch aller Orten zur Aufführung brachte. In dieser kam Alles um. Ritter Balduin von Eichenhorst und seine Emma wurden bei der Rückkehr von Räubern erschlagen und der treue Walter und Konrad gingen wieder nach dem gelobten Lande, um als fromme Einsiedler ihr Leben zu beschließen und das schwergeprüfte Liebespaar zu beweinen. Dabei trafen sie den alten Emir der Seldschucken, der auf dem Grabe seiner Tochter Fatime, die vor Liebeskummer gestorben war, rührende Klagetöne von sich gab. Wir führten das Stück auf. Hengst spielte den alten Emir. Die Scene war das Grab Fatimen's. Langsamen Schrittes tritt Hengst auf, das Gesicht verhüllt mit den Händen. Er bleibt stehen, nimmt die Hände vom Gesicht, wirft einen bangen, schmerzlichen Blick nach oben, dann einen nach unten auf das Grab Fatimen's, sein Gesicht verzieht sich zum Weinen, er verhüllt es wieder mit den Händen. Große Pause. Drei Schritte vor. Mit winselnder Stimme spricht er dann zu zwei mit ihm gekommenen Seldschucken: „Laßt mich allein." Die Kerle gehen. Er sieht ihnen lange nach und spricht salbungsvoll: „Vaterschmerz verträgt keine Zeugen." Dann wendet er sich gegen das Grab, seufzt dreimal und spricht: „Seit fünf Jahren komme ich täglich hierher und täglich leere ich auf's Neue den Kelch des Schmerzes." Große Pause. Er macht das just wie Jemand, der eine versiegelte Flasche mühsam entpfropft und dann trinken will — umständlich kam er nach und nach auf den Punkt, wo er in Schmerz ausbrechen wollte. Jetzt trat er dicht an das Grab, wischte eine Thräne aus dem Auge, warf sich mit aller Gewalt über den Hügel und rief mit heulender Donnerstimme: „Fatime, Fatime, hast du mich auf ewig verlassen!?" In diesem Augenblick ließ ein Kater auf dem Boden ein zärtliches Miau erschallen. Den Kopf halb abgewandt, rief er „Pst" in die Coulisse, und damit kein Wort seiner Dichtung verloren gehe, begann er von neuem nach gehöriger Vorbereitung: „Fatime, Fatime, hast du mich auf ewig verlassen!?" „Miau" war die Antwort von oben. Jetzt ward er böse — halbunterdrückt rief er in die Coulisse: „Schafft den verfluchten Kater fort!" — und begann zum dritten Male seine schmerzlichen Vorbereitungen und rief zum dritten Male: „Fatime, Fatime hast du mich auf ewig verlassen!?" Da erhob sich ein Poltern auf dem Boden; Dienstfertige wollten den Kater verjagen und das

Digitized by Google

Thier ſtürzte herunter, dicht vor das Grab hin, ſah ſich einen Augenblick erſchrocken um und lief dann an einer Couliſſe in die Höhe. Das war zu viel! Hengſt verlor die Geduld, riß ſeinen krummen Säbel aus der Scheide und ging auf den Kater los, der überall Menſchen ſehend an der Couliſſe hängen blieb und ihn nach Katzenart anfletſchte. Erſchrocken ſprang der tapfere Emir zurück und hier ließen wir den Vorhang unter ſchallendem Gelächter des Publicums fallen.

Lange hielt ich es in dieſen engen Verhältniſſen nicht aus und entſchloß mich bald zur Weiterreiſe. Zebra jedoch hatte alle Spannkraft bereits verloren, er verdang ſich bei Hengſt zum Decorationsmaler, nach Art aller ſchwachen Menſchen, die eine Hülfe, eine Verbeſſerung ihrer Lage immer von außen her erwarten und ihre eignen Kräfte nicht anſtrengen wollen, die, wenn ſie einmal einen Aufſchwung zu eigner Thätigkeit genommen haben, gleich ermattet wieder zurückſinken und nun zur Belohnung dieſes Aufſchwunges um ſo eher äußere Einwirkungen begehren und über die Undankbarkeit der Menſchen und die Erbärmlichkeit der Welt bitter murren, wenn ſie nach wie vor in ihrer ſchlechten Lage bleiben, die ſie doch ſelbſt verbeſſern könnten, wenn ſie Muth und Thätigkeit entfalten wollten.

Nachdem ich nun meinen Körper, meinen friſchen Muth und meinen Beutel etwas geſtärkt hatte — der letztere war freilich immer noch ſehr ſchwach — wanderte ich weiter. In Birkenhain ward eben ein neues Stadttheater auf Actien eingerichtet, allein ich fand daſelbſt kein Unterkommen und wurde von einem berühmten Manne, der an der Spitze ſtand, ziemlich kurz und barſch abgewieſen. Der Abend überraſchte mich bei einem kleinen Dorfe. Ich beſchloß da zu übernachten und traf bei meinem Eintritt in das Wirthshaus meinen Unglückskameraden Gaul aus Schlehdorf, an einem Tiſche ſitzend, auf welchem eine Maſſe bunter Lappen umherlagen. Er freute ſich ſehr, mich zu ſehen, und erzählte mir, ſeine Frau habe ein Unterkommen bei einer kleinen Geſellſchaft gefunden, wo ſie ſoufſliren müſſe. Er habe ſie da gelaſſen ſammt den Kindern und ſie müſſe ſehen, wie ſie ſich durchbringe. Er ſei nun auf der Reiſe, um ein Unterkommen zu ſuchen. Ich fragte ihn, was er mit den Lappen mache. Er ſeufzte etwas und ſagte: „Am ſechſten Abend meiner Wanderſchaft kam ich hier an, ermüdet, mit wunden Füßen, ohne einen Pfennig Geld, alſo gänzlich außer Stande, meine Wanderung fortzuſetzen und dringend einiger Tage Ruhe bedürftig. Sie werden geſehen haben, daß das Dorf ziemlich groß und wohlhabend iſt, ich beſchloß alſo, die Bauern etwas zu brand-

Digitized by Google

ſchatzen. Da nun mit Muſik und Declamiren bei den Leuten nichts auszurichten iſt, ſo fiel ich auf ein Puppentheater. Der Wirth, ein ſpaßhafter Mann, fand meinen Gedanken vortrefflich und erlaubte mir, in der an die Wirthsſtube ſtoßenden Kammer meine Bühne aufzuſchlagen. Ich begab mich rüſtig an's Werk. Mit Kreide, Kienruß und Bolus — andere Farben ſind im Dorfe nicht aufzutreiben, ſchmierte ich mir einige Decorationen zuſammen, aus alten Latten nagelte ich eine Bühne zurecht. Die Thür der Kammer ſollte den Vorhang vertreten, das Wirthszimmer die Zuſchauer faſſen. Die Bauern waren ganz begeiſtert für die Puppenkomödie und ich gab mich nun daran, die Puppen zu machen. Ich nahm zu ihnen weiße Rüben, die ſich am leichteſten ſchneiden laſſen, ſchnitzte ſchöne, mit weiß, roth und ſchwarz angeſtrichene Geſichter und die Buben des Wirths ſchleppten mir Lappen zu Kleidern aus dem ganzen Dorfe zuſammen. In drei Tagen hatte ich Alles fertig, heute Abend ſollte die Sache vor ſich gehen. Nachdem Alles in Ordnung war, ſetzte ich mich an die Thür der Wirthsſtube und erhob von jedem Bauer einen Silbergroſchen. Bald war die Stube voll und ich gehe frohen Muthes hinter in die Kammer, um anzufangen. Denken Sie ſich meinen Schrecken, ich finde die Kammerthür offen, finde die Schweine in der Kammer und die Beſtien haben alle meine Puppen aufgefreſſen. Die Bauern mußten gewaltig über ihre getäuſchte Hoffnung, mußten ſich aber mit dem Verſprechen zufrieden geben, daß die Komödie übermorgen Abend ſtattfinden ſolle. Da ſitze ich nun wie der große Mann auf den Ruinen von Karthago — hier ſind die zerfetzten Reſte meiner Künſtlergeſellſchaft." Ich mußte über das Abenteuer lachen und tröſtete den armen Gaul ſo gut ich konnte. Er lud mich ein, bei ihm zu bleiben und an ſeinem Unternehmen Theil zu nehmen, wovon er ſich noch immer goldene Berge verſprach, allein das lag zu ſehr außer meinem Zwecke und ich machte ihm begreiflich, daß, wenn Zwei theilen ſollten, der Gewinn zu unbedeutend ſein würde. So reiſte ich am andern Tage ab. Wie Gaul mit ſeinem Puppenſpiel zurecht gekommen iſt, weiß ich nicht, doch las ich bald darauf, er ſei an einem der erſten deutſchen Stadttheater für ein erſtes Fach mit bedeutendem Gehalte angeſtellt und Liebling des Publicums.

In Ellerhauſen ward mir eine Anſtellung angeboten, doch ſollte ich im Chor eintreten. Das erachtete ich für einen Rückſchritt. Zwar war ich jetzt das Reiſen müde, ich hatte bereits fünfzig Meilen zu Fuße gemacht und bedurfte in jeder Beziehung der Ruhe. Ich ſchwankte

Digitized by Google

ſchon, ob ich das Anerbieten annehmen ſollte, da fiel mir eine Anzeige in einer Zeitung in die Hand, zufolge welcher in Espenwalde Schauſpieler geſucht wurden. Das ſchien mir ein Wink des Schickſals — ich richtete meinen Marſch nach Espenwalde. Ach, ich wußte nicht, wohin ich ging. Dieſer Ort lag noch zwei und eine halbe Tagereiſe — für einen Fußgänger — von Ellerhauſen — und mitten in einem öden Gebirge, in einer der unwirthbarſten Gegenden Deutſchlands. Am dritten Tage kam ich in die Berge. Von Straßen war da keine Rede, bergauf, bergab zog ſich über kahle Berge ein breiter Weg, wenn man das einen Weg nennen kann, wo in der Breite einer Viertelſtunde Radſpuren zweirädriger Karren eine Richtung andeuten. Ich ging vier Stunden, ohne einen Menſchen, ohne ein Haus zu ſehen, ſelbſt Thiere kamen mir nicht zu Geſicht. Mich überfiel eine förmliche Bangigkeit. Allein in der gräßlichen Oede, von dem Bergſteigen ermüdet, von der drückenden Sonnenhitze erſchöpft, verlor ich allen Muth; hundert Meilen von der Heimath entfernt, im Umkreiſe von vielen Stunden keinen Menſchen wiſſend, der mich kannte, dabei ohne alle Mittel, kam ich mir ſo unglücklich vor, mein Gemüth war ſo niedergedrückt, daß ich nichts mehr hoffte. Plötzlich erblickte ich, auf dem Gipfel eines Berges angekommen, eine Pappelreihe, ein Chauſſeehaus — und der Anblick dieſer erſten Spur von Cultur wirkte in meiner niedergedrückten Stimmung ſo mächtig, daß mir die Thränen aus den Augen ſtürzten. Mir war, als liefe ich nach harter Lebensfahrt in den Hafen der bergenden Heimath ein. — Ich kam nach Espenwalde und ſpielte ſchon am andern Abend meine Antrittsrolle. Dieſes Städtchen lag fern von allem Verkehr und aller Berührung mit der Welt. Meine Wohnung war ſehr billig — ſie koſtete einen Thaler monatlich — bot mir aber nichts, als einen mit Laub gefüllten Bettſack mit baumwollner Decke, einen hölzernen Tiſch und Stuhl. Die Cultur war ſo weit zurück, daß die gewöhnliche Bequemlichkeit wohnlicher Gemächer in Espenwalde zu den Luxusartikeln gehörte. Und doch hatten wir einen der ſchönſten Säle zur Bühne. In einer großen, gewaltigen Abtei — ein deutſcher Kaiſer hatte ſich einſt darein zurückgezogen — war uns das Refectorium eingeräumt worden, ein Saal von ſo großer Ausdehnung, daß man wohl ſehen konnte, die alten Mönche predigten gern von Entſagung, übten ſie aber ſelbſt nicht. Die Geſellſchaft beſtand aus kaum acht Perſonen und war jämmerlich — und doch habe ich da ſechs nicht unangenehme Wochen verlebt. Die Umgegend war herrlich und bot die prachtvollſten Spaziergänge — Zeit hatten wir

Digitized by Google

genug, dieſe zu beſuchen. — Von Fortſchritten in der Kunſt konnte nun allerdings die Rede nicht ſein, denn das Theater ward ziemlich handwerksmäßig betrieben. Die Schauſpieler, mit denen ich zuſammen war, gehörten eben nicht zu den vorzüglichern unſers Standes. Leute ohne alle geiſtige und ſittliche Bildung, ohne eine Spur von Talent oder Verſtändniß Deſſen, was ſie thaten oder wollten. Nur ein junger Mann, Namens Hirſch, machte eine Ausnahme. Er ſpielte Liebhaber und Naturburſchen und bekleidete nebenbei das Amt eines Muſikdirectors, wenn wir uns einmal zu einem Liederſpiel oder einem Vaudeville verſtiegen. Hirſch war ein ſeltſamer Menſch, der die Lücken ſeiner Bildung durch fleißiges Leſen auszufüllen ſuchte, denn ſeine ganze Erziehung hatte ſich darauf beſchränkt, ihn Muſik lehren zu laſſen. Sie werden das meiſtens bei den Schauſpielern finden, daß ſie für ihre Kinder muſikaliſche Kenntniſſe nicht nur für das Weſentlichſte, ſondern auch einzig Nothwendige halten. Sie ſehen ja täglich, wie die Sänger ſo viel beſſer bezahlt werden, als die Schauſpieler, und den Meiſten iſt ein guter Sängergehalt der Gipfelpunkt der Wünſche, die ſie für ihre Sprößlinge hegen. Hirſch hätte eine ſehr gute Erziehung erhalten können, denn ſeine Aeltern waren in den glänzendſten Verhältniſſen geweſen. Sein Vater hatte in der günſtigſten Zeit der gewaltigen, jahrelang dauernden Truppenbewegungen im Anfang dieſes Jahrhunderts in den erſten Städten Hollands und Belgiens ein deutſches Theater geführt und ſehr viel Geld verdient, ſo daß er mit vier Pferden zu fahren pflegte. Allein zuſammenzuhalten mochte er nicht verſtanden haben. In der nach dem Frieden folgenden Zeit, wo die Theater überall ſchlechte Geſchäfte machten, hatte er nach und nach Alles wieder eingebüßt, ſo daß er in ſeinem Alter ebenſo arm wie vordem reich war. Er ſtarb übrigens einen merkwürdigen Tod. Bei einem Volksaufſtand, wo es zu blutigem Kampfe mit den Truppen kam, ging der alte Mann, ohne Ahnung, was geſchah, vielleicht auch auf der Straße von dem Lärm überraſcht, in der Abſicht, ſeine Wohnung zu erreichen, um eine Straßenecke, als eben die Truppen Feuer gaben. Eine wohlthätige Kugel machte ſeinem Leben augenblicklich ein Ende. Er war das einzige Opfer, das der Tod in dieſem Aufruhr erheiſchte — und ſtarb mitten in einer großen Volksſcene, deren ähnliche er ſo oft auf der Bühne zur Darſtellung eingerichtet haben mochte. Seinem Sohne war von ſeinem glänzenden, wechſelvollen Leben nichts übrig geblieben, als die Erinnerung, die er auch ſorgſam pflegte. Ohne Gaben, Großes zu erreichen, ohne Fähigkeit, in das

Digitized by Google

bürgerliche Leben einzutreten, war er verdammt, ſein Leben lang in den erbärmlichen Verhältniſſen kleiner Bühnen zuzubringen, ein Loos, das viele, wenn nicht die meiſten Kinder von Schauſpielern trifft. Selten haben Schauſpieler, wenn ſie nicht Jahre lang an einem Orte bleiben, Gelegenheit, ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben. Der öftere Wechſel des Aufenthalts reißt die Kinder immer wieder aus ihrer Schullaufbahn heraus, ſie müſſen faſt überall von vorn anfangen. Dabei vermeiden es die meiſten Schauſpieler nicht, ihre Kinder das Theater beſuchen zu laſſen und das wirkt nachtheilig auf dieſelben ein. Denn die bunten, wechſelvollen Bilder, welche die Bühne zeigt, beſchäftigt vorzugsweiſe die Einbildungskraft der Kinder, regt dieſe mehr an, als die andern geiſtigen Fähigkeiten und bringt letztere natürlich in eine Unterordnung. Dieſe Kinder kennen daher von Jugend auf auch keinen andern Lebenszweck, als ſelbſt Schauſpieler zu werden, es fällt ihnen meiſtens nicht ein, etwas Anderes zu ergreifen und, begabt oder nicht, widmen ſie ſich der Bühne. Dazu kommt, daß ſie von Jugend auf den Schimpfnamen Komödiant hören müſſen — denn das Vorurtheil der Welt, das ſich bei Erwachſenen aus Höflichkeit oft nicht äußert, ſpricht ſich bei Kindern unverhohlen aus — und Sie mögen jedes Schauſpielerkind fragen, ob es nicht von ſeinen Schulkameraden fortwährend mit jenem Spitznamen genannt worden iſt. Dies Alles zuſammengenommen ſcheidet die Schauſpielerkinder gewiſſermaßen vom bürgerlichen Leben, erweckt eine Abneigung gegen daſſelbe, macht ſie unfähig, daſſelbe lieb zu gewinnen oder darein einzutreten, und ſo werden Sie leicht die eigenthümliche Richtung, die eigenthümlichen Grundſätze vieler Schauſpieler ſich erklären können, die im Leben ſelbſt eine gewiſſe Vereinzelung einnehmen, aus der ſie weder heraustreten können noch wollen, und in die ſie von dem Vorurtheile der Welt immer wieder zurückgewieſen werden.

Hirſch war der Einzige, deſſen Umgang mir behagte; er war ein guter ſittlicher Menſch, und ſeine Lernbegierde gab uns viel Gelegenheit zu gegenſeitigem Austauſche. Ich war einſt mit ihm ſpazieren gegangen, als uns ein Menſch mit blauem Kittel und zugleich zerriſſenem Schuhwerk begegnete, der uns nach dem Theater in Espenwalde fragte. Seine reine deutſche Ausſprache fiel uns auf, da wir gewohnt waren, überall nur die Mundart des Landes zu hören; er hatte einen ſchönen Kopf, mit hervorſtechend edler Naſe und langes, ihn gut kleidendes Haar — ſeine Frage nach dem Theater machte uns noch mehr ſtutzig — da ſchoß es wie ein Blitz durch meine Seele, — Panther

ſtand vor mir. Wir ſagten ihm Beſcheid und eilten weiter. Ich hatte Panther früher gekannt, er war einer der talentvollſten Schauſpieler, die ich je geſehen hatte. Sein Name tönte noch in meinen Jugenderinnerungen. Ich entſann mich ſeiner Gaſtſpiele, die das Publicum meiner Vaterſtadt zu lauter Begeiſterung hinriſſen — ſein Name zählte unter den berühmteſten der deutſchen Schauſpieler. Und in dieſem Aufzuge? Er war früher bei den erſten Bühnen Deutſchlands mit einem Gehalte angeſtellt, wie er nur den Ausgezeichnetſten bewilligt wird, er war an vielen Orten der gefeierte Liebling des Publicums geweſen, der Fürſt von *** hatte mehrmals ſeine bedeutenden Schulden bezahlt, um ihn ſeiner Bühne zu erhalten — und dieſer Mann in dieſem Aufzuge? Ich entſann mich ſeiner immer mehr, mir fielen die Erzählungen ein, die ich über ihn gehört. Von jeher hatte er eine tolle Verſchwendung geübt, und namentlich die Freuden der Tafel und das Spiel hatten ſeine Vermögensumſtände zerrüttet. Oft war ihm von außen Hülfe angeboten und geleiſtet worden — aber immer vergeblich. Seine immer ſteigende Genußſucht hatte ſeine beſten Freunde gezwungen, ihn fallen zu laſſen und den Mann, der früher in fürſtlichen Kreiſen ein willkommener Gaſt geweſen war, trafen wir jetzt auf der Landſtraße, in der Geſtalt eines Bettlers. Ein ſo bedeutendes Talent, ein ſo reich begabter Menſch ohne allen ſittlichen Halt, ohne allen Charakter! Welch ein Räthſel. Ein Menſch, der das Schöne und Edle ſo trefflich darzuſtellen vermochte, mußte er nicht auch von ihm ergriffen ſein, mußte er es nicht in ſeinem Innerſten fühlen? Und doch konnte er es nicht zur Ausführung bringen?

Als wir zurückkehrten, erhielten wir die Nachricht, Panther werde morgen ſpielen und zwar den Traffaldino in Goldoni's altem Luſtſpiele: „Der Diener zweier Herren.“ Wir waren ſehr geſpannt. Der andere Morgen, mit ihm die Probe, kam heran. Panther erſchien in geliehenen Kleidern, aber ſein ganzes Weſen, ſeine Art und Weiſe, ſich zu benehmen, machte einen großen Eindruck — man ſah in ihm den Mann, der in den beſten Kreiſen gelebt hatte; er beſaß noch jene Feinheit, jene Würde, die einen vornehmen Mann bezeichnen. Er ſpielte in der Probe meiſterhaft — ach, ich hatte lange eine ſolche Darſtellung nicht geſehen. Dieſe Beweglichkeit, dieſe verſchmitzte Dummheit, dieſe Schelmerei, die er in die Rolle legte, die Gewandtheit, die plumpe Grazie, das Mienenſpiel, mit dem er Alles darſtellte, war unübertrefflich. Ich gewann den Mann förmlich lieb. Die Probe war zu Ende, er fing mit uns ein Geſpräch an, wir traten auf ſein Begehr in ein

Digitized by Google

Wirthshaus — er forderte Rum. Ich erſchrak, denn ich hatte bemerkt, daß er ſchon vor der Probe etwas getrunken haben mußte. Doch wir konnten ihn nicht hindern. Wie änderte ſich der Mann nach dem erſten Glaſe! Er ſtieß einen tiefen Athemzug aus, wie ein von ſchweren Träumen Erwachter, und begann uns ſeine letzten Fahrten zu erzählen. Während der Erzählung trank er immer mehr und immer mehr kam eine bodenloſe Gemeinheit zum Vorſchein. Er war überall mit ſeinen Bitten um Gaſtſpiel und Anſtellung abgewieſen worden — wir konnten uns jetzt wohl erklären, aus welchen Gründen — und ergoß ſich nun in den lebhafteſten Schimpfreden über die Directionen, über die Jämmerlichkeit der Welt, die einen Mann von ſeinen Verdienſten nicht zu würdigen wiſſe. In buntem Gemiſch kamen Bruchſtücke aus ſeinem Leben zum Vorſchein, die Namen der berühmteſten Männer, der hochgeſtellteſten Perſonen waren ihm geläufig. — Er hatte ein reiches Leben genoſſen und war jetzt ſo tief geſunken, daß er erbittert nach der Höhe zurückblickte, auf der er einſt geſtanden, von der er doch durch eigne Schuld geſtürzt war. Allein dieſe Einſicht war bei ihm nicht zum Durchbruch gekommen. Er glaubte ſich gemißhandelt, glaubte unverſchuldetes Elend zu tragen — und dieſe Miſchung von Stolz und Anmaßung, die ſich in den gemeinſten Ausdrücken ausſprach, machte einen widerlichen Eindruck. Endlich fing er an, Zoten zu erzählen; wir verſuchten, ihn zum Fortgehen zu bewegen, es war unmöglich. Unſer Zureden erwiderte er mit Schimpfen, er war zuletzt gänzlich betrunken, legte den Kopf auf den Tiſch und ſchlief ein. Wir mußten ihn da laſſen. Zwei Stunden vor Anfang des Theaters ging ich wieder in das Wirthshaus. Er war eben erwacht und ſaß mit ſtierem Blicke am Tiſche. Das große, ſchöne Auge war matt und trübe, die Geſichtszüge ſchlaff, ſein ganzes Ausſehen matt. Ich wollte ihm Kaffee bringen laſſen, er aber ſchlug das aus, meinte, ihm ſei unwohl von der langen Fußreiſe und bat um ein Glas Rum. Ich ſtellte ihm vor, daß dies ſeinen Zuſtand verſchlimmern müſſe und bat ihn, jetzt nichts zu trinken. Er ſah mich mit ungewiſſem Blick an und ſagte: „Wenn Sie meinen — der Rum iſt ohnehin ſchlecht.“ Ich forderte ihn auf, mit mir zu gehen, er erhob ſich ſchwerfällig und folgte mir ohne Widerſpruch. Ich meinte ihm einen Dienſt zu leiſten, wenn ich ihn in die friſche Luft führte und wir gingen nach dem Walde zu; doch klagte er bald über Müdigkeit, ſetzte ſich nieder und lehnte ſich mit dem Rücken an einen Baumſtamm. Ich ſetzte mich zu ihm, ſprach mit ihm, doch er ſchlief wieder ein. Nach

Digitized by Google

einer halben Stunde weckte ich ihn und rief ihm zu, es sei Zeit in das Theater zu gehen. Wie von einem elektrischen Schlage getroffen fuhr er bei diesem Worte auf, rief: „Ja, ja — kommen Sie " und eilte mir voran. Doch bald ward sein Schritt langsamer, er schleppte sich nur mit Mühe fort. Vor dem Thore stand ein Wirthshaus. Er blieb stehen und sagte leise, mit niedergeschlagenen Augen: „nur einen Schnaps." Mir ward klar, daß er ohne etwas zu trinken keine Spannkraft habe — ich willfahrte ihm. Mit dem Trunke kehrten seine Lebensgeister zurück, er ward höflich, gesprächig, ein anderer Mensch. Wir kamen in das Theater. Mit der höchsten Sorgfalt zog er sich an und schminkte sich. Als das Stück beginnen sollte, meinte ich, in seinem Auge wieder einen stieren Glanz zu erblicken. Der Vorhang hob sich, er spielte ausgezeichnet, doch bemerkte ich hier und da Pausen, die mir auffielen, es war, als müsse er sich besinnen. Im Zwischenacte endlich sah ich, wie er verstohlen aus einer Flasche trank, die er zwischen seinen Kleidern versteckt hatte. Wahrscheinlich hatte er irgend einen Dienstfertigen gefunden, der ihm Schnaps geholt hatte. Schon wankte er, und in der Mitte des zweiten Aufzugs war er so betrunken, daß er nicht weiter spielen konnte. Da ward mir klar: „hier war keine Rettung mehr." Er konnte eben so wenig ohne zu trinken leben, als er im Trinken Maß zu halten vermochte. Von einem fernern Auftreten konnte natürlich nicht die Rede sein. Er wanderte so armselig fort, als er zu uns gekommen war, wahrscheinlich anderwärts erzählend, wie schlecht er bei uns behandelt worden. Nach einem halben Jahre las ich, daß er, als Landstreicher von der Gensd'armerie aufgegriffen, in einem öffentlichen Krankenhause gestorben sei. So endete ein Mann, der, mit den herrlichsten Talenten begabt, eine der schönsten Stellungen in der menschlichen Gesellschaft eingenommen hatte, in dem jämmerlichen Elend der Gemeinheit. Nie habe ich die dämonische Macht des Lasters in der Art gesehen, wie bei Panther. Er war ihr unrettbar verfallen. Denn Körper und Geist waren bei ihm so abgestumpft, daß sie in der That nicht lebten, wenn der Geist des Branntweins ihre Kraft nicht anfachte, und war dieser erst zu seinem Rechte gelangt, so besaß der Aermste keine Willenskraft mehr, seinen Lockungen zu widerstehen, bis der elende Körper eben so unfähig war, das Uebermaß zu ertragen, wie vorher den Mangel. In dem Zustande seiner letzten Lebensjahre, also für sein gänzliches Versinken war Panther nicht mehr zurechnungsfähig, aber von der Schuld, überhaupt dahin gekommen zu sein, kann ihn Niemand freisprechen. Oder

Digitized by Google

ſollte Mangel an Charakterfeſtigkeit die Zurechnungsfähigkeit überhaupt aufheben? Auch Panther war ein Schauſpielerkind — auch bei ihm fand vielleicht jenes Mißverhältniß der Ausbildung und Erziehung ſtatt, welches ich vorhin erwähnte. Auch Zebra, mit dem ich meine Reiſe angetreten hatte, ging dieſem Schickſal entgegen — der Unterſchied zwiſchen ihm und Panther beſtand nur darin, daß Letzterer genialer war, daß Erſterer dagegen bei nüchternem Muthe ſein Verderben vor Augen ſah und oft bittere, verzweiflungsvolle Thränen weinte, weil er ſelbſt die Kraft in ſich nicht fühlte, den Lockungen des Trinkens zu widerſtehen, gleich wie ein armer Vogel nicht die Kraft hat, dem glühenden Blick der Schlange auszuweichen und zuletzt rettungslos in ihren Rachen fällt. Und auch Zebra war ein Schauſpielerkind. Möchten doch alle Schauſpieler das bedenken und ihre Kinder vor häufigem Beſuch des Theaters fern halten, bis der reifer gewordene Geiſt in ſpäterem Alter im Stande iſt, die blendenden Eindrücke auf die Einbildungskraft zu verarbeiten und in's Gleichgewicht zu bringen. Neben dieſen zwei Beiſpielen eines gänzlichen Verſinkens in das Elend ſind mir noch mehrere aufgeſtoßen. Ich kannte eine Frau, die einſt als tüchtige Sängerin geglänzt hatte und ſo weit heruntergekommen war, daß ſie ihre eigne Tochter verkuppelte, um Brod — und Branntwein zu haben.

Und noch voriges Jahr kam ein Mann nach Ulmhain, den ich auch auf einer hohen Stufe der Künſtlerlaufbahn geſehen hatte und der als Bettler förmlich auftrat, eine Gabe zur Weiterreiſe heiſchend. Er hatte keine vorherrſchende Leidenſchaft, allein eine bodenloſe Anmaßung, ein grenzenloſer Dünkel hatten ihn überall unerträglich gemacht. So lange er noch jung und kräftig war und ſeine Leiſtungen das Publicum hinriſſen, ertrug man dieſe Anmaßung — ſobald er aber nicht mehr einen erſten Rang unter den Künſtlern einnahm, wandte man ihm den Rücken — und er kam als Bettler in die Städte, deren Publicum ihm ſonſt Kränze geworfen hatte. Sein Geſchick erſcheint mir vor allen das verdienteſte, denn einer Leidenſchaft unterliegen iſt am Ende ein Beſiegtwerden von einer dämoniſchen Gewalt, während dünkelhafte Anmaßung nicht Charakterſchwäche, ſondern Charakterfehler iſt.

Bei der Espenwalder Geſellſchaft zu bleiben, konnte mir nicht einfallen und als ich mich etwas erholt hatte, ſetzte ich meine Reiſe fort. Ich wandte mich ſeitwärts, wo noch einige große Städte lagen.

In Eſchendorf war ein Theater, man ſagte mir, ein fürſtliches.

Digitized by Google

Eschendorf lag mir im Wege — ich ging hin und fand eine Anstellung. Allein das fürstliche Theater war im Grunde nichts mehr als eine untergeordnete, reisende Gesellschaft. Der Fürst von Eschendorf, ehemals reichsunmittelbar, jetzt mediatisirt, besaß eine ungemeine Liebe für das Theater, allein nicht Vermögen genug, um ganz aus eignen Mitteln eine Gesellschaft zu erhalten; Eschendorf aber war ein ganz kleines Städtchen, wo das Publicum auch nichts für ein Theater thun konnte. Um nun doch seine Neigung in etwas befriedigen zu können, hatte der Fürst in seinem Schlosse ein allerliebstes Theaterchen bauen lassen und ließ alljährlich eine reisende Gesellschaft dahin kommen, die dort einige Monate spielen mußte, wobei er freilich die Kosten beinahe allein bestritt. Deshalb konnte er auch immer nur eine kleine Gesellschaft kommen lassen, weil ihm eine größere zu theuer geworden wäre, und die Kunst in Eschendorf erhob sich selten bis, nie über die Mittelmäßigkeit. Der Fürst war ein freundlicher, zuthunlicher Mann, der sich immer auf dem Theater herumtrieb, die Decorationen ordnete, selbst den Rock abwarf und arbeiten half und seine Freude an allen den kleinen Anordnungen hatte, die zur Aufführung eines Stückes gehören. Daß die Versenkungen gut gingen, daß die Donnermaschine gut polterte, daß alle Verwandlungen, daß die Garderobe, Requisiten und Alles in Ordnung war, machte seine Hauptsorge aus. Uebrigens ließ er sich mit den Schauspielern nicht weiter ein, als daß er freundlich mit ihnen sprach, wenn sie ihm begegneten, er wurde aber dennoch von vielen Bitten und Anforderungen belästigt.

Ich war etwa drei Wochen in Eschendorf und mein Aufenthalt daselbst ist mir nur einer Sonderbarkeit wegen merkwürdig. Eines Tages befand ich mich bei dem Director, der zu ebner Erde wohnte, als ein Schubkarren hochgepackt voll Noten vorgefahren wurde und bald darauf ein schwarzgekleideter Mann in das Zimmer trat. Er stellte sich als Schullehrer und Musikfreund vor und eröffnete dem Director, er habe eine Oper componirt und bäte ihn, dieselbe zur Aufführung zu bringen. Der Stoff sei die Braut von Messina von Schiller. Partitur, Orchesterstimmen, Chor- und Solostimmen, Alles sei fertig ausgeschrieben, es walte gar kein Hinderniß ob und würde keine Kosten verursachen. Die ganze Oper läge vollständig draußen auf dem Schubkarren. Wir sahen uns an, der Schubkarren war so voll gepackt, daß man hätte meinen sollen, er enthielte wenigstens sechs vollständige große Opern. Der Director machte dem Componisten begreiflich, ehe man an eine Oper gehe, müsse man den Text kennen

Digitized by Google

und bat ihn um das Buch. Verwundert fragte der Schullehrer, ob er denn die Braut von Meſſina nicht im Hauſe habe. Ganz erſtaunt ſahen wir uns an — aber es war ſo, der Mann hatte die ganze Braut von Meſſina componirt. Dabei hatte er etwas ſo Treuherziges, Unbefangenes in ſeinem ganzen Weſen, daß wir ihn nicht ohne Weiteres abweiſen konnten, ſo unausführbar auch ſein Begehren war. Wir ließen die Oper heraufſchaffen und den Muſikdirector rufen, um ſie anzuſehen. Mittlerweile machte ſich der Schullehrer an die Frau des Directors und verſprach ihr zwei Stücke ſchöne Leinwand, wenn ſie ſeine Oper auf die Bühne beförderte.

Der Muſikdirector kam und ſah die Partitur durch. Das ganze Stück war beinahe im Sechsachteltact componirt und war auch nicht ein Funken ſchöpferiſchen Geiſtes darin, es war völlig unbrauchbar. Allein die Stimmen waren alle mit einer Sauberkeit, einem Fleiße ausgeſchrieben, daß man meinte, geſtochene Noten zu ſehen. Wie der Director mit dem armen Künſtler fertig geworden iſt, ob er ihn von der Unmöglichkeit, die Oper aufzuführen, überzeugt hat, weiß ich nicht, denn ich entfernte mich bald. Für mich hatte die Sache etwas unendlich Rührendes. Ich ſah den Mann vor mir, der einige Jahre in einer großen Stadt ſeinen Studien obgelegen und dort die Genüſſe der Kunſt kennen und ſchätzen gelernt hatte, und nun auf ein einſames Dorf verbannt iſt, abgeſchnitten von alle dem, was dereinſt ſeine jugendliche Einbildungskraft entflammte. Doch vergeſſen kann er es nicht. Und weil das einförmige Leben außer ihm keine Befriedigung ihm gewährt, flüchtet er ſich auf ſein einſames Stübchen, um ſeinem innern Drange durch Selbſtſchaffen zu genügen. Eine Oper will er ſchreiben. Dunkel ſteigt bei dieſem Entſchluſſe der Gedanke dereinſtigen Erfolges, Ruhmes auf — er wird wärmer, ſein Stübchen dehnt ſich ihm zu einer Welt aus. Doch er hat kein Buch, das er componiren könnte. Allein iſt die Braut von Meſſina nicht opernartig? Die herrlichen Chöre, ſollen ſie nicht ſingbar ſein? Klingen die Verſe nicht ſchon wie Muſik? Läßt die herrliche Lyrik der Dichtung nicht den Ausdruck durch den Ton zu? Er componirt die Braut von Meſſina. Ein ungeheures Unternehmen! Jahre lang ſitzt er in ſeinem Stübchen, mit unermüdetem Fleiße reiht er Ton an Ton, Note an Note — endlich iſt er fertig! Doch nun muß es aufgeführt werden, ſonſt bleibt es todtes Werk. Allein er hat von den Schwierigkeiten gehört, die neuen Werken entgegenſtehen, ehe ſie auf die Bühne kommen. Er beſchließt, die Schwierigkeiten zu überwinden, ſo weit er könne, er will die Oper

dem Theater bringen, daß sie ohne weiteres zur Aufführung gelangen kann und er gibt sich daran, sie vollständig auszuschreiben. Wieder eine Riesenarbeit, die ihm Jahre kostet. Nun ist er fertig. Er schreibt manchen Brief, in dem er sein Werk anbietet — und erhält vielleicht keine Antwort. Sein Wunsch, die Oper zu hören, wird immer glühender, all sein Sinnen und Denken drängt sich in dieser Oper zusammen. Sie ist der Schatz, den er sorgsam beachtet. Wenn ihm einfällt, es könne Feuer in seinem Häuschen ausbrechen, schaudert er zusammen, er überlegt, wie er dann seine Oper retten könne, und ist auf den Fall vorbereitet und gerüstet. Und immer glühender wird der Wunsch, seine Oper zu hören. Er hat keinen andern mehr, er ist bereit, für dessen Erfüllung alle möglichen Opfer zu bringen, sein Sehnen wird krankhaft, eine stille Trauer lagert sich über seinen Geist, je mehr ihm die Hoffnung schwindet — und er stirbt endlich, ohne seinen Wunsch erfüllt zu sehen — sein letzter Blick fällt auf seine Oper. Armer Mann, du hattest nur eins im Leben geschaffen und das war zwecklos, du hattest nur einen Wunsch, einen kleinen, dürftigen Wunsch, und er ward nicht erfüllt!

Doch genug von diesem Bilde. Ich erhielt plötzlich einen Brief meines alten Directors, den ich vor fünf Monaten verlassen hatte, um meine Kunstreise anzutreten, worin er mir meine frühere Stellung wieder anbot. Zur Einsicht gekommen, daß ich erst in einem bestimmten Fache etwas leisten müsse, ehe ich Anspruch auf eine Anstellung an einem größern Theater machen könnte, wenn ich daselbst eben nicht untergeordnet dastehen wollte, überlegend, daß diese Gesellschaft doch eine der größern unter den reisenden sei und recht ansehnliche, angenehme Städte besuche, nahm ich diesen Antrag an, kehrte also nach fünfmonatlicher, mühseliger Wanderung auf den Punkt zurück, von dem ich ausgegangen war.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Gutzkow's „Uriel Acosta" auf der Bühne.

1.

Dresden, 15. December.

Neulich waren Sie selbst Zeuge der Erfolge von Laube's „Karlsschülern" auf unserer Bühne; jetzt lassen Sie mich die angenehme Pflicht erfüllen, Ihnen über die Erfolge des Gutzkow'schen Trauerspieles und dieses selbst zu berichten. Varia sunt fata libelli läßt sich kaum von einer Dichtung mit größerer Wahrheit sagen, als von der dramatischen. Oft nimmt Alles den glücklichsten Anlauf; von der ersten Leseprobe bis zum letzten Geigenstriche der Symphonie vor der ersten Aufführung verläuft Alles unter der günstigsten Constellation, und dennoch —

„Zwischen Lipp' und Bechersrand
Waltet noch des Schicksals Hand."

Nun ist zwar für Gutzkow's Acosta die Bedenklichkeit jenes Gedankenstrichs in keiner Weise eingetreten; aber auch dieses Stück hatte seine Antecedentien, ernster und komischer Natur, die zum Theil die Parodie auf ein früheres Lustspiel unsers Dichters machen zu wollen schienen. Gespannt waren Alle durch Gutzkow's Namen an sich, durch seine neue Stellung zur hiesigen Hofbühne, kraft deren doch wohl Dieser oder Jener ganz besondere Anforderungen an dieses Debüt machen zu können geglaubt hat; gespannt endlich durch ein günstiges Vorurtheil, welches leider auch diesem Stücke vorangeflogen war; ich sage alles Ernstes: leider! weil oft solche Vorurtheile grade das Gegentheil von Dem herbeiführen, was sie bezwecken wollten. Stoff oder wohl mehr nur Zeit-, Ort- und Personen-Staffage der Dichtung sind aus Gutzkow's älterer Novelle: „Der Sadducäer von Amsterdam"*) entnommen. Uriel Acosta, ein Portugiese jüdischer Abkunft, hat in Amsterdam eine Schrift veröffentlicht, in welcher

*) Sie ist neuerdings im elften Bande seiner gesammelten Werke abgedruckt worden.

Digitized by Google

er die Glaubenssatzungen des Judenthums vor den Richterstuhl der Philosophie gezogen hat. Im Begriffe, vor einer Neigung seiner Schülerin, der schönen Judith, der dem Ben Jochai angelobten Tochter des reichen Banderstraaten, zu fliehen, hört er, wie sein Buch einem Glaubensrichterurtheil unterworfen wird. Vom Oheime Judith's, seinem Lehrer, dem Arzte de Silva gesprochen, fällt es gegen ihn aus, und während er auf Banderstraaten's Villa unter dessen Gästen weilt, bringt ihm der Rabbi de Santos den Fluch der Synagoge. Alle fliehen ihn, nur Judith bekennt laut und öffentlich ihre Neigung zu ihm und wirft sich in die Arme des Geächteten. Der Vater weicht der Liebe seiner Tochter; ihr Oheim sucht die Lösung Acosta's aus dem Fluche zu vermitteln — er soll widerrufen. Das Bewußtsein der Wahrheit, das ungebeugte Recht einer in den Tiefen des freien, ungefesselten Gedankens begründeten Ueberzeugung drängt ihn von diesem Schritte zurück; da naht ihm seine blinde Mutter, es nahen seine Brüder, die, von der Last des Fluches, die sich auf die Familie gewälzt hat, niedergedrückt, mit der Greisin auswandern wollen; seine Geliebte wirft sich in die Wagschale, und die andere, in welcher sein Entschluß liegt, flattert empor. Er hat sich den von der Synagoge über ihn verhängten Bußen unterworfen; schon ist er bereit, an heiliger Stätte den Widerruf laut zu erklären — da meldet ihm sein Bruder Ruben, daß ihre Mutter starb; aber er muß um Judith's willen widerrufen. Er liest den Widerruf ab, soweit seine Kraft reicht; doch während er sich auf die Schwelle des Gotteshauses hinwirft, daß die Gläubigen über ihn hinwegschreiten, dringt Ben Jochai ein, verkündet, daß Judith, um ihren Vater vor dem Sturze zu retten, ihm wiederholt ihr Jawort gegeben hat, und schickt sich an, der Erste über den zur Buße hingestreckten Nebenbuhler hinwegzuschreiten. Dies bringt Acosta zu sich selbst zurück: in wilder Leidenschaft, daß er um zweier Leichen willen seine Ueberzeugung geopfert, widerruft er seinen Widerruf und ladet doppelten Fluch auf sich. Bei Judith's Hochzeitfeier irrt er mit seinem Neffen, dem Knaben Baruch Spinoza, in Banderstraaten's Gärten umher; die Neuvermählte, nachdem sie von ihrem Oheim erfragt, daß ihr Vater den Schmerz um ihre Mutter, ihren Bruder mit kalten Marmordenkmalen abgefunden hat, nimmt Gift, und Acosta folgt ihr durch einen Pistolenschuß im selbstgewählten Tode nach.

Dies ist die nackte Fabel des Stückes. Es leuchtet auf den ersten Blick ein, wie tiefbedeutend dieser Stoff — der Kampf der Vernunft mit der Orthodoxie — für eine Gegenwart ist, in welcher diese Glaubenskämpfe sich entsponnen haben: es ist ein politischer Stoff im höchsten Sinne des Wortes. Aber der Dichter hat ihn rein von seiner poetischen Seite aufgefaßt, er hat es verschmäht, ihn durch eine tendenziöse Behandlung in den durch den Kampf um die Tagesfragen aufgewühlten Boden herabzuziehen; durch die reinmenschliche Auffassung eines Kampfes um die Ueberzeugung in einer Menschenbrust, durch die Conflicte der frei gedachten Wahrheit mit den Banden der Familie, den Gefühlen des Herzens, sind der Dichtung all' ihre Rechte, und zwar auf das Schönste und Edelste, gewahrt worden. Die Oekonomie des Stückes ist ein wahres Kunstwerk; nur der Schluß

Digitized by Google

des dritten Actes läßt eine Abänderung, der fünfte Act Kürzungen wünschen. Das wahrhaft Dramatische des Stoffes hat reiche poetische Blüthen getrieben; keine Floskeln, keine Tiraden rufen das verstimmende Gefühl des Gemachten, Absichtlichen hervor; man fühlt es diesen Versen an, daß sie aus einer von der ganzen Bedeutung des Stoffes tiefinnerlich durchdrungenen Brust hervorgequollen sind. Das Confessionelle ist nach seinen verschiedenen Richtungen außerordentlich treffend in den einzelnen Charakteren hingestellt. Während der Rabbi de Santos den starren Glaubenszwang, Acosta das Recht der freien Vernunft repräsentirt, steht zwischen ihnen der Arzt de Silva; auch er hat einst über Glaubenssachen philosophirt und wenn ihn auch das Alter auf die feste Basis des Ueberlieferten zurückgezogen hat, so drängt ihn doch ein unabweisbares Bewußtsein von der Berechtigung des freien Denkens auf den Weg des justemilieu hin, auf welchem er die aneinander gerathenen Extreme zu vermitteln strebt. Am reinsten im Glauben aber steht der Oberrabbi Ben-Akiba da, denn er leugnet, daß der Glaube bewiesen werden könne.

Uebrigens gibt dieses Stück einen neuen Beleg von der glücklichen Vielseitigkeit des Dichters in der dramatischen Poesie aller Formen; stellen wir „Werner" und das „Urbild des Tartuffe" daneben, so sehen wir Tragödie, Schauspiel und Lustspiel würdig vertreten. Und wenn auch diese neueste Dichtung vielleicht nur ein kleines Publicum für sich in Anspruch nehmen kann — denn, wie bei der Kammermusik jede Note, will hier jeder Vers erfaßt, verstanden werden — so wird doch dieses kleine Publicum es über die ephemere Vergänglichkeit der nur mit einem momentanen Interesse des Socialismus oder der Politik flatternden dramatischen Eintagsfliegen hinausheben; wir werden den Uriel Acosta nach einem, nach zehn Jahren mit demselben Interesse, mit demselben poetischen Genusse wiedersehen und ihm deshalb gern und freudig den Adel des Classischen zugestehen.

Die Darstellung war bis in die Nebenrollen eine vorzügliche, der Beifall des zahlreich versammelten Publicums ein rauschender, und für Die, denen diese Thatsachen Gewicht haben, bemerke ich noch, daß der Dichter dreimal gerufen ward.

E. P.

2.

(Von einem andern Correspondenten.)

Gutzkow's langerwartetes im Voraus vielbesprochenes Trauerspiel „Uriel Acosta" ist endlich in Dresden gegeben worden. Die Erwartungen des Publicums waren groß, der ganz ungewöhnliche Beifall zeigte, daß sie nicht getäuscht worden sind. Der Umstand, daß Gutzkow in dieser Tragödie einen Stoff aufnahm, den er schon vor Jahren als Novelle behandelt, zeigt, daß er es hier mit einer Persönlichkeit zu thun hatte, die ihm besonders werth war und deren er sich noch nicht entledigt zu haben glaubte; unläugbar ist es ferner, daß der Dichter mit diesem Stücke einen tiefern Griff ins

Digitized by Google

Menschenherz, in die ewigen Fragen, in die Poesie sogar gethan, als er es bisher vermocht. Die Kritik ist es also der Sache und dem Namen des Dichters schuldig, dem Stücke eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit zu schenken; nur so kann sie, wenn sie über Vieles hart absprechen muß, dem Vorwurf der Anmaßung entgehen. Zeigen wir zuvörderst den Gang der Handlung, das Weitere wird sich leichter herausstellen.

Wir sind in Amsterdam in der Mitte des jüdischen Lebens, das dort auf dem Boden einer jungen Republik sich in seinem Gegensatze nur noch starrer entwickelt hat, und zwar im Hause des Arztes Silva, der sich mehr mit Talmud und Thora als mit den Aphorismen des Hippokrates zu beschäftigen scheint. Ben Jochai, ein reicher junger Kaufmann, ist von langjährigen Reisen zurückgekehrt und entdeckt dem Alten, daß er in seiner Verlobten Judith, der Tochter des alten Kaufherrn Vanderstraaten, nicht mehr das Mädchen fand, das er zurückgelassen. Uriel Acosta, ein Portugiese, dessen Eltern sich in Portugal scheinbar zum Christenthum bekannten, hier aber in Amsterdam zum Judenthum zurückgekehrt sind, ein feuriger Forscher in Religionssachen, halb Poet, halb Philosoph, der im Judenthume die Wurzeln eines freien Deismus sieht, und diesen durch ein so eben geschriebenes Buch vertreten hat — Uriel Acosta ist Lehrer dieses Mädchens geworden, und wie er ihre Seele an sich herangezogen, ist auch ihr Herz, noch unbewußt sein geworden. Haß und Zorn wühlen in Jochai's Brust gegen Uriel, als dieser hereintretend seinem früheren Lehrer, Silva, erklärt, er wolle abreisen, um dem Kampfe seines Herzens zu entfliehen. Aber sein Buch hat im Schooße der jüdischen Orthodoxie Greuel erregt, die Männer des starren Dogma's wollen Sühnung, der Rabbi de Santos übergibt Uriels Buch dem gelehrten Silva, daß er es prüfe nach dem Talmud und der Thora.

Von dem Augenblicke an, wo sein Buch den Kampf im Judenthume zu wecken scheint, fühlt Acosta, daß eine Flucht aus Amsterdam ihm nur schimpflich werden könne. Er glaubt seine Sache an Ort und Stelle vertreten zu müssen, den Gegnern den Beweis des Muths nicht entziehen zu können. Alles hängt von de Silva's Entscheidung ab. Dieser, ein Geist des milden und edleren Conservatismus, will Acosta'n, in dem er den Denker ehren muß, ob er gleich seine Richtung verdammt, will Acosta'n durch eine Hinterthür vor den Verfolgungen der herrschenden Kirche retten und doch wahr sein. „Der Verfasser ist kein Jude", schreibt er, als Censorsentscheidung auf das Buch, und weist die Rabbiner auf das Scheinchristenthum seiner Eltern zurück. Aber Uriel will kein Christ heißen, will Jude sein, mit dem gedrückten Volke Leid und Noth tragen. Vom Schooße des Judenthums aus will er reformiren. Da spricht vor all den bei Vanderstraaten versammelten Gästen die Kirche den Bann über ihn aus, das Widderhorn ertönt und der Fluch der Flüche ergeht über den verlorenen Abtrünnigen. So wie Alles scheu zurückweicht, wird sich Judith, Vanderstraatens Tochter, ihrer ganzen Liebe zu Uriel bewußt, sie wirft sich ihm an's Herz und will Fluch und Unglück mit ihm theilen.

Digitized by Google

Im Zeitraum zwiſchen dem zweiten und dritten Acte hat die Orthodoxie und der Haß durch Ben Jochai repräſentirt, alle Hebel in Bewegung geſetzt, um Alle, die mit den Verfluchten in Berührung ſtehen, unglücklich zu machen. Der reiche Vanderſtraaten, der Uriel auf ſeiner Villa vor den Verfolgungen ſeiner Glaubensgenoſſen ſchützt, iſt durch die Machinationen Ben Jochai's ruinirt, in wenig Tagen zum Bettler geworden, deſſen Haus und Habe ihm, ſeinem früheren Schwiegerſohne, verfällt. Uriel's Brüder, Handelsleute, ſind von der Gemeinde geächtet; um ihr Leben zu friſten, müſſen ſie auswandern mit der alten blinden Mutter. Die Familie, die Liebe, tritt hier vor den Freiheitsſtreiter, und fleht: Widerrufe! Und wie der Mutter blindes Auge, der Geliebten ſtrömende Thräne ihn anfleht und das Elend ſieht, das ſeine Freiheitsſendung über die Theuerſten verhängt, da kann er nicht widerſtehen, er ſtürzt in die Synagoge um zu widerrufen.

Die Scene im vierten Acte, Uriel's Verhör vor der jüdiſchen Inquiſition, iſt das Schönſte im Drama. Ben Akiba, der hundertjährige Altglaube, mit ſeinem weißen Haare, halb Blödſinn, halb Tiefſinn auf den Lippen, iſt eine wahrhaft erſchütternde Geſtalt. Von Schmerz zu Schmerz wird Acoſta gehetzt, bis der Synagogenvorhang ſich lüftet und er vor allem Volke die Irrlehren ſeines Buches abſchwören und verfluchen ſoll. Er thut es, am Thore der Synagoge wirft er ſich nieder, daß die Frommen alle über ihn hinwegſchreiten. Da aber Ben Jochai ihn tritt, da reißen die Fibern ſeiner Natur und in halbem Wahnſinn ſtürzt er davon.

Der aufgethürmte Scheiterhaufen von Noth und Gluth bricht nun in ſich zuſammen. Judith, um ihren Vater vom Bettlerloos zu retten, verkauft ſich als Eheweib dem Ben Jochai. Uriel's Mutter iſt geſtorben, er aber ſchweift im halben Wahnſinn, nur von ſeinem Schüler, dem Knaben Baruch Spinoza begleitet, umher. Uriel und Judith fühlen, daß ſie nicht mehr leben können mit ihren der Lüge verkauften Seelen, ſie vergiftet ſich mit dem Brautkranz im Haar, er ſchießt ſich die Kugel durch's Hirn.

Wir ſehen, Gutzkow iſt hier tiefer gegangen, hat einen ſchönen, menſchheitlichen Stoff ernſter und feſter gepackt als er es ſonſt zu thun gewohnt war. Er pflegte in geiſtreichen und dabei gutgefügten Dramen, eine iſolirte geſchichtliche Kataſtrophe zu ſchildern, nun greift er einen Helden auf, in deſſen Leben ſich ſymboliſch der Kampf der Zeit abſpiegeln ſoll. Die freie Forſchung gegenüber der Orthodoxie; die Familie, die Liebe im Kampfe mit dem ewigen Freiheitsgedanken der Zeiten, das iſt ein Zwieſpalt, der durch alle Jahrhunderte geht und heute noch ihre tragiſchen Opfer fordert. Aber nicht ſolche Geſtalten, wie Uriel Acoſta, muß man uns vorführen, wenn man die Gemüther von der Heiligkeit der Freiheitsidee durchdringen will. Den Liebe, den ein Frauenherz zum Widerruf vermocht, den hatte der Geiſt nicht beſchattet. Nicht alle Zweifler haben widerrufen, und wenn die Conflicte des Lebens die großen Märtyrer der Freiheit manchmal verzagt machen konnten, zu Lügnern ſie zu machen gelang nicht. Als Vanini des Atheismus beſchuldigt, auf

Digitized by Google

dem Scheiterhaufen stand, erpreßte ihm der erste Schmerz den Ausruf: O mi Deus! Ha, sagten die Pfaffen, hört! er widerruft. Er aber zuckte die Achseln und sprach: Loquendi ratio. — So kehrt sich denn nach Acosta's Widerruf im vierten Acte das Interesse vom Helden ab, er ist nicht mehr werth Träger der großen Befreiungsidee zu sein; wenn er im letzten Acte seinem Leben mit der Kugel ein Ende macht, fühlen wir uns nicht, wie es die Absicht des Verfassers war, von der Größe der Idee gehoben, der Verrath an der Wahrheit war zu dauernd, zu ungeheuer, wir sind erkaltet, ja erniedrigt.

Der treffliche Bau des Stücks, die Scenenfügung kann uns über so viel Gewaltsames nicht hinausbringen. Unbegreiflich bleibt es, wie der Acosta, der sich beim Anfang des Stücks so leicht von seiner Judith trennen konnte, ihr später den Kern seines Wesens, seine heilige Wahrheit zum Opfer bringen kann. Wir sehen die Handlung äußerlich fortschreiten, sehen eine Kette von Wirkungen, neu, überraschend, blendend, mit allen bengalischen Feuerwerken der Poesie beleuchtet, — aber Ursprünglichkeit, das Menschenherz aufgeblättert bis in seine tiefsten Tiefen — wie selten!

Wie es im Publicum verlautet, ist wenig Hoffnung vorhanden, daß wir den Acosta noch einmal zu sehen bekommen. Er soll höchsten Orts bedeutendes Mißfallen erregt haben. Die guten Dresdner erzählen sich besorgt, daß eine hohe Dame zu mehrern Malen unwillig mit dem Stuhle gerückt habe. Ich weiß nicht, ob dies in einem constitutionellen Staate genügt, daß der Minister das Stück verbietet.

A.

II.

Aus Wien.

1.

Der Studentenauflauf. — Ein Greis. — Studenten und Professoren. — Honorar-System an den deutschen und an den österreichischen Universitäten. — Privatdocenten. — Neuer Studienplan. — Oeffentlichkeitswünsche.

Eine Kundmachung des Consistoriums in den Hallen der hiesigen Universität spricht von „bedauerlichen Störungen der öffentlichen Ruhe", „von leidenschaftlichen Gemüthern der Jugend" und von der Hoffnung, daß der „gute Geist und die charaktervolle Gesinnung der Akademiker fortan wieder ihren alten Ruf bewerben werden." Eine solche in diesem Jahrhunderte noch nicht vorgekommene Apostrophe an die Studenten Wiens hat in folgendem Factum seinen Grund: Der Religions-Professor Richter, der zum Pfarrer befördert wurde und von seinen Hörern im Hörsale Abschied nahm, erhielt einen tumultuarischen Gegengruß, bei dem schwer zu erkennen war, ob er ironisch oder naiv gemeint sei, gewiß aber ist es, daß die Freude über den Abschied des eben nicht beliebten Lehrers vorschmeckte. Dieser Unbeliebtheit verfallen eigentlich die meisten Lehrer

Digitized by Google

der Religion in den philoſophiſchen Lehranſtalten der Monarchie, indem das, was er vorzutragen hat, naturgemäß in einem bedeutenden Widerſpruche zu dem ſteht, was in einer nächſten Stunde als „Philoſophie" den Hörern vorgetragen wird. Der im obengenannten Lehrſale entſtandene Lärm ſtörte den Vortrag in einem angrenzenden, wo Profeſſor Jenko Mathematik lehrte; er ſprang vom Katheder und eilte in den angrenzenden Saal, wo er beim Eintritt wuthſchäumend einem ruhig daſtehenden Studenten eine Ohrfeige gab. Die Hörer der Medicin und der Rechte, welche eben ihre Hörſäle verließen, hatten ſich aber auch angeſammelt und einige von ihnen retteten den greiſen Profeſſor vor dem begreiflichen Zorn einiger hundert Akademiker, ohne jedoch, wie ſich das wohl von ſelbſt verſteht, die unbeſonnene Handlung des alten Hitzkopfs rechtfertigen zu wollen. Der anweſende Rector, Ritter von Heintl, brachte den Profeſſor in einen leeren Hörſaal und ſperrte ihn von den tobenden Studenten ab. Da der Tumult ſich nicht legen wollte, mußte die Polizeiwacht einſchreiten, und endlich nach mehrern Stunden heftigſten Schreiens und Lärmens wurde der Profeſſor unter Bedeckung und einem ſich nachwälzenden Schwall von Studenten nach ſeiner Wohnung in der Vorſtadt Landſtraße begleitet. Nur mit Mühe gelang es, die Studenten von einem Eindringen in das raſch geſchloſſene Haus abzuhalten, die Fenſter konnte man nicht retten. Noch am folgenden Tage war auf der Univerſität eine allgemeine Aufregung, die nur dadurch, wenigſtens äußerlich, beſchwichtigt wurde, daß man eine zu gebende Satisfaction verſprach. Bedauerlich iſt es, daß ein ſchon in den nächſten Monaten ſeine 40jährige Dienſtzeit beſchließender Profeſſor, der wegen ſeiner Rechtlichkeit aber auch wegen ſeines aufbrauſenden Temperamentes bekannt iſt, ſich hinreißen ließ, eine unverzeihliche Handlung, die überdies einen Unſchuldigen traf, zu begehen und man muß geſtehen, daß die in Schutznahme des alten Mannes von Seite einiger Studenten um ſo frappanter zu ſeiner That contraſtirt. Ich würde Ihnen dieſe locale Begebenheit nicht ausführlicher erzählt haben, wenn ſich nicht ein Allgemeines daran anknüpfen ließe; es iſt ein unerfreuliches Factum, daß an allen öſterreichiſchen Lehranſtalten (die italieniſchen ausgenommen) die Profeſſoren ſich die Herren dünken und die Schüler (Studenten) als untergeordnete „hörige" Menſchen betrachten. Es beſteht in Oeſterreich zwiſchen Lehrern und Studirenden ein Befehls- und Subordinationsverhältniß, wie es nicht einmal in Italien, geſchweige in Deutſchland, Frankreich und England exiſtirt. Der Studirende iſt in den Händen des Lehrers ungefähr wie der Soldat in der Macht des Offiziers. Da die ganze Carrière des jungen Mannes in der Machtvollkommenheit des Lehrers liegt und von der guten oder ſchlechten „Claſſe", die er ihm gibt, abhängt, und da die Examina alle halbe Jahre ſtattfinden und ſomit die Macht des Profeſſors verdoppeln, und da ein ſchlechtes Sittenzeugniß bei der geringſten Veranlaſſung, bei irgend einem wiederholten Widerſpruch oder bei öfterm Ausbleiben aus dem Collegium zu befürchten iſt, und eine ſchlechte Sittenclaſſe in der Studiencarrière ſchwerer wiegt, als alles Andere, ſo iſt die Stellung des Schülers, ſeine an Furcht ſtreifende Unterthänigkeit, ſo wie das nicht ſelten von Ueber-

Digitized by Google

muth und Rücksichtslosigkeit durchzogene Betragen des Lehrers leicht zu beurtheilen. Bräche nicht das gutmüthige österreichische Naturel die Spitzen dieses Verhältnisses und gäbe es nicht unter dem österreichischen Lehrstande so viele persönlich liebenswerthe Männer, so hätten wir noch viel häufigere Scenen obiger Art. Der österreichische Professor ist allerdings nicht wie der Professor an den deutschen Hochschulen von den Collegiengeldern seiner Hörer bezahlt; der Staat allein bestreitet sein Gehalt und macht ihn daher unabhängig von der Gunst oder Ungunst seines Auditoriums. Dieses Princip hat im Interesse der Wissenschaft eben so große Vortheile als Nachtheile, und es ist hier nicht der Ort, diese gegen einander abzuwägen. Thatsache aber ist, daß Scenen, wie sie in jüngster Zeit hier und in Prag stattgefunden haben, an deutschen Universitäten ein Ding der Unmöglichkeit sind. Erst durch das in allerneuester Zeit von dem freisinnigen Freiherrn von Pillersdorf begünstigte Docentenwesen können wir einer neuen Generation wirklich gebildetes und humaner Professoren entgegensehen, indem jeder zuerst seine Fähigkeit zu lehren und mit der Jugend human zu verkehren, wird darthun müssen, während bis jetzt öfters nur die Protection Professoren machte. Wir können, weil vom Unterrichtswesen eben die Rede ist, den Wunsch nicht unterdrücken, daß der bereits seit mehrern Jahren in der Ausarbeitung befindliche neue Studienplan zur öffentlichen Besprechung kommen möge. Die Regierung hat doch bei Angelegenheit der Staatseisenbahn, des polnischen Unglücks und neuerlich bei dem finanziellen Verfahren rücksichtlich der Börse Thatsachen und Motive dem Publicum blosgelegt und so einen gewiß erfreulichen Fortschritt von dem noch immer bestehenden geheimen Verfahren gethan. Möchte sie doch auch in einer der wichtigsten Angelegenheiten, wie es das Lehrwesen ist, von der Stimmung und dem Bedürfniß der Staatsbürger durch offene Debatte sich überzeugen. — Die Concordia, der bekannte heitere Vereinigungspunkt unserer Künstler und Schriftsteller, hat dieses Jahr einen frischern Aufschwung genommen. Gestern hat der greise Castelli zwei fremde Gäste dort eingeführt: Flotow und Meyerbeer*).

*) Von Herrn August Schilling, der in dem Aufsatze „Censoren und Censur in Wien" als Bewerber um eine erledigte Censorstelle genannt wurde, werden wir um die Aufnahme nachstehender Zeilen ersucht, die übrigens der Mittheilung unseres Correspondenten nicht widersprechen.

„In Erwiderung eines mich betreffenden Punktes in dem Artikel über Wiens „Censur und Censoren in Nr. 47 d. Bl. erlaube ich mir, das Epitheton: „obligater" Besinger auf das Bestimmteste abzulehnen. Mein bescheidenes literarisches Wirken seit einem Zeitraume von 12 Jahren hat sich frei „und unabhängig gehalten und nie hat mich irgend eine Verbindlichkeit vermocht, gegen meine Ueberzeugung zu schreiben. Um so schmerzlicher ist es, wenn da, wo ungeheuchelte, tiefgefühlte Verehrung, warme Dankbarkeit und Anhänglichkeit für einen großherzigen und edlen Charakter das „Herz zu poetischer Ergießung begeistern, dies mit kaltblütiger Satyre belächelt wird. Daß übrigens ähnliche Bemerkungen die Consequenz meiner „Gefühle und Handlungsweise nicht beirren können, versteht sich von selbst.

„Wer sein Haus baut auf die Gassen,
„Muß die Leute reden lassen."

Achtungsvoll ergebenster Dr. A. Schilling.

Digitized by Google

2.

Aus der Börsenwelt.

Die neu creirte Tilgungskasse ist eine Wahrheit geworden, und eröffnete am 7. December ihre Wirksamkeit durch einige Ankäufe in Wien-Pesther Eisenbahnactien. So wenig bedeutend diese Ankäufe selbst waren, da sie nicht über einen gewissen Cours gingen, zu welchem sich alsbald keine Abgeber zeigten, so bedeutsam war dennoch die Wirkung, da dieses Papier gleich um mehrere Procente stieg und sich dadurch eine allgemeine bessere Stimmung erzeugte. Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit auf die eben durchgemachte Krise und auf die geniale Maßregel, die ihr ein Ziel setzte, zurückzukommen. Was unsere Handels- und Börsenwelt betrifft, so hat sie hierbei nur den negativen, aber allerdings anerkennenswerthen Ruhm ausdauernder Rechtlichkeit anzusprechen. Da außer dem Bankrott Ghirardello's, der nie bedeutend gewesen, kein anderer trotz der ungeheuren Verluste, die der Platz erlitten, ausgebrochen ist*). Dagegen hat sie eben keine sehr glänzenden Proben, weder von Muth und vertrauensvollem Zusammenwirken — hinc illae lacrimae! — noch von erfinderischem Geiste und berechnender Scharfsicht abgelegt. Doch das Glück liebt es einmal, sich da einzustellen, wo andere Dinge weniger vorhanden sind, und so fand der in eine wahrhaft erschreckende Lage versetzte Platz einen rettenden und schützenden Genius in dem Manne, der, obgleich nicht in merkantilischen Verhältnissen aufgewachsen, sie dennoch besser als die Wortführer derselben zu beurtheilen wußte und Allen zum Heil auch zu bewältigen vermochte.

Was an jener Maßregel, welche ein Höchstgestellter treffend als das Ei des Columbus bezeichnete, so vorzüglich erscheint, ist, daß sie eine ganze, statt eine halbe ist und darum auch den Nagel auf den Kopf traf. Wie es aber im Leben oft vorkommt, daß ein Mehreres auf geringe Anstrengung und weniges Risico hinausläuft als ein Minderes, sofern nur die moralische Willenskraft um desto stärker hervortritt, so zeigte es sich auch hier. Was hätten wohl Diejenigen, die zur Wahrung des Platzes kaum mit vielen Millionen auszulangen vermochten, gesagt, wenn man ihnen vorherverkündigt, daß man im Stande wäre, mit der kleinen Anlage von 8000 bis 10,000 Gulden eine bedeutsame Wirkung hervorzubringen? Sie hätten wohl so ungläubig den Kopf geschüttelt, wie Artilleristen, die man in früherer Zeit mit Baumwolle statt mit Pulver zur Munition hätte versehen wollen. So gilt in jeder Hinsicht und inmitten dieser Jammerprosa des Dichters Wort:

„Sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkt die höchste Kraft."

Denn das ist eben auch nicht das kleinste Verdienst an der Maßregel, daß sie still und zwar am Stillsten in's Werk gesetzt ward, und dadurch

*) Einige erst in letztern Tagen stattgehabten, nicht sehr bedeutsamen Fallissements von Waarenhändlern und Fabrikanten waren nur dadurch in Rapport mit den Börsenphasen zu setzen, daß der dadurch erzeugte Geldmangel auf ihre Bedrängnisse Einfluß hatte.

Digitized by Google

Diejenigen, die gern im Trüben fiſchen oder wie gefräßige Haifiſche Alles vorwegnehmen, hier nichts auszubeuten bekamen. Wie denn aber bekanntlich den beſten Früchten niemals die Wespen fehlen, ſo ſtellte ſich denn auch hier die unberufene Kritik damit ein, daß man mit einem Papier begonnen, das als ein noch nicht eingezahltes ſeine Notirung im officiellen Coursblatt noch nicht gefunden und deſſen freier Verkehr ſogar vor Kurzem nicht geſtattet geweſen. Ohne ſo wenig wie irgend Jemand in die Gründe eingehen zu können, welche hierzu Anlaß gegeben, vermag ich nur, einer überwiegenden Zuſtimmung verſichert, die Ueberzeugung auszuſprechen, wie man grade mit dieſem Anbeginne wieder „den Nagel auf den Kopf getroffen.“ Einmal ſind die genannten Peſther Actien gegenwärtig das leading paper hieſiger Börſe; ſodann iſt es das einzige der inländiſchen, das bei ſonſt noch vorwaltender beſter Ausſicht und bereits feſtſtehendem 4⅝ Zins ſich unter dem Pari befindet, und endlich hat im In- wie im Auslande die Contremine vorzüglich mit dieſem Papier ihr verderbliches Spiel getrieben, und findet nun die Pfeile, die ſie auf den Ruin ſo vieler Beſitzer gerichtet, gegen ſich ſelbſt gekehrt. Im Uebrigen aber entſpricht es bereits, abgeſehen von glänzenden Aſpecten, welche auf gewiß ſtreng geprüften Vorlagen beruhen, dem vorausgeſetzten Erforderniß eines 4⅝igen Erträgniſſes. Grade aber der Umſtand, daß die Einzahlungen noch nicht voll ſind, begründete die größere Nothwendigkeit, den Beſitzern Hülfeleiſtung zu gewähren, abgeſehen davon, daß auch andern, noch nicht voll eingezahlten Actien, wie z. B. Mailändern, in anderweitiger Beziehung gleiche Begünſtigung mit den voll eingezahlten zuerkannt wird. Was aber die ſcheinbare Inconſequenz betrifft, daß man mit einem Papier begonnen, deſſen freier Verkehr vor noch nicht langer Zeit mit Interdict belegt wurde, ſo dürfte in den gegebenen Verhältniſſen ſolche bei weitem weniger der Kritik unterliegen, als es mit einem ſtarren Feſthalten an irgend einer in verſchiedener Zeit manifeſtirten Anſicht der Fall ſein müßte. Da gilt wohl wie nirgends das tempora mutantur et nos mutamur in illis, was auch die großen Staatsmänner, die das Steuer in England und Frankreich geführt, ſo oft zu ihrem Ruhm und zum Heil ihres Landes zu beachten und die Segel nach Wind und Wetter zu wenden verſtanden. Kaum Eine Seite der alten wie der neuen Geſchichte, die nicht die unſeligſten Folgen der ſogenannten „Conſequenz“ aufzuweiſen hätte und Bäche von Thränen, und Ströme von Blut wären erſpart worden, wo beſſer im Sinne Karls V. vorgegangen worden wäre, der, als er ein ungerechtes mit der kaiſerlichen Unterſchrift aber bereits verſehenes Decret zerriß, den Einwendungen das ſchöne Wort entgegenſtellte: Lieber meine Unterſchrift als mein Gewiſſen.

Bei dieſem Anlaß muß ich auch auf ein früheres Schreiben zurückkommen, in welchem ſich eine oder die andere Ungenauigkeit in Betreff der ſteyeriſchen ſogenannten Domeſticalſchuld eingeſchlichen haben mag, wie ſich das mit einem fremdſtehenden und mit den übrigen Verhältniſſen weniger zuſammenhängenden Gegenſtand leicht ergeben kann. Soviel erſcheint unzweifelhaft, daß, wie ſich auch dieſe Angelegenheit in die Länge gezogen hat, dies keineswegs in angeblichen Antipathien ſeinen Grund

Digitized by Google

haben kann, da man dieſe am betreffenden Orte eben ſo wenig wie Sympathien kennt, und die auch da, wo nicht nur bedrängte Individuen, ſondern faſt wirkungslos gewordene fromme und gemeinnützige Anſtalten als Leidende erſcheinen, am mindeſten zu gewärtigen kämen. Allein bei übergroßer Zuthunlichkeit in dieſer Sache, werden die nicht unbedeutenden Schwierigkeiten zur Ermittlung des wahren Rechtsverhältniſſes dennoch überſehen; ſind aber — wie denn doch in Bälde zu gewärtigen ſteht — die Verhandlungen darüber einmal zu Ende gebracht, ſo werden die vorlauten — und zum Theil allerdings auch hungrigen — Schreier gewiß überführt werden, daß unter den gegenwärtigen Auſpicien von einer Plusmacherei auf Koſten der Gerechtigkeit unmöglich die Rede ſein kann. Nur dürften auch hier die Hoffnungen der vorgedachten Haifiſche, auf ein etwaiges Voreſſen, eben ſo wie früher gewaltig getäuſcht werden. P.

III.

Aus Berlin.

Pröhle's Muſenalmanach. — Die beiden Schadow. — Akademiſcher Senat. — Die Düſſeldorfer. — Ernſt und ſeine Violine. — Die Verhaftungen.

So eben ſtellt man mir den in Merſeburg bei Louis Garcke erſchienenen Muſenalmanach zu, genannt: „Norddeutſches Jahrbuch für Poeſie und Proſa, herausgegeben von Heinrich Pröhle." Seit dem Tode Chamiſſo's iſt dieſes wieder die erſte Sammlung der Art, die wir mit Freuden begrüßen können. Leider haben manche Umſtände nachtheilig auf die erſte Collection der dichteriſchen und proſaiſchen Gaben eingewirkt, als zu ſpäte Benachrichtigung, verfehlte Einſendung u. ſ. w. Der nächſte Jahrgang wird ſicherlich ein gewiſſes Syſtem in das ganze Unternehmen bringen, dem wir beſtes Gedeihen wünſchen wollen. Der poetiſche Theil iſt vertreten, durch Namen wie Mörike, Kerner, Mayer, Geibel, Hoffmann von Fallersleben, Prutz, Karl Beck und Ullrich. Nur ungern vermiſſen wir die Namen Alfred Meißner und Moritz Hartmann, deren Letzterer ſich ſeit einigen Tagen in Berlin befindet. Der proſaiſche Theil, dem für den nächſten Jahrgang Franz Dingelſtedt, Eckermann, Heinrich König und Varnhagen von Enſe ihre Theilnahme zugeſagt haben, enthält, außer drei Novellen von Saß, Heſſe und Schiff, in einem Feuilleton, eine Vorleſung über die Leiden und die Lieder des Kaſtellans von Coucy und die Liebe im Mittelalter überhaupt, vor Damen, Studenten und Profeſſoren in Jena gehalten von O. L. B. Wolf und einen mit geiſtreicher Feder geſchriebenen Aufſatz von Auguſt Heſſe: Ein Wort über die heutige Poeſie, an eine Dame in Oeſterreich. Ein kritiſches Gutachten über das Bändchen abzugeben, enthalte ich mich, wie ein Almanach Gaben für Alle ſpenden will, ſo mag ſich die Kritik in reiner Subjectivität das ihr Zuſagende entnehmen und ſchweigen. Es wird ein Jeder etwas finden, vom politiſchen Schwärmer an bis auf den ſentimentaliſirenden

Digitized by Google

Dilettanten herab, der das in den See fliegende Rosenblättchen besingt. Ausstattung und Druck sind deutlich und sogar geschmackvoll.

Eine große Veränderung steht der Akademie der Künste bevor. Zunächst ist es der Wechsel im Directorat, der den Künstlern und Kunstfreunden viel zu sprechen gibt. Von dem früheren Plane, aus dem obersten Vorstande, nach Art der Theaterintendantur eine Hofcharge zu machen, ist man ganz und gar abgekommen und soll beabsichtigen an die Stelle des Director Schadow, eines fast ganz erblindeten Greises an der äußersten Grenze des Lebens und Bewußtseins, dessen Sohn W. v. Schadow aus Düsseldorf nach Berlin zu berufen. Ob damit in den Verhältnissen viel gebessert sein wird, ist kaum zu entscheiden. Thatsache ist indessen, daß v. Schadow einer Richtung der Malerei angehört, die nun und nimmermehr mit einer frischen organischen Entfaltung dieser Kunst amalgamiren kann. Das religiöse Element überwiegt zu sehr in seiner Innerlichkeit, um ihm den großen objectiven Blick zu gestatten, den der Leiter eines an so viele Interessen gewiesenen Institutes sich erhalten muß. Es wäre jedoch wenigstens der Vortheil in Aussicht gestellt, daß eine Regeneration im Senat der Akademie vor sich gehen dürfte, in diesem Senat, der nachgerade eine Altersversorgungsanstalt geworden ist. Man pensionire diese schwachen Alten, man sichere ihnen sorgenfreie letzte Lebensjahre, aber man belebe endlich die Schule der Kunst, mit deren Reformation schon die Verewigten, Wilhelm von Humboldt und Schinkel und die Lebenden Rauch und Begas, sich unendliche aber vergebliche Mühe gegeben haben. Wie der Unterricht der Kunstjünger jetzt getrieben wird, kann er nicht ersprießlich wirken. Vor einiger Zeit kam mir in einer Correspondenz aus Düsseldorf in ihrem Blatte, eine Bemerkung über die humoristische Besprechung der Berliner Kunstausstellung von Ernst Kossak und W. Scholz zu Gesichte. Der Verfasser rügte besonders an der Berliner Kritik, daß sie den Düsseldorfern ihre alten Sünden nicht vergeben könne und daß die Satyre auf die Düsseldorfer bei Gelegenheit einer Travestie des Horace Vernet'schen Bildes nicht mehr passe. Sind denn aber die Düsseldorfer besser geworden? was die Mauern der Akademie von daher bedeckt hat, schlägt, wie die Werke, die man vor einem Decennium schuf, in dieselbe Kategorie einer winselnden Gefühlsschwabelei. Wenn die Künstler nicht anfangen wollen, sich mit Studien abzugeben, d. h. mit wissenschaftlichen, künstlerischen Vorarbeiten, denn träumerisches Versunkensein vor irgend einem alten Bilde nennen wir nicht Studium, wird in zwei Jahren die Bataille zwischen Literatur und dem, was man Malerkunst nennt, wieder angehen und sicherlich nicht zum Nachtheil der Literatur.

Von neuangekommenen Virtuosen befindet sich H. W. Ernst hier. Es ist ein Beweis, welche Anziehungskraft diese geniale Natur auf das Publicum ausübt, da er es wagen kann, im Theater, und zwar in dem wenig beliebten Königstädtischen, zu spielen, wo er das Haus zu füllen im Stande ist. Hier bei uns, wo ein volles Concert aus hundert Bezahlthabenden und sechshundert Freibillets besteht, ist ein Concert im Theater ein Probirstein für den Gehalt eines Künstlers. Ohne Aus-

Digitized by Google

gabe von Freibillets zeigt ſich hier, ob ein Virtuoſe durch ächten Ruf etwas macht. Ernſt, den ich ſchon neulich in einem vertrauten Kreiſe bei Madame Biardot hörte, wo er ſeine geiſtreichen mit Stephan Heller zuſammen verfaßten pensées fugitives mit der genialen Frau am Flügel executirte, trug im Theater ſein neues Concert in fis moll, Ungariſche Weiſen und ſeine renommirten Pirata Capricene unter jubelndem Beifallsſturm vor. Wir dürfen uns auf einen Cyclus glänzender Concerte gefaßt machen. Nächſt Paganini möchte wohl Ernſt die meiſten Schwierigkeiten auf der Violine überwinden und am tiefſten in die Natur des Inſtrumentes gedrungen ſein. Wenigſtens beſitzt keiner ſeiner Zeitgenoſſen dieſe ungemeine Dispoſition zum Violinſpiel und dieſen ſeelenvoll melancholiſchgefärbten Vortrag.

Die hier beſtehenden Handwerksvereine ſind auf Befehl der Polizei aufgehoben worden. Man ſpricht von zweiundzwanzig verhafteten Perſonen, unter dieſen mehrere Literaten, die bezüchtigt worden ſind, Reden gehalten und verbotene Schriften vorgeleſen zu haben. Die meiſten Gerüchte, die hierüber in den Zeitungen laut wurden, ſind durchaus übertrieben. Der Denunciationsbrief, auf deſſen Grund hin die Polizei einſchritt, war franzöſiſch geſchrieben, wahrſcheinlich weil der Schreiber dadurch am beſten ſich zu maskiren dachte. Dadurch aber iſt das Gerücht entſtanden, eine weitverzweigte Verſchwörung, die mit Belgien und mit Frankreich in Verbindung ſtehe, ſei entdeckt worden. Verſchwörungen bei offenen Thüren ſind unſeres Erachtens eine ſehr ungefährliche Sache und hoffentlich wird man die vielen Verhafteten vielleicht ſogar bald wieder ruhig nach Hauſe ſchicken. Z. Z.

IV.

Aus Leipzig.

Leipzig im Winter. — Die Kleinpariſer und die Cerrito. — Ein Patriot im Tageblatte. — Einheimiſche Füße. — Theaterfreuden. — Neue Luſtſpiele. — Berger und Benedix. — Fremde Schriftſteller. — Die Zeitſchriften und das Publicum.

Zwiſchen der Michaelis- und der Neujahrsmeſſe hat Leipzig gewöhnlich ſeine saison morte; dieſes Jahr aber iſt die Saiſon archimorte, zu deutſch: mauſetodt. Leipzig iſt ein Meß- und Durchzugsort; wenn aber ringsumher die Wege mit Schnee und Eis verſtopft ſind, ſo ſitzt Leipzig wie eine Wittwe da, die aus Mangel an Anbetern mit ihrem eigenen Bild im Spiegel coquettirt. Leipzig hält ſich nämlich für ſehr „ſcheene", es glaubt in der That, es ſei ein klein Paris, und hat ſogar die Marotte dem großen Paris bisweilen eine Lection zu geben. Dies ſahen wir erſt dieſe Woche bei einer Gaſtdarſtellung der Cerrito. Dieſe liebliche Tänzerin, welche die Pariſer, Londoner, Wiener und Berliner in ein Delirium verſetzt hat, die überall, wo ſie bisher ſich ſehen ließ, ihren ältern Nebenbuhlerinnen, der Elsler und der Taglioni (vielleicht eben weil ſie *älter* ſind), den Preis abgewonnen, iſt von den Leipzigern mit derſelben kalten Vornehmheit aufgenommen worden, die hier ein

Digitized by Google

kleiner Krämer findet, wenn er in das Comptoir eines ſtolzen hieſigen Banquiers tritt. Kaum daß man die an Blumen und Beifallsſtürme gewöhnte Künſtlerin (und dieſen Namen verdient ſie im beſten Sinne) applaudirt hat! Ja, nach der erſten Vorſtellung war in der am andern Morgen erſchienenen Nummer des Tageblatts folgendes Inſerat zu leſen:

„Es wäre zu wünſchen, daß die geehrte Theaterdirection die Leiſtun-
„gen unſeres hieſigen Balletmeiſters beſſer würdigte und dem Publi-
„cum nicht bei verdoppelten Preiſen durch Ausländer das vorführen
„ließe, was von Deutſchen bei gewöhnlichen Preiſen der Plätze weit
„vortrefflicher dargeſtellt wurde."

Schämt Euch, Ihr geſchmackloſen Bewohner von Paris, London, Mailand, Wien und Berlin, die Ihr Ideale bewundert, welche Leipzig durch einheimiſche, im Schatten vaterländiſchen Sauerkrauts (NB. mit Schweinsknöchelchen) großgewachſene Künſtler verdunkelt. Wie man hört, wird Dem. Zeimer, die erſte der ſechs Nähterinnen, die beim hieſigen Theater das „Ballet" bilden, in nächſten Tagen eine Kunſtreiſe nach Paris antreten, um der Welt zu zeigen, wie ſchon das bloße Leipziger Pflaſter hinreicht, um die Füße zum bereiteſten Grad künſtleriſcher Größe zu erziehen.

Um übrigens den Ruf der armen Cerrito nicht gänzlich zu vernichten und um es ihr möglich zu machen, hier und da noch zu einem Gaſtſpiel zugelaſſen zu werden, muß nachträglich bemerkt werden, daß bei ihrer zweiten Vorſtellung das Publicum ſich viel gnädiger gegen ſie zeigt und ſie mit großmüthiger Nachſicht applaudirt und ſogar hervorgerufen hat. Man ſieht, die Leipziger wiſſen aufkeimende Talente zu ermuntern, ſelbſt wenn es keine einheimiſchen ſind, ja ſogar wenn ſie einen europäiſchen Ruf haben. Auch muß man ihnen zur Ehre nachſagen, daß ſie die verdoppelten Eintrittspreiſe nicht ſcheuten, mit welchem die Theaterdirection für die zwei Vorſtellungen der Cerito ſie beſteuert hatte. Die Direction hat aber auch Alles geleiſtet was ſie thun konnte, ſie hat ein nagelneues Stück: „Er geht aufs Land", welches man hier erſt einige Dutzend Mal abgeſpielt hat, aufführen laſſen, und die Cerrito und ihr Gatte mußten zur Strafe für ihre Anmaßung, wie zwei Seiltänzer, in den Zwiſchenacten heraustreten und ihre Pas abtanzen; nicht einmal das allerkleinſte Ballet hat man von den „einheimiſchen Künſtlern" montiren laſſen zur Gruppirung für die fremden Gäſte. Ehre genug für ſie, daß ſie der Direction zwei reiche Caſſenabende bereiteten. Wozu noch viel andere Umſtände machen?

Dafür ſahen wir an einem andern Abend (bei einfachen Preiſen!) eine dramatiſche Novität „Jean Bart am Hofe", Luſtſpiel in vier Acten von Berger, zum erſten Mal über die Scene gehen; wir wiſſen nicht, ob auch zum letzten Mal. Da iſt auch eine ganz andere Grazie darin, als in dem Tanz der Cerrito. Da wird nicht mit Sprüngen und überraſchenden Wendungen coquettirt, da weiß man gleich im erſten Act, wie der vierte enden wird, und der Dichter verwendete ſeine ganze Kunſt darauf, dieſe vier Acte mit deutſcher Gründlichkeit zu füllen, eine Kunſt, die ein Franzoſe bei dieſem Stoff gewiß nicht ausgeführt haben würde. Auch hat es Herr Berger verſchmäht, mit ſeinem Luſtſpiel auf die Lach-

Digitized by Google

muskeln der Zuſchauer zu wecken, derlei Dinge können wir getroſt den Franzoſen überlaſſen; des Deutſchen Charakter iſt ernſt, dies dürfen wir ſelbſt bei Luſtſpielen nicht außer Acht laſſen und es iſt dankenswerth, daß Herr Berger es vorgezogen hat, gründlich zu langweilen, als in franzöſiſcher Oberflächlichkeit uns zu amüſiren. — Eine andere Novität „der Vetter" von Roderich Benedix, hat den umgekehrten Weg eingeſchlagen; bei dieſem Luſtſpiel kommt das Publicum aus dem Lachen nicht heraus, es iſt amüſant von Anfang bis zu Ende. Aber wo bleibt die Gründlichkeit? Es iſt wahr, Herr Benedix hat den ephemeren Erfolg, daß ſein Luſtſpiel überall volle Häuſer macht; allein wo iſt die Unſterblichkeit? Wird man nach funfzig Jahren etwa auch noch bei dieſem Luſtſpiel amüſiren? Herr Berger aber kann ſicher ſein, daß man nach funfzig Jahren ſein Luſtſpiel eben ſo langweilig finden wird, und wenn auch der Erfolg des Tages nicht für ihn iſt ſo hat er doch den ſchönen Troſt, daß er die Literatur mit einem Werk bereichert hat, deſſen Werth ſich ſtets gleich bleiben wird.

Von nächſten Novitäten hört man nicht viel. Ein geiſtvolles Luſtſpiel: „Die Valentine" von Guſtav Freitag in Breslau, befindet ſich ſeit Monaten in den Händen der Direction, ohne erledigt zu werden. Auf „Uriel Acoſta" iſt man nach dem glänzenden Dresdner Erfolge nicht wenig geſpannt; ebenſo auf Laube's „Karlsſchüler", die der Dichter wegen eines Mangels in der Beſetzung der hieſigen Bühne vorenthielt. Köberle, Verfaſſer der „Aufzeichnungen eines Jeſuitenzöglings", hat ein Trauerſpiel: „Cosmos von Medicis" eingereicht. Dieſer junge Schriftſteller, der ſeit einem Jahre in Leipzig lebt, hat in der Jeſuitenliteratur einen Nebenbuhler hier gefunden an Heinrich Bode, einem Hannoveraner, der, gleichfalls Katholik, ſeine Erlebniſſe in den Jeſuitenklöſtern Frankreichs dem Druck übergibt und der ſchon früher zwei ſchätzbare Schriften: „Das deutſche Collegium in Rom" (Leipzig 1843) und „das Innere der Geſellſchaft Jeſu" (Leipzig 1846) veröffentlicht hat, die ſich durch objective, ruhige Darſtellung und gründliche Kenntniß von dem gewöhnlichen Marktgeſchrei auf dieſem Felde auszeichnen. Von andern Schriftſtellern, die ſich in letzterer Zeit hier niedergelaſſen haben, nennen wir vor Allen Arnold Ruge, deſſen geſammelte Schriften, vielfach umgearbeitet, ſoeben in vier Bänden erſchienen ſind. Ferner den Humoriſten Kaliſch aus Mainz, deſſen „Narhalla", „Schlagſchatten" u. ſ. w. ihn zu einem der beliebteſten und populairſten Schriftſteller des Rheinlandes gemacht haben.

Von neuen Zeitſchriften, die faſt zu Anfang eines jeden Jahres hier auftauchen, hört man diesmal nichts. Kühne's „Europa", die man mit Recht als ein neues Blatt betrachten kann, iſt gewiſſermaßen die einzige Ausnahme. Die Zeitſchriften-Literatur hat offenbar eine vollſtändige Revolution erlitten. Die Zeit der leichtfertigen Unterhaltungsblätter iſt um, und ſie erhalten ſich blos, wenn ſie als Beilage zu einem politiſchen Blatte erſcheinen, oder wenn ſie als Modezeitungen zu Begleiterinnen und Schleppträgerinnen eleganter Toilettenkupfer ſich herablaſſen. Die ernſte Zeit will ernſte Unterhaltung, und die Themata, die früher nur die kleinen Kreiſe der Politiker und wiſſenſchaftlich Gebildeten intereſſirten, finden jetzt

Digitized by Google

die eifrigſte Betheiligung bei der Geſammtnation und ein inniges Verſtändniß bei der Durchſchnittsbildung derſelben. Die deutſchen Regierungen könnten ſchon aus dieſer Erſcheinung eine wichtige Lehre ziehen und die Schuld der Preſſe iſt es wahrlich nicht, wenn ſie den tiefen Umſchwung der Zeit nicht erkennen. † †

V.

St. Petersburg im kranken Leben.

„Drei Krankheiten des Staaten- und Städtelebens ſind es vorzugsweiſe, denen ſich in neuerer Zeit die allgemeine Aufmerkſamkeit zuwendete: weit verbreitetes Siechthum der Bevölkerung, Maſſenarmuth und Häufigkeit des Verbrechens. Die allgemeine Betrachtung ihrer Erſcheinungen in St. Petersburg, die Erörterung ihrer Entwickelungen zur jetzigen Geſtalt, die Schilderung der Wege, welche man zu ihrer Bekämpfung eingeſchlagen hat, bilden die nächſte Aufgabe dieſes Buches.“ Mit dieſen Worten leitet Aurelio Buddeus ein Werk ein, das unter obigem Titel bei Cotta erſchienen iſt*). „Länger als ein Jahr“, ſpricht er in ſeiner Einleitung, „habe ich innerhalb der ruſſiſchen Grenzen gelebt. Einzig die Abſicht, aus eigner Anſchauung das Leben St. Petersburgs kennen zu lernen, ließ mich dort einen Aufenthalt von mehr denn einem Vierteljahre nehmen, nachdem durch elf vorhergehende Monate der Verkehr mit den verſchiedenſten Bevölkerungskreiſen der Oſtſeeprovinzen mannichfache Gelegenheit zur Vorbereitung auf die Hauptſtadt dargeboten hatte. Hier aber erſchloß ſich dem ganz unabhängigen Arzte mancher Hinblick in die Zuſtände der Bevölkerung und der Zutritt zu manchen Anſtalten, welche dem fremden Nichtarzt theils nur ſelten gewährt iſt, theils außerhalb ſeines ſpeciellen Intereſſes liegt, oder wo doch ſeine Wißbegierde ſehr häufig argwöhniſchen Beobachtungen unterliegt und mit ausweichenden Antworten abgefunden wird. Doch keine ſtrengwiſſenſchaftliche, noch weniger eine reinmediciniſche Arbeit habe ich im Vorliegenden zu liefern beabſichtigt. Die äußere Stellung als Arzt war nur der Schlüſſel, vor welchem ſich die Stätten des Siechthums, der Armuth und des Verbrechens leichter aufthaten, als vor der bloßen Neugier des Fremden.“ Alſo ſtellt Aurelio Buddeus, den wir aus vielfachen Artikeln in den Ergänzungsblättern zur Allgemeinen Zeitung und in mehrern andern Zeitſchriften und Zeitungen als einen Publiciſten voll practiſchen Blickes und beſonnener Darſtellung kennen, den Leſer auf den Standpunkt ſeines Buches und kommt durch eine geiſtreiche und verſtändige Ausführung dem in der Vorrede gegebenen Verſprechen und den daraus geweckten Erwartungen redlich und gewiſſenhaft nach. Von einer allgemeinen Charakteriſtik der Stadt und ihrer Menſchen ausgehend, verbreitet er ſich, mit einer ſtrengen Berückſichtigung der klimatiſchen Ein-

*) Zur Kenntniß von St. Petersburg im kranken Leben. Von Aurelio Buddeus. 2 Thle. 8. Stuttgart 1846.

Digitized by Google

wirkungen und Bedingniſſe, über die Petersburger Lebensweiſe und die durch dieſe ſpeciell bedingten Schaulichkeiten, über eine ſtatiſtiſche Entgegenſtellung der Geburts- und Sterbeliſten, führt zuletzt in die Frauenwelt ein und ſucht die Wahrſcheinlichkeitsgründe für jene die Mortalität der Männer um anderthalbmal überwiegende Sterblichkeit unter dem weiblichen Geſchlecht in Petersburg aus, welche nach ſeinem Dafürhalten in der Staatseinrichtung ſelbſt, in der üblichen Erziehungsweiſe überhaupt und vor Allem in den ſchädlichen Einflüſſen eines heimtückiſchen Klimas, der Nahrung und Wohnung jener ihren verderblichen Grund findet. Keine Stadt in Europa zählt nach den gegebenen ſtatiſtiſchen Ausweiſen des Verfaſſers „ſo wenig Trauungen im Verhältniß zur Einwohnermenge, als St. Petersburg"; ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts bis zum Jahre 1830 ſtieg die Zahl der Einwohner von 220,000 auf 350,000, die Zahl der Ehebündniſſe aber verringerte ſich von 12,533 auf 11,129; außer dem Verhältniß jedoch ſteigt die Zahl jener femmes entretenues und der eigentlich Proſtituirten, deren 14,000 unter ſpecieller polizeilicher Aufſicht ſtehen. „Die Befriedigung, welche der Mann für Herz und Sinn in illegalen Verbindungen ſucht und findet, zerſtört die Achtung der Welt und den moraliſchen Halt und untergräbt die Körpergeſundheit der liebeleer verheiratheten Frau." Von dieſer kritiſchen Betrachtung, die tiefgehende und vollgültige Reſultate geliefert, kommt er auf das Siechthum in Petersburg ſelbſt und auf die durch Jahreszeiten und Witterung bedingten Krankheitsconſtitutionen wie auf die herrſchenden Krankheiten im Beſondern zu ſprechen und macht eine Wanderung durch die Heilanſtalten, durch die Militair- und öffentliche Hoſpitäler, Miniſterialdepartements-, Civil- und Privathoſpitäler. Die palaſtähnliche Einrichtung derſelben wird durch eine zweckwidrige Etiquette und despotiſch ausartende Disciplin, die den Kranken Gefängnißſtrafe und körperliche Züchtigungen ausſetzt, beeinträchtigt und macht auch für den armen und hülfloſen Kranken ihre unentgeldliche Pflege nicht wünſchenswerth. Er enthüllt zuletzt die Geiſteskrankheiten, deren empfindſamer Nerv und ihre wahrſcheinliche Urſache er in einer haarſcharfen Beſtimmung der verſchiedenen Volksſtämme des ruſſiſchen Reiches auffucht und macht einen Gang durch das „Pflegehaus" aller Bekümmerten, wie in Petersburg mit einem milderen Worte unſer hartes „Narrenhaus" genannt wird. Hier ſchließt der erſte Theil dieſes Werkes, der Aerzten und Nichtärzten viele wichtige wiſſenswerthe und intereſſante Erfahrungen und kritiſche Reſultate aufgeſchloſſen, und der Verfaſſer geht nun auf die andere Krankheit des kranken Petersburg: auf die Armuth über. Nun tritt er als Publiciſt in volle Wirkſamkeit, während früher mehr die ärztliche Beobachtung ſich geltend machte. Ein Staat iſt nur dann reich und glücklich zu nennen, wenn die Wohlhabenheit gewiſſermaßen ein Erbgut des geſammten Volkes iſt; der Luxus der Reichen und Mächtigen iſt nur der goldverbrämte Purpurlappen an dem gebornen Bettlermantel eines Staates, wie eben Rußland iſt, wo der Pauperismus auf eine fürchterliche Weiſe überhand genommen hat, und nicht durch gerechte Zugeſtändniſſe von Seiten der Verwaltung verringert, ſondern nur durch

Digitized by Google

despotische Gewalt in die schweren Ketten des apathischen Gehorsams geschlagen wird. „In Rußland liegt die natürliche Quelle des Landesreichthums im Feldbau mit Viehzucht; es herschte aber bereits nach dem Scheinbild eines Manufacturstaates zu einer Zeit, da seine innere staatliche Organisation noch in ungefesteter Ursprünglichkeit verharrte und sein Volk noch in tiefster Uncultur versunken lag. Gleichzeitig mit der politischen Staatsentwicklung zur neuen Gestalt überstürzte man dieses mit den Trugbildern einer Culturentfaltung, indem man ihm die Blüthe wirklicher Cultur im Industrieleben, beinahe gewaltsam aufdrang. Dies Industrieleben hebt aber die allgemeine Armuth des Volkes nicht auf; das Volk, das ein Instrument in den Händen des Staates und der Aristokratie ist, gewinnt durch eine unfreiwillige und unnatürliche Wirksamkeit blutwenig; es weist überdies die finanziellen Nachtheile des Staates selbst nach. Die Folgen, die sich daraus im Spiegelbild Rußlands: Petersburg sichtbar gestalten, sind, um mit den Worten des Verfassers zu sprechen „ein krasses Gemisch von unverschuldetem und verschuldetem Elend, von angebornem, ererbtem und erworbenem Siechthum, von Freudenhaus und Zuchthaus." Der Verfasser schildert hierauf, nachdem er einen freien Blick in das Treiben und Schaffen der arbeitenden Volksklassen, deren Erwerb nicht in dem glücklichen Verhältniß mit ihrer Thätigkeit stehen kann, geworfen, den Charakter der Petersburger Privatwohlthätigkeit und die Staatseinrichtungen für wöchentliche Wohlthätigkeit, die nothwendig geworden sind, um dem Verbrecher hier nicht ungebeten die Pforten zu öffnen. „Dicht neben dem prachtvollsten Palast hockt das entsetzlichste Elend; dicht neben der Kathedrale lockt das Freudenhaus mit seinen feilen Reizen; auf den Corridors der elegantesten Wohnungen liegt das zerlumpte Volk des Nachts auf bloßem Stein; aus den Speisesälen des Winterpalastes blickt man hinunter auf die Fluchttreppen der Newa, wo der „schwarze Mann" sein trocknes Brod mit dem Wasser des Flusses befeuchtet. Dicht neben einer Aristokratie, welche alle Ueberfeinerung des Luxus aus allen Ländern der Erde in sich vereint, steht ein darbendes Volk in persönlicher Unfreiheit und halbwilder Roheit Jede große Stadt enthält allerdings dieselben Gegensätze, wie St. Petersburg; aber keine Stadt Europas, auch keine russische weiter, stellt sie auf gleiche Weise schroff und unvermittelt nebeneinander." Der Verfasser entwirft mit meisterhaftem Griffel ein tieferschütterndes Bild von dem russischen Volk und zeigt es in seiner gänzlichen Hülfslosigkeit in jenen halbzutreichenden Wohlthätigkeitsanstalten und hinwieder mit klirrenden Ketten belastet in den öffentlichen Gefängnissen, wenn es von Noth und Hunger gestachelt die reife Frucht von Bäumen pflücken wollte und darüber ertappt wurde. Das Endurtheil über dieses Werk von Aurelio Buddeus muß jedenfalls ein günstiges sein, da es durch keine Lüge aufgeschminkt ist, sondern in farbehaltiger Wahrheit Erfahrungen und Erlebnisse mittheilt, die den Stempel einer ruhigen, objectiven Anschauung an der Stirne tragen. J. N.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Die zweite Stände-Kammer
im Großherzogthum Heſſen.

Die Berathungen der zweiten Ständekammer Heſſen-Darmſtadts hinſichtlich des ihr vorgelegten Geſetzentwurfs, haben die Augen von ganz Deutſchland wieder auf dieſelbe gelenkt. Seit dem ſiebenten Landtage von 1835 ſind in dieſer Kammer nicht mehr ſolche Fragen von allgemeinem deutſchen Intereſſe behandelt worden, wie diesmal. Seit dem fünften Landtage 1832 hat in dem Lande nicht die Aufregung der Gemüther geherrſcht, wie ſie ſich jetzt, vorzugsweiſe in der Provinz Rheinheſſen, an deren liebſten Inſtitutionen der neue Geſetzentwurf rüttelt und ſägt, nicht minder aber auch in den aufgeklärten Kreiſen der alten Provinzen Oberheſſen und Starkenburg, kund gibt.

Der jetzige zehnte Landtag war vertagt worden, bis die Prüfung der fertigen Geſetzentwürfe durch die Ausſchüſſe der Kammern vollendet ſei. Als dies geſchehen war und nun das Perſonenrecht, das Polizeiſtrafgeſetz, ſowie das Einführungsgeſetz des neuen Civilgeſetzbuches den Kammern behufs der Discuſſion vorgelegt werden konnten, wurde der Landtag wieder einberufen. Nur wenige neue Wahlen hatten vorgenommen werden müſſen, ſomit behielt die zweite Kammer der Stände ganz die alte Färbung, welche ſie ſeit dem achten Landtage von 1838 nicht mehr vertauſchen mochte oder konnte. Dieſe Färbung iſt eine entſchieden miniſterielle, loyal devote, und wird bedingt einestheils durch die eigenthümlichen Verhältniſſe des heſſ.-darmſtädtiſchen Wahlcenſus, andererſeits durch die conſequenten Maximen der Staatsregierung.

Die erſte Kammer beſteht aus den Prinzen des großherzoglichen Hauſes, den Standesherren, dem Senior des von Riedeſel'ſchen Hauſes, dem katholiſchen Landesbiſchof, dem proteſtantiſchen Prälaten, dem Kanzler der Landesuniverſität, und den vom Groß-

Digitized by Google

herzog auf Lebenszeit berufenen Mitgliedern. Das Princip zur Bildung der ersten Kammer beruht also auf Erblichkeit und lebenslänglicher Ertheilung der Landstandschaft.

Die zweite Kammer dagegen wird rein durch Wahlen gebildet. Sie besteht aus 50 Deputirten, nämlich sechs des begüterten Adels, zehn der Städte, 34 der einzelnen Wahlbezirke. Um wählbar zu sein, muß man Staatsbürger, Inländer, 30 Jahre alt, nicht unentbehrlicher Beamter, nicht Mitglied der ersten Kammer, nicht wegen Verbrechen vor Gericht gezogen und mit hinlänglichem Einkommen versehen sein. Die Adelsmitglieder müssen 300 Fl. directe Steuern zahlen oder 60,000 Fl. Vermögen nachweisen; die Abgeordneten der Städte und Wahlbezirke müssen 100 Fl. directe Steuern entrichten oder 1000 Fl. jährlichen Gehalt oder 20,000 Fl. Vermögen besitzen. Die Wahl geschieht: des Adels, durch alle dazu Stimmfähigen an eine großherzogl. Commission; die der Wahlbezirke, resp. Städte, folgendermaßen: die Gemeinden des Landes wählen zuerst nach Seelenzahl je einen Bevollmächtigten oder mehrere. Diese haben für jeden Bezirk 25 Wahlmänner vorzuschlagen, und diese endlich wählen erst je einen Deputirten. Diese dreifache Theilung des Wahlactes hat ihr Gutes, indem sie das Geschäft möglichst erleichtert, und bedenkliche Reibungen, Wahlschlachten, verhütet. Allein von der andern Seite ist auch Vieles dagegen einzuwenden. Denn bei der Wahl der Bevollmächtigten ist dem Ortsvorstand ein ziemliches Uebergewicht gestattet, und dieser wird wiederum gewöhnlich von dem, die Wahl beaufsichtigenden Regierungscommissär, Kreisrathe, bestimmt. Außerdem werden als Wahlmänner nur die 60 Höchstbesteuerten des Bezirks bezeichnet, und es kann nicht fehlen, daß doch immer nur die Wahl auf diejenigen fällt, welche durch Arbeitsertheilung, Kundschaft u. s. w. auf die übrigen Bürger einen Einfluß gewonnen haben. Auch die Wahlmänner sind daran gewöhnt, freilich mit ehrenwerthen Ausnahmen, den Abgeordneten zu creiren, welchen der Herr Regierungscommissär vorschlägt, und dieser wird wahrhaftig Keinen vorschlagen, welchen er als dem Bestehenden nicht geneigt kennt. Nur Rheinhessen hat in dem Wahlact noch einigermaßen seine politische und bürgerliche Selbständigkeit gewahrt.

Aber dies ist nicht das einzige Mittel, welches die Regierung in Händen hat, um die Wahl zu reguliren und ad libitum zu lenken; sie kann auch indirect einwirken. Die Geschichte der hessischen Landtage seit dem ersten von 1820 zeigt uns deutlich, daß der Wahlact denn doch nicht so frei und unabhängig ausgeübt werden kann, wie

Digitized by Google

ties die Verfassungsurkunde mit Worten darstellt. Wir verweisen nur auf die Ereignisse von 1833. Damals hatte Darmstadts Landtag eine Opposition, welche an Geist, Gesinnung, Rechtsgefühl und Willenskraft mit jeder der berühmtesten wetteifern konnte. Aber man wußte sie nicht ohne Schlauheit zu decimiren. Mitglieder derselben, Staatsdiener, wurden in Ruhestand gesetzt; den nicht ganz sichern, aus Angestellten gewählten, Abgeordneten des sechsten Landtags der Urlaub verweigert und alle Zeitungen unterdrückt, welche die Interessen der linken Seite mehr oder minder scharf vertraten. Dadurch namentlich ward der Ausfluß der lebendigen Quelle in das Volk gedämmt, und wie mißlich es für eine Opposition ist, wenn sie der Stütze der öffentlichen Organe entbehren muß, lehrt hinreichend die Geschichte aller deutschen Ständekammern. So kam es denn, daß in der zweiten Kammer der hess.-darmstädtischen Stände die Opposition immer schwächer, immer timider ward, bis sie endlich sich ganz unterwarf, mit den Ja-Herren zusammenschmolz und nun die Landstandschaft den „erfreulichen Zustand der Unanimität" repräsentirte.

Daraus wird klar werden, daß die Bestandtheile der jetzigen zweiten Kammer eben nicht sehr heterogener Natur sind. Die Mehrzahl der Abgeordneten gehört dem Beamtenstande an, muß also von vornherein ihre subjective Meinung mit derjenigen einer Regierung in Einklang zu bringen suchen, welche sie besoldet, ihre Existenz bedingt, sie pensioniren oder nicht avanciren lassen kann. Das ist schon ein Casus obliquus! Nur eine sehr geringe Zahl unabhängiger Bürger, Gutsbesitzer, nur ein Mitglied des zum Deputirtenamt berufensten Standes, der Advocatenschaft, befinden sich unter der diesmaligen Zahl der Stände. Den reactionär oder wenigstens in stabilem Sinne geleiteten Wahlen ist es allein zuzuschreiben, daß Männer als Abgeordnete gewählt sind, welche zu diesem wichtigen Amte durchaus nicht passen. Hat man doch sogar einen Stockschwaben, der kaum vierzig Jahre alt sein kann und welcher als Oekonomierath in's Land berufen, als solcher dem Namen nach seit wenigen Jahren fungirt und von selbstgemachtem Rufe zehrt, in die Kammer gebracht! Welchen Eindruck macht es nun auf den Landbewohner, der von der Gallerie herab seine Volksvertreter einmal sehen und hören will, wenn er plötzlich unter bekannten Tönen ein fremdes, radebrechendes Idiom in stockenden Sätzen vernimmt, das selbst den Kammermitgliedern, geschweige denn den Bauern unverständlich ist! Wie kann ein solcher „Ausländer" — denn daß die Deutschen Brüder genannt werden, ist heutzutage, zumal in den Kammerverhand-

lungen, weder üblich, noch sichtbar — wie kann der Schwabe über die lebendigen Sympathien eines ihm fast fremden, hessischen Volksstammes reden? Dergleichen Wahlmißgriffe ließen sich noch eine Menge bezeichnen. So u. A. hörten wir in der ersten Discussion über Civilehe und kirchliche Trauung einen Redner von Moral, Tugend, Religiosität in pomphaften Worten reden, und wir hätten lachen müssen, wenn uns das Weinen nicht näher gewesen wäre. Derselbe Mann hat nicht allein schwere Beschuldigungen hinsichtlich seiner einstigen Function als Untersuchungsrichter im Prozeß Weidig's und Consorten hinnehmen müssen, sondern es ward ihm auch von zweien der berühmtesten Aerzte Darmstadts nachgewiesen, bewiesen, daß er während jener Zeit — horribile dictu! — dem Säuferwahnsinn verfallen war. Gereicht solcher Vertreter seinem Wahlbezirke, oder der Kammer, etwa zur Ehre? Können seine schönen Worte einigen Eindruck machen, wenn man seines Lebens gedenkt? Doch läßt sich auch wiederum nicht leugnen, daß die hessen-darmstädtische zweite Kammer zu ihren Mitgliedern manche tüchtige, besonnene, allgemein und wissenschaftlich gebildete, ja geistreiche Männer zählt. Doch ist die *Anzahl* derselben nicht groß im Vergleich zu Denjenigen, welche sich nicht über das Niveau des Gewöhnlichen erheben. Ob aber in einem Einzigen das große Gefühl des gemeinsamen deutschen Vaterlandes, seiner heiligsten Angelegenheiten und Wünsche ächt und recht lebt und webt, das müssen wir sehr bezweifeln. Denn dann müßte, wie in Baden, eine scharf ausgeprägte Opposition vorhanden sein, welche, wenn sie auch nur zuerst das Oertliche, speciell Heimathliche, in's Auge faßte, doch auf dessen Basis manches dem großen Vaterlande Ersprießliche auf der Bahn des Fortschritts zu leisten versuchte. Aber nein! Höchstens ein Zank über das Budget, höchstens einmal ein starker Ausruf über des Ministeriums eigenmächtiges Schalten bewegen die friedlichen Räume der hessischen Ständeversammlung. Es muß an den Wurzeln des Volkes gerüttelt werden, ehe es einmal zu einem hitzigen Gefechte kommt.

Eine Wurzel des Volkes aber sind seine Institutionen, die Gesetze, auf welche es fußt, weil es sie achtet, sie für sich angemessen hält, sie liebgewonnen hat. Reißt man diese eine Wurzel aus, so leidet und schwankt der ganze Stamm. Rheinhessen, zur Zeit des rheinischen Bundes zu dem Departement Donnersberg gehörend, ist seit dreißig Jahren dem Großherzogthum Hessen einverleibt. Es wurde dieser Provinz die längst eingeführte französische Gesetzgebung und Gerichts-

Digitized by Google

verfassung ausdrücklich gelassen, obschon in der Besitzergreifungsacte vom 8. Juli 1816 nicht undeutlich darauf hingedeutet ward, daß seiner Zeit wohl eine Aenderung erfolgen könne. Schon auf dem ersten Landtag von 1820 wurde von den Kammern beschlossen, dem ganzen Großherzogthum ein Gesetzbuch zu verleihen und dieser Beschluß sogar in der Verfassungsurkunde berücksichtigt. 1835 ward besonders diese Sache wieder in Anregung gebracht und 1839 ward der Entwurf des Strafgesetzbuches den Kammern vorgelegt, welcher 1840 von denselben auch angenommen wurde. Der zehnte Landtag war nun hauptsächlich dazu berufen, den Entwurf des Civilgesetzbuchs zu prüfen. In Hinsicht dessen hatte man in Rheinhessen keinen Argwohn. Man glaubte, die Regierung und mit ihr die Gesetzgebungscommission huldige wenigstens in der Weise dem Fortschritt, daß sie die anerkannt bessern Institutionen der französischen Gesetzgebung, für welche sich Gelehrte und Volk längst offen ausgesprochen hatten, in ihr Werk verflechten würden, wie dies in indirecter Weise selbst versprochen worden war. Aber wie ein Donnerschlag fiel plötzlich die Nachricht in das rheinhessische Volk, daß der Entwurf des neuen Civilgesetzbuchs das Princip der Civilehe verwerfe! Man war starr vor Erstaunen und Bestürzung, aber man blieb ruhig, man erholte sich wieder von dem ersten Schrecken. Denn, sagten sich die Rheinhessen, der Ausschußbericht wird sich sicherlich für die Civilehe aussprechen und in unserer Kammer sitzen aufgeklärte Männer genug, so daß die betreffenden Artikel des Gesetzes unmöglich durchgehen können. Die erste Voraussetzung war richtig: der Ausschuß sprach sich, mit Ausnahme einer Stimme, für das Princip der Civilehe aus — aber die zweite nicht! Bald verbreitete sich überall hin das Gerücht, die Majorität der Kammer sei gegen den Ausschußbericht; ja, der landständische Regierungscommissär, Ministerialrath Breidenbach, erklärte, die Staatsregierung würde auf dem Entwurf bestehen und durchaus nicht nachgeben. Da ward es den Rheinhessen wirklich bange. Von allen Wahlbezirken kamen Adressen, mit tausenden von Unterschriften bedeckt, an die Deputirten, welche diese ermahnten, an des Volkes Wunsch und Glück standhaft zu denken; ja, es wurden sogar Petitionen an den Großherzog gesandt, diese aber, als durch die Verfassungsurkunde streng verboten, zurückgewiesen. Die Kammerverhandlungen begannen. Es war erfreulich zu sehen, wie sich in denselben dem Ministerium und seinen Anhängern gegenüber wieder zum ersten Male eine kräftige, wenn auch einseitige Opposition geltend zu machen wußte. Mit allen Waffen der Wissenschaft, der

Digitized by Google

Verſtandesſchärfe, der Logik, der Erfahrung, der Rhetorik kämpften die rheinheſſiſchen Abgeordneten und einige ziemlich freiſinnige der alten Provinzen für die Civilehe, wie denn überhaupt die größere Intelligenz ſich auf ihrer Seite zeigte. Sie hoben hervor, welchen Segen dieſes Inſtitut den Rheinlanden, Frankreich, den Niederlanden gewährt habe; ſie bewieſen, daß die Ehe hiſtoriſch, moraliſch und ökonomiſch niemals ein kirchlicher Act ſein könne, noch im Alterthume geweſen, ſondern die kirchliche Trauung nur in Folge hierarchiſcher Anmaßung üblich geworden ſei; daß die Civilehe jedem Uebergriff des Fanatismus hinſichtlich der gemiſchten Ehen und ſomit religiöſen Zwiſten vorbeuge; ſie belegten ihre Behauptungen mit allen möglichen, unwiderlegbaren Gründen und Autoritäten — umſonſt! Nicht minder ſtellten ſie auf das Ueberzeugendſte den Widerſpruch, welchen der Geſetzesentwurf in ſich birgt, in's vollſte Licht. Derſelbe beſtimmt nämlich zuerſt, daß die kirchliche Trauung die allein geſetzmäßige ſei, fügt aber in einem Supplement hinzu, daß im Falle der Verweigerung von Seiten der Geiſtlichen, die Brautpaare rechtskräftig vor dem Bürgermeiſter getraut werden könnten. Iſt das Conſequenz? Hebt nicht dieſe Ausnahme den Werth des ganzen Geſetzes auf? Denn wenn im Ausnahmsfalle die Civilehe von dem Geſetz ſanctionirt wird, warum ſollte ſie nicht ohne Ausnahme ebenſo gültig ſein? Genug, Alles ward verſucht und gethan, um der Rheinprovinz eine ihrer theuerſten Inſtitutionen zu erhalten — umſonſt! Alles ſcheiterte an der Hartnäckigkeit der Regierung, resp. ihres Commiſſairs (welcher freilich nur mit matten Gründen ſeine gelehrten und gewandten Gegner zu widerlegen wußte) und an der philiſterhaften Schlendrianſsliebe des übrigen Theils der Kammer, welcher durchweg „ſchon vor der Discuſſion ſein Votum im Sacke hatte.“ Die zwei Artikel des neuen Geſetzes, welche die kirchliche Trauung als Norm, die Civilehe nur als Ausnahme ſtatuiren, wurden mit einer Majorität von elf Stimmen angenommen. Für die Civilehe ſtimmten, außer den zwölf rheinheſſiſchen, noch ſechs Abgeordnete der andern Provinzen. Nach dieſem betrübenden Reſultat ſtellte der rheinheſſiſche Abgeordnete Kilian das Amendement, der Provinz Rheinheſſen wenigſtens möchte wie bisher das Inſtitut der Civilehe gelaſſen werden, aber auch dieſes fiel mit dreißig gegen ſiebzehn Stimmen durch; das mit Recht, denn wenn man dem Lande ein Geſetzbuch geben will, ſo ſoll man ihm auch ein Geſetz geben. Freilich hätte dieſes in Rückſicht auf die Ehe anders ausfallen müſſen.

Digitized by Google

Wenn Gesetzgeber bei der Aufstellung neuer oder erneuter ehernen Tafeln die Ehe für ein kirchliches Institut ansehen, so ist deren Interpretation falsch und verwerflich. Die Ehe ist die Basis der Familie und diese diejenige des Staates. Ihr Zweck ist kein religiöser, sondern ein socialer und staatlicher, die gegenseitige Ergänzung der Gatten, Erzeugung und Erziehung der Kinder. Mit der Kirche und ihren Gliedern hat die Ehe, hat das Verhältniß der Familie, vernünftig betrachtet, nicht das Mindeste zu schaffen; die kirchliche Trauung ist nicht in dem alten germanischen Volksbewußtsein, wie hinreichende Documente beweisen, begründet, sie ist beweisenermaßen nichts, als ein Abusus und Abusus non tollit usum! Die Ehe war, ist und bleibt nur ein organisches Rechtsverhältniß, welches den Staat, nicht aber die Kirche etwas angeht. Kein Rechtslehrer kann diesen Satz umstoßen; warum also ohne Noth durch Verwerfung der Civilehe den Staat und seine Bürger einem beständigen Conflict mit der Kirche aussetzen? Denn wie oft wird dieser vorkommen, hervorgerufen durch Abneigung, verschiedne Glaubensmeinung, Fanatismus! Folgt denn z. B. der katholische Geistliche den Befehlen des Staates, wenn diese seinen römischen Instructionen zuwider laufen? Sollen wir Beispiele citiren? Man nehme die erste beste Zeitung in die Hand. Und was wird Alles aus diesen zerstückelten Verhältnissen noch hervorgehen! Nein, der Gesetzesentwurf, der in unseren Tagen das Princip der Civilehe umstößt und das der kirchlichen Trauung gelten läßt, ist ein Rückschritt, ein Rückschritt mit Siebenmeilenstiefeln in's Mittelalter, dessen hierarchischen Tendenzen die letztere ihr Dasein verdankt! Ein Gesetz aber, das die lebendigen Interessen der Gegenwart verkennt und sie längst begraben sein sollenden Popanzen opfert, ist wahrlich keine Gabe, die den Dank eines treuen Volkes verdient.

Des hessischen Volkes Stimme hat sich schon theilweise gegen den Beschluß seiner Kammer ausgesprochen. Auch die alten Provinzen haben Adressen verbreitet, worin der in der Kammer geäußerte Grund, sie seien es, welche die Civilehe nicht wollten, widerlegt wird. Gewiß hätte die große Mehrzahl des hessischen Volks in gleichem Sinne geredet, wenn sie auf der Stufe der Urtheilsfähigkeit über diesen Gegenstand stünde. Selbst in der benachbarten Pfalz klang wieder was Rheinhessen so mächtig bewegte; theilnehmende, zur Standhaftigkeit ermunternde Adressen sind von daher eingelaufen. Der Trost ist übrigens bis jetzt noch den Rheinhessen geblieben, daß es noch Jahre dauern wird, bis das neue Gesetz in Vollzug tritt, und Zeiten ändern

Digitized by Google

die Sachen! Vorerst aber hat sie tiefe Trauer ergriffen, und freiwillig hat das lebenslustige Volk auf die sonst so enthusiastisch begrüßten Freuden seines Carnevals verzichtet. O es liegt mehr Gefühl und Gemüth und Urtheil in den Herzen des Volkes verborgen, als mancher pedantische Gesetzgeber sich träumen läßt!

Einiges verdient noch über das Aeußere und den Sitzungscharakter der zweiten hess.-darmstädtischen Kammer, resp. ihrer Mitglieder, gesagt zu werden. Die Kammer versammelt sich in dem schönen, geräumigen Saale des Ständehauses. Die Deputirten sitzen in drei concentrischen Kreisen. Dem Präsidenten, in der Peripheriemitte, gegenüber ist der Ministerialtisch, daneben die Tribüne. Die Plätze werden unter die Mitglieder verlooſt, daher auch schon solchergestalt nicht von Linker, Rechter oder Centrum die Rede sein kann. Die Sitzungen dauern gewöhnlich von 9—2 Uhr. Eine geräumige Gallerie in zwei Theilen, einer in aristokratischer Abgeschlossenheit für Standesherren und Lieutenants, der andere für das übrige Volk bestimmt, ist stets von einer aufmerksamen, mäuschenstillen Zuhörerschaft besetzt. Dieselbe besteht, zum großen Verdrusse der schönen Darmstädterinnen, welche ebenfalls gern die lebendige Discussion über Wohl und Wehe ihres Vaterlandes hören möchten, der Verordnung nach blos aus Männern; letzteres Wort darf aber nicht strict genommen werden, denn oft sind Knaben die Mehrzahl. (In neuester Zeit sollen dieselben theilweise vom Besuch der Gallerie ausgeschlossen sein.) Die Debatten sind nie sehr lebhaft, stets in den Schranken der abgezirkeltsten Convenienz sich haltend. Nur bei der Civileheberathung sind sie etwas lebendiger geworden. Selten wird eine Rede von Einwänden unterbrochen, trotzdem, daß manche Stunden lang dauert.

Der zweiten Kammer fehlt es nicht an guten Rednern. Von denen, welche für die Civilehe stimmten, sind als solche zu nennen: Aull, zweiter Präsident, Abgeordneter der Stadt Mainz, dessen Vortrag elegant, aber oft zu gedehnt ist; Kilian, Abgeordneter von Niederolm, Ausschußmitglied, welcher Schärfe des Urtheils, umfassendes Wissen mit Eindringlichkeit und überzeugender Kraft zu paaren weiß; Otto, von Offenbach, dessen Ehrenfestigkeit und Rechtssinn durchaus anerkannt werden müssen; Glaubrech von Pfeddersheim, Präses der weiland projectirten, aber verbotenen Advocatenversammlung, der mit glänzender Dialektik ab ovo deducirt und kritisirt; ferner Brunck von Wöllstein, der freisinnigste, consequenteste aller Deputirten, seit Jahren Ständemitglied, und endlich Zulauf von Eudorf,

Digitized by Google

ein ſchlichter Landmann, (der einzige in der Kammer!) der mit natürlichem Verſtand oft den Nagel auf den Kopf zu treffen und ſeine hohlen Gegner mit treffenden Bonmots abzuweiſen verſteht. — Von den Rednern gegen die Civilehe ſind die namhafteſten: Weilandt, (auch Mitglied der Geſetzgebungscommiſſion!) welcher klar und deutlich den Gegenſtand nach ſeiner Auffaſſung zu entwickeln und Hypotheſen ſtatt Wahrheiten geltend zu machen ſuchte; Graf Lehrbach, Mann des Hofs und der Welt, welcher, nicht ohne mancherlei Zugeſtändniſſe für Rheinheſſen, ebenfalls unhaltbare Gründe in die Wagſchale legte, und Profeſſor Schmitthenner, deſſen glänzende Redegabe einem ſchönen, klaren Waſſer ohne Tiefe gleicht, deſſen kleine Wellchen verrathen, woher der loſe Wind bläſt. Andre ſprachen, wenn auch gut, doch nicht beſonders beachtenswerth. Unerfreulich war es, zu gewahren, wie die liebe Eitelkeit, welche ſich hören und gehört ſein wollte, ſo oft und immer wieder daſſelbe, längſt Geſagte und Erörterte, und weiter nichts vorbrachte. Warum doch die Redner ſich nicht, wie anderwärts, vor den Sitzungen über ihre Aufgabe verſtändigen? Der erſte Präſident der zweiten Kammer, Ober-Appellations-Gerichts-Rath Heſſe, etwas breit, etwas der gehörigen Energie ermangelnd, muß ſich in ſein ſchwieriges, ſubtiles Amt nach und nach beſſer einſchießen. Der landſtändiſche Commiſſär der Regierung, Miniſterialrath Breidenbach, iſt als talentvoller Rechtsgelehrter bekannt, mehr aber noch dadurch, daß er gar oft ſich dazu brauchen ließ, die Tintenflecken auszumerzen, welche die Regierung hier und da in den ber— Unterſuchungen der politiſchen Umtriebe auf die weiße Toga judicialis ſchütten und tröpfeln ließ, ohne ſie eher bemerken zu wollen, als bis ſcharfe Augen ſie ohne Brille entdeckten. Der bekannte Nöllner in Gießen gab dabei öfters den Gehülfen ab, welcher mit Streuſand die Schwärze und die guten Augen zu überdecken ſuchte. Aber wir wollen heute nicht den Jüngling von Sais nachahmen! Breidenbach iſt ein ziemlich geübter Redner, welcher es trefflich verſteht, einen vorgebrachten Einwand in „allerlei Brimborium" ſo einzuwickeln, daß man deſſen urſprüngliches Weſen gar nicht mehr erkennen kann. Daneben ſcheint er das große Talent zu beſitzen, über Dinge mit dem Tone der Ueberzeugung zu reden, von welchen er unmöglich überzeugt ſein kann.

Die zweite Kammer der heſſ.-darmſtädtiſchen Landſtände hat einen Januskopf; das zeigte ſie neuerdings, als ſie, dem Geſetzesentwurf entgegen, für die Ehe zwiſchen Chriſten und Nichtchriſten ſtimmte. Das iſt in der That doch ein Anſchluß an die Locomotive des Jahrhunderts!

Großes bleibt dieser Kammer noch vorbehalten. Sie hat gut zu machen, was die Stände von 1835 in Hinsicht der 1832 energisch geforderten Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, der Jury im Strafverfahren, der Collegialität der Gerichte verdorben und vertrödelt haben. Sie hat noch über wichtige Punkte des Civilgesetzentwurfes zu discutiren, und eine schwierige Aufgabe für sie ist dies, weil dieser Entwurf, warum, bleibe unentschieden, zerstückelt, in Parzellen vorgelegt wird, so daß die Widersprüche sich häufen müssen. So wird es von ihr abhängen, das den Rheinhessen wie die Civilehe liebe Institut des Familienraths (welcher von nun an nur berathende, nicht mehr entscheidende Stimme haben soll), zum Balsam oder zur tieferen Wunde zu machen. Die Kammer hat ferner ein Polizeistrafgesetz zu berathen, dessen Entwurf ein unpolitisch strenger, bevogtender, sarmatischer sein soll. Wird sie dem genügen, was das hessische Volk von ihr erwartet? Wenn sie es wird, dann kann sie vielleicht noch den Ruhm erringen, den ersten Baustein gelegt zu haben zu dem Dome einer allgemeinen deutschen Gesetzgebung. Dann aber, wenn dieser Vogel Phönix sich aus Schutt und Asche einst aufschwingen wird, dann ist des hessischen Civilgesetzbuchs jetziger Entwurf hoffentlich nur eine vorübergehende Phase der Entwicklung gewesen!

Digitized by Google

Eine Ferienliebschaft.

I.

Wenige Stunden hinter der alterthümlich gebauten, historisch merkwürdigen Stadt Wiener-Neustadt gelangt man an die ungarische Grenze. Die Gegend ist flach und trostlos: Haideland ohne die Poesie der Haide, die sich tiefer im Ungarlande in den zahlreichen wilden Pferdeheerden und den um das Feuer lagernden Hirten ausspricht. Bis Wiener-Neustadt belebt wenigstens der Schifffahrtscanal die Gegend; aber bald mündet auch dieser in Sumpf und Moorland, und die Einförmigkeit des sandigen, unebenen und nur hier und da spärlich mit Haidekraut bewachsenen Bodens wird bisweilen durch einen, auf einer Erhöhung aufgerichteten Galgen auf eine eben nicht anziehende Art und Weise unterbrochen. Selten nur trifft man eine elende Lehmhütte, vor der sich schmuzige, verwahrloste Kinder herumtreiben, bis der schlechte Weg gegen Eisenstadt zu in eine prachtvolle, aber deshalb nicht minder langweilige Pappelallee mündet. Auf der andern Seite führt der Haideweg bis gegen Oedenburg zu in gleichmäßiger Trübseligkeit fort. Hinter dieser Stadt aber bringen schöne bewaldete Berge und der herrliche Neusiedlersee mit seinen rebenbewachsenen Ufern eine angenehme Abwechslung in dieses unfreundliche Gemälde.

Bevor man noch nach Wiener-Neustadt gelangt, liegt links, einige hundert Schritte von der Heerstraße entfernt, ein großes schloßähnliches Gebäude an einem kleinen, aber reißenden Mühlbache, über welchen eine hölzerne Brücke führt. Der Glockenthurm dieses Gebäudes hat nicht die Bestimmung, die Bewohner zur stillen, andächtigen

Sabbatfeier zu rufen, ſondern die ganz entgegengeſetzte, ſie zu dem Beginn ihrer mühſamen und geräuſchvollen Arbeit zu ermahnen; denn dieſes Gebäude iſt eine der größten Papierfabriken in Oeſterreich, und der Hauptſchauplatz der Begebenheiten, welche ich ſo eben zu erzählen im Begriffe ſtehe.

In dem geräumigen Hofe, der durch einige zur Fabrik gehörige Hintergebäude gebildet wird, ſtand ein junger Mann, eifrigſt beſchäftigt, die Wand einer, dem Standpunkte, den er ſich gewählt hatte, gegenüberliegenden, dem Anſcheine nach noch ganz neuen Scheune, mit den Kugeln ſeiner großen Scheibenpiſtolen zu durchlöchern.

Obwohl an einem Punkte der Scheunenwand eine regelmäßige Scheibe angebracht war, ſo zog es der leichtſinnige Neffe des Fabrikbeſitzers, denn dies war der junge Mann, vor, planlos auf die Scheibe zu ſchießen, und nur bisweilen, gleichſam um ſich ſelbſt oder dem alten Diener, welcher neben ihm ſtand, ſeine Kunſtfertigkeit zu zeigen, faßte er das eigentliche Ziel in's Auge, traf aber dann faſt immer das Schwarze. Hugo war, ohne eigentlich ſchön zu ſein, das, was man eine anziehende Erſcheinung nennt. Höchſtens achtzehn Jahre konnten mit ihren Stürmen und mit ihrem Sonnenſchein über dieſes ſorgloſe, hoch aufrecht getragene Haupt hinweggezogen ſein, von welchem weiche braune Locken in üppigen Ringeln auf die Schultern herabfielen und ein feingeſchnittenes Geſicht einrahmten, für deſſen etwas blaſſes Colorit große träumeriſche Augen eine mehr als hinreichende Entſchädigung gewährten. Seine Größe war für ſein Alter keine außergewöhnliche zu nennen, und ſein ganzes Aeußere ließ eher auf eine krankhafte Schwäche, als auf überſprudelnde jugendliche Kraft ſchließen; aber die Feinheit und Zierlichkeit ſeiner ganzen Geſtalt, beſonders ſeiner Hände und Füße, ſo wie ſeine ſelbſtbewußte und ungezwungene Körperhaltung machten dieſen Umſtand eher zu einem anmuthigen Vorzuge, als zu einem Fehler. Seine leichte ländliche Kleidung war ganz dazu geeignet, die Vortheile ſeiner Perſönlichkeit in's hellſte Licht zu ſtellen. Weite, faltige Beinkleider fielen ungezwungen auf ſeine Zeugſtiefelchen herab, und wurden nur durch eine, mit einer Quaſte geſchmückten Schnur an den ſchlanken Hüften feſtgehalten. Der ſchneeweiße Hemdkragen war über den kurzen Jagdrock von leichtem grünem Tuch herübergeſchlagen, und nur loſe durch ein kleines, ſchwarzes Seidenhalstuch zuſammengehalten. Ein feiner, breitkrämpiger Strohhut, um den ein grünes Band gewunden war, ſchützte ſein Geſicht vor den letzten Strahlen der Sonne, die ſchon äußerſt

Digitized by Google

ſchräg in den Hofraum hereinfielen. Weſte und Hoſenträger ſchien Hugo als höchſt unnütze Erfindungen menſchlichen Unbeſchäftigtſeins gründlich zu verachten.

Ein prächtiger ſchwarzer Neufoundländerhund lag zu ſeinen Füßen und ſchaute mit ſeinen klugen treuen Augen zu dem jungen Gebieter auf, der ſo eifrig in ſeiner Beſchäftigung fortfuhr, als hätte er ſich vorgenommen, die unſchuldige Scheunenwand noch vor Sonnenuntergang in ein Mehlſieb zu verwandeln.

„Aber um Gottes willen, junger Herr," ſagte der alte ſchnurrbärtige Diener, indem er das eine Piſtol lud, während Hugo das andere abfeuerte, „was wird denn der gnädige Herr Onkel ſagen, wenn er bei ſeiner Zurückkunft die ſchöne neue Scheune ſo in Grund und Boden geſchoſſen findet? Sie wurde erſt in dieſem Frühjahre gebaut und hat ein ſündhaftes Geld gekoſtet, da jetzt —"

„Biſt Du bald fertig," unterbrach ihn Hugo luſtig, „ich meine mit dem Laden, denn ſchwatzen kannſt Du, ſo viel Dir beliebt. Was mein Onkel ſagen wird, Johann? Nun wahrſcheinlich das, was der Kammerdiener des Fürſten in Schillers Kabale und Liebe zur Lady Milford ſagte: Legt's zu dem Uebrigen: zu den matt gefahrenen Pferden, zu den erbrochenen Jagdwagen, und zu der Aſche ſeiner Havannah-Cigarren." Nach dieſen Worten wirbelte Hugo ein blaues wohlriechendes Rauchwölkchen aus ſeinem Munde und fuhr dann ſtillſchweigend in ſeiner lärmenden Beſchäftigung fort, bis dieſelbe, obwohl ihr die einbrechende Dunkelheit ohnedies bald ein Ziel geſetzt haben würde, durch raſch ſich nähernde Schritte unterbrochen wurde.

Bellend ſprang Hector, der Neufoundländer, auf einen jungen Menſchen, von beinahe gleichem Alter wie Hugo, los, der jetzt von der Seite der Hauptgebäude her in den Hof trat.

„Zurück, Hector!" rief Hugo.

Aber der Hund leiſtete dem Rufe keine Folge, und ängſtlich drückte ſich Hugo's Freund an die Wand, was um ſo komiſcher anzuſehen war, als derſelbe die Uniform des Kadetten-Erziehungshauſes anhatte und einen Degen an ſeiner Seite trug.

Noch einmal rief Hugo ſchon roth vor Zorn: Zurück, Hector, und dabei blitzte ſein Auge ſo wild und drohend, wie man es bei ſeinem ſanften, faſt weiblich zarten Aeußeren nicht erwartet hätte.

Der Hund gehorchte nicht, aber den Augenblick darauf folgte ein Blitz, ein Knall, und der widerſpenſtige Hector wälzte ſich heulend am Boden. Hugo hatte mit dem noch geladenen Piſtol, welches er

Digitized by Google

gerade in der Hand hielt, nach ihm geschossen. Es war ein Unglück für Hector, daß es gerade ein Pistol war; wäre es eine Peitsche gewesen, so wäre das eigensinnige Thier wahrscheinlich mit ein paar tüchtigen Hieben davongekommen.

„Jesus Maria!“ schrie Johann, „des gnädigen Herrn Lieblingshund,“ und damit stürzte er zu dem Verwundeten hin, und kniete neben denselben nieder, um ihn zu untersuchen.

„Warum gehorcht mir die Bestie nicht?“ sagte Hugo erblassend. Dann wandte er sich zu dem schuldlosen Urheber des ganzen Unglücks, der noch immer ängstlich an die Mauer gelehnt da stand, und sagte zu ihm in freundlichem Tone: „Guten Abend, lieber Fritz! So trete doch näher. Ich habe dem verdammten Hector seine Unarten hoffentlich für lange genug ausgetrieben.“

„Gott sei Dank, daß er nicht crepiren wird,“ sagte Johann, der jetzt mit seiner Untersuchung des vierbeinigen Patienten fertig geworden war, „ich glaube, der gnädige Herr hätte uns sonst alle vor Wuth zu Hadern zerrissen und Papier aus uns gemahlen. Einen gehörigen Spectakel wird es bei alle dem doch geben, denn so viel steht fest, daß der arme Hector sein Leben lang hinken wird.“

„Nein,“ sagte Hugo, „ich weiß, wohin ich zielte, ich habe ihn blos ins linke Bein geschossen!“

„Aber wirklich, Hugo, Du treibst es gar zu arg,“ sagte der Militärzögling, indem er näher trat. „Dein gütiger Oheim —“

Hugo unterbrach ihn: „Hätte ich Dich etwa sollen von dem Hunde in Stücke zerreißen lassen, Du Undankbarer? Gütiger Oheim? O, es geschieht ihm ganz recht, diesem gütigen Oheim, wenn ich jetzt auf der Fabrik das Unterste zu oberst kehre. Ich habe jetzt, Gott sei Dank, das Gymnasium hinter mir und immer die ersten Preise bekommen. Da gebührt sich nun nach göttlichen und menschlichen Gesetzen eine Ferienreise in die Schweiz oder nach Italien, um mich für die Anstrengungen und den Ernst des Studentenlebens, in welches ich jetzt einzutreten im Begriffe stehe, gehörig zu stärken. Hugo, sagte mein Onkel zu mir, als er vor seiner Abreise nach England, wo er neue Maschinen bestellen will, zum letzten Male nach Wien kam, Hugo, Du würdest während der Ferien in Wien gewiß viele dumme Streiche machen. Da mich mein Onkel sehr genau kennt, so konnte ich das nicht füglich in Abrede stellen.

Der Onkel musterte mich ironisch und sagte nach einer kleinen nachdenklichen Pause. Du wirst Deine Ferien und die Zeit mei-

Digitized by Google

ner Abweſenheit auf meiner Fabrik zubringen. Du haſt dort Ruhe und Muße zum Studiren, meine kleine, aber ausgewählte Bibliothek ſteht Dir zu Gebote, und allenfalls darfſt Du auch meine Equipage zu kleinen Ausflügen in der Umgegend benutzen, eine Erlaubniß, von der Du jedoch, wie ich hoffe, nur mit äußerſter Mäßigung Gebrauch machen wirſt. Ich fürchte aber, mein Onkel wird es bereuen, daß er mich auf dieſe ſchändliche Fabrik verbannt hat; man wird hier zu tauſend Dingen gereizt, die einem ſonſt nicht in den Kopf kämen.

Ruhe und Muße zum Studiren? Als ob das verdammte Mühlengeklapper auch nur Einen Augenblick, ſei es bei Tag oder Nacht, ſchwiege. Kleine, aber ausgewählte Bibliothek? Lauter dicke Scharteken über Maſchinenbau, Waſſerleitungen und Nationalökonomie, bis auf ein paar Romane, die ich ſchon in Wien wieder vor Langerweile von rückwärts zu leſen angefangen hatte, weil ich ſie von vorne auswendig wußte. Benutzung der Equipage zu Ausflügen in die Umgegend, als ob dies überhaupt eine Gegend und nicht blos ein Platz wäre, auf welchem ſich allenfalls eine Gegend befinden könnte. Ich wäre ſchon in den paar Wochen, die ich hier bin, vor langer Weile wahnſinnig geworden, wenn ich nicht dieſe Piſtolen da gefunden hätte, und, was mir faſt noch lieber war, ein Kiſtchen von meines Onkels beſten Havannah-Cigarren. Willſt Du eine davon, Fritz? Aber ich ſage Dir in vorhinein, daß ſie ſtark ſind." Damit brach Hugo ſeine lange und bittere Herzensergießung ab, zog aus der Bruſttaſche ſeines Rockes ein geſticktes Cigarrenetui heraus und reichte es ſeinem Freunde, der ſich aus Gewohnheit erſt umſah, ob es auch Niemand bemerke, und ſich dann halb vor Freude, halb vor Furcht, entdeckt zu werden, zitternd dem verpönten Genuſſe hingab.

„Aber wie kommt es denn, Fritz," fragte Hugo, „daß Du mich heute zu beſuchen kommſt? So viel ich weiß, dürft ihr nur an Sonn- und Feiertagen eure Zwitteranſtalt von Kloſter und Kaſerne verlaſſen."

„Du haſt Recht," erwiderte der Militärzögling, „ich habe mich auch nur heimlich, während der Freiſtunden, die wir im Garten zubringen ſollen, hinweggeſtohlen. Wenn es herauskommt, ſo habe ich eine ſehr bedeutende Strafe zu erwarten."

„Es ſoll aber nicht herauskommen, guter Junge," erwiderte Hugo mit Zuverſicht, „eben ſo wenig wie meine Tabakſchwärzereien, wenn ich mit meines Onkels Geſchirr aus Ungarn zurückkehre. Aber der beſte Spaß bei der Sache iſt der Umſtand, daß ich mit vielen von den Grenzjägern ganz gut ſtehe, beſonders mit dem langen Franz, der

Digitized by Google

ein verdorbener Student iſt. Der hat mir nun verſprochen mich morgen Abend zu einer ganz eigenthümlichen Parthie mitzunehmen. Sie haben nämlich Nachricht erhalten, daß morgen Nachts ein Hauſe bewaffneter Schwärzer eine bedeutende Partie Tabak herüber paſchen wolle, und werden ihnen daher den Uebergang über das Grenzflüßchen ſtreitig machen."

Und Du willſt dieſem Unternehmen doch nicht etwa beiwohnen, fragte Fritz ängſtlich.

Das verſteht ſich, erwiderte Hugo entſchloſſen, dieſe ſchöne Gelegenheit, einmal in meinem Leben Flintenkugeln pfeifen zu hören, werde ich mir doch nicht entgehen laſſen. Der lange Franz führt den Zug an, und hat mir auf ſein heiliges Ehrenwort verſprochen, mich mitzunehmen. Mir iſt es freilich ganz gleichgültig, ob die armen Teufel von Schwärzern ein paar Centner Tabak nach Wien hineinbringen oder nicht; ja es ſollte mir ſogar leid thun, wenn ich mit meines Onkels guter Jagdbüchſe einen derſelben niederſchießen müßte, da die Kerle nur aus Noth paſchen, und ich aus Uebermuth; aber mitmachen muß ich die Geſchichte, ſo viel ſteht feſt.

Unter dieſen Geſprächen war es vollends Abend geworden, und Hugo ſelbſt erinnerte jetzt ſeinen jungen Freund daran, daß es die höchſte Zeit für ihn ſei, in die Militäracademie zurückzukehren, wenn er ſich nicht ſicherer Entdeckung und Beſtrafung ausſetzen wolle.

„Ich will Dich nach Hauſe fahren, Fritz, wenigſtens bis zu dem Seitenwege, der zu der Gartenmauer der Academie führt, denn es wäre für uns doch nicht gerathen, uns das Hauptthor aufſperren zu laſſen. He, Johann, wandte ſich Hugo zu dem Bedienten, der den verwundeten Hund hinweggeſchafft hatte, und jetzt wieder zurückgekehrt war, laſſe einſpannen.

Aber junger Herr, entgegnete Johann ſchüchtern, es ſind noch keine zwei Stunden her, daß die Pferde todtmüde und ſchweißtriefend in den Stall kamen. Sie haben noch kaum Zeit gehabt zu freſſen und zu ſaufen.

Laſſe einſpannen Alter, ſage ich Dir, rief Hugo ungeduldig mit dem Fuße ſtampfend; ich kann doch meinen Gaſt nicht zu Fuße nach Hauſe gehen laſſen.

Johann gehorchte und nach ein paar Minuten ſtand das Geſpann in dem Haupthofe der Fabrik. Johann betrachtete es ſeufzend und kopfſchüttelnd.

Digitized by Google

Sonſt, murmelte er, mußten zwei Leute die Pferde halten, bis der gnädige Herr aufgeſtiegen war, und die Zügel ergriffen hatte, aber das muß man ſagen, der junge Herr Hugo hat die Thiere raſch zahm gemacht.

Es war eben 8 Uhr Abends. Die große Glocke der Fabrik läutete zum Feierabend, und aus allen Räumen des Hauſes ergoſſen ſich Schaaren von Männern, Weibern und Kindern, die nach vollbrachtem Tagewerke in ihre niedern Hütten zurückkehrten, die ein paar hundert Schritte von der Fabrik entfernt jenſeits des Mühlenbaches lagen. —

Hugo und ſein Freund ſtiegen auf. Erſterer ergriff Zügel und Peitſche und handhabte auch ſogleich die letztere ſo kräftig, daß das Geſpann im donnernden Galopp über die hölzerne Brücke flog, an deren einen Seite ein Pfeiler mit einer Tafel aufgerichtet ſtand, auf welcher zu leſen war, daß man nur im Schritt über dieſe Brücke fahren dürfe, ein Gebot, welches Hugo für Jedermann, ſich allein ausgenommen, für bindend hielt. Bald war das Fuhrwerk dem Blick der ehrerbietig grüßenden Arbeiter in einer Staubwolke entſchwunden.

2.

Eiſenſtadt iſt ein kleines freundliches Städtchen mit faſt lauter neuen Häuſern und einem prachtvollen fürſtlichen Schloſſe, das von einem großen, aber freilich jetzt etwas verwahrloſtem Parke eingehegt wird. Die Familie Eſterhazy, der Stadt und Schloß gehört, übt hier noch eine Art von feudaler Souverainetät aus, deren am meiſten in die Augen fallendes Zeichen die großen ungeſchlachten Bauerlümmel ſind, welche als fürſtliche Leibgarde in grellrothe Röcke geſteckt vor dem Wachhauſe auf dem Marktplatze herumlungern, und wahrſcheinlich die alterthümliche Feldſchlange bewachen ſollen, welche mit ihrer dunklen Mündung gegen das friedliebende Städtchen gerichtet einen nichts weniger als furchtbaren Anblick gewährt. Ob ſich die Familie auch ihres anderen Souverainetätsvorrechtes, nämlich der Befugniß Geld zu ſchlagen, bedient, weiß ich nicht, bezweifle ich aber, da ſie, wenn anders die böſe Welt Recht hat, um das Metall, aus welchem Geld geſchlagen zu werden pflegt, manchmal in Verlegenheit ſein dürfte. Daß ſie dagegen Papiere ausgibt, ſcheint mir eine feſtſtehende Thatſache zu ſein, wenn auch Uebelwollende behaupten,

daß dieses Papiere-Ausgeben sich nur einfach auf Wechsel-Ausstellen beschränke.

Außer den rothröckigen Gardisten und der alterthümlichen Feldschlange hatte Eisenstadt aber noch eine andere und viel anziehendere Eigenthümlichkeit: nämlich die vielen und schönen schwarzäugigen Töchter Israels, welche aus allen Fenstern auf den Fremden neugierige und verstohlene Blicke warfen, und das um so mehr, als ein solcher in Eisenstadt gerade nicht zu den alltäglichsten Erscheinungen gehörte. —

Nur wenn Nachmittags immer zu derselben Stunde ein leichtes Fuhrwerk zu dem Stadtthore hereinrollte, so traten sie nicht mehr an's Fenster, sondern warfen höchstens von der Stube aus einen flüchtigen und mißvergnügten Blick auf die Straße, denn sie wußten schon wer es war und wem allein der Besuch galt. Zwei Augen aber leuchteten dann in hellerem Glanze, zwei Wangen färbten sich röther vor Freude und zitterndem Erwarten, und ein junges feuriges Herz klopfte dann stürmischer in einer unerfahrenen unschuldigen Brust. —

Hugo nahm sich in der That auch gut genug aus, wenn er in dem leichten Wurstwagen dahinflog. Hatten auch die schönen Braunen, seitdem sie ihm anvertraut worden waren, viel von ihrem natürlichen Feuer verloren, so wußte das der junge Wagenlenker durch ein um so energischeres Handhaben von Zügel und Peitsche zu ersetzen. Eine kleine blaue Sammtmütze ohne Schirm saß jetzt keck auf seinem übermüthigen lockenumwallten Haupte, und auf seinem Sitze lag zurückgeschlagen ein weiter, ganz mit purpurrothem Wollstoffe gefütterter Mantel, denn die Septembernächte fingen schon an, kühl zu werden, und es traf sich manchmal, daß es Abend würde, ehe Hugo an die Heimfahrt dachte. Der alte Johann, der auf dem Hintersitze saß, langweilte sich während dieser Fahrten, die er nun schon mehrere Wochen hindurch fast täglich mitmachen mußte, auf's herzlichste, eine Beschäftigung, die nur zuweilen durch ein unmuthiges und ärgerliches Kopfschütteln unterbrochen wurde, wenn der junge Herr dem armen Vieh, wie er sich ausdrückte, zu viel zumuthete, und die Peitsche gar zu unbarmherzig handhabte.

Es war eigentlich schwer zu sagen, welches von drei Dingen der mächtige Magnet war, der Hugo's Ausflüge unveränderlich nach Eisenstadt hinrichtete. War es der köstliche feurige Ungarwein, der in der raucherigen Schenke am Ende des Städtchens für wenige

Kreuzer die Maaß verſchenkt wurde, und vereint mit den hochrothen Liedern der Zigeunermuſikanten das Blut raſcher durch die Adern rollen machte. Dem alten Johann wenigſtens ſchien dieſer Beweggrund noch der plauſibelſte zu ſein, eine Anſicht, die er dadurch praktiſch darlegte, daß er die gebotene Gelegenheit im vollſten Maße benutzte, und ſich auf der Heimfahrt meiſt in demjenigen ſeligen Zuſtande befand, in dem er mit der ganzen Welt, und folglich auch mit dieſen Ausflügen des jungen Herrn ausgeſöhnt war.

Oder waren es vielleicht die trefflichen Cigarren, die die ſeligen Havannah's des geſtrengen Herrn Onkels erſetzen mußten, ſeitdem letztere die Wahrheit des Ausſpruches pulvis et umbra sumus praktiſch bewieſen hatten, welche Hugo nach Eiſenſtadt hinzogen? Gewiß iſt es, daß jedesmal, wenn er über die Grenze zurückkehrte, eine derſelben luſtig in ſeinem Munde dampfte, gleichſam als freue ſie ſich darüber, daß ſo viele ihrer Schweſtern in der mit ſchwarzem Blech bedeckten Wagenlaterne wohlbehalten ihrer Beſtimmung entgegenfuhren. Das war nun wieder für Johann eine gute Seite an dieſen pferdemörderiſchen Fahrten, denn in der anderen Wagenlaterne befand ſich herrlicher Lettinger und Hugo geizte mit demſelben durchaus nicht, am wenigſten aber gegen ſeinen Mitſchuldigen bei dieſen Zolldefraudationen. —

Was endlich die dritte mögliche Anziehungskraft, welche Eiſenſtadt auf unſren jungen Abenteurer ausüben konnte und von der freilich der gute Johann keine Ahnung hatte, betrifft, ſo haben wir derſelben ſchon früher erwähnt. Sie beſtand nämlich in den heller leuchtenden Augen, den röther glühenden Wangen, und dem ſtürmiſcher klopfenden Herzen der ſchönen ſechszehnjährigen Eſther.

Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß alle drei genannte Beweggründe gleich mächtig auf Hugo einwirkten. In der That, es ſaß ſich ſo behaglich in der niederen Schenkſtube unter den ſchnurrbärtigen ungariſchen Bauern und Soldaten, wie flüſſiges Feuer glitt der dunkelglühende Wein die Kehle hinab, und wie lockende üppige Sirenen rauſchten und klagten die Cymbeln- und Geigentöne der Zigeunerbande. Wohlriechende blaue Rauchwolken ringelten ſich aus den kurzen rothen Thonpfeifen in die Luft empor, und bildeten ſeltſam verſchlungene phantaſtiſche Figuren und Geſtalten. Hugo war ganz der Menſch dazu, die Poeſie dieſes Schenkenlebens zu verſtehen und ſie in vollen Zügen zu genießen. Träumeriſch in eine Ecke gelehnt blickte er in ſein Glas, oder ſah den ſich haſchenden Rauchwölkchen

Digitized by Google

zu, während die heiße Musik wild um seine Sinne und seine Phantasie warb. Zuweilen auch sprang er mit Einem Male hastig auf, warf den braunen Musikanten ein Silberstück hin, und verlangte die ungarische Marseillaise, den wilden feurigen Marsch: „Rakoczy's des Rebellen.“ Dann stürzte er in hastigeren Zügen seinen Wein hinunter und erzählte mit stolzem Behagen den aufhorchenden Bauern, daß auch er in Ungarn geboren und nur in Wien erzogen sei.

Um eine bestimmte Stunde aber, wenn die Sonne sich dem Untergange zuneigte, verließ Hugo zum großen Leidwesen der Bauern, denen er auf seine Kosten fleißig einschenken zu lassen pflegte, regelmäßig die Schenke. Er ging dann zum Thore des Städtchens hinaus und an der hinteren Mauer des Parkes entlang, in welcher er eine niedere Stelle benutzte, um sich hinüber zu schwingen, während Esther den einfacheren und näheren Weg durch den Schloßhof einschlug. Beide Pfade aber führten zu einem herrlichen lauschigen Plätzchen.

Der Park war so ziemlich verwildert, aber gerade diese Verwilderung machte ihn anziehend. Nichts ist unausstehlicher, als jene schnurgeraden Taruswände, aus denen sich immer in gleicher Entfernung von einander plumpe Travestien der Antike in Sandstein hervorheben.

Hugo war durch das dichte Gestrippe geschritten, welches überall hoch emporwucherte, und zuerst an die kleine Waldlichtung gelangt, an deren Rande sich eine von hohen Eichen beschattete Moosbank befand. Sehr erstaunt, noch Niemanden hier zu finden, blickte er um sich, und um seine feingeschnittenen Lippen zuckte ein böser Zug, der von Unmuth und Geringschätzung sprach. Verzogen und selbstsüchtig, wie er trotz aller seiner guten Eigenschaften durch die versengende Atmosphäre des Wiener Gesellschaftslebens geworden war, verletzte es seine Eitelkeit, daß Esther diesmal nicht, wie gewöhnlich, die Erste auf dem Platze war, an welchem sie sich zu treffen pflegten. Scheinbar theilnahmlos warf er sich der Länge nach auf die Moosbank hin, blickte jedoch von Zeit zu Zeit scharf nach der Seite aus, von welcher die Erwartete kommen mußte.

Endlich gewahrte er sie an dem äußersten Ende der Allee, welche von der anderen Seite her zu diesem Platze führte. Rasch stand er auf, und that, als bemerke er Esther nicht, und sei eben im Begriffe sich wieder zu entfernen.

Digitized by Google

Hugo! Hugo! rief eine jugendlich helle vibrirende Stimme. Hugo drehte ſich um und ſchritt dem Mädchen, das leicht, wie von Freude und Glückſeligkeit getragen daher ſchwebte, langſam entgegen.

Obgleich noch beinahe ein Kind, war ſie doch bei dem ſüdlichen Blute, das in ihren Adern rollte, ſchon weit entwickelter, als die meiſten anderen Mädchen ihres Alters. Schwarze Augen und blauſchwarz glänzende Haare, blaſſe durchſichtige Wangen und korallenrothe Lippen, eine leichte ſylphenhafte Geſtalt, das iſt freilich der gewöhnliche Apparat der Roman- und Novellenheldinnen, aber was kann ich dafür, daß Eſther alle dieſe Vorzüge wirklich beſaß, denn ich glaube dem Leſer ſchon mitgetheilt zu haben, daß ich hier nur eine wahre Geſchichte wiedererzähle. Was Eſther's Kleidung betraf, ſo war dieſelbe nichts weniger als dürftig, ſondern beſtand aus ſehr geſchmackvollen und feinen Stoffen, ein Umſtand, den man mit der angeblichen Armuth ihres Vaters freilich nicht recht in Einklang bringen konnte.

„Ah! Du kommſt alſo doch," ſagte Hugo, als er Eſther erreicht hatte; „ich dachte ſchon, ich würde Dich heute nicht mehr zu ſehen bekommen, und war eben im Begriffe wieder nach Hauſe zu fahren."

„Wie kannſt Du nur ſo etwas denken," ſagte Eſther vorwurfsvoll, indem ſie ſich in ſeine Arme warf, und eine helle Thräne in ihr herrliches ſchwarzes Auge trat. „Der Vater tritt morgen eine Geſchäftsreiſe an und da gab es noch mancherlei vorzubereiten, ſo daß ich nicht früher abkommen konnte. Verzeihe mir daher, daß ich Dich warten ließ."

Als das reizende Geſchöpf ſo warm, ſo hingebend an ſeinem Halſe hing, brach Hugo's gewaltſam zurückgedrängte Natürlichkeit wieder hervor; er ließ die Maske der Kälte und Gleichgültigkeit fahren, zog Eſther zu ſich auf die Raſenbank nieder, und küßte ihr die Tropfen, die ſeine Härte perlen gemacht hatte, wieder von den naſſen Augenlidern, und bald lächelte das Mädchen auch glückſelig, wie eine Blume, die nach einem erfriſchenden Gewitterregen ihr geſenktes Haupt wieder erhebt.

Hugo war ein Stück Poet, und nach dem wildeſten Toben zog oft eine ſchwärmeriſche Mondſcheinromantik in ſein Herz ein, wie zuweilen ſilberne Lichtſtreifen durch dichte Waldesnacht hereinfallen. So durchzuckte ihn auch jetzt ein wehmüthiger Schmerz, als er das ſchöne junge Geſchöpf ſo vertrauensvoll in ſeinen Armen ruhen fühlte, und

Digitized by Google

ihm sein Verstand doch sagen mußte, daß das Alles nichts mehr, nichts mehr sein dürfe, als eine flüchtige Ferienliebschaft. Es mag unnatürlich scheinen, aber nichts desto weniger bleibt es wahr, daß sich sein jugendlich kecker Geist doch schon in dem Grade mit dem Leben und seinen Convenienzen vertraut gemacht und ausgesöhnt hatte, daß er auch nicht Einen Augenblick daran dachte, mehr daraus zu machen, obgleich er das Mädchen wirklich so warm liebte, als es sein etwas selbstsüchtiger und leichtsinniger Charakter nur immer zuließ.

Gleichsam als errathe sie, was in der Seele des Geliebten vorging, sagte jetzt Esther traurig:

Aber wie lange wird unser Glück dauern, Hugo? Wenn der September zu Ende ist, mußt Du wieder zurück in das stolze prächtige Wien, und da wirst Du in dem Gewühle Deine arme kleine Esther bald vergessen haben.

Obgleich Hugo innerlich fühlte, daß sie vielleicht nur zu wahr rede, tröstete er sie doch, vorzüglich durch das Versprechen, ihr jede Woche einmal zu schreiben, so gut, als er es ohne selbst von der Wahrheit seiner Betheuerungen in tiefster Seele überzeugt zu sein, im Stande war.

Esther brach diesmal früher auf, als gewöhnlich, denn sie hatte noch so Manches für die bevorstehende Abreise ihres Vaters zu ordnen, und dann fürchtete sie auch die Aufpasserei und Klatschsucht ihrer älteren Genossinnen, die sich schon zudringlich in das süße Geheimniß ihres Herzens gedrängt hatten, und nur auf eine Gelegenheit warteten, um Esther, die sie um die nach ihren Begriffen glänzende Eroberung des jungen Wiener Studenten beneideten, einen Streich zu spielen.

Hugo aber kehrte ernst und nachsinnend auf dem Wege, den er gekommen war, wieder in die Schenke zurück, vor welcher ihn Johann mit dem Gespann erwartete. In Hugo's Brust mochte doch etwas wie ein tiefer Vorwurf erwacht sein, und er schüttelte sein Haupt heftig, gleichsam als wollte er einen quälenden Gedanken von sich abschütteln. In der Schenke stürzte er noch ein Glas Wein hinunter, um sich für die nächtliche Fahrt über die Haide zu erwärmen, dann stieg er auf, sah nach seinen Pistolen, ergriff die Zügel und fort ging es rasselnd über das holprige Steinpflaster des Städtchens.

Digitized by Google

3.

Der nächstfolgende Abend war derjenige, an welchem der lange Franz seinem Versprechen gemäß Hugo zu der nächtlichen Expedition gegen die Schwärzer abholen sollte, damit der junge Herr doch auch einmal höre, wie eine blaue Bohne surre. Zu der bestimmten Stunde kam der Grenzjäger, in dessen zerwühltes Gesicht Leidenschaften und Laster, im Verein mit seiner mühevollen und gefährlichen Lebensweise, tiefe Furchen gegraben hatten, auf die Fabrik, und zwar ziemlich ernst, was sonst nicht seine Weise war.

Junger Herr, sagte er, ich habe Ihnen versprochen Sie heute mitzunehmen, und was ich versprochen habe, pflege ich zu halten; aber ich gäbe etwas darum, wenn ich es nicht gethan hätte. Diese Geschichte heute Nacht wird ernster werden, als ich voraus sehen konnte. Der schwarze Isaak aus Eisenstadt führt heute die Pascher an, und wenn der dabei war, ist's noch selten ohne Blut abgegangen. Wenn Sie daher etwas wie Furcht in sich spüren, junger Herr, so schlafen Sie heute Nacht ruhig in Ihrem Bette. Eine Schande ist's nicht, denn ich habe schon manchen braven Kerl, der schon zehnmal Pulver gerochen hat, blaß werden sehen, wenn es hieß: heute ist der schwarze Isaak dabei.

Statt aller Antwort nahm Hugo seines Onkels beste Jagdbüchse von der Wand, und hing sich seinen Mantel über die Schultern.

Das ist nur für den Fall der Nothwehr, sagte er auf das Gewehr deutend, denn, aufrichtig gesprochen, fühle ich verdammt wenig Beruf in mir, zum Besten der Tabaksregie einen Menschen todtzuschießen. Ich will sagen können, daß ich schon Kugeln pfeifen gehört habe, das ist der ganze Spaß, den mir die Geschichte macht.

Sie thäten mir eigentlich einen Gefallen, wenn Sie mir mein Wort zurückgeben würden, denn man sieht Sie mit mir fortgehen, und die Verantwortung, wenn Ihnen etwas zustoßen sollte, fällt auf mich. Bei uns ist's etwas Anderes, da kräht kein Hahn darnach, wenn's Einer vergißt in's Wachhaus zurückzukehren. Dafür bekommen wir einen Silberzwanziger des Tags, daß wir unsere Haut zu Markte tragen. Aber ein so feiner junger Herr, der die Sache nur aus Liebhaberei betreibt; es wäre doch ewig Schade, obgleich wir eben so gut unserer Mutter Kind sind, als ein anderer.

Hugo wagte eine ungeduldige Bewegung. Du wirst mir noch die alte Haushälterin auf den Hals schwatzen, die in der Nebenstube

Digitized by Google

ſitzt, und der ich geſagt habe, daß ich heute Nacht mit Dir auf den Anſtand gehen will. Zum Glück weiß ſie nicht, daß jetzt noch gar keine Jagdzeit iſt.

Franz ſah jetzt ein, daß alle ſeine Bemühungen vergeblich ſeien, und fügte ſich daher mit wahrhaft philoſophiſchem Gleichmuthe in das Unvermeidliche; ja vielleicht freute es ihn ſogar heimlich, daß ſich Hugo von dem einmal gefaßten Vorſatze nicht wieder abbringen ließ, wenigſtens ſchienen die zwiſchen den Zähnen gemurmelten Worte: Weiß Gott, 'n tüchtiger Junge, zu dieſer Annahme zu berechtigen.

Sie gingen, und holten, da ſie ihre Schritte möglichſt beſchleunigten, bald den Trupp von Kameraden ein, mit denen ſie die Abenteuer dieſer Nacht beſtehen ſollten. Ernſt und ſchweigend zogen ſie dahin, als fühle Jeder, daß der Gang dieſer Nacht leicht ſein letzter in dieſem Leben ſein könne. Franz allein behielt ſeine heitere ſorgloſe Laune bei, und erzählte bald haarſträubende Geſchichten von der Grauſamkeit der ungariſchen Paſcher, wenn ſie einen ihrer Feinde gefangen genommen hatten, bald die luſtigſten Züge ihrer Verſchlagenheit, wenn es darauf ankam, den Zollbeamten zu entgehen und ihre Waare in Sicherheit zu bringen.

Unter ſolchen Geſprächen hatte man die Grenze erreicht. Es war unterdeſſen vollkommen Nacht geworden, und zwar eine ſo finſtere regneriſche Nacht, als ſich die Schwärzer zu ihrem gefährlichen Unternehmen nur immer wünſchen konnten. Die Art und Weiſe des kleinen Krieges, welcher hier Jahr aus Jahr ein geführt wurde, war eine ſehr einfache und ſich immer gleichbleibende. Ein kleines Grenzflüßchen, die Leitha, trennt hier nämlich das öſterreichiſche und ungariſche Gebiet von einander, und es kommt alſo nur darauf an, die wenigen Furthen, durch welche Männer mit Waarenbündeln auf dem Rücken waten konnten, und welche die Grenzjäger ſehr genau kannten, zu beſetzen, und dieſe Stellungen, was die Hauptſache iſt, gegen die oft ſehr entſchloſſenen Angriffe der Paſcher zu behaupten.

Auf dem Schlachtfelde angelangt vertheilte Franz mit ſtrategiſcher Umſicht ſeine kleine Schaar. Er ſelbſt und Hugo blieben an derjenigen Stelle, an welcher ſich aller Wahrſcheinlichkeit nach der erſte Angriff erwarten ließ.

In der That dauerte es auch nicht ſehr lange bis ſich ein äußerſt verdächtiges Plätſchern in dem Fluſſe vernehmen ließ, und bei dem Blitze eines auf's Geradewohl abgedrückten Gewehres konnte man eine ziemliche Anzahl von Männern gewahren, die gut bewaffnet und mit

Digitized by Google

großen Bündeln auf dem Rücken das diesseitige Ufer zu gewinnen strebten. Sowie sie aber bemerkten, daß man hier zu ihrem Empfange gerüstet sei, stiegen sie wieder an's Land und eröffneten ein wohlunterhaltenes Plänklerfeuer. Zum Glück herrschte eine wahrhaft ägyptische Finsterniß, und so thaten denn ihre Kugeln keinen weiteren Schaden, als daß eine derselben Hugo'n die Mütze vom Kopfe riß und eine andere einen Grenzjäger an der Schulter streifte.

Indessen hatten die Pascher es auch an anderen Stellen versucht, das Flüßchen zu durchwaten, waren aber überall gleich energisch empfangen worden. So dauerte dieses erfolglose Hinüber- und Herüberschießen mehrere Stunden, bis endlich der Zufall die gesetzliche Macht für diesmal zu begünstigen schien. Nach einer sehr lebhaften Salve hörte man nämlich plötzlich vom jenseitigen Ufer ein Aechzen, wie das eines Schwerverwundeten, und gleich darauf gaben die Pascher alle ihre Versuche auf und zogen sich zurück.

Die Grenzjäger warteten, bis der Morgen graute und überschritten den Fluß. Da fanden sie eine breite Blutspur, die landeinwärts führte. Ich wette, sagte Franz, daß dieses Blut noch vor zwei Stunden in den Adern des schwarzen Isaak gerollt hat, denn so lange der sich rühren kann, gibt er den Kampf nicht auf und wenn die helle liebe Gottessonne dazu vom Firmamente schiene.

Als die Fabriksglocke die Arbeiter zum neuen Tagewerke rief, kehrte Hugo verstört und durchnäßt nach Hause zurück, um den Schlaf zu suchen. Er fand ihn jedoch nicht sogleich. Wirre, fieberhafte Phantasien umgaukelten ihn, und obgleich er den Schuß in seiner Büchse wieder mit nach Hause gebracht hatte, so war es ihm doch immer, als sei er der Mörder des schwarzen Isaaks, und die Blutspur lief im Kreise rings um sein Bett herum.

Da kam Esther, schön wie immer, aber bleicher als sonst, und sie wollte zu ihm, aber sie konnte nicht über die Blutspur herüber und sie rang sich die Hände wund.

Dann stand wieder sein Onkel vor ihm und verlangte Rechenschaft über die halbtodtgefahrenen Pferde, über die zerbrochenen Jagdwagen, über die geangelten Goldfische im Gartenbassin, über die geraucht Havannah-Cigarren, über die durchlöcherte Scheunenwand und über das lahmgeschossene Hinterbein Hectors.

Endlich verschwammen alle diese Gestalten: der blutende schwarze Isaak, die händeringende Esther und der Rechenschaft fordernde Onkel in ein dunkles, unwirthbares Chaos zusammen, und Hugo verfiel

Digitized by Google

in einen festen Schlaf, aus dem er erst gegen Mittag erwachte. Leider sollte Eine Gestalt aus Hugo's chaotischem Traume nur allzubald in der Wirklichkeit vor ihm stehen. Obgleich er auf der letzten Heimfahrt von Eisenstadt Gewissensbisse über sein selbstsüchtiges Betragen empfunden und sich vorgenommen hatte, schriftlich und für ewig von Esther Abschied zu nehmen und in diesem Briefe mit mild tröstenden, aber doch zugleich energischen Worten das arme unerfahrne Mädchen auf die unübersteigbaren Schranken hinzuweisen, welche die Welt zwischen den hoffnungsvollen Wiener Studenten und die Tochter eines armen Schacherjuden von Eisenstadt aufgerichtet, so war er doch schwach genug, die Ausführung dieses ungemein weisen und edeln Vorsatzes, der in Leihbibliothek-Romanen eine so große Rolle spielt, auf unbestimmte Zeit hinauszuschieben, und vielleicht war die Stimme, mit der er gleich nach Tische anzuspannen befahl, nur deshalb so herrisch, weil er durch diesen Ton einen inneren Vorwurf über seine Charakterlosigkeit zu übertäuben suchte. Was sollte er auch den lieben langen Nachmittag über anfangen? Fritz, der Zögling der Militär-Academie, war seit seinem letzten unangenehmen Begegnisse mit Hector nicht wieder erschienen. Auch lag Hugo nicht besonders viel an einem Genossen, der für den Kriegerstand erzogen wurde, eine Waffe an der Seite trug, und sich doch vor einem großen bellenden Hunde ängstlich an die Wand lehnte.

Als Hugo aufstieg, war er übrigens keineswegs entschlossen, nach Eisenstadt zu fahren; er wollte heute einmal zur Abwechslung das benachbarte Schloß Sebenstein besuchen und dann morgen den Brief schreiben. Aber die Pferde schlugen wie von selbst den so oft betretenen gewohnten Weg ein und der in der Handhabung der Zügel sonst so energische Hugo ließ dieselben diesmal lose herabhängen. So war es fast, ohne daß er es wußte und wollte, um die gewöhnliche Stunde in Eisenstadt.

Sein heutiges Beisammensein mit Esther war noch kürzer und zerstreuter, als das letzte. Er war nachdenkend und beschämt über seine Schwäche, doch gekommen zu sein, aber auch das Mädchen war heute unruhig, und die helle Freudensonne des Glücks, die sonst auf ihrem Antlitze lag, wenn ihr Geliebter bei ihr war, schien heute durch finsteres Gewölk von Kummer und Besorgniß getrübt zu sein. Sie theilte Hugo kurz mit, daß ihr Vater heute morgen bedeutend erkrankt von seiner gestern Abend unternommenen Reise zurückgekehrt sei und daß sie daher gleich wieder zu demselben eilen müsse.

Als Hugo die österreichische Grenze wieder erreicht hatte, wurde

Digitized by Google

ſeine üble Laune durch einen merkwürdigen Umſtand noch vermehrt. Der alte Johann hatte es nämlich auch diesmal nicht unterlaſſen, während Hugo bei Eſther im Parke ſich befand, die Wagenlaternen mit Cigarren und Lettinger-Tabak zu füllen. Als ſie bei dem Grenzſchlage anlangten, wo Hugo und ſein Geſpann als wohlbekannte, faſt tägliche Gäſte nie angehalten und unterſucht wurde, waren an demſelben gerade eine außergewöhnlich große Menge von Fuhrwerken der verſchiedenſten Art verſammelt, und indem ſich Hugo bemühte, geſchickt durch dieſelben durchzufahren, konnte er es doch nicht vermeiden, an eines derſelben anzuſtoßen. Durch den gewaltigen Ruck fiel eine von den gleich dem trojaniſchen Pferd unheilſchwangeren Laternen herunter. Dienſtbefliſſen hob ſie ein Zollbeamter auf, und öffnete, um nachzuſehen, ob das Glas durch den Fall nicht zerbrochen ſei, den Blechdeckel. — Da lag die Zolldefraudation offen vor den Blicken des erſtaunten Beamten. Der lange Franz, der in der Nähe ſtand, lachte hell auf: Das iſt ſchön, junger Herr, ſagte er, geſtern Abend machten Sie noch mit uns Jagd auf die Paſcher, und heute gehören Sie ſelbſt dieſer ſaubern Zunft an. Unter Anderem ich hatte geſtern Abend doch Recht mit der Behauptung, daß es der ſchwarze Iſaak ſein müſſe, den wir verwundet haben, denn ſo eben meldet uns einer unſerer Spione, daß er in Eiſenſtadt, wohin ihn ſeine Spießgeſellen zurückgeſchleppt hatten, auf den Tod darniederliege. Nun ſo Gott will, wären wir alſo dieſe Geißel der Grenze los. Doch um wieder auf ihren eigenen Paſchverſuch zu kommen, ſo müſſen wir uns vor Allem in den Beſitz der Contrebande, des corpus delicti ſetzen, und damit warf ſeine gewandte Hand die Laternen aus, und ſteckte ſich auch ſogleich einen Theil des corpus delicti in Geſtalt einer Cigarre in den Mund. So, jetzt können Sie weiter fahren, denn was die Strafe und die Gerichtskoſten anbelangt, ſo iſt uns Ihr Herr Onkel dafür gut genug. Der unangenehmen Stimmung Hugo's war es wohl zuzuſchreiben, daß er mit ſo raſendem Ungeſtüm über die hölzerne Brücke, welche in die Fabrik führte, fuhr, daß er den hölzernen Pfeiler mit der Tafel, auf welcher das langſame Fahren anbefohlen war, umriß. Krachend ſtürzte derſelbe, einen Theil des Brückengeländers mit ſich reißend, in den Mühlbach.

Als das Fuhrwerk in den Hof hineingeraſſelt war und nun ſtille hielt, fiel Hugo's Blick ſichtlich überraſcht auf die hell erleuchteten Fenſter im erſten Stockwerke, wo ſich ſeines Onkels Wohnſtube befand. Einen Augenblick darauf ſtand der Gefürchtete unten im Hofe

vor ihm. Trotz aller seiner Keckheit machte dieses urplötzliche Erscheinen einen Eindruck auf Hugo, als hätte er das Haupt der Gorgone erblickt.

Und in der That war dieser Eindruck ein leicht erklärlicher, wenn man einerseits das böse Gewissen des Neffen und andrerseits die Persönlichkeit seines Onkels in Betracht zog. Letzterer war eine große, imponirende Gestalt mit schönem, aber stark gebräuntem und zerfurchtem Gesichte, und einer Körperhaltung, der man den alten Soldaten sogleich ansah. Dabei war er ernst, kalt und wortkarg und wenn er es wollte, von beißendem Sarkasmus. Hugo fürchtete nun, sein ganzes Sündenregister hergezählt zu bekommen: die durchlöcherte Scheunenwand, die zu Schanden gejagten Pferde, den zerbrochenen Jagdwagen, die geangelten Goldfische, die gerauchten Havannah-Cigarren, das gelähmte Hinterbein Hectors und nun noch dazu die in's Wasser gestürzte Warnungstafel. Ihm graute! Indessen traf zum großen Erstaunen des jungen Mannes nichts von seinen Befürchtungen ein. Der Onkel war ein viel zu abgeschlossener Charakter, um über geschehene Dinge Worte zu verlieren. Obgleich er in den wenigen Stunden, die er wieder auf seiner Fabrik zugebracht hatte, alle die sauberen Streiche seines Herrn Neffen erfahren hatte, so erwähnte er doch derselben mit keiner Sylbe. Er betrachtete nur mit einem langen prüfenden Blicke die abgejagten und gemagerten Thiere, die er so feurig und wohlgenährt verlassen hatte, dann sagte er ruhig zu Johann: Du brauchst nicht erst auszuspannen.

Hugo harrte der Dinge, die da kommen sollten.

Hast Du noch Geld? war die erste Frage, die sein Onkel an ihn richtete. Hugo besaß noch ein paar Gulden Münze, fand es aber unter obwaltenden Umständen für passend, diese Frage verneinend zu beantworten, denn er ahnte schon dunkel das Nachfolgende, und zog es vor, die Rückreise auf Kosten seines Onkels zu unternehmen, sehr vorsichtig berechnend, daß er das Geld auch in der Residenz noch gebrauchen können werde. Der Onkel zog seine Börse.

So, sagte er, soviel kostet die zweite Classe der Eisenbahn von Neustadt nach Wien. Du kannst gerade noch mit dem letzten Abendzuge abfahren. Johann wird Dich mit meinem Geschirr nach dem Bahnhofe bringen. Dein Gepäck werde ich Dir nachschicken. Aber merke Dir Eines, Hugo: Du hast meine Güte mißbraucht, darum hüte Dich, je in Deinem Leben Deinen Fuß auch nur Ein einziges Mal wieder in meine Fabrik zu setzen. Damit wandte der Onkel seinem Neffen den Rücken und ging wieder in seine Wohnung hinauf.

Digitized by Google

Erſtaunt und froh ſo leichten Kaufes davon gekommen zu ſein, fuhr Hugo raſch nach dem Bahnhofe. Man läutete eben zum zweiten Male. Hugo ſprang aus dem Wägen, nahm ein Billet und ſtieg in den Waggon. Ein gellender Pfiff, und der Zug ſetzte ſich langſam in Bewegung.

4.

Ich glaube ein ſcharfſichtiger Leſer wird ſchon errathen haben, daß der kühne Paſcher, der unter dem Namen des ſchwarzen Iſaaks aus Eiſenſtadt der Schrecken der Grenzjäger war, keine andere Perſon als Eſthers Vater war. Jene Geſchäftsreiſe, die er, wie Eſther Hugo'n erzählte, vorhatte, beſtand in nichts Geringerem, als der gewagten Unternehmung, deren Vereitelung wir geſehen haben und die ihm ſo ſchlecht bekommen war.

Jetzt ſaß Eſther endloſe lange Tage an dem Krankenlager ihres Vaters, und nur zu einer beſtimmten Stunde des Nachmittags überließ ſie die Pflege deſſelben der alten treuen Magd, während ſie zu der bewußten Stelle im Parke eilte. Aber ſie harrte ſtets vergebens: Hugo kam nicht und ſchrieb auch nicht. Er war in Wien, und wie ſie es geahnt hatte, hatten die brauſenden Wellen des großſtädtiſchen Lebens ſchon beinahe das Andenken an das arme Judenmädchen von Eiſenſtadt verſchlungen. Mit Eſthers Vater ging es indeſſen immer ſchlimmer und ſchlimmer. Vielleicht wäre er noch zu retten geweſen, wenn er ärztliche Hülfe in Anſpruch genommen hätte; aber die Furcht, daß dadurch ſeine Verbrechen entdeckt werden könnten, hielt ihn davon ab, und als Eſther eines Abends aus dem Parke, wo ſie wieder vergeblich auf Hugo gewartet hatte, zurückkehrte, fand ſie die alte Magd laut jammernd neben dem Leichname ihres Vaters auf dem Boden knieen. Nun ſtand Eſther ganz allein und frei, aber auch hülflos in der Welt. Keinerlei Rückſichten banden ſie mehr. Sie ſchnürte, nachdem ihr Vater in die kühle Erde geſenkt worden war, ihre wenigen Habſeligkeiten in ein Bündel zuſammen und wanderte mit demſelben der öſterreichiſchen Grenze zu.

5.

In der Oſterwoche des folgenden Jahres befand ſich Hugo's Onkel in Wien, und Erſterer hatte die größte Luſt, dieſe Abweſenheit deſſelben zu einem heimlichen Beſuche auf der Fabrik zu benutzen. Hatte er ſie früher langweilig gefunden, ſo ſchien ſie ihm jetzt, ſeitdem es ihm verwehrt war, dieſelbe zu betreten, entzückend. Die alte Haushälterin, das wußte er, hatte ihn zu lieb, um ihn zu verrathen, und

Digitized by Google

ſie war außerdem immer froh, wenn in Abweſenheit des Beſitzers durch Beſuche etwas Leben in die Eintönigkeit der Fabrik gebracht wurde. Freilich mußte Hugo jedenfalls vor der Rückkehr ſeines Onkels wieder das Feld räumen, und durfte nicht, wie das erſte Mal, durch tolle Streiche wieder Spuren ſeiner Anweſenheit zurücklaſſen. Aber er nahm ſich auch feſt vor, das zu vermeiden, und ſo wagte er es denn. Vielleicht war es doch auch ein leiſer, halb unbewußter Gedanke an Eſther, der ihn in ſeinem Vorhaben beſtärkte.

Als er auf der Fabrik anlangte, fand er in dem Hofe derſelben faſt alle Arbeiter und Arbeiterinnen müßig und in großer Aufregung verſammelt. Er fragte einen aus dem Haufen, was es denn gäbe?

Was ſoll's geben, erwiderte mürriſch der Gefragte, nichts, was einem jungen Herrn Ihres Gleichen nahe gehen könnte. Ein armes Arbeitermädchen iſt durch eine dieſer hölliſchen Maſchinen zerſchnitten worden. Als ſich Hugo um die näheren Umſtände erkundigte, erzählte man ihm, ein junges Judenmädchen aus Eiſenſtadt, die kaum ſeit einem halben Jahre in der Fabrik arbeitete, ſei ſo eben in die Maſchine zum Hadern-Zerſchneiden gefallen, und gräßlich verſtümmelt herausgezogen worden. Hineingefallen ſagt Ihr? rief ein junges Mädchen. Ich glaube die Eſther iſt hineingeſprungen, ſie war immer tiefſinnig, immer anders, als die andern Alle.

Eſther, hieß ſie? rief Hugo entſetzt, und eine furchtbare Ahnung durchzuckte ihn. Wo iſt die Leiche? Ich muß ſie ſehen.

Es war Eſther. Obgleich ſie furchtbar verſtümmelt war, erkannte ſie Hugo doch ſogleich wieder. Das arme Mädchen hatte theils aus Noth, theils in der Hoffnung, zuweilen etwas von Hugo zu hören, oder ihn vielleicht gar wiederzuſehen, auf der Fabrik ſeines Onkels Arbeit genommen. Aber Monat um Monat verging und ſie hörte nichts und er kam nicht, und ſie hatte nicht den Muth ſich nach ihm zu erkundigen. Wer kann nun den Schleier, der über ihre letzten Augenblicke gebreitet liegt, lüften, wer will entſcheiden, ob ihr Tod Zufall oder Abſicht war.

Hugo übergab alles Geld, was er hatte, dem Werkmeiſter mit der Bitte, das arme Mädchen dafür anſtändig beerdigen zu laſſen. Dann reiſte er nach Wien zurück, wo ihn ein Nervenfieber ſelbſt an den Rand des Grabes brachte. Endlich ſiegte ſeine jugendlich kräftige Natur, er genaß; aber ſein übermüthiger Sinn war gebrochen und in ſeinem ganzen Leben hatte er nie wieder: eine Liebſchaft.

Eduard Mautner.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Neueste Touristenliteratur.

Baltische Briefe. — Die vornehmen Touristinnen. — Paris und die Alpenwelt. — Kohl und seine dänische Reise.

Im Jahr 1842 erschien zu London in der bekannten Verlagsbuchhandlung John Murray die zweite Auflage eines zweibändigen Werkes, dessen vollständiger Titel lautete: Lettres from the shores of the baltic, whit twenty et chings. Die englische Kritik, scharf auffassende Bücher über russische Zustände gewohnt, behandelte diese Briefe mit so eitliger Vornehmheit, daß selbst die wettlaufende Uebersetzungswuth der Deutschen dieselben der Jagd nicht werth erachtete. Da tauchen nun im Jahre 1846 in Leipzig „Baltische Briefe" auf, welche man beim bloßen Anblick des Titels für ein deutsches Originalwerk halten konnte, da erst die Vorrede uns davon Kunde gibt, daß hier die deutsche Bearbeitung der Schrift einer vornehmen Engländerin vorliege. Es sind die Lettres from the shores of the baltic. — Hatte schon die zweite Auflage des englischen Originals den Beweis geliefert, daß die vornehme Geringschätzigkeit der englischen Beurtheiler nicht mit der Meinung des Publicums übereinstimmte, so mußte man nun bei näherer Prüfung des Werks dessen Auffassungsart und Darstellungsweise volle Anerkennung zollen. Ja, man möchte bedauern, daß die Uebersetzer das Buch nicht bereits früher zur Kenntniß des größern Publicums brachten; denn sechs und sieben Jahre — so lange Zeit liegt zwischen der Entstehung dieser Briefe und heute — treiben auch innerhalb der russischen Grenzen nicht änderungslos am Leben vorüber, gleichen also vorzüglich die Theilnahme an so speziellen Zuständen, wie sie diese Briefe beschäftigen. Die ersten sechs derselben beschreiben uns ziemlich äußerlich einen kurzen Aufenthalt in Dänemark und einen zum Besichtigen der Stadtmerkwürdigkeiten gut angewendeten Besuch in Petersburg. Allein sie geben nichts Neues, nichts Charakteristisches; selbst die Beiträge zur Verschwörungsgeschichte

Digitized by Google

von 1825 nach mündlichen Mittheilungen tragen wenig zur Aufhellung des offiziellen Dunkels bei, welches über dieser ganzen Angelegenheit ausgebreitet liegt. Derartige Dinge liegen überhaupt außerhalb der Natur der Verfasserin. Dagegen gelingt ihr überall die Zeichnung der vornehmen Bewegung im Familienleben, wie in der Gesellschaft. In der Stadt ist der Gesellschaftssaal, auf dem Lande der Edelhof ihr eigentlicher Bezirk. Ihre Bemerkungen über Ton, Haltung und Wesen der esthnischen Adelswelt zeugen von feiner Beobachtung und vortrefflichem Takt. Aber sowie sie den Salon des Stadthauses oder die weitläufigen Gemächer des langgestreckten Edelhofes verläßt, steht sie nicht mehr auf eigenen Füßen, sieht sie nicht mehr mit eigenen Augen. Ganz so, wie die baltischdeutsche vornehme Welt, immer verhüllend, immer die Uebelstände verdeckend, Altes mit Neuem und Halbwahres mit Unwahrem zu schmucken Gesellschaftserzählungen verwebend, dem flüchtigen Gaste ihre eigne politische Stellung nach Oben und Unten, sowie die Zustände der nationalen Ureinwohner vorführt, damit der Fremde vor der Fülle des Zugebrachten nicht zum Versuche eigner und unabhängiger Beobachtungen komme — gerade eben so kennt sie das bürgerliche Leben Esthlands, das Volk der Esthen, seine Häuslichkeit, seine Verhältnisse zum Grundherrn, seine Rohheit und seine Culturkeime. Sie hat dies Alles nur im Sonntagskleid und bei Sonnenschein gesehen; die wenigen Schattenstriche in ihrem Bilde sind gleichsam nur zur Hebung der Lichter vorhanden. Zum Theil überträgt sich diese Voreingenommenheit für und gegen auch auf die Schilderung der gebildetern Klassen in Esthland. Vollkommen selbstständig schreitet die Verfasserin erst wieder durch die Petersburger Gesellschaft; und hier sind es vorzüglich die Skizzen aus den englischen Kreisen, welche wir als willkommene Gabe begrüßen. Selten dringt ein Fremder dort ein, noch seltener werden sie zum Gegenstande reisebeschreibender Bücher, während sie doch keineswegs ohne Einfluß auf die gesellschaftlichen Zustände der Czarenresidenz geblieben sind. Um so mehr ist aber zu beklagen, daß sowohl hier, als im frühern baltischen Abschnitte des Buches eine nicht unbedeutende Anzahl, wenn schon beiläufiger, doch eben scharf charakterisirender Bemerkungen vom Uebersetzer unterdrückt wurden. Allerdings wäre dann in Rußland das Buch wahrscheinlich unmöglich worden, aber das Ausland entbehrt ungern z. B. (aus dem 18. Brief) die Notizen über die Stellung Kotzebue's zum esthnischen Adel und seines Einflusses auf dessen Jugend im Jahr 1806, unter welcher sich eben damals mehrere der später wichtigsten russischen Staatsmänner befanden.

So echt weiblich, auch in den Fehlern weiblich, die Baltischen Briefe auftreten, so wenig thut dies „Paris und die Alpenwelt" von Therese. Dies macht das Buch von vorne herein unliebenswürdig; und dabei enthält es von den Dingen, welche sein Titel nennt, durchaus nichts Neues, nicht einmal eine wirklich plastische Schilderung von deren Aeußerlichkeiten. Ueberhaupt ragen die Tyroler Alpen wie die Thürme von Paris nur ganz beiläufig und verschwommen aus einem Nebelmeer von durcheinander schießenden Einfällen und Gedanken hervor; aber diese Ge-

Digitized by Google

danken quellen nicht aus der frischen Atmosphäre der Alpenwelt hervor und die Einfälle haben weder die Wohlgefälligkeit, noch die Großartigkeit der Pariser Welt. Das ganze Buch hat weder einen rechten Anfang, noch einen eigentlichen Zielpunkt, ist gemacht und nicht entstanden, wird darum nirgends interessant, weil überall die Absichtlichkeit hervorblickt und gehört unstreitig zum Unbedeutendsten, was diese Schriftstellerin jemals veröffentlichte.

Von J. G. Kohl, der in sechs Jahren über dreißig Bände veröffentlichte und in diesem Halbschock doch immer frisch, munter, anmuthig und belehrend blieb, liegen wieder zwei Bände „Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein" vor. Sie theilen die Vorzüge der frühern Meisterwerke des Verfassers, d. h. sie lesen sich ganz angenehm und man erhält auch hier und da ganz liebliche Anschauungen von den geschilderten Ländern und Menschen; aber man kann sich dennoch bei der Lectüre nicht verhehlen, daß die Menge des aufgehäuften Materials bei etwas sorgsamerer Bearbeitung zu einem Buche von viel bedeutenderem Nachdruck hätte geordnet werden können, ohne daß dasselbe selbst für den flüchtigen Leser an Reiz verloren hätte. Trotzdem hat man Unrecht, diesem Schriftsteller einen Vorwurf daraus machen zu wollen, daß er bei seinen Reiseschriften die eben tagesläufigen politischen Zustände der Länder nur außerordentlich beiläufig in den Kreis seiner Betrachtungen zieht. Wer so flüchtig, wie Kohl, die Länder durchstreift und seine Fühlfäden dabei dennoch nach allen Seiten des bleibenden Lebens ausstreckt, um ein möglichst gestaltenreiches Bild zu entwerfen, dessen einzelne Partien niemals ausgeführt, sondern immer nur skizzirt sind; ein solcher Beobachter kann diese ewig wechselnden Bewegungen der augenblicklichen Interessen nur höchst ausnahmsweise einmal andeuten, ohne dem Colorit des Ganzen zu schaden. Auch ist die ganze Auffassungsweise Kohl's gar nicht darnach angethan, sich von den heitern Höhen des Lebens in dessen düstere Schluchten und Klüfte zu versenken, Ja, der eigenthümliche Reiz seiner Bücher würde darunter leiden, wenn sie schwerer und bedeutsamer werden wollten. Nur im oberflächlichen Salonton geht er denn auch in den vorliegenden Bänden über die gegensätzlichen Verhältnisse zwischen deutsch und dänisch hinweg; aber dafür malt er uns Städte und Dörfer, Land und Meer, Alltagsarbeit und Feiertagstust, Königsgräber und Bauernhochzeiten mit den buntesten Farben, immer frisch, munter, anmuthig und auch belehrend, nur eben ohne großartige Auffassungen und ohne streng geschiedene Licht- und Schattenpartien, ganz wie in seinen übrigen Werken über den Osten und Westen, Süden und Norden von Europa. A. B.

II.

Aus Berlin.

Die Zeitungen und ihre Principientosigkeit. — „Eingesandt." — Die Spener'sche Zeitung. — Der Gustav-Adolfsverein. — Ein Gleichniß. — Das erwartete Toleranzedict. — Tactlosigkeiten der freien Gemeinde.

Bei der immer schroffer und deutlicher sich aussprechenden Sonderung der Parteien, die sich in keinem speciellen Falle verleugnet und ebenso

deutlich in den Berathungen des Guſtav-Adolfs-Vereines, wie in allen ſocialen, politiſchen und Communal-Angelegenheiten hervortritt, war es eine auffallende Erſcheinung, daß die Zeitungen Berlins, mit Ausnahme der Staatszeitung, welche ein Organ der Regierung iſt, bis jetzt keine beſtimmte politiſche Farbe angenommen hatten, d. h. aber eine beſtimmte politiſche Farbe, ſoweit ſie in den Grenzen der Cenſurbeſchränkung möglich iſt. Es mag jetzt zwei Jahre her ſein, bald nach den Einſchränkungen der Cenſurfreiheit für die Hartungſche Zeitung in Königsberg, daß man in Oſt- und Weſtpreußen auf die Voſſiſche Zeitung abonnirte, denn dieſe war damals durch ihre leitenden Artikel anſcheinend dem Fortſchritte am geneigteſten. Jetzt iſt der Eifer dieſes Blattes etwas gemäßigter und man abonnirt auf die Spenerſche Zeitung, weil ſie liberaler iſt. Beides aber war bis jetzt ein Zufall. Natürlich! Da man heute von dieſem, morgen von jenem Correſpondenten einen leitenden Artikel, ein „Eingeſandt" an und aufnahm, ſo mußte ein unverdrauliches, buntes Durcheinander der verſchiedenſten Parteimeinungen entſtehen. Es ward heute angeprieſen, was man morgen bekämpfte, und unwillkürlich ward man an Beranger's Ventru erinnert, der, als er aus Paris von den Sitzungen der Kammern zurückkommt, ſeinen Wählern triumphirend erzählt: „J'ai voté dans un jour dix fois contre et dix fois pour!" Dies iſt ſehr beluſtigend und unparteiiſch, aber dem Ernſte der Zeit und der Intereſſen, um die man kämpft, in keiner Weiſe weder angemeſſen noch förderlich.

Es ſcheint jedoch, als ob ſeit einiger Zeit die Spenerſche Zeitung dieſes Schwanken als einen Uebelſtand begriffen hätte und eine beſtimmte Farbe anzunehmen denke. Dafür ſpricht die Weiſe, in der ſie regelmäßig die Communal-Angelegenheiten und die Verhandlungen der Criminalgerichtsſitzungen berichtet; dafür ſprach ein Aufſatz des gegenwärtig in Berlin lebenden John Prince Smith über Handelsfreiheit, der von den Oſtſeeblättern ſogleich freudig als ein Zeichen begrüßt wurde, daß die Spenerſche Zeitung ſich zu den Mitkämpfern für dies Gut zu zählen gedenke. Dies wäre doppelt nöthig in einem Augenblicke, in welchem die Vorgänge in Krakau die Theilnahme ſo ſehr auf die Handelsbeſchränkung gerichtet haben, mit der man von jener Seite bedroht wird.

Indeß eine vollkommen feſte Haltung können nur die Zeitungsblätter haben, die der Leitung eines Redacteur en chef anvertraut ſind und es wäre zu wünſchen, daß dies für die Voſſiſche und Spenerſche Zeitung geſchähe, um ſo mehr, als die Staatszeitung und die Zeitungshalle bereits den Vorgang gemacht haben und alſo eine Conſequenz in ihre Blätter zu bringen vermögen, welche jenen Beiden bisher fehlte, ſo ſehr die Spenerſche in der letzten Zeit auch darnach ſtrebte. In dieſen Tagen hat dieſe Zeitung übrigens ein gutes Referat über den Congreß des Guſtav-Adolfs-Vereines geliefert, der darum hauptſächlich intereſſant war, weil er bis zur Evidenz herausſtellte, daß ein großer Theil der für Rupp Votirenden hauptſächlich das Intereſſe gänzlicher geiſtiger Freiheit in Gewiſſensſachen vertrat, während das eigentliche Intereſſe am Guſtav-Adolfs-Vereine dieſer Partei ziemlich fern lag. Wie im ſechszehnten Jahr-

Digitized by Google

hundert, proteſtirt man auch heute gegen das Umſichgreifen einer Herrſchaft, welche ſowohl in geiſtlichen als in weltlichen Dingen die Geiſter in Feſſeln ſchlagen will. Wir Alle ſind Proteſtanten, gleichviel, ob wir der evangeliſchen Landeskirche angehören oder nicht, gleichviel, ob uns an der Aufrechterhaltung des Guſtav-Adolfs-Vereins gelegen iſt oder nicht. Es handelt ſich aber für die Meiſten von uns nicht mehr um die Aufrechterhaltung Deſſen, was man im ſechszehnten Jahrhunderte in kirchlichem Sinne den Proteſtantismus nannte, es handelt ſich bei uns entſchieden um gänzliche Gewiſſensfreiheit.

Wohnte jetzt dem kirchlichen Proteſtantismus noch die leuchtende Wahrheit und innere Nothwendigkeit für unſern Geiſt ein, ſo würde er beſtehen und ſtark bleiben auch ohne Guſtav-Adolfs-Vereine. Dasjenige, was der Zeit geiſtig nothwendig iſt, wird nie ertödtet. Fehlt ihm dieſe Kraft des ſelbſtſtändigen Beſtehens, fürchtet man, er könne untergehen, ſo hat er ſich in ſeiner gegenwärtigen Form für unſer Bedürfniß überlebt und bedarf einer Regeneration, eines Neuen, das aus der Aſche des Alten erwachſen muß. Es gemahnt uns der Guſtav-Adolfs-Verein an ein Conſilium von Aerzten, herbeirufen, das Leben eines edeln, an Altersſchwäche hinſterbenden Königs zu erhalten, deſſen Tod hauptſächlich ſein Hofſtaat fürchtet, der nicht amtlos werden möchte. Das Volk, ſo ſehr es den Sterbenden ehrt, weiß dennoch, daß die Welt nicht untergeht, weil ein König ſtirbt. Im Gegentheil, es hofft auf den jungen, ſtarken Sohn des einſt ſo kräftigen Vaters und ruft: „Le roi est mort! Vive le roi!“ — Das Bedürfniß des Menſchen nach einem geiſtigen Ideale, das ſich ein erhebendes Bild ſchuf in dem ſich für ſeinen Glauben opfernden Chriſtus, kann nie aufhören; der Menſch kann nie ohne Ideale bleiben; denn nur durch Dies iſt eine wahre ſittliche Entwicklung möglich, gleichviel, ob er es in ſich oder jenſeits der Wolken ſucht.

Wenn aber die evangeliſche Landeskirche, wie ſie ſich in jener Verſammlung des Guſtav-Adolfs-Vereins durch einige ihrer Vertreter kundgab, einmal in Folge der Wirkſamkeit deſſelben zu der Macht des Katholicismus käme, ſo würde man bald einen Verein gegen die Orthodoxie der evangeliſchen Landeskirche ſtiften müſſen, und wir würden ſehen, daß die Welt nur den Herrſcher gewechſelt, nicht die Herrſchaft abgeſchüttelt habe. Für Den, der frei und ungehindert ſeinen eignen Weg zur Seligkeit gehen will, iſt es ganz gleich, ob katholiſche oder proteſtantiſche Prieſter ihm die breite, freie Straßen mit engen Zäunen verbauen. Wir erkennen jetzt die menſchliche Freiheit, die Menſchenwürde als ein Prieſterthum an, ſo lange das Individuum ſich derſelben werth zeigt, und auch die Pfaffen aller Confeſſionen thun dies, denn ſie kämpfen dagegen.

Indeß, weiſer als dieſe hierarchiſche Beſchränktheit, ſoll die Regierung daran denken, in allernächſter Zeit ein Toleranz-Edict zu erlaſſen und damit den alten Spruch des alten Fritz wieder wahr zu machen, daß in „Preußen Jeder auf ſeine Façon ſelig werden könne.“ Es wäre ein ſchönes Zeichen der Zeit und nur der Name „Toleranz-Edict“ weniger erfreulich als etwa „Geſetz für freie Religionsübung“.

Dabei aber muß man bemerken, daß man den freien Gemeinden

Digitized by Google

nicht beistimmen könne, wenn sie in der Freiheit, die sie für sich beanspruchen, unschöne Tactlosigkeiten begehen, wie das Absingen ihrer Erbauungsgesänge nach den Melodien bekannter Studentenlieder. Wer frei sein will und sein eigner Gesetzgeber, muß doppelt rein, edel und schön dastehen und nicht selbst Dasjenige durch kindische Renommisterei entehren, wofür er Achtung von Fremden und Anerkennung von den Behörden fordert.

A. M.

III.

Aus Wien.

Ambition des bürgerlichen Junkerthums. — High life. — Fallissemente und Concurse. — Eine Lücke des Wechselrechts. — Meyerbeer und Pokorny. — Ein Witz von Restrey. — Bäckerklagen.

Unsre Bourgeoisie kennt leider! keinen höheren Ehrgeiz, als sich nach dem Muster des Adels zu bilden, der im Durchschnitt genommen und den ungarischen abgerechnet, durch die politischen Verhältnisse zu einer passiven Consumentenrolle, bestimmt scheint. Der glänzende Schimmer seines bequemen Daseins ist höchst verlockend geworden. Seine tonangebende Stellung in allen jenen Beziehungen, wo es sich um raffinirten Lebensgenuß handelt, wird beneidet, und seine Manier im Kleinlichsten nachgeahmt. Wie der Aristokrat sich kleidet, so muß auch der junge, reiche Bürgerssohn gekleidet einherstolzieren! Dessen Pferde, Wagen und Hunde sind für letztere ein Gegenstand des aufmerksamsten Studiums. Er beneidet ihn um die Blicke aus schönen Augen, welche ihm von manchem Fenster zufliegen; er beneidet ihn um die Höflichkeit der Fiakerknechte, welche sich sogleich um einen Grad herunterschraubt, sobald sie bürgerliche Atmosphäre wittert. Er beneidet ihn um die Nonchalance seines Ganges, seines Benehmens, seiner Sitten; er kennt keinen höheren Ehrgeiz, als verkannt, d. h. ebenfalls für einen Cavalier angesehen zu werden. Er eignet sich mit gewissenhafter Aengstlichkeit alle Unarten und Grimassen seines Musterbildes an, und wäre ich die Gräfin Ida Hahn-Hahn oder sonst ein aristokratischer Schriftling, so würde ich sagen: die gesuchte Copie läßt den seelenmatten Pinsel nimmermehr verkennen!

Hierbei entsteht nun die Frage: ob jene Manieren in der That gute und feine zu nennen sind, und wir glauben, diese verneinend beantworten zu müssen. Es ist Nichts darin zu entdecken von jener erhabenen brittischen Adelshoheit, die sich ihres Ursprungs in dem Oberhause Altenglands bewußt ist, Nichts von der wenn auch demokratisch gewordenen Eleganz der Franzosen, Nichts von der Ritterlichkeit des polnischen Magnaten, Es ist sein specifisch österreichisches Gewächs, die Frucht übergroßen Reichthums, der nicht mit Schweiß und Mühe erworben wurde, sondern sich fort und fort vererbt, und nicht der Speculation, sondern dem ausgesuchtesten Lebensgenusse dient. Der Accent des Sybaritismus ist darin gepaart mit dem des eingefrorensten Dünkels, und bei so bewandten

Digitized by Google

Umständen thäten unſre jungen Bürger unſtreitig beſſer, ſich ein ſelbſtſtändiges Benehmen anzueignen und lieber auf eigenen Füßen zu ſtehen, ſtatt ſich zu Copiſten zweideutiger Originale herzugeben.

Ein Uebel, welches derzeit bei uns im größten Umfange wuchert, iſt das der betrügeriſchen Fallimente. Der Uebergang zu dieſem Thema iſt an dieſer Stelle ganz natürlich. Wo nicht Majorate und Fideicommiſſe die Unerſchöpflichkeit der Quelle beſchirmen, da muß ſie endlich verſiegen, und der letzte in den Brunnen herabgelaſſene Zieheimer fördert endlich einen trügeriſchen Concurs zu Tage.

Es gibt Fälle, wo dergleichen Concurſe von dem in's Geheimniß eingeweihten Sachwalter förmlich ausgearbeitet werden. Binnen etlichen Wochen iſt das Meiſterſtück fertig; der Sachwalter ſtiehlt ſich zum letzten Male unter dem Schutze der verſchwiegnen Nacht über die Treppe; wenige Tage darnach wird der verhängnißvolle Theil des Intelligenzblattes der Wiener Zeitung mit einem Inſerate bereichert, welches die betreffenden Gläubiger oft unerſetzliche Tauſende koſtet. So rief vor Kurzem ein ſolcher Held in frevelhaftem Uebermuthe: „Ich will den Leuten zeigen, wie man Millionär wird!"

Gegen dieſes Uebel gibt es freilich nur ein radicales Hilfsmittel, die Stärke der öffentlichen Moral. Wo dieſe ein ſolches Thun mit Entſchiedenheit zurückſtößt und für alle Folgezeit brandmarkt, wird man ſich davor hüten. Nicht ſo, wenn das Gold zum allbeherrſchenden Götzen auf den Thron der Welt erhoben würde, wenn der Betrug für Raffinement gilt, und eine verdorbene, öffentliche Meinung dafür ſogar mit nichtswürdigen Sympathien ſchwanger geht. Glücklicher Weiſe iſt es bei uns noch nicht ſo weit gekommen. Allein um zu verhüten, daß der Wagen unſers Privatcredits auf dem abſchüſſigen Abhange ſchwindleriſcher Speculation nicht noch raſcher und bedrohſamer niederrolle, müſſen geſetzliche Sperrketten angewendet werden. Derzeit ſoll die Unterſuchung über die Motive des Concursanmelders etwas zu oberflächlich gepflogen werden. Nach unſerm Dafürhalten ſollte ſie auf das Strengſte genommen werden. Zeigte ſich nur eine entfernte Spur, auf betrügeriſche Abſichten hindeutend, ſo ſollte unverzüglich das criminelle Verfahren eintreten. Ja es wäre vielleicht räthlich, noch einen Schritt weiter zu gehen. Mit der Anmeldung des Concurſes könnte und ſollte vielleicht augenblicklich eine Suspenſion der perſönlichen Freiheit verbunden werden können. Es gibt derzeit blos eine doppelte Art gerichtlichen Arreſts. Der Schuldner kann Vorſichtshalber verhaftet werden, damit er ſich nicht durch die Flucht dem weiteren Verfahren entziehe. Er kann aber auch executiv verhaftet und feſtgehalten werden, und dies iſt der ſogenannte Perſonalarreſt. Meldet er jedoch zur rechten Zeit den Concurs an, ſo wird er einer Menge von Rechtswohlthaten mit einem Schlage theilhaftig, und zugleich bleibt ihm bei dem Beginne der Unterſuchung ſeine Freiheit unbenommen. Hier ſcheint der Punkt zu liegen, wo unſere Geſetzgebung ſich allzumild erweiſt. Wir gehören beſtimmt zur Zahl Derjenigen, welche die Freiheit des Individuums in den ſeltenſten Fällen angetaſtet wiſſen wollen. Wir verhehlen nicht, daß wir manchen Scrupel gegen die Be-

Digitized by Google

ſtimmungen unſers Strafgeſetzbuchs auf dem Herzen tragen. Namentlich ſind wir nicht gut zu ſprechen auf die unbeſtimmten Termine, welche der Inquiſit ad majorem exactitudinis gloriam im Gefängniſſe zubringen muß, ſo daß er oft zwei bittere Prüfungsjahre durchleben muß, um zuletzt ein Unſchuldszeugniß und eine mehr oder minder zerſtörte Exiſtenz davon zu tragen. Allein mit dieſen Fällen findet ſich unſer Begehren in keiner Analogie. Indem Jemand Concurs anmeldet, erklärt er im Angeſichte aller Welt, ſeine Verbindlichkeiten nicht weiter erfüllen zu können, und die richterliche Behörde übernimmt nunmehr die Schlichtung des zwiſchen ihm und ſeinen Gläubigern ſchwebenden Streithandels. Für das Intereſſe der allgemeinen Gerechtigkeit iſt es zunächſt von Wichtigkeit, zu ergründen, ob er in Folge unverſchuldeter Unglücksfälle ſo gehandelt, aus Leichtſinn oder aus betrügeriſcher Abſicht. Es wäre demnach unverweilt von Amtswegen eine criminelle Unterſuchung anzuordnen. Dem Gläubiger dürfte es ferner nicht unverwehrt werden zu größerer Wirkſamkeit und während der Dauer derſelben, den Perſonalarreſt gegen ihn zu verlängern. Der ausgedehnten Rechtswohlthaten, welche der Concurs gewährt, werde der Schuldner erſt dann theilhaftig, wenn es ſich unzweideutig herausſtellt, daß er ſie verdient. Um einem Uebel, welches hier ſo allgemein zu wuchern beginnt, vorzubeugen, iſt es jedenfalls räthlicher, nicht ſo ſehr auf die Subtilitäten der Theorie zu ſehen, als vielmehr ein praktiſch heilſames Auskunftmittel vorzuſchlagen. Von Verletzung der Menſchenwürde, von Beeinträchtigung der perſönlichen Freiheit kann überhaupt nicht die Rede ſein, wofern der Gläubiger verhalten wird, dem Schuldner und etwa auch ſeiner Familie eine gewiſſe Alimentation darzureichen, und um ſo mehr, als ein ſolcher Detentionsarreſt keine entehrende Eigenſchaft beſitzt. Doch genug hiervon! Verlaſſen wir das unangenehme Thema! Sprechen wir von etwas Anderem!

Im Theater a. d. Wien wird bereits gehämmert, genagelt, geſchneidert, probirt — Meyerbeer iſt eingetroffen, und die Lind wird ſingen auf den Bretern des Herrn Pokorny, und Meyerbeer wird ſein Feldlager in Schleſien dirigiren! Der Taumel iſt allgemein, die Erwartung rieſengroß. — Herr Pokorny ſteht bei Waterloo, er muß ſeine Feinde mit Hülfe des Meyerbeer'ſchen Taktſtockes und der Lind'ſchen Triller gewaltig auf das Haupt ſchlagen, er muß einnehmen gewaltige Summen, um das Feld zu behaupten, widrigenfalls der kühne Karl von der Leopoldsſtadt gegen ihn das Feld behaupten dürfte. Ohnedies wird ſtark von einer Uebernahme ſämmtlicher Vorſtadtbühnen durch dieſen Nährvater der Staberliaden geſprochen. Der gute Geſchmack weiß nicht, wie er ſich dabei zu nehmen hat, ob er damit aus dem Regen in die Traufe, oder aus der Traufe in den Regen gerathen wird.

Je näher der Carneval heranrückt, deſto ungünſtiger geſtalten ſich ſeine Aſpecten. Es wird denn doch gar zu theuer! Das Brod erſcheint im Diminutiv ſeiner frühern Größe. Der hochkomiſche Neſtroy erſchien vor Kurzem mit drei ſogenannten Kaiſerſemmeln, ſtatt Buſenhemdknöpfchen, auf der Bühne; er ſagte, ſo gebiete es die neueſte Mode und man hieße das — Czapkaknöpfchen. Dieſe verwegene Anſpielung auf

Digitized by Google

des geſtrengen Herrn Bürgermeiſters unantaſtbaren Namen (der übrigens ein Mann von großem Verdienſte iſt), verſetzte Neſtroy in die Nothwendigkeit, 24 Stunden lang im Polizeihauſe über die Grenzen des erlaubten Witzes nachzudenken. Bekanntlich ſind dies ſigmaringenſche, hechingenſche, reußiſche, lichtenſteiniſche, d. h. ſehr ſchmale Grenzen. Bei alledem herrſcht Wehklagen unter den Bäckern! Sie behaupten, bei den jetzigen Sätzen nicht beſtehen zu können. Dies gilt aber umgekehrt auch von den ärmeren Klaſſen des Publicums. Wir wollen ſehen, wer bei dieſer Wettfahrt des Zugrundegehens den Preis davon tragen wird. Nach dem Dafürhalten der competenteſten Beurtheiler liegt das Uebel in der Speculation, die ſich leider! mit Wuth auf das Getreide geworfen hat. So ſehr wir nun im Allgemeinen gegen Ausfuhrverbote eingenommen ſind, ſo glauben wir doch in ihnen das einzige erſchöpfende Mittel gegen das eben ſo tief als weit wurzelnde Uebel zu erkennen. Warum ſtiftet man nicht ferner Vereine, wie ſie auswärts in Maſſen beſtehen, die Mehl im Großen ankaufen, und in kleinen Rationen an die armen Leute um den Einkaufspreis ablaſſen? Warum fordert die Wiener Journaliſtik das Publicum nicht auf zur Gründung ſo löblicher Vereine? Wittert man etwa Communismus dahinter? Oder will man den ſogenannten Grüblern und Fragern nicht zu nahe treten? Oder ſollte in der That bisher auch dieſe gemeinnützige Idee verfallen ſein? Ein Lebenszeichen in dieſer Frage wäre ſehr erwünſcht.

o — o

II.

Notizen.

Deutſche Bundesſymbole. — Arbeiterwohnungen in London.

— Der Frankfurter Bundestag hat beſchloſſen, auf die neuen Geſchütze der Bundesfeſtungen Ulm und Raſtadt den alten deutſchen Reichsadler als Emblem des deutſchen Bundes prägen zu laſſen. Zur Unterſcheidung von dem öſterreichiſchen Wappen wird dieſer Reichsadler ohne Krone, Scepter, Schwert und Reichsapfel dargeſtellt werden. Der zweiköpfige Adler iſt allerdings mehr als je das Symbol des jetzigen, von Wien und Berlin aus redigirten Deutſchlands. Doch wäre es, da man einmal Veränderungen an dem alten Reichsvogel anbrachte, nicht recht ſinnig geweſen, wenn man den beiden Köpfen des Adlers *eine* Richtung gegeben hätte, ſtatt ſie, wie bisher, jeden nach einer andern Seite blicken zu laſſen? Hat ſchon früher, als dieſe Köpfe mit einer Krone bedeckt waren und alſo äußerlich unter einem Hute ſteckten, jeder Kopf ſeinem eignen Sinn gefolgt, ſo müßte man jetzt, wo die Krone abgeſchafft iſt, um ſo mehr durch eine gleiche Richtung der Köpfe das äußere Symbol der Einheit herſtellen, damit die Feinde Deutſchlands nicht ſagen: Seht die zwei Köpfe, die ſich im deutſchen Reichswappen von einander abwenden! Der eine iſt der conſtitutionelle Kopf, der andere der abſolute; der eine iſt der Freihandelskopf, der andere der Schutzzollſuchende; der eine iſt der katho-

Digitized by Google

lische, der andere der protestantische u. s. w. Oestereich mag immerhin zwei Köpfe behalten — hat es doch von jeher nur mit dem einen nach Deutschland und mit dem andern auf seine Hausmacht gesehen. Auch Rußland braucht zwei Köpfe, um mit dem einen auf sein blutiges Hochzeitsbett am Kaukasus, mit dem andern auf das große Leichentuch Polens hinzusehen; um mit dem einen lüstern und beutespähend auf seinen Einfluß in dem türkisch-griechischen Orient hinzuschielen und mit dem andern an seinen Einfluß in dem christlich-germanischen Occident sich zu weiden; Rußland könnte, wie die griechische Hydra, mit noch weit mehr Köpfen abgebildet werden. Aber der deutsche Bund, der sich von Frankreich abwendet, der sich von Amerika abwendet, der im Orient nichts mehr sucht, der nirgends erobern kann und nur conserviren und abermals conserviren will: was bedeutet dieses rechts und links Schauen seiner beiden Köpfe? Ist es Besorgniß, die nach allen Seiten späht? Ist es ein Symbol, daß der eine den Rhein, der andere die Donau bewacht? Aber auch dann wäre es besser, wenn beide Köpfe, statt nach auswärts hin, nach der Mitte blickten, und im Innern Deutschlands die Allianzen suchten und die Beseitigung aller äußern Gefahren durch die Kräftigung des Nationalgefühls und des Volksbewußtseins erzielten. Ein freies Deutschland, ausgerüstet mit Institutionen, die jedes Herz erheben — ist di beste Abwehr gegen alle revolutionaire Propaganda und panslavistische Unterjochungsgelüste. Sollte es kein Mittel geben, dies durch das neu adoptirte Bundeswappen ausdrücken zu können?

— Zu den großen Bauten, die in London behufs der Verschönerung und Verbesserung der Sanität ausgeführt werden, hat sich ein neuer Bauplan gesellt. Es ist die Rede davon, sämmtliche Stadttheile, die jetzt von der arbeitenden Klasse bewohnt werden, umzubauen. Um diese großartige Arbeit beginnen zu können, ist es natürlicherweise vor Allem nothwendig, den betreffenden Einwohnern anderswo provisorische Wohnungen zu verschaffen. Nun aber sind bekanntlich alle Theile der Stadt und der Vorstädte überfüllt. Man ist daher auf folgendes Aushülfsmittel gerathen. In einem Umkreise von drei bis vier englischen Meilen werden rings um London auf allen Punkten, die von Eisenbahnen durchzogen sind, provisorische Dörfer angelegt werden. Die Eisenbahngesellschaften werden mit der Construction dieser Dörfer betraut werden, in welchen die in dem bisherigen alten und ungesunden Stadttheile wohnende Arbeiterbevölkerung so lange Wohnungen findet, bis der Umbau der letztern vollendet ist. Die Eisenbahngesellschaften werden ferner durch Extrazüge diese Arbeiter jeden Morgen in die Stadt und jeden Abend nach ihren provisorischen Wohnungen bringen und die Transportkosten werden in den Miethzins eingerechnet. Ist dies nicht grade so, wie bei uns in Deutschland?

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Das Studententhum der Gegenwart.

Dreierlei Studenten. — Einſt und jetzt. — Der Duellzwang. — Comment und Verbindungen. — Die Burſchenſchaften und das Volksleben. — Die Corps. — 1830—1840. — Was Noth thut.

Der alte Arndt theilt die Studenten irgendwo in flotte, obſcure und ritterliche ein, indem er in den letztern ſein Ideal des wahrhaften deutſchen Studenten, des Studenten wie er ſein ſoll, zeichnet. Nehmen wir von ſeiner Schilderung des „Ritterlichen“ Das hinweg, was nur einzelnen bevorzugten, wenigſtens in Arndt's Sinne bevorzugten, Naturen, und nicht einer ganzen Klaſſe zukommen kann, ſo bleibt Das zurück, was die Studenten ſelbſt den „forſchen“ Studenten nennen. Daß aber die Arndt'ſche Eintheilung inſofern, als ſie keine bloßen Charakterunterſchiede angibt, die ſich unter allen Verhältniſſen wiederholen, ſondern dieſe Unterſchiede innerhalb eines eigenthümlichen Lebens und grade durch dieſe Eigenthümlichkeit zu ihrer äußerſten Schärfe ausgeprägt bezeichnet, für die Gegenwart ihre Geltung verloren hat, wird Jeder, der das jetzige Studentenweſen kennt, eingeſtehen. Der flotte Student, mit ſeiner ſtereotypen Luſtigkeit, ſeiner leichtſinnigen Haltung und Kleidung, ſeiner beſtändigen Aufgelegtheit zu witzigen oder unwitzigen Streichen, ſtirbt allmälig aus und die einzelnen Exemplare, die noch vorkommen, bilden eine Anomalie unter ihrer Umgebung; ebenſo ſelten wird der forſche Student mit der energiſchen Beſtimmtheit ſeines Auftretens, dem zur Schau getragenen Selbſtbewußtſein, der outrirten Männlichkeit und ſteten Bereitſchaft, mit Wort und Klinge einzutreten. Solche Figuren konnten nur in einem Studententhum gedeihen, das auf ſeine Beſonderung ſtolz, den Gegenſatz gegen das außerſtudentiſche Leben mit Bewußtſein und Vorliebe hervorhob, ſeine Freiheit einerſeits in dem ungebundenen Heraustreten der Perſönlichkeit, andererſeits in den feſten Lebensformen und Normen, die es nach

Digitized by Google

außen abschlossen und in die es eine weit über ihren eigentlichen Gehalt hinausreichende, phantastisch aufgetriebene Bedeutung hineinlegte, fand, und auf die „Philister" mit ihrer egoistischen Aengstlichkeit und ihrem prosaischen Lebensinhalt in ungeheuchelter Verachtung herabsah. Diese burschikosen Zeiten sind offenbar vorüber, das Bürgerthum hat sich zu einer ungewöhnlichen Bedeutung und Geltung entwickelt, und wie der Ständeunterschied sich überhaupt immer entschiedener ausgleicht, so verliert auch das Studentenleben seine absonderlichen und absondernden Formen. Die Studenten unterscheiden sich immer weniger von andern gebildeten Leuten ihres Alters, die ihrerseits Manches, was sonst dem Studentenleben eigenthümlich war, angenommen haben, und diese Ausgleichung, die sich ohne alles Zuthun von selbst macht, und selbst diejenigen unter den Studenten, die das alte Studentenwesen festhalten möchten, ergreift, wird von einer nicht schwachen studentischen Partei ausdrücklich als Ziel hingestellt und verfolgt. Die alten, übermüthig leichtsinnigen und burschikos stolzen Lieder klingen wie aus einer andern Zeit herein und haben nur noch einen historischen Sinn; die ererbten feierlichen Ceremonien stechen, wie mit ihrer Gravität und ihrem Pathos, so mit ihrer in's Kleinliche gehenden Förmlichkeit gegen die bestehende Sitte und Geselligkeit sonderbar ab. Die Abnahme des Duells, das als feststehende studentische Sitte die Studenten nach außen und innen zusammenhielt, sie als einen außer den gemeinen Rechtsverhältnissen stehenden Stand charakterisirte und ihrem Leben ein mannichfach spannendes, in doppeltem Sinne Persönlichkeiten entwickelndes Interesse lieh, macht reißende Fortschritte, und die Antiduellisten, die noch vor kurzer Zeit nur vereinzelt und zufällig an den Tag kamen und die Paria's des Studentenlebens waren, treten jetzt, zum Theil vereinigt, keck und offen auf. Selbst von den Duellfreunden, mögen sie im Duell eine persönliche Befriedigung suchen und finden oder dasselbe wenigstens so lange, als das Studentenleben noch kein durchaus öffentliches und durch sich selbst rechtlich geordnetes ist, für eine Nothwendigkeit halten, sind sehr Viele gegen den Duellzwang und wollen das Duell dem freien Uebereinkommen und der auf dieses drängenden öffentlichen Meinung, die sie dem Duelle im Allgemeinen noch günstig voraussetzen, überlassen. Daß aber mit dem Aufhören des Duellzwangs das Duell seine studentische Bedeutung verliert, oder aus dem Studentenleben als solchem, für das es ein wichtiges Ferment war, hinausgeschoben wird, ist durch sich klar. Auch gegen ihre rechtlich begründete Absonderung, ihre sogenannten Privilegien, die dem gegenwärtigen studentischen Bewußtsein

Digitized by Google

keine mehr ſind und zugleich auf der andern Seite Beſchränkungen einſchließen, von denen die Bevorzugungen, die in den Augen der Studenten allmälig ihren Werth verloren haben, weit aufgewogen werden, ſtreben die Studenten hier und da an. Die Aeltern, die das frühere Studentenleben durchgemacht haben, ſchütteln bei dieſen Erſcheinungen zum Theil mißvergnügt das einſt in Farbenſtreifen prangende Haupt und klagen, daß es ſo anders geworden in dieſer neuen Zeit und daß dem Studentenleben die Poeſie verloren gegangen ſei. Allerdings hatte das alte Studentenleben etwas Poetiſches, wie jedes Leben, das ſich aus einem eigenthümlichen Geiſte entwickelt und feſte Geſtaltung gewinnt, das die Perſönlichkeiten rein und ſcharf hervortreten läßt und über die Noth und Arbeit der Exiſtenz hinausgeſtellt iſt. Dieſe Bedingungen einer poetiſchen, das heißt frei und eigenthümlich aus ſich entfalteten, nicht mühſam aus roher Maſſenhaftigkeit herausgearbeiteten und durch rein materielle Bedürfniſſe auseinander und niedergehaltenen Lebensgeſtaltung ſind für das Studentenleben bleibende, ſo lange wir wirkliche Univerſitäten haben, und es trägt daher auch als ein aufgelöſtes und auseinandergehendes fortwährend die Möglichkeit in ſich, ſich zuſammenzufaſſen und eigenthümlich auszuprägen. Die Poeſie aber des für uns alten, ſeinem Weſen nach im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte ausgebildeten Studentenlebens insbeſondere, lag vorzugsweiſe in dem Gegenſatze des kecken und unbeſorgten Genuſſes, der maßloſen Befriedigung und der abgemeſſenen, ſtrengen Formen, durch welche die Befriedigung ſcheinbar gebunden war, in der phantaſtiſchen Willkür, mit der man ſich innerhalb enger, zum Theil mit derſelben Willkür gezogener Grenzen bewegte und in der Bedeutung, die man in Formen und Aeußerlichkeiten, die an ſich nichtig waren, hineinlegte. Es war eine Poeſie des Scheines, deren bunter Schimmer viel Gemeinheit, Rohheit und Selbſtſucht überdeckte und verbarg. Ebenſo war die vielgeprieſene akademiſche Freiheit eine unwahre; ſie war Freiheit nur im Gegenſatz gegen das Volksleben, dem die Büreaukratie jede Selbſtbewegung und Selbſtgeſtaltung entzogen und das ſie auf das baare Brod- und Familienintereſſe zurückgedrängt hatte, ferner im Gegenſatze gegen die pedantiſche Schulzucht, die noch den zum Selbſtgefühl erwachten Jüngling in peinlichen Feſſeln hält; endlich in dem durch die ſtudentiſche Sitte geheiligten Kriegszuſtande gegen die Univerſitätsverwaltung und Polizei. Es war eine Freiheit der Willkür innerhalb eines eng genug begrenzten Gebietes, einer Willkür, die, weil ſie nicht in die Weite gehen konnte, dadurch gewiſſermaßen intenſiver wurde, mit

Digitized by Google

phantastischer Erfindsamkeit den Raum, den ihr das Gesetz ließ, ausbeutete oder es umging und in erlaubten Genüssen sich bis zur Unmäßigkeit erschöpfte. Weil diese Freiheit ihre Existenz und ihr Bewußtsein nur an der äußerlichen Schranke hatte, die sie umschloß und an die sie, eben um sich zu fühlen, anzustoßen liebte, so setzte sie den Gegensatz, durch den sie war, in sich selbst hinein, und wir sehen das sonderbarste Schauspiel, daß die Unmäßigkeit, die Lust an Reibung und Kampf, die an sich willkürliche Befriedigung der Persönlichkeit an pedantische Förmlichkeiten, über die mit dem größten Ernste gewacht wird, gebunden ist. Die wilden und zügellosen Bursche haben eine scheue Ehrfurcht vor dem Comment, der wie eine unsichtbare Gottheit über ihrem Verkehre waltet, an deren Macht zu zweifeln Ketzerei ist und der man bei unwissentlicher Verletzung Abbitte thun muß. Die Kenntniß des Comments und die Waffenfertigkeit brachte eine Aristokratie, gleichsam eine Kaste von Priestern und Kriegern, in das Studentenleben selbst hinein, und diese Aristokratie war leider durchschnittlich nur eine Fortsetzung der durch die bürgerlichen Verhältnisse und die Vermögensunterschiede gegebenen, so daß auch die Geltung der Persönlichkeit, durch sich selbst der Stolz des studentischen Lebens, zur Lüge wurde. Die verschiedenen Verbindungen, die zuerst die Provinzen, aus denen die Studiosen kamen, vertraten und fortsetzten, später auf der Anziehung und dem Zusammenschluß verwandter Persönlichkeiten beruhten, und die von den Behörden nicht vernichtet werden konnten, weil statt eines abgehauenen Kopfes immer zwei neue hervorwuchsen und die äußere Blüthe der Universitäten geschont werden mußte, was die Consequenz des büreaukratischen Geistes, der sich auch der Universitäten bemächtigt hatte, lähmte, diese Verbindungen hatten trotz der geheimnißvollen und feierlichen Formen, wie sie besonders den Orden eigen waren, sich aber auch später zum Theil fortsetzen, keinen weitern Zweck und Inhalt als die Aufrechthaltung des bestehenden studentischen Lebens, die gemeinsame Beherrschung der Obscuren und die eifersüchtige Reibung unter sich selbst. Das Studentenleben war allerdings eine Form des damaligen Volkslebens, indem es einestheils die Zustände desselben treu wiederspiegelte und fortsetzte, andrerseits im Gegensatz zu ihm die Entfremdung des Volks von sich selbst darstellte, aber beides, ohne es zu wissen und zu wollen. Es ließ allerdings einen Kampf gegen das Verwaltungswesen, das von obenher die Masse der Individuen als widerstandslosen Stoff zu ordnen und zu gestalten die Tendenz hatte, fast allein zur Erscheinung kommen, aber es wollte und

Digitized by Google

zeigte in dieſem Kampfe doch nur die Selbſtbefriedigung und Willkür der Perſönlichkeit. Es war weit davon entfernt, das Volksleben geiſtig zu durchdringen, in ſich zu verarbeiten und in freier und idealer Weiſe wieder darzuſtellen. Dieſe Aufgabe ſtellte ſich erſt die Burſchenſchaft, nachdem das Volk ſelbſt zum Gefühl ſeiner Volksthümlichkeit und damit zur Tendenz der Selbſtgeſtaltung wiedererwacht war. Die Burſchenſchaft hat die Aufgabe, die ihr vorſchwebte, nicht gelöſt, einestheils, weil ein ſolches Studentenleben, wie ſie es wollte, ein wirkliches und freies Volksleben ſchon vorausſetzt und durch daſſelbe bedingt iſt, anderntheils, weil die Tendenz des Studentenlebens, ſich im Gegenſatz vom Volksleben zu beſondern, in ihr fortlebte und ſich ſo ausſprach, daß ſie in ihrer Auffaſſung der Volksthümlichkeit die Gegenwart ignorirte, und ſich in ein aus der Vergangenheit und der geträumten Zukunft des Volkes zuſammengeſetztes Ideal hineinlebte. Somit gewann die Burſchenſchaft allerdings einen Inhalt, der über den reinſtudentiſchen Intereſſen ſchwebte, aber dieſer Inhalt war nur ſcheinbar das Volksleben und die Volksthümlichkeit, und da die Burſchenſchaft, eben weil ſie den Geiſt des alten Studententhums noch nicht überwunden hatte, auch deſſen Formen theilweiſe in ſich hineinnehmen mußte, ſo blieb ſie in einem beſtändigen Widerſpruche deſſen, was ſie ſein wollte, und deſſen, was ſie war, befangen, und die Poeſie wie die Freiheit des Scheins, welche das frühere Studentenleben charakteriſirten, wiederholten ſich nur innerhalb eines höhern Gebietes und eines ideenreicheren Inhalts. Der falſche Idealismus der Burſchenſchaften rächte ſich ſogleich dadurch, daß ſie das Studentenleben nicht wirklich bewältigen und umgeſtalten konnten, ſondern nur eine Partei in demſelben wurden, die eine ſolche grade wie die Corps eine ariſtokratiſche Stellung gegen die übrige Studentenſchaft einnahm. Es war von vorne herein, wir wollen nicht ſagen ein Fehler der Burſchenſchaften, aber eine in ihrer Einſeitigkeit begründete Nothwendigkeit, daß ſie in einer Verbindung ihr Ideal des Studentenlebens verwirklichen zu können meinten, wodurch ſie zeigten, daß ſie das Volksleben nicht als ein gegenwärtiges und allſeitiges begriffen hatten und nicht zu der Unterſcheidung der rechtlichen und ſittlichen Gemeinſchaft gelangt waren. Was die Corps anbetrifft, ſo beſtanden ſie im Gegenſatz zur Burſchenſchaft und durch dieſen Gegenſatz fort und vertraten einerſeits das alte Studententhum, andererſeits die indifferente und realiſtiſche Gegenwart. Der Burſchenſchafter und der Corpsburſch in ihrem Nebeneinander ſind neulich einmal mit Don Quixote und

Digitized by Google

Sancho Panſa verglichen worden, und dieſe Vergleichung enthält inſofern etwas Richtiges, als die Corps trotz des realiſtiſchen Verſtandes, den ſie gegen die Burſchenſchaft geltend machten, um deren Ausſchweifungen zu belächeln, ſich doch mit dem naivſten Ernſte in Formen und Vorſtellungen bewegten, deren Sinn vollſtändig abhanden gekommen war, und ſich nur in einzelnen Ausnahmen zur Ironie ihres eigenen Treibens erhoben. Freilich wollten ſie nichts weniger als Schildknappen der Burſchenſchaft ſein, und haben deren utopiſche Hoffnungen nie getheilt.

In ihrer Entwicklung ging die Burſchenſchaft von einem Extrem in das andere über. Nachdem ſie lange das romantiſch-liberale, aus den Freiheitskriegen erwachſene Pathos in ſich gehegt und es theilweiſe in Sitten und Leben ausgeprägt hatte, zerſchlug ſie plötzlich, während ſich die Julirevolution vorbereitete und ausbrach, den ſelbſtgemachten Götzen der Volksthümlichkeit, bildete mit Fichte'ſcher Energie und Conſequenz die Grundgedanken des Liberalismus durch, und wollte von ihnen aus das Volk bearbeiten und hinreißen. Die Germanen nahmen die Tendenz der Zeit nach zunächſt formellen Selbſtbeſtimmung des Volkes in ſich auf, aber ſie faßten dieſelbe ſo abſtract, daß ſie glauben konnten, das Volk unmittelbar zu beſtimmen und mit ſich fortzuziehen. Indem ſie eine politiſche Parteiverbindung wurden, ſtellten ſie ſich allerdings in die Gegenwart des Volkes hinein, aber in dem Aufgeben der idealiſtiſchen Abgeſchloſſenheit des Studententhums traten ſie ſogleich über den eigenthümlichen Lebenskreis deſſelben hinaus, und wollten auf das Volk einwirkend die Theorie unmittelbar zur Praxis umſetzen. Nachdem die germaniſchen Verbindungen, die faſt alle geiſtbegabten und dabei leidenſchaftlichen und energiſchen Perſönlichkeiten des damaligen Studentenlebens an ſich gezogen hatten, durch das Frankfurter Attentat bloßgeſtellt und durch die ſtrengſten Maßregeln zerſprengt waren, bedurfte es einiger Zeit, ehe ſich unter dem Einfluß der alten gemüthlichen Arminen neue Burſchenſchaften zu bilden vermochten. Dieſe nahmen die frühern burſchenſchaftlichen Formen wieder auf, reflectirten über das Weſen der Burſchenſchaft und waren ſich bewußt, nur eine Partei im Studentenleben zu ſein und ſein zu können, welches Bewußtſein jedoch für ſie ein ariſtokratiſches Behagen war. Sie glaubten ein Studentenleben darzuſtellen, wie es als ein allgemeines zwar wünſchenswerth, aber nicht möglich ſei, und wie dadurch ihr Selbſtgefühl einen ſentimentalen Anflug erhielt, ſo gab der unvermeidliche Umſtand, daß über das burſchenſchaftliche Pa-

Digitized by Google

thos hinausreichende und ihm fremdartige Bildungselemente in sie hineintraten, dem Ernste, mit dem sie sich in den alten Formen und Vorstellungen bewegten, eine ironische Beimischung. Seit 1840 begannen die Burschenschaften aus ihrer bisherigen Abgeschlossenheit und Genügsamkeit herauszutreten, indem sie zunächst die Aristokratien, die sich innerhalb ihrer gebildet hatten, brachen, den Kreis ihrer Interessen erweiterten und ihre Verfassung demokratischer einrichteten. Dadurch aber, daß ihre wissenschaftliche Beschäftigung mit den Volkszuständen allseitiger wurde und sie sich dem übrigen Studentenleben zu vermitteln suchten, mußten sie auf die Einseitigkeit ihrer Principien geführt werden, und der verschiedenartigen Auffassung derselben, wie der Bildung von Parteien Raum geben. Die Tendenz zur Trennung wurde dadurch, daß sie mit demokratischen Bewegungen unter den sogenannten Finken, welchen die Herrschaft der Verbindungen drückend wurde, zusammentrafen, Tendenz zur Auflösung.

Indem die Burschenschaften *ihre* Besonderung im Studentenleben aufgaben, kamen sie zu der Consequenz, daß das Studentenleben, weil es außer dem Volksleben keinen Inhalt habe, überhaupt als besonderes unberechtigt sei und im Volksleben auf- und untergehen müsse. Diese Consequenz ist jedenfalls eine einseitige, da das Volksleben nicht durch die bloße Indifferenz der Stände ein einiges wird, sondern dadurch, daß es sich in bestimmten Formen seines Daseins als ein einiges zusammenfaßt und darstellt. Die Universität hat als solche die Bestimmung, das *gesammte* Volksleben *wissenschaftlich* zu durchdringen und zu seiner Idee fortzuführen, und in dieser Bestimmung, die ihre Einheit ausmacht, liegt die andere, aus und in sich ein einiges und darum besondertes Leben darzustellen, das die Gegensätze des Volkslebens enthält, ohne daß sie als reell existirende auseinander gehalten wären, in dem also diese Gegensätze, weil möglichst unmittelbar aus der Idee heraus sich gestaltend, frei und lebendig, und nur durch das aus dem gemeinsamen Bewußtsein hervorgestellte Recht gehalten, zu Kampf und Vermittlung zusammentreffen. Vor Universitäten, wie die französischen, die nur im äußerlichen Complex von Fachschulen sind, und bei denen folgegemäß auch das Studentenleben auseinanderfällt und in dem großstädtischen Treiben verschwindet, möge uns unser gutes Geschick bewahren. Unsere Universitäten leiden allerdings nach allen Seiten an Halbheiten und Widersprüchen und sind nicht das, was sie sein können und sollen, aber die Hoffnung, daß sie es wer-

Digitized by Google

den, iſt doch nicht aufzugeben, und die Studenten ſelbſt können hierzu nicht wenig beitragen.

Der Anblick des gegenwärtigen Univerſitätslebens iſt, wie man wohl geſtehen muß, nicht eben erquicklich. Von oben her fehlt es nicht an Beſtrebungen, die Univerſitäten zu Schulen hinabzudrücken, die Lehrfreiheit zur Illuſion zu machen und die Studenten zu vereinzeln und auseinanderzuhalten. Von unten mangelt die Grundlage eines freien Volkslebens und eines allſeitigen Schulweſens, es mangelt insbeſondere die Erziehung zur Freiheit. Profeſſoren und Studenten ſtehen ſich meiſtens noch fremd und ohne daß zwiſchen ihnen eine gegenſeitige Anregung und Belebung — und auch die Profeſſoren bedürfen einer ſolchen — ſtattfände, gegenüber. Im Studentenleben ſehen wir auf der einen Seite die Ruinen früherer Lebensgeſtaltungen, die von den Einflüſſen der Zeit allmälig zerbröckelt werden, auf der andern eine Partei, die ſich in einem Kampfe gegen Formen abmüht, die von ſelbſt zerfallen werden, zwiſchen ihnen eine Maſſe völlig Indifferenter, die nur geſelligen Genuß oder einſame Befriedigung ſuchen. Nur hier und da tauchen Beſtrebungen auf, denen eine Zukunft zuzuſprechen iſt. Das Studentenleben bedarf vor allen Dingen eines feſten Rechtsbodens, eines ſelbſtändigen und beſondern Rechtes innerhalb des allgemein bürgerlichen, das als ſolches kein Privilegium iſt, es bedarf ferner wahrhaft ſittlicher Vereinigungen, welche verſchiedene Richtungen und Aufgaben des Volkslebens in ſich zur Klarheit und Wirklichkeit zu bringen ſuchen, und die Geltung der Perſönlichkeit durch ſich ſelbſt möglich machen, und es bedarf allgemein bildender Inſtitute, von denen wir nur als beſonders wichtig gymnaſtiſche Anſtalten erwähnen. Die Poeſie und die Freiheit des Scheines mögen untergehen, an ihre Stelle die der Wahrheit und Schönheit treten!

Digitized by Google

Das Herzogthum Weſtphalen.

Südlich von den Städten Unna, Werl, Soeſt erhebt ſich der Gebirgszug der Haar, welcher, einzelne kleine Ausnahmen abgerechnet, die evangeliſche Bevölkerung von der katholiſchen trennt. Von den Höhen dieſes Gebirges hat man eine weite Ausſicht, nach dieſer Seite hin auf die fruchtbaren, bevölkerten Ebenen der Grafſchaft Mark, ja ſogar des Münſterlandes, nach der andern Seite hin auf die wilden, waldbewachſenen Gebirge des Herzogthums Weſtphalen. Es fehlt hier die eigentliche Vermittlung zwiſchen der Ebene und dem Gebirgsland, welche uns an dieſes gewöhnt, während wir jene noch nicht verlaſſen zu haben glauben. Ein einſtündiger Spaziergang iſt hinreichend, um uns aus der Mitte wogender Saatfelder in düſtere, einſame Waldthäler zu bringen, um die Einförmigkeit einer weiten, unendlichen Ebene mit dem anmuthigen Wechſel von Thal und Berg zu vertauſchen. Da die Natur hier einen ſolchen Sprung macht, warum ſollten wir uns darüber wundern, daß auch die Bevölkerungen ſich ſo ſchroff von einander unterſcheiden? In jeder Beziehung, in Rückſicht auf Bildung, Gewohnheiten, Volksſitten, Religion, Beſchäftigung ſind die Bewohner des Berglandes von ihren Nachbarn aus der Ebene verſchieden und man muß ſich wundern, daß die preußiſche Verwaltung dieſe einander widerſprechenden Landestheile in einen Regierungsbezirk zuſammengefügt hat.

Arnsberg, der Sitz dieſer Regierung, iſt die bedeutendſte Stadt des Herzogthums Weſtphalen, aber in jeder Hinſicht den größern Städten in der Grafſchaft Mark nachſtehend. Die Lage derſelben erinnert an Tübingen; auf dem Rücken eines Berges gelegen, zieht ſie ſich nach drei Seiten zum Fluſſe, zur Ruhr, hinunter, welcher ſie in einem weiten Halbzirkel umgibt. Auf der Spitze dieſes Berges erblickt man die koloſſalen Trümmer des Schloſſes der frühern Grafen von

Digitized by Google

Arnsberg, welche die Gründer der Stadt und die ersten Beherrscher des Landes waren. Von diesen Ruinen aus ziehen sich zwei Reihen Straßen wie in einer feierlichen Procession nach den weitläufigen Klostergebäuden hin, welche den andern Endpunkt der Stadt bilden. So zwischen Burgruinen und Klostermauern eingezwängt, hat die Stadt die Denkmäler ihrer frühern Geschichte nahe vor Augen. Die letzten Jahre haben auch in der That wenig dazu beigetragen, die Bewohner Arnsbergs ihren mittelalterlichen, katholischen Ansichten und Bestrebungen zu entwöhnen. Arnsberg ist aus einer Ackerstadt eine Beamtenstadt geworden. Die ganze Gesellschaft ist hier nach Rangklassen abgetheilt und die vornehmere hütet sich sehr, mit der geringern zu verkehren. Besonders findet man den Unterschied zwischen den studirten und nichtstudirten Beamten auf's Consequenteste durchgeführt. Darum ist auch so wenig Leben in dieser Stadt, wo doch so viele gebildete und intelligente Leute miteinander verkehren. In keinem Wirthshaus, in keinem Casino trifft man ein allgemeines, lebendiges Gespräch an; die Karten sind an die Stelle aller Geselligkeit getreten; an den öffentlichen Vergnügungsörtern ist es stiller wie in der Kirche.

Selbst auf dem Lande ist das Beamtenleben dominirend. Die Ursache dieser Erscheinung ist die Armuth des Bodens und der Bevölkerung. Jedes Burgstädtchen sehnt sich darnach, ein Gericht oder wenigstens eine Gerichtscommission zu bekommen, da ein halbes Dutzend Beamten den Wohlstand eines ganzen Ortes zu heben im Stande sind. Da findet nun ein ewiges Petitioniren bei den Behörden statt; überall will man den Beamten den Wohlstand verdanken, den man durch die Verbesserung des Ackerbaus und der Viehzucht zu erwerben zu faul ist.

Nach den Beamten stehen die Geistlichen am höchsten. Dadurch unterscheidet sich das Herzogthum Westphalen von dem Münsterlande, da in diesem der Geistliche den Vorrang vor dem Beamten hat. In einem Städtchen dieses Herzogthums findet man gewöhnlich sieben bis acht Personen, welche man, falls man etwas Großmuth und Phantasie besitzt, zu den Gebildeten zählen kann. Der Erste, das Haupt der Gesellschaft, ist der Gerichtsdirector; er wird mit kaum geringerer Ehrfurcht angesehen als ein König; zur Seite steht der Assessor und der Justizcommissär; eine Meile tiefer der Actuar. Ist die Stadt so glücklich, einen praktischen Arzt zu besitzen, so wird dieser auch mit zur guten Gesellschaft gezählt, zu der man den Geistlichen des Ortes gern, den Schullehrer aber nur mit einigem Widerstreben zuläßt. Nur der Justizcommissär verkehrt in seinem wohlverstandenen Interesse vielleicht

Digitized by Google

manchmal mit den reichern Krämern und Bauern der Umgegend, damit er ihr Vertrauen gewinnt und sie recht viele Prozesse durch ihn führen lassen. Diese Hand voll Leute leben nun allerdings auch recht vertraut miteinander; sie haben ihren Clubb, in welchem hier und da sogar eine Zeitung gehalten wird, geben einander Gesellschaften und vergessen über ihren Amtsgeschäften und ihrer Whistpartie alle Ereignisse des Tages, Texas und Taiti, die Generalsynode und den Gustav-Adolfs-Verein.

Von blos gesellschaftlichem Standpunkte aus gerechnet, ist es allerdings den Beamten nicht zu verdenken, die übrigen Bewohner von ihrem Umgange und aus ihrer Gemeinschaft auszuschließen. Man kann sich wohl nicht leicht einen gröbern, faulern, unwissendern Menschen denken, als einen Bauern dieser Gegend. Man braucht nur die Dörfer anzusehen, um sich gleich von diesen Eigenschaften ihrer Bewohner zu überzeugen. Verfallene Häuser, aus denen der Rauch allenthalben, aber nur nicht durch einen Schornstein, herausdringt vor dessen Thüren die unvermeidliche Düngergrube liegt, dessen Dach nicht mehr im Stande ist, den Schnee und die Stürme des Winters abzuhalten, bergen in ihrem Innern einige schmuzige Schweine, noch schmuzigere Kinder und einen armseligen Hausrath. Die Straße, welche durch die Dörfer führt, ist so kothig, daß der Wagen der Reisenden oft darin stecken bleibt; oft ist das Bette des Baches, welcher durch das Dorf fließt, auch der Weg durch dasselbe. Wer als Reisender in einem solchen Dorfe zu übernachten, oder auch nur zu essen gezwungen ist, kann vorher sein Testament machen; Ungeziefer, ein fürchterlicher Geruch und noch fürchterlichere Speisen vereinigen sich, ihn zu quälen und zu peinigen, so daß er am Ende eine Nacht im Freien und einen Tag ohne Speise dem Aufenthalt in einem Dorfwirthshaute vorzieht.

Die Natur ist nicht Schuld an der Verfallenheit und Armuth der Dörfer; im Verhältniß zu der dünn gesäten Bevölkerung ist genug Wald, Acker- und Wiesenland da, um die Leute zu ernähren, ja sogar wohlhabend zu machen. Der Charakter des Volkes ist Schuld an seinem Elend. Man arbeitet wenig, schläft lange, spielt und trinkt viel, und verbringt die übrige Zeit in der Messe. Diese Lebensweise wird durch das Zusammenwohnen der Bauern in Dörfern sehr begünstigt. Sie haben oft eine Stunde Weges bis zu ihren Aeckern zurückzulegen, und so kommen Pferde und Menschen schon müde zur Arbeit hin. Dann hat man des Abends, ja sogar des Nachmittags,

Digitized by Google

das Wirthshaus mit ſeinem Schnaps und ſeinen Karten zu nahe als daß man es nicht beſuchen ſollte. Da wird dann geſpielt und getrunken, bis daß der Gerichtsdiener Haus und Hof verkauft hat und Weib und Kind an den Bettelſtab gebracht ſind.

Da die kleinen Städte dieſes Landes mit einer einzigen Ausnahme ſich ausſchließlich durch den Ackerbau nähren, ſo findet man keinen großen Unterſchied zwiſchen dem Leben in den Dörfern und in den Städten. Von politiſcher Bildung und Aufklärung iſt daher in dieſem Lande, das dazu noch in den Händen der Geiſtlichkeit iſt, nicht zu ſprechen. Findet man im Lande Unzufriedenheit, ſo hat dieſelbe ihren Grund im katholiſchen Fanatismus der Bewohner und dem Drucke der Armuth. Das Ländchen hatte ſeine Herren in den letzten 50 Jahren zu oft gewechſelt, als daß es ſich nicht zur Vergleichung der verſchiedenen Regierungen und damit zur Kritik derſelben hätte bewogen fühlen ſollen. Erſt kur-kölniſch (weshalb man das Herzogthum Weſtphalen noch jetzt „das kölniſche Süderland" nennt), dann heſſen-darmſtädtiſch, iſt es endlich preußiſch geworden, während noch dazwiſchen, wenigſtens in der Umgegend, die franzöſiſch-weſtphäliſche Regierung geſpukt hat. Das Land befindet ſich unſtreitig unter den Segnungen der preußiſchen Regierung am wohlſten. Dennoch gibt es Leute, welche die früheren, wie ſie behaupten, dem Katholicismus mehr zuſagenden Verhältniſſe, nicht ganz vergeſſen können. Dieſe Leute haben daher immer etwas zu murren und zu klagen. Hätte der „Sprecher für Weſtphalen und Rheinland," der einmal auch in Arnsberg bei A. L. Ritter zu erſcheinen Miene machte, dieſe Art Jeremiaden des Volkes, welche jetzt eigentlich weder Grund noch Ziel haben, die im oberflächlichſten Raiſonnement ſich ergehen, dem das Kleinſte mißfällt und das Größte nicht bemerkbar wird, ſammeln, lichten und auf ihren wahren Werth zurückführen wollen, ſo würde dieſes Blatt ſich für die Bildung des Volkes ſehr erſprießlich gezeigt haben.

Digitized by Google

Fragmente und Aphorismen.

Von Ludwig Börne.*)

— Kraftmenſchen, Menſchen von Stahl und Eiſen, die den Blitzen des Neides und der Verläumdung mehr als andere ausgeſetzt ſind, müſſen ſich mit Spottableitern bewaffnen; dann wird der Wetterſtrahl, ſtatt ſie zu beſchädigen, ihnen zur Glorie dienen. So kaufte Alkibiades den ſchönſten Hund um 1000 Drachmen, ſchnitt ihm den Schwanz ab und ließ ihn ſo durch die Gaſſen Athens laufen. Das Volk lachte und verſöhnte ſich mit dem gefürchteten Manne, weil er doch auch ſo närriſch ſein konnte.

— Aus Paris, vom 9. Auguſt 1819. — Ein achtungswürdiger deutſcher Gelehrter in Paris ſchreibt: „Seit einiger Zeit werden wir hier in Paris mit frankirten und unfrankirten, mit geſchriebenen und lithographirten, mit deutſchen und franzöſiſchen Briefen der Haupt- und Unter-Lotterie-Collecteurs der freien Stadt Frankfurt beläſtigt. Dieſe Herren müſſen ein vorzügliches Wohlwollen gegen die Pariſer hegen, denn ſie verſichern jedes Mal in ihren Briefen, ſie hätten dieſe und jene Nummer „mit beſonderer Sorgfalt" ausgeſucht und zweifelten ſie nicht, daß dieſelbe ein glückliches Loos treffen werde." Und ſo geht die Klage noch weiter fort. Die Herren Franzoſen mögen es nicht übel nehmen, aber ich bin der Meinung, es ſei billig, daß ſie etwas an ſich verdienen laſſen. Zwanzig Jahre lang haben wir Frankfurter in ihre große Revolutions-Lotterie eingeſetzt, ihre Ober- und Unter-Collecteurs haben uns mit vorgeſtrecktem Bajonette den Einſatz

*) Aus dem ſoeben erſchienenen Nachtrag zu Börne's geſammelten Schriften (Leipzig bei W. Kori, 1847).

Digitized by Google

in Contributionen, Einquartierungen, Todesängſten und Kriechereien abgefordert, und nie bis auf den heutigen Tag iſt uns der geringſte Treffer zugefallen. Alle die großen Gewinnſte ihrer Lotterie: Unabhängigkeit des Staates von Außen, Freiheit und Gleichheit im Innern, wahre Volksvertretung, Oeffentlichkeit und Unabhängigkeit der Juſtiz, Geſchwornengerichte, Freiheit der Preſſe und die übrigen größern und kleinern Prämien der Revolution haben andere gewonnen. Wir Frankfurter haben nichts von dieſem Allen, nicht einmal die Hoffnung dazu. Nieten, nichts als Nieten! Darum mißgönne man uns nicht unſere Klaſſen-Lotterie. Und wenn unſere Collecteurs die „mit beſonderer Sorgfalt ausgeſuchten" Nummern nach Paris ſchicken und ſie nicht eher ihren Mitbürgern überlaſſen, ſo iſt dieſes eine Großmuth, welche die Franzoſen nicht um uns verdient haben.

— Nur die Freiheit des Preßbengels kann gegen die Frechheit der Volksbengel ſchützen.

— Das Studirzimmer eines Gelehrten gleicht oft der Kindbettſtube einer Wöchnerin. Das Weinen und Schreien der neugebornen, unſaubern Gedankchen iſt Jedem, nur nicht dem Vater zuwider. Darum ſoll ein Gelehrter, wenn er Beſuch erwartet, erſt die Wiege wegtragen laſſen und ſeinem Gaſte blos die erwachſenen Kinder präſentiren.

— Höflichkeit iſt ein Regen- und Sonnenſchirm. Sie ſchützt vor Näſſe und Wärme; aber ſie macht weichlich.

— Vor Kurzem erklärte ein franzöſiſcher Schriftſteller öffentlich, daß er gegen einen genannten Journaliſten eine Injurienklage anſtellen würde, weil ihn dieſer einen Anhänger der Miniſter geſcholten habe. Es iſt ein Gegenſtück dazu, daß Chateaubriand in ſeiner neueſten Druckſchrift den Königlichen Ordonnanzen vorwirft, ſie enthielten antimonarchiſche Grundſätze. Ich glaube, daß ſolche Reden Beweiſe wahrhafter Freiheit ſind. Haben wir es einmal in Deutſchland ſo weit gebracht, dann wollen wir aus unſern Tintengläſern Wein trinken und friedlich ſpazieren gehen. Aber bis dahin wollen wir ſchreiben. — 1819.

— Wenn die Miniſter Gewaltſtreiche begehen, um ihre Macht zu zeigen, zu ſchrecken und hierdurch Einfluß zu erlangen, ſo mag man es dabei bewenden laſſen, ihren böſen Willen zu tadeln. Wenn ſie ſich

Digitized by Google

aber geſetzwidrige Handlungen erlauben, um ihre Schwäche zu zeigen, ſo ſtellen ſie auch ihre mangelhafte Einſicht der Beurtheilung preis und man kann ſich über ihre Verblendung nicht genug wundern. Hofleute haben unter allen Geiſtesgaben nur noch die Schlauheit zu verzehren; ſie ſollten darum haushälteriſcher verfahren.

— Die franzöſiſche Akademie hat das Lob der Jury zum Inhalte der poetiſchen Preisbewerbung gewählt. Hätten manche deutſche Gerichtshöfe nur das Talent, ihre Urtheilsſprüche in Verſen abzufaſſen, ſo gäbe dieſes die gelungenſte Verherrlichung der Geſchwornengerichte und kein Goethe könnte ihnen den Preis ſtreitig machen.

— Kürzlich fragte mich ein Miniſter: Warum wir Journaliſten immer nur zu tadeln fänden, nie etwas zu loben, wozu doch Stoff genug da ſei, wie z. B. Dasjenige, was die ſüddeutſchen Regierungen für das Volk gethan? Ich hatte nicht Geiſtesgegenwart genug, ihm Folgendes darauf zu antworten: Eine gute Sache zur Hälfte thun, iſt oft ſchädlicher und darum auch tadelnswerther, als ſie ganz unterlaſſen. Wo Stände noch nicht eingeführt ſind, da kann man ſich damit tröſten, daß die Machthaber das Recht des Volks, ſolche zu fordern, noch nicht anerkannt haben und daß ſie ihre Pflicht erfüllen würden, ſobald ſie zur Einſicht derſelben gelangt ſein werden. Wenn aber, wie in Baiern und Baden, durch Einführung der Stände gezeigt worden, daß man die Rechte des Volkes nicht verkenne, dabei aber die Berathungen und Beſchlüſſe der Deputirten unbeachtet ließ, worauf ſollen wir alsdann noch unſere Hoffnung bauen? — 1819.

— Wenn man bedenkt, wie viel bequemer es iſt, zu lieben als zu haſſen, ſo muß man eingeſtehen, daß die meiſten Menſchen aus langer Weile Böſes thun.

— Wie unterſcheidet ſich der beſcheidene Mann vom Eiteln? Wie ſich der Reiche vom Armen unterſcheidet. Während jener die einzulaufenden Zinſen ſeines Ehrencapitals ruhig und gelaſſen abwartet, lebt dieſer vom Tagelohne ſeiner Ehrenjagd. Wenn der erwartete Gewinnſt ausbleibt, muß er hungrig zu Bette gehen.

— Ernſthafte Weiber gleichen einem leeren Koffer mit ſieben Schlöſſern.

Digitized by Google

— Selten bewohnt der Architekt ein Haus, das er ſelbſt gebaut. — Er gleicht den modernen Philoſophen.

— Deutſcher Handel. — Man muß die deutſchen Herren, welche den Handels- und Gewerbsverein geſchloſſen haben, ihren Weg fortgehen laſſen und ſie aufmuntern; er führt zum Guten, ob zwar Die, welche darauf wandern, nicht wiſſen, was ſie wollen. Sie führen einen Rechtsſtreit um Baumfrüchte, aber um den Baum, worauf dieſe wachſen und um den Boden, in dem der Baum wurzelt, ſind ſie unbekümmert. Was werden ſie gewinnen, ſelbſt wenn ſie glücklich ſind? Ihre Noth kehrt mit jedem Jahre zurück; oder wenn ſie hier verſchwindet, erſcheint ſie dort. Keine Freiheit des Eigenthums ohne Freiheit der Perſon. Letztere zu erringen oder zu erbetteln, das ſei der Deutſchen Streben. Es weiß Jeder genug, was ſein eigner Vortheil iſt, ſobald ihm verſtattet wird, alle ſeine Kräfte zu gebrauchen, wann und wozu er will. Eine Volksvertretung aller Deutſchen, und das Uebrige ergibt ſich dann von ſelbſt! Aber wir haben mehr Habſucht als Bürgerehre, unſer Vortheil liegt uns näher am Herzen als unſere Freiheit. Doch da erſterer nicht erreicht werden kann ohne letztere, ſo wird der deutſche Handelsverein, trotz der Aengſtlichkeit, mit welcher ſich deſſen Stifter gegen die Zumuthung politiſcher Zwecke verwahrten, allgemeine und wichtige politiſche Folgen haben. — 1819.

— Es gibt Sonnen- und Mondfinſterniſſe in der Geſchichte wie in der Natur. Die unkundige Menge erbebt bei ihrem Anblick und wähnt, es ſtünde der Welt ihr Untergang bevor. Der Weiſe lächelt und weiß, daß ſie vorübergehen.

— Ich fragte einen Freund, ob er nichts Näheres wiſſe von der großen Verſchwörung, ob er nicht ſelbſt darin verwickelt ſei und wie die deutſche Republik habe eingerichtet werden ſollen? Er antwortete mir, er ſei kein Verſchworner, aber von der Republik wiſſe er Manches. Nämlich: Deutſchland habe in 20 Gaue eingetheilt werden ſollen.... Gaue? fiel ich ihm ſchnell in die Rede. Ich mag nichts weiter hören, ich durchſchaue ſchon die ganze Poſſe. Geſpenſtergeſchichten aus dem Mittelalter — Ritterromane — der ganze Spieß und Veit Weber. Hätten ſie geſagt: In Provinzen, hätte ich ihnen geſagt: Ihr ſeid ruchloſe, gottvergeſſene Menſchen. Da ſie aber ſprachen von Gauen, ſage ich ihnen: Ihr ſeid altdeutſche Narren! — 1819.

Digitized by Google

— Eine Vormundschaft dulden ist lange nicht so schimpflich als sie verdienen.

— Die Fehler mancher Schriftstellerin sind ihre Vorzüge als Weib.

— In der Politik werden eben so wenig, wie in der Medicin, alle Recepte der Aerzte auch von den Patienten wirklich eingenommen.

— Wir haben keine Tarpejische Felsen, die Volksverräther hinabzustürzen, wir haben nur Fenster, sie hinauszuwerfen; aber diese Todesart ist gar zu prosaisch — man muß auf eine andere Strafe bedacht sein. Die zweckmäßigste Züchtigung für einen treulosen Beamten wäre wohl die, daß man ihn in die Lage setzte, von einem Beamten, der ihm gleicht, selbst amtirt zu werden.

— Ein alter griechischer Dichter, den Plutarch im Leben des Demosthenes anführt, sagte: das Nothwendigste zum Glücke eines Menschen ist, in einer berühmten Stadt geboren zu sein. Mir ist das Buch jetzt nicht zur Hand, ich kann mich nicht überzeugen, in welchem Sinne Plutarch diesen Spruch aufgefaßt, wie er ihn gedeutet und angewendet hat. Aber, wenn ich mich recht erinnere, war es so geschehen: daß, um es in Freistaaten weit zu bringen, es förderlich sei, eine berühmte Vaterstadt zu haben, weil dieses als eine Art adelige Geburt angesehen wird, welche die Bahn der Ehren kürzer und leichter macht. Dieser Satz des griechischen Dichters gilt auch uns noch, wenn auch mit verschiedener Anwendung. Wer im alten Griechenlande nach bürgerlicher Auszeichnung strebte, der mußte alle seine körperlichen und geistigen Kräfte gleichmäßig ausbilden und sie zur möglichst vollkommenen Entwicklung zu bringen suchen. Wer aber in unsern Tagen fortkommen will, der muß ganz entgegengesetzt verfahren; er darf sich nur einseitig, nur diese oder jene Kraft ausbilden und muß alle übrigen schönen Anlagen, die ihm die Natur gegeben, zerstören oder sie in schmachvoller Unterdrückung halten. Da aber glücklich sein und sein Glück machen so sehr verschiedene Dinge sind, daß gewöhnlich Eines das Andere ausschließt, und da, wo Lohn mit dem Verdienste sich nicht vereinigen läßt, kein edler Mann sich bedenkt, ob er den Lohn oder das Verdienst aufopfern soll, so bleibt es auch für unsere Zeit wahr, daß man, um glücklich zu sein, in einer großen Stadt leben müsse, weil man nur da allein seine Kräfte musikalisch ausbilden kann und sie concertirend gebrauchen darf.

Digitized by Google

— Man hat Friedrich dem Großen viele Lobsprüche über seine Mäßigung gemacht, daß er bei so vieler Heldenstärke doch so wenig eroberungssüchtig war. Ich glaube nicht, daß er dieses Lob verdient hat, da es nicht in seiner Gewalt stand, es anders zu machen. Die Natur hatte ihn eben so sehr zum Philosophen als zum Helden gebildet, daher würde ihm die Philosophie immer im Wege gestanden haben, wenn er seinen Heroismus hätte geltend machen wollen. Ich bin überzeugt, hätte Friedrich keine Verse gemacht und wäre er weniger witzig gewesen, dann würden wir Napoleon funfzig Jahre früher kennen gelernt haben — oder gar nicht.

— Man findet oft starken Willen mit schwachem Verstande und eine schwache Gemüthsart mit starkem Geiste vereinigt. Das kommt daher, weil dort die verschiedenen Seelenkräfte, wegen ihrer niedrigen, knechtischen Natur, einer unter ihnen, welche die stärkste ist und sie zu beherrschen vermag, willig gehorchen: es ist dieses die Einheit und Macht eines despotischen Staates; und weil hier die mehr selbstständigen und eigenwilligen Seelenkräfte keine Alleinherrschaft dulden: es ist dieses die Unordnung und Schwäche einer Republik. Der Geist des Menschen hat die gesetzgebende, sein Charakter die ausübende, sein Herz die richtende Gewalt, und nur wo diese Gewalten im gehörigen Verhältnisse stehen, ist der Mensch vollkommen.

— Kotzebue hat geirrt; er hat für Vaterland, Freiheit, Schule und Wissenschaft ersprießlich geachtet, was ihnen verderblich war. Allein mußte er darum ein Verräther gewesen sein? Ihr sagt, er habe der russischen Regierung Berichte über den Geist, die Stimmung und Wissenschaft Deutschlands erstattet. Ist dieses ein Verbrechen? Das Volk sollte sich wegen dieser offnen Anerkennung seiner Wichtigkeit vielmehr geschmeichelt fühlen. Es war eine Zeit, wo man sich wenig um die Gesinnungen der Völker bekümmerte und aller diplomatische Forschungsgeist nur die Absichten der Höfe, die Meinungen der Fürsten und die Launen ihrer Maitressen zum Ziel hatte. Wenn man jetzt das Volk ausspioniren läßt, so ist dieses wahrlich ein gutes Zeichen der Zeit. Ihr sagt: Kotzebue habe falsch berichtet; aber wenn auch, glaubt ihr, eine so kluge Regierung, wie die russische, werde ihre Ansichten und Schlüsse allein nach Kotzebue's Geschwätz richten? Ihr sagt: er habe das deutsche Volk verleumdet? Ein Volk verleumden! wie lächerlich! 1819. —

Digitized by Google

— Rehfues in seinen Briefen aus Italien erzählt: daß auf dem Kapitol die Statuen aller Provinzen des römischen Reichs gestanden, deren jede eine Glocke am Halse hängen hatte, welche vermöge ihrer magischen Kraft sogleich von selbst läutete, wenn in ihrer Provinz etwas gegen die römische Regierung unternommen wurde. Solche Statuen sind eben so nützlich, als unsre Polizei-Spione, und kosten weniger. Man sollte sie einführen.

— Wenn man zur Untersuchung eines Vergehens sogenannte besondere Commissionen ernennt, so beweis't dieses von zweien Dingen eins: entweder man fürchtet die gewöhnlichen Beamten, oder man wünscht, die außerordentlichen möchten ihre Pflicht nicht thun. Man will dann ein Zulegemesser, das sich in der Tasche nachführen läßt, zum Schwerte der Gerechtigkeit brauchen.

— Die Preßfreiheit zu erlauben, aber Alles so zu lenken, daß Niemand mehr den Pressen etwas zu geben Lust und Muth haben könnte! Dies, o Ihr Räthe der geheimen Polizei, dies wäre die sublimste Aufgabe, welche durch eine geschickte Gesetzmunkelei zu lösen Ihr den Augenblick benutzen solltet! — Wohlan! schneidet nur der selbstforschenden, selbstthätigen Gelehrsamkeit alle Aufmunterung ab; drückt das ächte Gelehrtwerden als unnütz nieder, hasset es tödtlich als furchtbar und störend für Eure gebieterische Rechthaberei. Aber erwartet dann auch, was aus Euren bloßen Praktikern, aus Euren Routiniers werden wird. Zur Maschinenarbeit taugen Hunderte, Tausende. Aber wird ihnen nicht auch Geist, Selbstforschung eingeflößt, so viel jedem jener Handarbeiter, als er zur Leitung seiner Praxis in sich aufzunehmen und zu fassen vermag, dann erwartet, welche Geschäfte gemacht, welche Regierungswunder geschaffen werden können durch die lautere vis inertiae oder durch ungeregelte Genie-Einfälle von Arbeitern, in denen nichts wissenschaftlich durchgearbeitet ist. — 1818. —

— Im menschlichen Organismus unterscheiden wir drei Reiche: das Reich des Magens, das Reich des Herzens und das Reich des Gehirns. Der Magen fesselt uns an die Erde; das Herz verbindet uns mit dem Menschen; durch das Gehirn hängen wir mit der Sonne zusammen.

— Das Leben ist allen Thieren gemein, aber sterben kann nur der Mensch.

Digitized by Google

— Adels- und Geldſtolz. — Gerecht iſt weder der eine noch der andere; es fragt ſich nur, welcher der unerträglichſte iſt. Ich ſtimme für den Adelſtolz. Der Geldſtolz iſt weniger läſtig, weil er lächerlicher, daher komiſcher, daher unterhaltender iſt, und weil er dem Gedemüthigten die Hoffnung läßt, ſich durch Erwerbung von Reichthümern zu erheben und der Geringſchätzung zu entgehen. Der Adelſtolz iſt herablaſſender als der Geldſtolz, und darum beleidigender; denn die Größe der Herablaſſung iſt das Maß der Höhe, auf welcher der ſich Herablaſſende zu ſtehen glaubt.

— Die Ariſtokratie des Geiſtes iſt die einzig natürliche und dem Staate nützliche. Sie kann weder verliehen, noch geſchenkt, noch ererbt, noch geheuchelt werden. Sie iſt die wahre Herrſchaft von Gottes Gnaden und die ganz unantaſtbare Legitimität, weil ſie nicht allein das Recht, ſondern auch die Kraft hat, Alles erreicht, was ihr gebührt, und nicht erlangt, was ihr nicht gebührt. Sie verlangt nicht Beförderung, nur Freiheit, um ihre Zwecke zu erreichen.

— Wie wahr iſt die Bemerkung, daß bei allem Reichthum von Weisheit, den die Menſchheit beſitzt, die Menſchen dennoch darben, weil es der Genius verſchmäht, ſeine große Lehre durch Zertheilung mehr auszubreiten und faßlicher zu machen, da ja doch die Sonne ſelbſt ihr erhabenes Licht in Millionen kleine Strahlen ausſendet, und nur ſo allein die Welt erwärmt und beleuchtet. Es wäre zu wünſchen, die ausübende Weisheit zeigte ſich auf dem Markte, und die belehrende in Kochbüchern, Wandkalendern und in dem Intelligenzblatte; der Mann ſollte ſich, um von Männern verſtanden zu werden, dem Weibe verſtändlich zu machen ſuchen. — Im Kampfe um die Wahrheit reicht die Kraft des Mannes nicht zu ſeinem Muthe hin, und der Muth des Weibes nicht zu ſeiner Kraft; darum erreicht jener nie vollkommen ſein Ziel, dieſes aber immer mehr, als es gehofft und gewünſcht, ſobald es nur ſtrebt. Das andere Geſchlecht tritt überall zu furchtſam zurück. Wiſſenſchaft und Kunſt ſind Tempel, die, ſind ſie zwar von Männern allein gegründet und aufgebaut, doch auch Frauen mit gleichen Anſprüchen auf Vortheil und Genuß bewohnen dürfen und ſollen, auch geſchieht's. Die Frucht iſt willkommen, weil ihr Mangel ſchmerzt. Die Blüthe iſt durch ſich ſelbſt erfreulich. Den männlichen Geiſt ernährt, den weiblichen ſchmückt die Wiſſenſchaft. Welches iſt das ſchönere Loos? Und glaubet ja der Lüge nicht, daß

Digitized by Google

nur der Musen Kindergärtchen, nicht der ernste Hain Apoll's, Euch Schwestern aufgeschlossen sei. Der düstere Ernst mancher Kenntniß liegt nur im trüben Blicke des Forschers; nahen sich die Grazien, dann erheitert sich die Wissenschaft. Versucht es nur mit jeder, selbst die Logarithmenlehre lächelte Euch zu. Logarithmen! Was heißt das, wie verhält es sich damit? O stille, man spricht nicht gern davon.

— Ich würde die Liebe allmächtig nennen, könnte sie sich selbst bezwingen.

— Schmerz ist der Sauerteig des Lebens, der es erst schmackhaft und genießbar macht.

— Wieder einige Tausend Auswanderer aus der Schweiz schifften den Rhein entlang nach Brasilien hinüber. Wir senden den Amerikanern Piloten entgegen, die sie recht bequem und sicher in unsere Häfen einführen, wenn sie einst Lust bekommen, ihre Freiheitsgesinnungen über Europa zu verbreiten und an seinen Ufern zu landen.

— Albrecht der Unartige hieß ein gewisser Landgraf von Thüringen. Das waren doch noch gute Zeiten, wo man selbst Fürsten bei ihrem rechten Namen nannte, und das war gewiß ein guter Fürst, von dem man nichts Schlimmeres zu sagen wußte, als daß er nicht artig sei!

— Das Französische Sprechen. — Man hat den Witz eines Voltaire, eines Jean Paul, eines Swift, eines Cervantes — jene Lächerlichkeit des Französisch-Sprechens steht zu hoch, keine satirische Züchtigung vermag sie zu erreichen. Das Herz ergrimmt in der Brust, zum Kampfe ballt sich die Faust, wenn uns eine solche Albernheit in den Weg tritt. Unter allen Gründen, warum die höhern Stände in Deutschland die Franzosen gehaßt haben, steht die Furcht, ihre Götter-Sprache möchte hierdurch zu bürgerlich werden, gewiß oben an.

— Die neapolitanische und die päpstliche Regierung haben oft sonderbare Mittel ergriffen, die öffentliche Sicherheit zu erhalten: sie haben mit den Räuberhauptleuten Verträge geschlossen. Doch nie hat man gehört, daß sie, um Reisende vor Straßenräuberei zu schützen, das Reisen verboten hätten, das hieße ja Zahnschmerzen durch Kopf-

Digitized by Google

abhacken heilen. Die Frankfurter Polizei hat dieſen Zweig der Verwaltung vervollkommnet. Einige Tage nach dem Volksauflaufe, der gegen die Juden gerichtet war, ging ein jüdiſcher Hühneraugenſchneider nach dem Dorfe Bornheim, wo er ſeit vielen Jahren als unausbleiblicher Sonntagsgaſt bekannt iſt. Da das Wirthshaus, wo er einkehrte, nur von dem gebildeten Bürgerſtande und von keinen fremden Handwerksburſchen beſucht wird, die ja, wie Jedermann weiß, allein an den Unruhen Theil genommen, ſo blieb unſer iſraelitiſcher Fußarzt ungeneckt, trank ruhig ſeinen Wein und begab ſich hierauf nach Hauſe. Auf dem Rückwege begegnete ihm ein reitender Polizei-Beamte, der ihm befiehlt, ſich den folgenden Tag auf dem Amte einzufinden. Dort erſchienen, wird ihm ſein Leichtſinn, ſich unter Chriſten zu miſchen, vorgehalten, und ihm, damit Reibungen verhütet werden mögen, der Beſuch Bornheims unterſagt. Einen Tag ſpäter begegnet unſer Jude dem nämlichen Polizei-Beamten in der Stadt, und ſagte demſelben (nämlich wie der Polizei-Beamte behauptet), er werde doch wieder nach Bornheim gehen. Vorladung den andern Tag — auf's Polizeiamt? Nein. auf's Polizeigefängniß. Dort wird ihm verkündigt, er müſſe 24 Stunden eingekerkert bleiben, zur Strafe, daß er geſagt, er werde dem Befehle, Bornheim zu meiden, nicht gehorchen. Das Urtheil ward auch ſogleich vollſtreckt. —

Ueber dieſes Verfahren tadelnd zu reden, iſt vielleicht ganz fruchtlos; denn an Orten, wo ſich Beamte ſolche ſchwere Verletzungen der perſönlichen Freiheit erlauben dürfen, da liegt die Wurzel des Uebels tief, und das Abſchneiden eines Zweiges deſſelben zerſtört den Giftbaum nicht. Die Juden von chriſtlichen Verſammlungen entfernt zu halten, um ſie gegen Beleidigungen zu ſchützen, iſt ein Mittel, das eben ſo unklug, als ungerecht iſt. Es iſt unklug, weil durch eine ſolche geſellige Excommunication die leidenſchaftliche Abneigung gegen die Juden nur genährt wird; es iſt ungerecht, weil man keinem Bürger ſeine geſetzliche Freiheit beſchränken darf, um ihn einer ungeſetzlichen Verfolgung zu entziehen. So weit betrifft dieſe Sache den „Juden", und wird daher bei manchem Leſer keine Theilnahme finden. Wenn aber Jemand, der ſich eine Polizeiübertretung hat zu Schulden kommen laſſen, ſtatt vor das Polizeigericht geladen, dort vernommen, und darauf nach Recht und Form verurtheilt zu werden, gleich auf's Gefängniß citirt, und ihm, ohne Vernehmung, ohne vorläufige Protokollführung, und ohne Richterſpruch, Kerkerſtrafe auferlegt wird, ſo liegt doch vielleicht etwas hierin, was auch das Gefühl der Judenhaſſer

Digitized by Google

empören kann. Und darum — ich komme immer darauf zurück — und darum haben wir das Fegefeuer der Franzosen ausgestanden, um nach der Erlösung nicht in's Paradies, sondern in die Hölle zu kommen. — 1819. —

— Die spanischen Granden haben das Recht, mit bedecktem Haupte vor dem Könige zu erscheinen. Daher kommt wahrscheinlich die auch an manchem deutschen Hofe herrschende Sitte: Den Kopf nicht sehen zu lassen.

— Friedrich der Große sagte: „Wenn ich eine Provinz züchtigen wollte, so würde ich ihr Gelehrte zu Beamten geben." Diese Ansicht des großen Königs ist in Deutschland noch stark herrschend, und die meisten Provinzen werden väterlich, das heißt von Ungelehrten regiert.

— Man würde mich steinigen, schreibt Amelot, wenn ich hundert herrlich blühende Familien nennen wollte, die alle ihre Größe der Verrätherei des Vaterlandes zu verdanken haben.

— So viel Tausend Vögel, sagt Fontenelle, sind schon in Netzen gefangen worden und werden noch täglich darin gefangen, keiner flieht die Stricke, die seinen Vorältern tödtlich waren. Das ist die wahre Geschichte des Verstandes der Menschen. Es steht immer wieder eine neue Welt auf, die eben so vernünftig sein will, als die alte; der Mensch wird nie durch alte, der Mensch wird nie durch Anderer Fehler klug. Er will es auf eigne Gefahr und Kosten werden.

— Die Erfahrung Anderer kann wohl dazu dienen, unsere eigene zu ordnen und in Regeln zu bringen; aber sie macht uns eben so wenig klüger, als wir satt werden von dem, was unser Nachbar gegessen hat. Wir glauben wohl Jedem gern, der uns sagt: morgen oder in zwanzig Jahren werde ein Komet erscheinen; aber wo Leidenschaften und Abneigungen sich einmischen, da wird eine Brille unsere falsche Ansicht nur vergrößern. Möchten sich dieses die Altklugen merken, und zur Belehrung der Unbesonnenen nicht immer Exempel auf Exempel häufen. Man lernt fremde Weisheit alsdann erst schätzen, wenn man ihrer nicht mehr bedarf.

Digitized by Google

Tagebuch.

I

Aus Mainz.

Lethargie und Erwachen. — Der Arzt für Gesunde. — Der Code Napoléon und der neue Gesetzbuchentwurf. — Kunstverein. — Veit und Rustige. — Theaterjammer. — Gasthausleben. — Die Volksschulen.

December.

Es ist Ihnen ebenso gut wie vielen Andern gewiß schon aufgefallen, daß Mainz, das alte, ehrwürdige, weltberühmte, an zwei Flüssen liegende Mainz bis jetzt so wenig von sich reden gemacht und das noch obendrein zu einer Zeit, wo die kleinsten Städte und Menschen die Organe der Presse so oft beschäftigen. Die Ursache davon lag aber darin, daß die alte, ehrwürdige, weltberühmte, an der Mündung des Mains in den Rhein liegende Gutenbergstadt bis jetzt alle Erscheinungen der Neuzeit theilnahmlos an sich vorübergehen ließ. Unter dem Schutze der trefflichsten Institutionen und unter einer Regierung, der man sich um so williger fügte, weil sie wenigstens das Gute bestehen ließ, erlag Mainz nachgerade einer Trägheit, die um so unverzeihlicher war, je rühriger sich die benachbarten Städte sowohl für das eigene Interesse als für die Kämpfe und Bestrebungen des gesammten Deutschlands zeigten. Die Mainzer bauten auf den alten Spruch: den Glücklichen gibt es Gott im Schlafe. Die Mainzer schliefen; aber der liebe Gott gab ihnen nichts. Mainz wurde von den benachbarten Städten im Handel, in Kunst und Wissenschaft weit überflügelt; aber das schlafsüchtige Mainz regte kaum die schwerfälligen Glieder. Es gähnte unwillig und schlief wieder ein. Nur ein gewaltiges, erschütterndes Ereigniß konnte die Mainzer aus der Schlaftrunkenheit retten. Dies Ereigniß trat ein. Man tastete seine Institutionen an, das letzte und theuerste Gut, ja, das einzige, das man bei uns wahrhaft schätzen gelernt hatte. Die Nachricht kam Allen so unerwartet, daß man nicht daran glauben wollte. Man fragte sich: Was mag die Regierung zu einem Schritte veranlassen, der nur dazu dienen

Digitized by Google

kann, unſer Mißtrauen gegen ſie zu erwecken und einen Groll in die Herzen zu ſtreuen, die ſich bis jetzt nur allzugenügſam gezeigt? Wir forderten ſo wenig Wohlthaten; wir zeigten, im Vergleich mit unſern übrigen Landsleuten, nicht die geringſte Begehrlichkeit; unſere Kammer war ſo ſtill und ergeben wie ein kindlich Gemüth; mit einem Wort: wir wollten von der Regierung kein neues Gut haben, warum will uns die Regierung unſer altes Gut nehmen? — Die Antwort auf dieſe Fragen war aber der neue Geſetzentwurf und die Aufregung, die jener Eingriff der Regierung in die wahrhaft in Fleiſch und Blut übergegangenen Geſetze hervorgebracht, iſt wirklich unbeſchreiblich. Was die Regierung zu jenem kühnen Wagſtück vermocht haben mag? Ich glaube, es ging ihr wie einem Arzte, der aus Mangel an Kranken die Geſunden noch geſunder machen will und ſie dadurch fieberiſch aufregt. Und wäre der neue Geſetzentwurf nur mit Talent und Umſicht redigirt! Aber alle Juriſten der diesſeitigen Provinz behaupten, die neuen Inſtitutionen hätten mehr Mangel an Geiſt als Ueberfluß an Geſchmack, und während der Code Napoléon an Genauigkeit und bündiger Kürze ein Muſterwerk aller Zeiten ſei, könne der Entwurf als ein Muſterwerk des Gegentheils dienen. Der Code Napoléon, behaupten ſie ferner, ſei durchaus nicht, wie man hier und dort wohl glaube, das Werk einer kurzen Zeit und weniger Gelehrten, er ſei vielmehr das herrliche Reſultat mehrerer Menſchenalter und der größten Potenzen unter den franzöſiſchen Rechtsgelehrten. Zum Codificiren gehöre mehr als ein Viertel-Dutzend deutſcher Profeſſoren, welche die Welt vor lauter Büchern nicht ſehen und vor lauter unfruchtbaren Theorien die fruchtbare Praxis nicht kennen.

Dem ſei übrigens wie ihm wolle, der neue Geſetzentwurf hat die Gemüther bewegt und jeden Rheinheſſen von der oberſten bis zur allerunterſten Volksſchichte zur beſtändigen Wachſamkeit, zur Wahrung ſeiner geiſtigen und materiellen Intereſſen und zur Abwehr aller ſeinem innern Weſen widerſtrebenden Elemente lebhaft aufgerüttelt. —

Ich möchte Ihnen nun auch etwas über unſer hieſiges Kunſtleben mittheilen; allein ich muß geſtehen, daß es mir ſchwer wird, hier einen Ausgangspunkt zu finden. Der hieſige Kunſtverein entbehrt der belebenden und befruchtenden Kräfte. Er hat die günſtigſten Gelegenheiten, die zu ſeinem Aufſchwunge ſich darboten, in ſeiner Schläfrigkeit vorübergehen laſſen und leider hat er noch immer nicht ſo viel Bewußtſein, um deshalb Reue zu empfinden. Veit war nämlich vor mehrern Jahren nicht abgeneigt, ſich hier niederzulaſſen und eine Schaar ſtrebſamer Kunſtjünger um ſich zu verſammeln. Es hätte nur eines leiſen Entgegenkommens von Seiten des Kunſtvereins bedurft, um den Meiſter an unſere Stadt zu feſſeln; die weiten öden Räume in unſerem Schloſſe wären durch die Schöpfungen einer jugendlich friſchen Kunſtſchule belebt worden und die Gutenbergſtadt, deren Lorbeer aus der Vergangenheit ziemlich abgewelkt, hätte wieder zu grünen begonnen; aber der Kunſtverein ſchwieg und Veit ſuchte ſich ein anderes Aſyl. Bald darauf ließ ſich der talentvolle Heinrich Ruſtige hier nieder. Er hielt um ein Atelier in dem von vielen Ratten- und Mäuſerepubliken belebten Schloſſe an und —

Digitized by Google

man würdigte ihn keiner Antwort. Der geistvolle Rustige verließ die Gutenbergstadt, um in Stuttgart Anregung und Anerkennung zu finden. Der Kunstverein sieht freilich seine innere Armuth ein; aber er stellt sich reich. Er gleicht dem edlen Don Renudo de Colibrados, der mit hungerigem Magen sich die Zähne stochert, damit die Leute glauben, er habe so eben die Freuden der Tafel verlassen. — Doch ich sehe, daß ich den hiesigen Kunstverein nicht bei seinem rechten Namen genannt habe; sein Taufname ist: Verein für Kunst und Literatur. Sie werden mich nun fragen, zu welchem Literaturcultus der Verein sich eigentlich vereinigt hat? Ich kann Ihnen nur antworten, daß ich in dem Kunstverein einmal einen langen Vortrag über die verschiedenen Beinbrüche gehört habe. Was aber die Kunst mit der Feldscheererei zu schaffen hat, kann ich Ihnen nicht sagen, da ich von der Chirurgie nichts verstehe.

Ich komme jetzt vom Regen in die Traufe, nämlich von unserem Kunstverein auf unser Stadttheater. Fürchten Sie nicht, daß ich mit deutscher Gründlichkeit von den deutschen Theaterverhältnissen im Allgemeinen ausgehen und dann von dem Mainzer Theater im Besondern sprechen werde. Wozu auch das abgedroschene Thema nochmals durchdreschen? Es gibt kein Heilmittel, das man unserer kranken Bühne nicht schon verschrieben hätte; aber so lange man nicht eine energische Radikalcur erfindet und anwendet, wird die edle Patientin immerfort hin kränkeln. Es gibt kaum ein deutsches Theater, in welchem nicht die Musen den Priestern derselben geopfert werden. Sollte Mainz eine Ausnahme machen? Wir haben hier eines der größten und leider auch der theuersten Schauspielhäuser in Deutschland; aber der große Umfang des Hauses dient nur dazu, daß die Kunst mehr Raum hat, sich zu verirren. Ein Director nach dem andern kommt und geht — unter; das hiesige Theater ist eine wahre Schlachtbank für die armen Directoren. Der jetzige Director, Herr Wilhelm Löwe, ist ein gebildeter Mann mit den besten Absichten; allein er steht in Gefahr, sein Vermögen zu verlieren, ohne an Ruhm zu gewinnen. Glauben Sie aber ja nicht, daß das hiesige Publicum der dramatischen Kunst gegenüber sich kalt erweist; im Gegentheil, das hiesige Theater ist im Verhältniß zu andern viel fleißiger besucht. Aber unser Publicum stellt seine Anforderungen im Verhältniß zur Größe des Hauses; es verlangt vom Director, daß er Kräfte herbeischaffe, die dem kolossalen Gebäude entsprechen. Unsere Theaterdirectoren müssen die Sünden büßen, die der Architekt dadurch begangen, daß er mehr Rücksicht auf seine Phantasie nahm, als auf die Mittel, die der nichts weniger als reichen Stadt zu Gebote stehen. Da es nun unmöglich ist, den kühnen Anforderungen des Publicums zu genügen, so entsagt dieses den Theaterfreuden und sucht sich in den Gasthäusern beim gefüllten Glase eine andere Zerstreuung.

Das Gasthofleben ist überhaupt ein Uebel, an welchem Mainz, so wie die meisten rheinischen Städte kränkeln. Das Gasthofleben läßt kein enggeschlossenes Familienleben aufkommen, und während die Männer in Weinhäusern Musterung über die verschiedenen Jahrgänge des Rebensaftes halten, ist die Frauenwelt genöthigt, sich zu Hause auf eigene Hand

Digitized by Google

zu zerſtreuen. Wenn man nun erwägt, wie viel Antheil an wahrer Bildung das Weib hat und nothwendig haben muß; wenn man erwägt, wie nur im Umgange mit Frauen ſich die rauhen Sitten abſchleifen, der wird es natürlich finden, daß die Durchſchnittsbildung der hieſigen Männer eine ziemlich niedere iſt; und wird es erklärlich finden, daß man hier ſowie überhaupt am Rhein den Beſtrebungen in unſerer Literatur ſolche geringe Theilnahme zuwendet, daß ein Buch oft hier noch unbekannt, wenn es in andern Gegenden Deutſchlands ſchon vergriffen iſt. Da nun die Männerwelt den höhern Intereſſen ſich unzugänglich zeigt, ſo wenden ſich Diejenigen, denen es um die Fortbildung des hieſigen Publicums oder um eigene Mittheilung zu thun iſt, gewöhnlich an die Frauen. So wird dieſen Winter Literatur- und Kirchengeſchichte für Frauen geleſen, und es zeigt ſich unter dieſen die größte Theilnahme. Ueberhaupt aber darf man den oben gerügten Mangel an Bildung nicht in dem Mangel an Sinn dafür ſuchen; der Rheinländer hat eine viel zu lebhafte Phantaſie, einen viel zu regen Geiſt, als daß er ſtumpf gegen das Beſſere ſein ſollte. Es kommt aber nur darauf an, welche Nahrung man ſeiner Phantaſie darbietet, auf welche Weiſe man ſich ſeines Geiſtes bemächtigt und welche Richtung man dieſem zu geben trachtet. Die Hauptübel, an denen unſer ſociales Leben leidet, ziehen ihren urſprünglichen Krankheitsſtoff aus den hieſigen Schulen. Dieſe ſind ſo bodenlos ſchlecht, daß die Aufmerkſamkeit der guten Mainzer wie gewöhnlich erſt allzuſpät darauf gelenkt wurde. Und nun, da es gilt, eine Radikalcur in Anwendung zu bringen, läßt man es vor der Hand auch nur bei der bloßen Velleität bewenden.

II.

Aus Prag.

Geſellſchaftliche Hungersnoth. — Die adeligen Kreiſe und die Bürgerreſſource. — Krankhafte Symptome. — Die beiden Regierungsarme. — Die Centralcaſſenanweiſung. — Die geſcheiterte Hypothekenbank. — Ständiſcher Actienplan zur Verpflegung der Arbeiterclaſſe.

Es gibt nicht jeden Monat einen Freiſtaat einzuverleiben und Wichtiges zu berichten und doch ſoll der Correſpondentenpflicht genügt, doch ſoll die Welt an das vereinſamte Prag erinnert, das noch immer erwartet, durch die projectirten Bahnlinien zu einem Hauptknoten des Bahnnetzes zu werden und zu hoher Bedeutung zu gelangen, einſtweilen aber beſcheiden mit der alten Unbedeutendheit ſich begnügen muß.

Zu verwundern iſt es, daß ſich erſt eine einzige engliſche Familie hier angeſiedelt hat, da doch dieſe die sequestrated places ſo beſonders lieben, und auf dieſen Vorzug haben wir den erſten Anſpruch, wenn auf einen. Wer ſo recht nach Herzensgelüſten und ſyſtematiſch ſich zu langweilen wünſcht, komme doch an den maleriſchen Moldauſtrand und wandle von der Steinbrücke nach der Kettenbrücke, von da nach dem Bahnhofe und wieder zurück, wie der große Reiſende von Stolpe, und er hat das öffentliche Leben Prags genoſſen in ſeiner Herrlichkeit, heute wie morgen, wie übermorgen und immerdar; das Theater mag er des Abends beſuchen,

Digitized by Google

um sich an Mittelmäßigkeiten zu ergötzen, um Gurli in „Marie Stuart" spielen zu sehen aus derselben Tasche, schwesterähnlich, um Tenore gurgeln zu hören, deren vier kaum einen halben wahrhaften wiegen.

Wehe dem armen Fremden, der, das Kainzeichen der Bürgerlichkeit auf der Stirne, sich etwa hieher verirrt, um Amusement zu suchen! Selbst ein literarischer Lion wird, einen langweiligen Theekessel ausgenommen, der hier für sein Album Jagd macht auf solches Wild, sich darauf beschränkt sehen, von Gasthof zu Gasthof zu schleichen, ohne je aufgenommen zu werden von den Armen gastfreundlicher Geselligkeit, denn diese ist uns eine wildfremde Person.

Außer den adeligen Kreisen, die eine Welt für sich bilden, streng abgeschlossen und hermetisch abgesperrt vom Bürgerthume, gibt es in bürgerlicher Sphäre keine Mäcene der Geselligkeit, Jedes lebt still spießbürgerlich abgeschlossen für sich; der von dem Handelsstande seit Jahren gebildete Ressourcevereein ist nur dem Spieler von Interesse; denn Karten und immer Karten und Würfel sind dort die tägliche Parole; die böhmische Bürgerressource ist bloße Arena für czechomanische Reitübungen: was Wunder also, wenn wir geistig Falliten werden, wenn unser geistiges Passivum das Activum weit übersteigt? Eine Stadt ohne öffentliches Leben, ohne Börse für freien Ideentausch, muß geistigen Bankerott machen; wir sehen es, wie einzelne Capitalisten uns verlassen, um in dem Bankbruche nicht mit unterzugehen, um nicht zu versumpfen. Alfred Meißner, der reich begabte Jüngling, verließ uns, verließ sein orthodox-conservatives Vaterhaus, das ihn seiner censurwidrigen Dichtungen wegen ausstieß, um sich freierem Schwunge hinzugeben. Dies Alles bildet eine ganz eigenthümliche Art öffentlicher Meinung heraus, die in manchen Dingen schädlicher ist, als die ungebundene und offen berechtigte. Man labt sich an jedem Journalartikel, der österreichische Zustände tadelnd bespricht, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, es genügt, daß Oesterreich geschimpft werde, um die hiesige Lesewelt — die beamtete Welt liest bekanntlich wenig Gedrucktes — zufrieden zu stellen. Was Robert Macaire in Paris den Cockney von London in Wuth und Harnisch brächte, ist uns — mich bitte ich auszunehmen — Labsal und Wonne; nur recht grob muß es sein. Welch' tiefe Krankheit verrathen solche Symptome! Similia similibus! würde Old Hahnemann ausrufen; doch unsere Staatsärzte sind strenge Allopathen und curiren gern dynamisch. Der neue Studienplan, an dem sie in Wien seit Jahren sessioniren, verspricht eben auch nicht viel.

„Da schickten sie mir einen Kapuziner, mit dem ich der Remonten wegen unterhandeln sollte", klagt Isolan — so auch wir, denn auch die geistigen Remonten unserer Jugend und Zukunft werden vom Krummstab besorgt.

Offenbar sind gegenwärtig zwei ganz verschiedene Richtungen unserer Regierungszügel bemerkbar; die finanzielle Regierungsbranche die Geldschaffende, die unentbehrliche, ist in vergleichsweise jüngern und kräftigen Händen, sie ist für den Fortschritt, denn nur auf dieser Bahn, das fühlt sich, kann der entfesselte Geist die träge Materie ins Schlepptau nehmen, nur auf dieser Bahn

Digitized by Google

kräftiget ſich das Gewerbe, der Verkehr, der Unternehmungsgeiſt; nimmt ſich auch dieſe Branche zuweilen was heraus, drückt man ihr gegenüber zuweilen auch ein Auge zu, weil man ſie braucht und ihres Endproductes, des Geldes, nicht entrathen kann, ſo iſt doch ihren Händen leider nur der materielleſte Theil der Regierung anheimgegeben, indeß die andere Hälfte des Geſpannes am Staatswagen noch ganz der alten Zeit, den hohen Geſchlechtern angehört, in ihren Geſtällen großgezogen iſt und daher die Widerſprüche in unſern Maßregeln, darum kommt die Staatscaroſſe nicht vorwärts und hat noch immer die alte deutſche Poſtſchnecke zum Vorbild.

Für Belebung des böhmiſchen Verkehrs wurde auf thätige Verwendung unſeres Handelsſtandes von der Finanzverwaltung Erſprießliches gethan, man geſtattete, daß die Wiener Bank hier ein Filiale errichte und den hieſigen Operationen verläufig zwei Millionen widme. — Daß man gleichzeitig für eine Million Gulden Centralcaſſenanweiſungen hier auszugeben geſtattete, welche auf ſechs Monate geſtellt, die Zinſen zu 3 Procent im Voraus discontiren, war eine ganz kluge praktiſche Maßregel, doch hat man ſie — etwas allzupathetiſch — als einen Gnadenact bezeichnet. Der Staat macht eine ſchwebende Schuld zu drei Procent Zinſen, ohne Opfer, das iſt, denk' ich, gleich vortheilhaft für den Staat, wie für den Privaten, drum iſt da nichts zu loben und zu preiſen, wohl aber das Praktiſche, das Geſunde der Maßregel vollkommen anzuerkennen. Dagegen hat der andere Regierungsarm die von böhmiſchen Ständen gemachten Anträge zurückgewieſen, nicht ſowohl der Anträge als der Stände wegen. Zu bedauern iſt es, daß die Stände ſich früher unfruchtbarer Formen wegen ſo oppoſitionell geſtellt, ſtatt durch praktiſche Anträge die öffentliche Meinung und den Boden für ſich zu gewinnen, welcher nun ganz verloren ſcheint. Die beantragte Hypothekenbank käme wohl zu Stande, weil die Regierung das Bedürfniß einer ſolchen wohl anerkannte, leider aber haben die Mängel des Entwurfs manchen Anhaltepunkt für ablehnenden Beſcheid geboten. Ein weiterer Antrag, große Gebäude zur Unterbringung der arbeitenden Claſſe und ihrer Verpflegung auf Actien zu errichten, wobei die Stände als Corporation ſich betheiligen wollten, ward abgewieſen — weil es nicht räthlich ſei, die arbeitende Claſſe zu centraliſiren — und weil eine Actiengeſellſchaft eine „Geſellſchaft, die auf Gewinn ausgehe, der armen arbeitenden Claſſe gegenüber, eine unmoraliſche Tendenz verrathe", und doch war die Tendenz ausgeſprochen, den Arbeitern wohlfeile Wohnung, Wärme, Nahrung, Beleuchtung, zu ermöglichen, zugleich für gemeinſame Wartung der Kinder und ihren Unterricht zu ſorgen. Strenge Pflicht iſt es übrigens, zu verkünden, daß dieſer leider zurückgeworfene Antrag urſprünglich von demſelben Standesherrn ausging, welcher ſich in Nr. 37 d. Bl. ſo ſchroff und irrſam gegen die Steuererleichterung des Bauers ausſprach; daß der Menſch bald warm bald kalt zu blaſen verſtehe, beſprach ſchon die Fabel, der Räthſel größtes iſt ja der Menſch. — w —

Digitized by Google

III.

Aus Berlin.

Nüancen eines Concertpublicums. — Mahadöh von Truhn. — Antonia di Mendi. — Zauberflöte. — Erhöhte Eintrittspreise.

Das eleganteſte Concert dieſes Winters veranſtaltete Hieronymus Truhn am 20. December im Saale des Schauſpielhauſes. Laſſen Sie mich zuerſt einige Worte über das Publicum verlieren, doch bitte ich dieſen Ausdruck nicht im ſchlimmſten Sinne zu nehmen. Auch das Publicum hat ein Recht beſprochen zu werden, denn wenn Künſtler einen feſten Preis beſtimmen, für den ſie gehört und geſehen werden können; ſo bezahlt ein Theil der Anweſenden denſelben, um nun auch an jenem Rechte, wenigſtens an der zweiten Hälfte deſſelben Theil zu nehmen. So kommt es denn, daß die Crême unſerer Geſellſchaft nie das Vergnügen genießt, unverfälſcht und unvermiſcht, in einem öffentlichen Locale beiſammen zu ſein; denn ach die Crême bezahlt nicht gerne mehr, als die Uebrigen und ſie kennen jenes berühmte und doch lügenhafte Wort Caspars in der Wolfsſchlucht: Umſonſt iſt der Tod! (Sterben iſt hier theuerer denn Leben). — In den erſten Reihen ſitzen alſo hier die muſikaliſchen Notabilitäten der höchſten Zirkel. Hier liſpelt man ein göttliches Engliſch, man wirft ſich piquante franzöſiſche Brocken zu, ja man vergißt ſich und ſpricht zuweilen ein triviales deutſches Wort, arme Stiefmutterſprache der Vornehmen, hier ſehen Sie die feinſten und reinſten Glacéhandſchuhe, auf den Wangen etwas Schminke, aber mitten darunter ein Paar weiße Schultern von der höchſten plaſtiſchen Vollendung, die ihren ergebenſten Feuilletoniſten zu aſtronomiſchen Beobachtungen anſpornten, die leider von Zeit zu Zeit durch das ſchwarze Gewölk eines Sammtſhawls unterbrochen wurden. Hier wäre im eigentlichſten Sinne des Worts: ein Fraunhofer, nöthig geweſen. — Etwas weiter ſtellt ſich der hohe Beamte, der Militair ein; der Berliner Banquier und Fabrikant, der über Alles, nur nicht über ſeine Geſchäftsverhältniſſe ſpricht, folgt zunächſt. In dieſer Region ſpuken ſchon Freibillets, an die Crême der Literatur und Kunſt verſandt. Dann kommt ein geheimnißvolles Gemiſch von alten räthſelhaften Herren, jungen Offizieren und Rechtskundigen nebſt Polizeibefliſſenen in Civil untermiſcht mit Ehehälften und Töchtern. Garnirt iſt der hintere Theil des Saales mit jungen Componiſten und Muſikern, zu ſpät gekommenen und ſtehen gebliebenen Individuen und einigen Pleitegeyern. (Ein ornithologiſcher Ausdruck, den Sie ſich an der hieſigen Börſe erklären laſſen mögen.)

Alle dieſe Elemente hatten ſich nun vereinigt, um das nach engliſchem Geſchmack arrangirte Concert Truhn's zu hören. Eine Concertballade von der Compoſition des Concertgebers bildete den Mittelpunkt des erſten Theiles: Mahadöh, dieſe claſſiſche Ballade Goethes, für Solo, Chor und Orcheſter eingerichtet. Die Arbeit ſelbſt, obſchon durch und durch geiſtreich und muſikaliſch auf eigenen Füßen ſtehend, befriedigte nicht das Gros der Anweſenden, da das Werk auch wirklich den Fehler hat, erſt bei einer Recapitulation in der Reflexion größeren Genuß zu gewähren. Der Componiſt wirkt zu ſehr durch den Chor und ſtellt den

Digitized by Google

Solisten dadurch in den Hintergrund; das will dem Laien nicht einleuchten, aber es sind dadurch viele Momente gewonnen, wo instrumentale Schilderungen der Situation, ja des Seelenlebens sich hinter den Singstimmen aufbauen. Madame Viardot-Garcia und ihre reizende Cousine Antonie de Mendi, von der ich Ihnen schon vor Wochen geschrieben, hatten ihre Mitwirkung zugesagt und so war denn durch die Letztere der eigentliche Magnet gegeben, um die Berliner, die nicht allein neugierig wie die Nachtigallen, sondern auch neugierig auf Nachtigallen sind, noch einmal in Masse zu einem Concertbesuch zu verleiten. Was soll ich Ihnen von dem Wundergesang der Viardot und der schlanken Taille Antoniens, was von den spanischen Nationalliedern und den vier muthwilligen Augen schreiben, was von dem Jubelgeschrei des jungen Berlins, das bis zur langen Brücke gellte, wo der große Kurfürst zu Roß sitzt und seine langen ehernen Locken unmuthig geschüttelt haben soll. Ernst, der erste deutsche Violinist, spielte drei Romanzen. Wer kann sich satt hören an der hohen Qualität seines Tones, an dieser Poesie des Vortrages?

Der erste Feiertag brachte die Zauberflöte, die nach langem Schlummer aus den Schränken für Partituren wieder hervorgeholt war, um die Zahl der drei neuen deutschen Opern, die gesetzmäßig jährlich einstudirt werden müssen, zu completiren. Der schrecklichste alte Decorationsplunder war auf die Leine gehängt, sämmtliche Priestergewänder ausgewaschen, dem Papageno ein neues Habit gemacht (das alte speisen die Motten), die egyptischen Priestertrommeten mit Kreide geputzt, die Partie der Königin der Nacht um eine Terz transponirt, die brauchbarsten Stimmen aus dem Chor für die weiblichen Rollen ausgesucht und nun mit Gott spielt und singt! Wie man es gemacht hat, weiß ich nicht, aber mit Hülfe des Dirigenten, Kapellmeister Henning, war es gelungen, die Oper um eine halbe Stunde länger spielen zu lassen. Sie können sich wohl vorstellen, daß durch diesen Umstand die Weisheitslehren Sarastro's uns desto tiefer eingeprägt wurden, die Munterkeit Papageno's hingegen ein wenig an Frische verlor und an Länglichkeit gewann. Doch was thut das? Der Weihnachtsmarkt ist so schlecht gewesen, daß man sich nicht wundern darf, wenn selbst die Tempi in so kritischer Zeit langsamer werden. Nur die Opernpreise behalten ihren guten Muth. Die Actien und die Thermometer fallen, Letztere steht 6 Grad Reaumur unter Null; die Opernpreise aber steigen bei einer alten Oper ohne großes Orchester, Tanz, Aufzüge, neue Decorationen und ausgezeichnete Gäste. Geht das so weiter, so wird man die Gastrollen der Mad. Viardot, die am Dienstag mit der Rosine im Barbier beginnen, nicht mehr bezahlen können. Fabelhafte ganz undeutsche Gerüchte von drei Thalern, von einem — wage ich es auszuschreiben? — Ducaten, circuliren und lassen die Gemüther der Theaterbesucher erbeben. Z. Z.

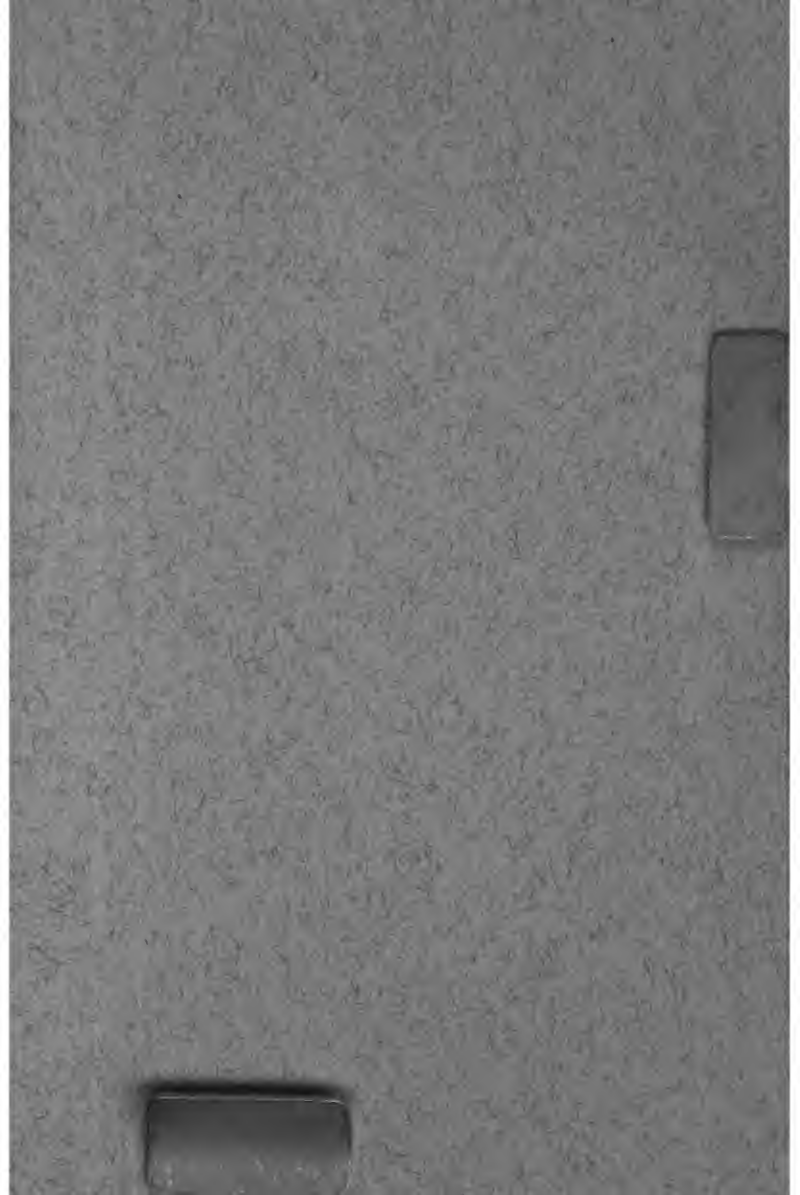
IV.

Notizen.

— Die meisten Redactionen deutscher Blätter haben sicherlich einen gelinden Schreck empfunden, als sie die gestrige Nummer des Journal

Digitized by Google

des Débats (17. December) in die Hand nahmen. Darin beginnt nämlich ein Artikel folgender Gestalt: *L'organe officiel du gouvernement autrichien* très vivement préoccupé et presque surpris de l'effet qu'a produit le coup d'Etat dont la république de Cracovie vient d'être la victime, publie les deux articles suivant . . . . Nun folgen vier enggedruckte Spalten aus dem „officiellen Organ der österreichischen Regierung". Wie viele Redactoren mögen nun nach dem österreichischen Beobachter und nach der Wiener Hofzeitung gegriffen haben, ganz erschrocken, daß ihnen diese zwei wichtigen Artikel so völlig entgangen sind. Beruhigen Sie sich, meine Herren! Das officielle Journal des österreichischen Gouvernements ist kein anderes, als unsere wohlbekannte Nachbarin — die Deutsche allgemeine Zeitung (Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig) — und zwar sind die beiden Artikel (der eine in Nr. 331, der andere in Nr. 333) des Brockhausischen Blattes nicht etwa von der Donau oder aus Wien datirt, was vielleicht der Vermuthung Raum geben könnte, es seien halbofficielle Mittheilungen; vielmehr steht bei beiden die Vorzeichnung: „Aus Leipzig" — „Aus Norddeutschland", wodurch sie sich von vornherein als von der Redaction ausgehende leitende Artikel kund geben, wie denn Professor Bülau gleich von Anfang an die Sache der drei Mächte in einer Reihe von Artikeln durch politische und staatsrechtliche Argumente rechtfertigte. Hr. Professor Bülau, wie conservativ sein Liberalismus auch immer sein mag, ist doch zweifelsohne ebenso wenig ein Instrument Oesterreichs als die Deutschkatholikenfreundliche „Deutsche Allgemeine" ein „organ officiel" Oesterreichs ist. Ist es nun Malice, was das Journal des Débats zu dieser Bezeichnung greifen ließ? Oder ist das Blatt des Hrn. Armand Bertin selber mystificirt worden? Wir unsern Theils glauben das Letztere. Es ist nämlich eine Thatsache, daß von den Pariſern Redacteurs en chef, sowie von jenen Unterredacteurs, die eigens mit der Zusammensetzung des Journals beauftragt sind, kein einziger Deutsch versteht. Ja, auf den meisten Büreaus befindet sich nicht einmal ein Uebersetzer für Artikel aus dem Deutschen; nur der Courrier français, die Démocratie pacifique und der Corsare satan, für welche drei Blätter der Elsasser A. Weill thätig ist, machen hiervon eine Ausnahme; die meisten Blätter beziehen ihren Bedarf entweder aus einer zu diesem Behufe eingerichteten Uebersetzungsfabrik oder aus den Händen einzelner Zuträger. Unter Letztern befinden sich mehrere Polen, die der deutschen Sprache mächtig sind und die auch das Französische besser schreiben, als die gewöhnlichen Uebersetzer. Leicht möglich, daß ein Pole, um eine Widerlegung der Bülau'schen Artikel in dem ministeriellen Blatte zu erhalten, die erwähnten Artikel als officielle ausgegeben hat. In der That kommen die Debats gleich in der nächsten Nummer (18. December) auf die zwei pseudo-officiellen Actenstücke zurück und ergießen sich in einer langen Polemik gegen die Principien derselben.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google